Die
Sklavenkarawane

The University of Michigan

Max Kade German House

Karl May's Gesammelte Werke

Band 41

Die Sklavenkarawane

Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

Die Sklavenkarawane

Erzählung aus dem Sudan

von

Karl May

83. bis 94. Tausend
— Volksausgabe —

Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

S38
M465
191-

Inhalt

	Seite
Erstes Kapitel. Der „Vater der vier Augen"	1
Zweites Kapitel. Eine Dschelaba	27
Drittes Kapitel. An der „Quelle des Löwen"	40
Viertes Kapitel. Abu el Mot	76
Fünftes Kapitel. Gerichtsbarkeit am Nil	114
Sechstes Kapitel. Schwarze Pläne	140
Siebentes Kapitel. Der Sklaverei entronnen	194
Achtes Kapitel. Ein neuer Gefährte	233
Neuntes Kapitel. Erzählung des Elefantenjägers	268
Zehntes Kapitel. In Sklavenfesseln	293
Elftes Kapitel. Verbündete	333
Zwölftes Kapitel. Die Verfolgung des Sklavenhändlers	382
Dreizehntes Kapitel. Kanonendonner	414
Vierzehntes Kapitel. An der Nilpferd-Maijeh	456
Fünfzehntes Kapitel. Gefährliche Abenteuer	502
Sechzehntes Kapitel. Der Entscheidung entgegen	559
Siebzehntes Kapitel. Die Schlucht der Suren	584
Achtzehntes Kapitel. Vergeltung	606

Das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen bleibt vorbehalten

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Erstes Kapitel.

Der „Vater der vier Augen".

Haï es ſala" — rief der fromme Schech el dſchemali, der Anführer der Karawane — „auf zum Gebet! El Asr iſt da, die Zeit der Kniebeuge, drei Stunden nach Mittag!"

Die Männer kamen herbei, warfen ſich auf den ſonnendurchglühten Boden nieder, ließen den Sand durch die Hände gleiten und rieben ſich damit an Stelle des fehlenden, zur vorgeſchriebenen Waſchung nötigen Waſſers ſanft gegen die Wangen. Dabei ſprachen ſie laut die Worte der Fathha, der erſten Sure des Korans: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrſchet am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen und zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führeſt den rechten Weg, den Weg derer, die ſich deiner Gnade freuen, und nicht den Weg derer, über die du zürneſt, und nicht den der Irrenden!"

Die Betenden knieten ſämtlich in der Kibbla, das heißt mit dem Geſicht nach der Gegend von Mekka gerichtet. Sie fuhren unter fortgeſetzten Verbeugungen fort, ſich mit dem Sande zu waſchen, bis der Schech ſich erhob und ihnen damit das Zeichen gab, daß die gottesdienſtliche

Handlung zu Ende sei. Das Gesetz gestattet dem Reisenden, in der wasserarmen Wüste die bei den täglichen Gebeten stattzuhabende Reinigung mit Hilfe des Sandes bildlich vorzunehmen, und diese Milde verstößt keineswegs gegen die Anschauung des Wüstenbewohners. Er nennt die Wüste Bahr bala moïje lakin miljan nukat er raml — das Meer ohne Wasser, aber voller Sandtropfen, und vergleicht also den Sand der endlos scheinenden Einöde mit den Wassern des ebenso unendlich sich darstellenden Meeres.

Freilich war es nicht die große Sahara, auch nicht die mit ihren welligen Sandhügeln einer bewegten See gleichende Hammada, wo sich die kleine Karawane befand, aber ein Stück Wüste war es doch, das rundum vor dem Auge lag, so weit dieses nur zu blicken vermochte. Sand, Sand und nichts als Sand! Kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Grashalm war zu sehen. Dazu strahlte die Sonne wahrhaftig glühend vom Himmel hernieder, und es gab nirgends Schatten als hinter der zerklüfteten, zackigen Felsengruppe, die sich aus der Sandebene erhob und den Ruinen einer alten Zwingburg glich.

In diesem Schatten hatte die Karawane seit einer Stunde vor Mittag bis jetzt gelagert, um den Kamelen während der heißesten Tagesstunden Ruhe zu gönnen. Nun war die Zeit des Asr vorüber, und man wollte aufbrechen. Der Moslem und ganz besonders der Bewohner der Wüste tritt seine Reisen überhaupt fast stets zur Stunde des Asr an. Nur die Not kann ihn veranlassen, davon eine Ausnahme zu machen, und wenn dann die Wanderung nicht den gehofften günstigen Verlauf nimmt, so schiebt er sicher die Schuld auf den Umstand, daß er nicht zur glückverheißenden Stunde aufgebrochen sei.

grad
3174
6-22-04

Die Karawane war nicht groß. Sie bestand aus nur sechs Personen mit ebenso vielen Reit- und fünf Lastkamelen. Fünf von den Männern waren Homr-Araber, die als übertrieben strenggläubige Muselmanen bekannt sind. Daß dieser Ruf ein wohlverdienter sei, zeigte sich jetzt nach dem Gebet; denn, als die fünf sich erhoben hatten und sich zu ihren Tieren begaben, murmelte der Schech den andern leise zu: „Allah jenahrl el kelb, el nusrani — Gott verderbe den Hund, den Christen!"

Dabei warf er einen verborgenen, bösen Blick auf den sechsten Mann, der hart am Felsen saß und damit beschäftigt war, einen kleinen Vogel auszubalgen.

Dieser Mann hatte nicht die scharfgeschnittenen Gesichtszüge und die Glutaugen der Araber, auch nicht ihre schmächtige Gestalt. Als er sah, daß sie aufbrechen wollten, und sich nun erhob, zeigte sich seine Figur so hoch, stark und breitschulterig wie die eines preußischen Gardekürassiers. Sein Haar war blond, ebenso der dichte Vollbart, der sein Gesicht umschloß. Seine Augen waren von blauer Farbe und seine Gesichtszüge von einer im Morgenland ungewöhnlichen Weichheit.

Er war genau so wie seine arabischen Gesellschafter gekleidet; das heißt, er trug einen hellen Burnus mit über den Kopf gezogener Kapuze. Doch, als er sein Kamel jetzt bestieg und sich dabei der Burnus vorn öffnete, war zu sehen, daß er hohe Wasserstiefel anhatte, eine gewiß seltene Erscheinung hier in dieser Gegend. Aus seinem Gürtel blickten die Griffe zweier Revolver und eines Messers, und an dem Sattel hingen zwei Gewehre, ein leichteres zur Tötung von Vögeln und ein schwereres zur Erlegung größerer Tiere, beide aber Hinterlader. Vor den Augen trug er eine Schutzbrille.

„Reiten wir jetzt weiter?“ fragte er den Schech el dschemali in der Mundart von Kahira (Kairo).

„Ja, wenn es dem Abu 'l arba ijun gefällig ist,“ antwortete der Araber.

Seine Worte waren höflich: aber er bemühte sich vergeblich, seinem Gesicht dabei einen freundlichen Ausdruck zu geben. Abu 'l arba ijun bedeutet „Vater der vier Augen“. Der Araber liebt es, andern und zumal Fremden, deren Namen er nicht aussprechen und sich nicht gut merken kann, eine Bezeichnung zu geben, welche sich auf irgend einen ihm auffälligen Umstand oder auf eine in die Augen springende Eigenschaft beziehen, die der Betreffende besitzt. Hier war es die Brille, welcher der Reisende den sonderbaren Namen verdankte.

Diese Namen beginnen gewöhnlich mit Abu oder Ben und Ibn, mit Omm oder Bent, das heißt mit Vater oder Sohn, Mutter oder Tochter. So gibt es Namen wie Vater des Säbels — ein tapferer Mann, Sohn des Verstandes — ein kluger Jüngling, Mutter des Kuskussu — eine Frau, welche diese Speise gut zuzubereiten versteht, Tochter des Gespräches — ein klatschhaftes Mädchen. Auch in andern, nicht orientalischen Ländern hat man eine ähnliche Gewohnheit, so zum Beispiel in den Vereinigten Staaten bezüglich des Wortes Old. Old Firehand, Old Shatterhand, Old Coon sind dort bekannte Namen berühmter Präriejäger.

„Wann werden wir den Bahr el Abiad[1]) erreichen?“ erkundigte sich der Fremde.

„Morgen, noch vor dem Einbruch des Abends.“

„Und Faschodah?“

„Zu derselben Zeit, denn wenn Allah will, so wer-

[1]) Westlicher Hauptarm des Nil.

den wir gerade an der Stelle, wo diese Stadt liegt, auf den Fluß stoßen."

„Das ist gut! Ich kenne diese Gegend nicht genau. Hoffentlich wißt ihr besser Bescheid als ich und werdet euch nicht verirren!"

„Die Beni-Homr verirren sich nie. Sie kennen das ganze Land zwischen der Dschesirah[1]), Sennar und dem Lande Wadai. Der ‚Vater der vier Augen' braucht keine Sorge zu haben."

Er sprach diese Worte in einem sehr selbstbewußten Ton aus und warf aber dabei einen heimlichen, höhnischen Blick auf seine Gefährten, der dem Fremden, wenn er ihn gesehen hätte, wohl verdächtig vorgekommen wäre. Dieser Blick sagte mit größter Deutlichkeit, daß der Reisende weder den Nil noch Faschodah erreichen solle.

„Und wo übernachten wir heute?" fragte der Fremde weiter.

„Am Bir Aslan[2]), den wir eine Stunde nach dem Moghreb[3]) erreichen werden."

„Dieser Name hat keinen beruhigenden Klang. Wird der Brunnen durch Löwen unsicher gemacht?"

„Jetzt nicht mehr. Aber vor vielen Jahren hatte sich der ‚Herr mit dem dicken Kopfe'[4]) samt seiner Frau und seinen Kindern da niedergelassen. Es fielen ihm viele Menschen und Tiere zum Opfer, und alle Krieger und Jäger, welche auszogen, um ihn zu töten, kamen mit zerrissenen Gliedern zurück oder wurden gar von ihm gefressen. Allah verdamme seine Seele und die Seelen aller seiner Vorfahren und Nachkommen! Da kam ein fremder Mann aus Frankhistan, der wickelte ein Gift in ein Stück Fleisch und brachte es in die Nähe des Brunnens.

---

[1]) Insel. — [2]) Brunnen des Löwen. — [3]) Viertes Tagesgebet beim Untergang der Sonne. — [4]) Arabische Bezeichnung des Löwen.

Am andern Tage lag der Fresser tot am Wasser. Sein Weib war darüber so erschrocken, daß sie mit ihren Kindern davonzog, wohin, das erfuhr man nicht, doch Allah weiß es. Möge sie mit ihren Söhnen und Töchtern im Elend erstickt sein! Seit jener Zeit hat es nie wieder einen Löwen an diesem Brunnen gegeben, aber den Namen hat er behalten."

Der arabische Bewohner der Wüste spricht in einem so schlechten Ton nur dann von einem Löwen, wenn dieser nicht mehr lebt und ihm also keinen Schaden mehr bereiten kann. Einem lebenden Löwen gegenüber aber hütet er sich, solche beleidigende Ausdrücke oder gar Verwünschungen zu gebrauchen. Er vermeidet es sogar, das Wort Saba, Löwe, zu gebrauchen, und wenn er sich dessen je bedient, so spricht er es nur flüsternd aus, damit das Raubtier es nicht hören könne. Er meint, der Löwe höre das Wort stundenweit und komme herbei, sobald es ausgesprochen wird.

Wie die Negervölker des Sudan, so sind auch viele Araber der Ansicht, daß im Löwen die Seele irgend eines verstorbenen Schechs stecke. Darum dulden sie seine Räubereien lange Zeit, bis er zu große Opfer von ihnen fordert. Dann ziehen sie in Masse aus, um ihn zu vernichten, wobei sie den Kampf durch hochtrabende Reden, die sie ihm halten, einleiten.

Während der kühne europäische Jäger sich nicht scheut, dem Löwen allein gegenüber zu treten, während er das fürchterliche Raubtier sogar am liebsten des Nachts an der Tränke aufsucht, um es mit der sicheren Kugel zu erlegen, hält der Araber das nicht nur für eine außerordentliche Kühnheit, sondern geradezu für Wahnsinn. Hat der Löwe die Herden eines arabischen Duar[1])

[1]) Zeltdorf.

ſo gelichtet, daß den Leuten endlich doch die Geduld vergeht, ſo machen ſich alle wehrfähigen Leute auf, ihn zu erlegen. Das geſchieht natürlich am hellen Tag. Man rüſtet ſich mit allen möglichen Waffen, ſogar mit Steinen, betet die heilige Fathha und rückt dem Löwen vor ſein Lager, das ſich gewöhnlich zwiſchen Felſen befindet, die von dornigem Geſtrüpp umgeben ſind.

Nun beginnt einer, der ſich durch beſondere Sprachgewandtheit auszeichnet, dem Tier in höflichen Ausdrücken mitzuteilen, daß man wünſcht, es möge die Gegend verlaſſen und die Rinder, Kamele und Schafe eines andern Dorfes verſpeiſen. Das iſt natürlich ohne Erfolg. Es wird ihm der Beſchluß der Dorfälteſten nun in dringenderer, ernſterer Weiſe zu Gehör gebracht — ebenſo umſonſt. Darauf erklärt der Sprecher, daß man jetzt gezwungen ſei, gewaltſame Maßregeln zu ergreifen, und man beginnt, ſo lange mit Steinen nach dem Dickicht zu werfen, bis der aus ſeinem Tagesſchlummer aufgeſcheuchte Löwe erſcheint, indem er ſtolz und majeſtätiſch hinter den Felſen und aus dem Geſtrüpp hervortritt. In dieſem Augenblick ſchwirren alle Pfeile, ſauſen alle Wurfſpeere und krachen alle Flinten. Dabei ertönt ein fürchterliches Schreien und Heulen.

Keiner hat ſich Zeit genommen, richtig zu zielen. Die meiſten Geſchoſſe gehen an dem Tier vorüber; nur einige treffen, indem ſie ihn leicht verwunden. Da ſprühen ſeine Augen Feuer — ein Sprung, und er hat einen der Jäger unter ſich liegen. Wieder krachen die Schüſſe. Der Löwe, jetzt ſchwerer verwundet, holt ſich noch ein zweites, ein drittes Opfer, bis er von den Geſchoſſen, von denen meiſt keins wirklich tödlich traf, ganz durchlöchert tot zuſammenbricht.

Nun aber iſt es aus mit der Unterwürfigkeit, womit

er vorher angeredet wurde, denn er ist tot und kann keine Beleidigung mehr rächen. Man wirft sich auf ihn; man tritt ihn mit Füßen und schlägt ihn mit Fäusten; man speit ihn an und besudelt sein Andenken, seine Vorfahren und Verwandten mit Schimpfworten, von denen die arabische Sprache einen fast unerschöpflichen Schatz besitzt.

Der Fremde lächelte ein wenig über den Bericht des Schechs. Es war ein Lächeln, das bekundete, daß er sich gewiß nicht von dem „Herrn mit dem dicken Kopfe" und seiner Familie hätte „auffressen" lassen.

Diese kurze Unterhaltung hatte stattgefunden, während man aufbrach. Dies geschieht nicht so leicht, wie der Europäer denken mag. Hat man Pferde als Reittiere, nun, so steigt man einfach in den Sattel und reitet davon. Bei den Kamelen aber ist es anders, besonders bei den Lastkamelen. Diese sind keineswegs die geduldigen Tiere, als die sie in zahlreichen Büchern beschrieben werden. Sie sind vielmehr faul, bösartig und heimtückisch, ganz abgesehen von ihrer natürlichen Häßlichkeit und dem unangenehmen Geruch, den sie verbreiten. Dieser letztere ist so widerlich, daß Pferde sich weigern, eine Nacht neben Kamelen zuzubringen. Das „Schiff der Wüste" ist ein bissiges Vieh; es schlägt vorn und hinten aus, hat keine Anhänglichkeit und besitzt eine Unverträglichkeit, die nur von seiner Rachsucht noch übertroffen wird. Es gibt Tiere, denen sich kein Europäer nahen darf, ohne in Gefahr zu geraten, gebissen oder unter die Füße getreten zu werden.

Wahr ist's freilich, daß das Kamel sehr genügsam und ausdauernd ist, aber die außerordentlichen Leistungen, von denen man in dieser Beziehung gefabelt hat, beruhen auf Uebertreibung. Kein Kamel vermag län-

ger als drei Tage zu dürsten. So lange hält der Wasservorrat seines Magens aus, nicht länger. Wird es nach dieser Zeit nicht getränkt, so legt es sich nieder und ist selbst durch die grausamste Behandlung nicht wieder auf die Beine zu bringen. Es bleibt liegen, um zu verschmachten.

Ebenso ist es eine Unwahrheit, daß der Beduine, wenn ihm das Wasser ausgeht, sein Leben rettet, indem er sein Kamel ersticht, um das in dessen Magen befindliche Wasser zu trinken. Der Magen eines geschlachteten Kamels enthält kein Wasser, sondern eine blutwarme, dicke, mit Futterresten vermischte und schlimmer als ein Düngerhaufen nach allen möglichen Ammoniumsalzen riechende, dem Inhalt unserer Senkgruben ähnliche Jauche. Selbst ein Mensch, der vor Durst im Verschmachten liegt, wird keinen Schluck dieses entsetzlichen Zeuges trinken können.

Die schlechten Eigenschaften des Kamels zeigen sich während der Reise besonders nach der Ruhezeit, wenn es wieder beladen werden soll. Da wehrt es sich nach Leibeskräften mit dem Maul und den Beinen; da stöhnt und röchelt, da ächzt und brüllt es aus Leibeskräften. Dazu kommt dann das Zanken, Schreien und Fluchen der Männer, die an ihm und der Ladung herumzerren. Es gibt das stets eine Szene, daß man davonlaufen möchte.

Von etwas edlerem Charakter sind die Reitkamele, Hedschin genannt. Es gibt da Tiere, die mit Recht sehr teuer bezahlt werden. Man hat für ein graues Bischarihnhedschin zehntausend Mark bezahlen sehen.

Der Sattel des Lastkamels ist ein dachförmiges Gestell mit erhöhten Giebeln, die den vordern und hintern Sattelknopf bilden. Er wird Hauiah genannt. Da-

gegen heißt der Sattel des ſchlanken, hohen Hedſchin Machlufah. Er iſt ſo eingerichtet, daß der Reiter in eine bequeme Vertiefung zu ſitzen kommt, ſo daß er die beiden Beine vor dem vordern Sattelknopf auf dem Hals des Kamels kreuzt. Wenn der Reiter aufſteigt, muß das Kamel am Boden liegen. Kaum hat er mit der Hand den Sattel berührt, ſo ſchnellt das Kamel erſt hinten und dann vorn empor, ſo daß der Mann erſt nach vorn und dann wieder nach hinten geworfen wird. Er muß ſich mit aller Sorgfalt im Gleichgewicht halten, um nicht abgeſchleudert zu werden.

Iſt das Kamel dann einmal im Gang, ſo hat allerdings ſelbſt das Laſttier einen ſo ſteten und ausgiebigen Schritt, daß man mit ihm leicht verhältnismäßig große Strecken zurücklegt.

Die Beni-Homr hatten genug zu tun, den Kamelen die Laſten wieder aufzuſchnallen. Während das geſchah, war der Fremde auf ſein Hedſchin geſtiegen und langſam vorausgeritten. Er kannte zwar die Gegend nicht, wußte aber die Richtung, wohin er ſich zu wenden hatte.

„Dieſer Hund hat ſich nicht bewegt, während wir beteten," ſtieß der Schech grimmig hervor. „Er hat weder die Hände gefaltet noch die Lippen bewegt. Möge er im tiefſten Loch der Dſchehenna[1]) braten!"

„Warum haſt du ihn nicht längſt dahin geſchickt!" brummte einer ſeiner Leute.

„Wenn du das nicht begreifſt, ſo hat Allah dir kein Gehirn gegeben; haſt du denn nicht die Waffen dieſes Chriſten geſehen? Haſt du nicht bemerkt, daß er mit jeder kleinen Piſtole, deren er zwei hat, ſechsmal ſchießen kann, ohne zu laden? Und in ſeinen Flinten hat er

[1]) Hölle.

vier Schüsse. Das macht zusammen sechzehn; wir aber sind nur fünf Personen."

„So müssen wir ihn töten, während er schläft."

„Nein, ich bin ein Krieger, aber kein Feigling. Ich töte keinen Schlafenden. Aber gegen sechzehn Kugeln können wir nichts machen, und darum habe ich Abu el Mot[1]) gesagt, daß wir heute den Bir Aslan erreichen werden. Dort mag er tun, was ihm gefällt, und wir werden mit ihm teilen."

„Wenn es etwas gibt, was des Teilens wert ist! Was hat dieser Christ denn bei sich? Häute von Tieren und Vögeln, die er ausstopfen will, Flaschen voller Schlangen, Molche und Skorpionen, mit denen Allah ihn braten möge! Ferner Blumen, Blätter und Gräser, die er zwischen Papier zerquetscht. Ich glaube, er bekommt zuweilen den Besuch des Schetan[2]), den er mit diesen Dingen füttern will."

„Und ich glaube, daß du wirklich den Verstand verloren hast. Oder hast du noch nie welchen gehabt! Warst du denn taub, als dieser Ungläubige uns erklärte, was er mit diesen Sachen machen will?"

„Ich kann das alles nicht gebrauchen, und also habe ich nicht acht gegeben, als er davon sprach."

„Aber was eine Medresse[3]) ist, das weißt du?"

„Ja, ich habe davon gehört."

„Nun, an so einer Medresse ist er Lehrer. Er unterrichtet von allen Pflanzen und Tieren der Erde und ist zu uns gekommen, um unsre Gewächse und Tiere mit heim zu nehmen und seinen Schülern zu zeigen. Auch will er große Kisten und Körbe voll davon seinem Sultan schenken, der besondere Häuser[4]) hat, worin derglei-chen Dinge aufbewahrt werden."

---

[1]) Vater des Todes — [2]) Teufel. [3]) Universität. — [4]) Museen.

„Was aber kann das uns nützen?“

„Sehr viel! Weit mehr, als du denkst. Einem Sultan darf man doch nur kostbare Geschenke machen; also müssen die Tiere und Pflanzen, die dieser Giaur[1]) bei uns geholt hat, in seinem Lande sehr hohen Wert besitzen. Siehst du das nicht ein?“

„Ja, Allah und du, ihr beide erleuchtet mich,“ spottete der Mann.

„Ich habe darum daran gedacht, sie ihm abzunehmen und dann nach Chartum zu verkaufen. Man könnte dort einen guten Preis erzielen. Und hast du ferner nicht beobachtet, was er noch weiter bei sich hat?“

„Ja, eine ganze Ladung von Stoffen und Zeugen, Glasperlen und andern Gegenständen, mit denen man bei den Negern viel Elfenbein und viele Sklaven eintauschen könnte.“

„Und weiter!“

„Weiter weiß ich nichts.“

„Weil deine Augen verdunkelt sind. Sind seine Waffen, seine Ringe, seine Uhr nichts wert? Und dann hat er ein Ledertäschchen unter seiner Weste. Ich sah, als er es einmal öffnete, große Papiere darin mit fremder Schrift und einem Stempel. Ich habe einmal in Chartum bei einem reichen Kaufmann so ein Papier gesehen und da erfuhr ich, daß man sehr, sehr viel Geld bekommt, wenn man dieses Papier demjenigen gibt, dessen Namen darauf geschrieben steht. Diese Papiere werde ich bei der Teilung beanspruchen, dazu seine Waffen, seine Uhr und alles, was er bei sich trägt, auch die Kamellast mit den Zeugen und Tauschsachen. Wir werden dadurch reich werden. Das andre alles, die Kamele

[1]) Ungläubiger.

mit der Sammlung der Tiere und Pflanzen aber wird Abu el Mot bekommen."

„Wird er damit einverstanden sein?"

„Ja, er ist bereits darauf eingegangen und hat mir sein Wort gegeben."

„Und wird er gewiß kommen? Heute ist der letzte Tag. Der Giaur hat uns gemietet, ihn auf unsern Kamelen nach Faschodah zu bringen. Kommen wir morgen dort an, so ist es aus mit unserm Plan, denn er wird ohne uns weiter reisen."

„Er wird nicht dort ankommen," sagte der Schech mit düsterer Betonung. „Ich bin überzeugt, daß Abu el Mot uns auf dem Fuße folgt. Heute in der Nacht, kurz vor dem Morgengrauen, soll der Ueberfall geschehen. Zwei Stunden nach Mitternacht soll ich sechshundert Schritte weit gerade westwärts von dem Brunnen gehen und den Alten dort finden."

„Davon hast du uns noch nichts gesagt. Wenn ihr euch in dieser Weise besprochen habt, so kommt er sicherlich, und die Beute wird unser. Wir sind Beni Arab, wohnen in der Wüste und leben von ihr. Alles, was auf ihr lebt, ist unser Eigentum, also auch dieser räudige Giaur, der sich nicht einmal mit verneigt, wenn wir zu Allah beten."

Damit hatte er die allgemeine Ansicht der Wüstenbewohner ausgesprochen, die den Raub für ein so ritterliches Gewerbe halten, daß sie sich dessen sogar öffentlich rühmen.

Während dieses Gesprächs hatten sie ihre Tiere in Bewegung gesetzt, um dem Fremden nachzufolgen. Als sie ihn erreichten, ahnte er nicht, daß sein Tod eine von ihnen fest beschlossene Sache sei. Er hatte seine Aufmerksamkeit nicht auf sie, sondern auf einen ganz andern

Gegenstand gerichtet. Plötzlich rief er seinem Kamel ein lautes „Khe khe!“ zu, das Zeichen zum Anhalten und Niederknien. Es gehorchte; er stieg aus dem Sattel und griff nach seinem Gewehr.

„Allah!“ rief der Schech. „Gibt es einen Feind?“ Dabei blickte er sich ängstlich nach allen Seiten um.

„Nein,“ antwortete der Reisende, indem er in die Luft deutete, „es gilt nur einem dieser Vögel.“

Die Araber folgten mit ihren Augen seinem Fingerzeig. „Das ist ein Hedj mit seiner Frau,“ sagte der Schech. „Gibt es ihn nicht auch in Eurem Land?“

„Ja, aber von einer andern Art. Er wird bei uns Weihe, Corvus, genannt. Ich will auch einen Hedj haben.“

„Du willst ihn schießen?“

„Ja.“

„Das ist unmöglich, das bringt kein Mensch fertig, mit dem besten Gewehr nicht!“

„Wollen sehen!“ lächelte der Fremde.

Die beiden Weihen waren der Karawane nach Art der Raubvögel gefolgt, immer gerade über ihr schwebend. Sie senkten sich jetzt, als die Reiter hielten, langsam weiter nieder, indem sie hintereinander einen regelmäßigen Kreis beschrieben. Der Fremde setzte die Brille zurecht, stellte sich mit dem Rücken gegen die Sonne, um nicht geblendet zu werden, zielte einige Sekunden lang, mit der Mündung des Hinterladers dem Flug der Vögel folgend, und drückte ab.

Das voranfliegende Männchen zuckte, legte die Flügel zusammen, spannte sie wieder auf, aber nur für wenige Augenblicke, dann konnte er sich nicht mehr in der Luft erhalten; er stürzte zur Erde nieder. Der Fremde eilte der Stelle zu, wo der Vogel lag, hob ihn auf und

betrachtete ihn. Die Araber kamen herbei, nahmen ihm den Hedj aus der Hand und unterſuchten dieſen.

„Allah akbar — Gott iſt groß!“ rief der Schech erſtaunt, „du hatteſt eine Kugel geladen?“

„Ja, eine kleine Kugel, keinen Schrot.“

„Und ihn doch getroffen!“

„Wie du ſiehſt! Das Geſchoß iſt ihm in die Bruſt gedrungen, mitten in das Leben, was freilich nur Zufall iſt; aber auf den Leib hatte ich doch gezielt. Es freut mich, daß der Schuß ſo gut gelungen iſt, denn ſo iſt der Balg ganz unverletzt.“

„Einen Hedj zu ſchießen, mit einer Kugel, aus ſolcher Höhe! Und ihn auch an dieſer Stelle zu treffen! Effendi, du biſt ein ausgezeichneter Schütze; bei uns verſtehen die Lehrer an den Medreſſen nicht zu ſchießen. Wo haſt du das gelernt?“

„Auf der Jagd.“

„So haſt du ſchon früher ſolche Vögel gejagt?“

„Vögel, Bären, wilde Pferde, wilde Büffel und viele andre Tiere.“

„Gibt es die in deinem Vaterland?“

„Nur die erſteren. Die letzteren ſchoß ich in einem andern Weltteil, welcher Amerika heißt.“

„Von dieſem Land habe ich noch nichts gehört. Sollen wir den Hedj in das Gepäck ſtecken?“

„Ja. Ich werde ihn heute abend am Lagerfeuer abbalgen, wenn es überhaupt ein Feuer geben wird.“

„Es gibt eins, denn an dem Bir Aslan wachſen viele und dichte Sträucher.“

„So hebt ihn bis dahin auf! Es iſt das Männchen, welches wertvoller als das Weibchen iſt.“

„Ja, es iſt das Männchen; auch ich kenne es. Seine Witwe iſt davon geflogen und wird um ihn trauern und

klagen, bis ein andrer Hedj sie tröstet. Allah sorgt für alle Geschöpfe, selbst für den kleinsten Vogel, am allerbesten aber für die Dijur ed djiane[1]), die er jährlich in sein Paradies aufnimmt, wenn sie von uns gehen."

Dieser Glaube ist in Aegypten viel verbreitet. Der gewöhnliche Mann weiß nicht, daß die Schwalben, die er eigentlich „Snunut" nennt, ihre wirkliche Heimat in Europa haben und nur während unsrer Winterszeit nach Süden gehen. Da sie im Frühling verschwinden, ohne daß er erfährt, wohin, so erklärt er sich, wohl meist auch infolge ihres traulichen, menschenfreundlichen Wesens, diese Erscheinung in der Weise, daß er annimmt, sie fliegen nach dem Paradies, um bei Allah zu nisten und ihm die Gebete der Gläubigen vorzuzwitschern.

Nachdem der unterbrochene Ritt fortgesetzt worden war, sah man nach einiger Zeit einzelne kahle Berge, die sich im Süden und Norden der eingeschlagenen Richtung erhoben. Dies gab dem Fremden Veranlassung, auch nach rückwärts zu blicken. Sein Auge blieb an einigen winzig kleinen Punkten hangen, die dort scheinbar unbeweglich in der Luft schwebten. Er zog sein Fernrohr aus der Satteltasche und beobachtete sie einige Zeit. Dann schob er das Rohr wieder in die Tasche zurück und fragte: „Ist der Weg, den wir reiten, ein vielbesuchter Handelsweg?"

„Nein," antwortete der Schech. „Wenn wir den Karawanenweg hätten einschlagen wollen, so hätten wir einen Bogen reiten müssen, auf dem uns zwei Tage verloren gegangen wären."

„Hier ist also keine Karawane zu erwarten?"

„Nein, weil es in der trockenen Jahreszeit auf dem

---

[1]) „Vögel des Paradieses." = Schwalben.

Pfad, den wir ritten, kein Waſſer gibt. Das unſrige iſt bereits zur Neige gegangen. Die Schläuche ſind leer."

„Aber am Bir Aslan werden wir ſicher welches finden?"

„Ganz gewiß, Effendi."

„Hm! Sonderbar!"

Er machte dabei ein ſo bedenkliches Geſicht, daß der Schech ihn fragte: „Woran denkſt du, Herr? Gibt es etwas, was dir nicht gefällt?"

„Ja. Du behaupteſt, daß wir uns auf keinem Karawanenweg befinden, und doch reiten hinter uns Leute."

„Hinter uns? Unmöglich! Dann müßten wir ſie ja ſehen!"

„Das iſt nicht notwendig."

„Wie kannſt du es dann für ſo gewiß behaupten?"

„Weil ich zwar nicht ſie, aber doch ihre Spur ſehe."

„Effendi, du ſcherzeſt!" meinte der Schech in überlegenem Ton.

„O nein. Es iſt im Gegenteil mein vollſtändiger Ernſt."

„Wie iſt es einem Menſchen möglich, die Darb und Ethar[1]) von Perſonen zu ſehen, welche hinter ihm reiten!"

„Du denkſt nur an die Spuren, die durch die Füße der Menſchen und die Hufe der Tiere dem Sand eingedrückt werden. Aber es gibt auch Spuren, die ſich in der Luft befinden."

„In der Luft? Allah akbar — Gott iſt groß; er kann alles, denn ihm iſt alles möglich. Aber daß er uns erlaubt hat, Spuren in der Luft zurückzulaſſen, davon habe ich noch nichts gehört." Er muſterte den Fremden

[1]) Spuren, Fährten.

mit einem Blick, als ob er ihn nicht für ganz zurechnungsfähig halte.

„Und doch ist es so. Die Spuren sind da. Man muß nur Augen für sie haben. Denk an den Hedj, den ich geschossen habe!"

„Was hat er mit den Darb und Ethar zu tun?"

„Sehr viel, denn er selbst konnte unter Umständen die Ethar von uns sein. Hast du ihn schon bemerkt, bevor ich ihn schoß?"

„Ja. Das Pärchen folgte uns seit dem Morgen. Und als wir am Stein ruhten, schwebte es immer über uns. Der Hedj hält sich, wenn er kein andres Futter findet, zu den Kamelen, um dann alles, was die Reiter während der Ruhe beim Essen fallen lassen, aufzuzehren. Auch lauert er auf die Vögel, auf die Madenhacker, die den Karawanen folgen, um den Tieren das Ungeziefer abzulesen."

„Also du gibst zu, daß an der Stelle, worüber der Hedj schwebt, sich eine Karawane befindet?"

„Ja."

„Nun, da hinter uns fliegt ein zweites Paar, zu welchem sich jetzt unser verwitwetes Weibchen gesellt hat. Siehst du sie?"

Der Schech blickte rückwärts. Seinen scharfen, wohlgeübten Augen konnten die Vögel nicht entgehen. „Ja, ich sehe sie," antwortete er.

„Dort muß eine Karawane sein?"

„Wahrscheinlich."

„Und doch befinden wir uns auf keinem Weg. Das hast du selbst gesagt. Die hinter uns reitenden Leute folgen unsren Spuren."

„Sie werden den Weg nicht kennen und sich also an unsre Fährten halten."

„Eine Karawane hat stets einen Schech el dschemali und auch noch andre Männer bei sich, die den Weg genau kennen."

„Aber der beste Khabir[1]) kann sich einmal verirren!"

„In der großen Sahara, ja, aber nicht hier in dieser Gegend, südlich von Dar Fur, wo von einer wirklichen Wüste streng genommen gar nicht die Rede sein kann. Der Schech der Karawane, die hinter uns kommt, kennt die Gegend ebenso gut wie du; er muß sie kennen. Wenn er trotzdem vom Karawanenweg abgewichen ist, um uns zu folgen, so hat er es auf uns abgesehen."

„Auf uns abgesehen!. Effendi, welch ein Gedanke! Du denkst doch nicht etwa, daß diese Leute zu einer..." Er sprach das Wort nicht aus. Er hatte Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Daß sie zu einer Gum[2]) gehören, wolltest du wohl sagen?" fuhr der Fremde fort. „Ja, das ist meine Meinung."

„Allah kerihm — Gott ist gnädig! Welch ein Gedanke, Effendi! Hier in dieser Gegend gibt es keine Gum. Die ist nur im Norden von Dar Fur zu suchen."

„Pah! Ich traue diesen Leuten nicht! Warum folgen sie uns?"

„Sie folgen uns, aber verfolgen wollen sie uns nicht. Können sie nicht denselben Zweck haben wie wir?"

„Den Weg abzukürzen? Das ist freilich möglich."

„Das ist nicht nur möglich, sondern es wird wirklich sein. Mein Herz ist fern davon, Befürchtungen zu hegen. Ich kenne diese Gegend und weiß, daß man hier so sicher ist wie im Schoß des Propheten, den Allah segnen wolle."

Der Fremde warf ihm einen forschenden Blick zu,

[1]) Führer. — [2]) Raubkarawane.

der dem Schech nicht gefallen wollte, denn er fragte: „Warum blickst du mich an?“

„Ich sah dir in die Augen, um in deiner Seele zu lesen.“

„Und was findest du darin? Doch die Wahrheit?“

„Nein.“

„Allah! Was denn? Etwa die Lüge?“

„Ja.“

Da griff der Schech nach dem Messer, das in seinem Gürtel steckte, und rief: „Weißt du, daß du soeben eine Beleidigung ausgesprochen hast? So etwas darf ein braver und tapferer Ben Arab nicht dulden!“

Das Gesicht des Fremden hatte plötzlich einen ganz andern Ausdruck bekommen. Es schien, als ob die Züge schärfer, gespannter geworden seien. Es glitt ein stolzes Lächeln über sein männlich schönes Gesicht, und er sagte in fast wegwerfendem Ton: „Laß das Messer stecken! Du kennst mich nicht. Ich vertrage es nicht, wenn ein andrer mit der Hand am Messer von Beleidigung spricht. Läßt du die Klinge sehen, so erschieße ich euch binnen einer Minute!“

Der Schech nahm die Hand vom Gürtel. Er war ebenso zornig wie verlegen und antwortete: „Soll ich es mir gefallen lassen, daß du mich der Lüge zeihst?“

„Ja, denn ich habe wahr gesprochen. Erst machte mich die uns folgende Karawane besorgt, jetzt aber traue ich auch dir nicht mehr.“

„Warum?“

„Weil du die Gum, wenn es eine ist, gegen mich verteidigst und dir Mühe gibst, mich in Sicherheit zu lullen.“

„Allah yah fedak — Gott schütze dich, Effendi, denn

deine Gedanken gehen irr. Was gehen mich die Leute an, welche hinter uns kommen!"

„Sehr viel, wie es scheint, sonst hättest du es nicht unternommen, das Mißtrauen, das ich gegen sie hege, durch eine Unwahrheit zu zerstreuen. Behaupteteſt du nicht, dieſe Gegend ſei ſo ſicher wie der Schoß des Propheten?"

„Ja, und ſo iſt es auch."

„Das ſagſt du, weil du weißt, daß ich ein Fremder bin. Du biſt der Ueberzeugung, daß ich die Verhältniſſe des Landes nicht kenne. Ja, ſeine Reitpfade ſind mir unbekannt, obwohl ich ſie mit Hilfe meiner Karten wahrſcheinlich ohne deine Hilfe auch finden würde, aber das übrige kenne ich jedenfalls beſſer als du. In meiner Heimat gibt es Bücher und Bilder über alle Länder und Völker der Welt. Durch dieſe lernt man die Völker genau kennen. So weiß ich auch ganz gewiß, daß man hier keineswegs ſo ſicher iſt wie im Schoß des Propheten. Hier iſt viel, viel Blut gefloſſen. Hier, wo wir uns befinden, haben Nuehr-, Schilluk- und Denkavölker miteinander geſtritten. Hier ſind die Dſchuhr und Luoh, die Tuitſch, die Bahr, Eliab und Kiétſch, die Abgalang, die Agehr, Abugo und Dongiol aufeinander getroffen, um ſich zu ermorden, zu zerfleiſchen und auch gar wohl — aufzufreſſen."

Der Schech war ganz ſtarr vor Erſtaunen. „Effendi," rief er von ſeinem Kamel herüber, „das weißt du, dieſe Völker kennſt du, ſie alle!"

„Ja, genauer jedenfalls als du! Und ich weiß auch noch mehr. Ich weiß, daß gerade da, wo wir jetzt reiten, zu nächtlicher Zeit ſich die entſetzliche Ghaſuah[1]) vorüberſchleppt, um dem Paſcha zu entgehen, der in Faſchodah

[1]) Sklavenraubzug.

ein Auge auf die Sklavenjäger hat. Da ist mancher arme Schwarze ermattet niedergesunken und durch einen Hieb, eine Kugel für immer stumm gemacht worden. Unten am Mokren el Bohur werden die Aermsten aus den Schiffen geladen und quer über das Land geschafft, um oberhalb Faschodahs wieder eingeladen und vor Chartum verkauft zu werden. Da hat mancher seinen letzten Seufzer ausgehaucht; mancher hat hier den Todesschrei in die finstre Nacht hinausschallen lassen. Und das nennst du eine Gegend, die man mit dem Schoß des Propheten vergleichen kann? Ist es möglich, eine größere Lüge auszusprechen?"

Der Schech blickte finster vor sich nieder. Er fühlte sich geschlagen und durfte es doch nicht eingestehen. Darum antwortete er nach einigen Augenblicken: „An die Ghasuah dachte ich nicht, Effendi. Ich dachte nur an dich und daran, daß du hier sicher bist. Du befindest dich in unserm Schutz, und ich möchte den sehen, der es wagen wollte, ein Haar auf deinem Haupte zu krümmen!"

„Ereifere dich nicht! Ich sehe klar und weiß genau, was ich zu denken habe. Sprich nicht von Schutz! Ich habe euch gemietet, damit ihr meine Sachen auf euren Kamelen nach Faschodah bringen möchtet; auf euern Schutz aber habe ich nicht gerechnet. Ihr selbst bedürft vielleicht des Schutzes mehr als ich."

„Wir?"

„Ja. Hast du vielleicht die Schillukneger gezählt, welche die Leute deines Stammes hier raubten und als Sklaven nach Dar Fur brachten? Besteht etwa nicht deshalb ein unersättlicher Haß, ja eine Blutrache zwischen euch und ihnen? Befinden wir uns jetzt nicht auf dem Gebiet der Schilluk, die, wenn sie euch sähen, sofort über euch herfallen würden? Warum habt ihr den Karawa-

nenweg verlassen und mich durch einsame Gegenden gebracht? Um den Weg abzukürzen, wie du vorhin sagtest? Nein, sondern um nicht auf die Schilluk zu treffen. Vielleicht gibt es auch noch einen andern Grund."

„Welchen?" fragte der Schech, der sich durchschaut sah, ziemlich kleinlaut.

„Den, mich hier umzubringen."

„Allah, Wallah, Tallah! Welche Gedanken werden in deiner Seele laut!"

„Du selber bist schuld daran. Denke an die Karawane, welche uns folgt! Es ist vielleicht die Gum, die mich überfallen soll. Es gelüstet euch nach meiner Habe, die ihr nicht erhalten könnt, so lange ich lebe. Auf eurem Gebiet könnt ihr mich nicht töten, der Verantwortung wegen, die euch sicherlich nicht erspart bleiben würde. Darum führt ihr mich durch unwegsame Gegenden nach dem einsamen Bir Aslan, wo die Tat geschehen soll, ohne daß ein Zeuge die Mörder verraten kann. Findet man dann meine Leiche, so geschah der Mord auf dem Gebiet der Schilluk und wird diesen zur Last gelegt. Auf diese Weise habt ihr dann zwei Vorteile zugleich erreicht, nämlich meine Habe und die Rache an den Schilluk."

Er hatte das so gleichmütig, ja sogar freundlich gesagt, als ob es sich um etwas ganz Alltägliches und Angenehmes handle. Seine Worte machten einen ungeheuren Eindruck auf die Araber. Nach ihren Waffen zu greifen, wagten sie nicht. Was waren ihre langen Feuersteinflinten gegen seine Waffen! In dieser Beziehung war er, der einzelne, ihnen überlegen. Aber sie mußten doch etwas tun, um sich den Anschein zu geben, als ob sie sich durch seine Anklage ganz unschuldig beleidigt fühlten. Darum hielten sie ihre Kamele an und erklärten,

daß sie keinen Schritt weiterreiten, sondern die Lasten abladen und heimkehren würden.

Der Fremde lachte laut auf. „Das werdet ihr nicht tun," meinte er. „Wie wollt ihr ohne Wasser zurückkehren? Ihr müßt unbedingt nach dem Brunnen des Löwen. Uebrigens habe ich euch mit Absicht nicht vorher bezahlt. Ihr sollt erst in Faschodah euer Geld erhalten, und wenn ihr mich nicht bis dorthin bringt, so bekommt ihr keinen einzigen Piaster. Was meinen Verdacht betrifft, so habe ich ihn ehrlich ausgesprochen, um euch zu beweisen, daß ich euch nicht fürchte. Ich habe es mit weit schlimmeren Gesellen zu tun gehabt, als ihr seid, und es ist euch gar nichts als der kleine Fehler vorzuwerfen, daß ihr mich nicht kennt. Ist meine Vermutung falsch, so bitte ich euch um Verzeihung. Aus Erkenntlichkeit werde ich in Faschodah ein Rind schlachten lassen und es unter euch allein verteilen. Und zu der Bezahlung, die wir für eure Dienste festgesetzt haben, werde ich ein Backschisch fügen, das ihr zum Schmuck eurer Frauen und Töchter verwenden könnt."

Sie wußten ja genau, daß er den kommenden Morgen nicht erleben werde. Um ihn jedoch sicher zu machen, erklärten sie, ihn weiterbegleiten zu wollen, wenn er seinen Verdacht fallen lasse und sein Versprechen zu halten beabsichtige. Er war damit einverstanden, bewies aber schon im nächsten Augenblick, daß sein Mißtrauen noch fortbestehe, denn er ritt von jetzt an als letzter in der Reihe, während er sich bisher mit dem Schech stets an der Spitze befunden hatte.

Sie taten, als ob sie das nicht beachteten, aber einige Zeit, nachdem der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, stellte sich der Schech so, als ob er dem jetzt an seiner Seite reitenden Homr die Gegend erklärte; er

deutete mit dem erhobenen Arm bald nach vorn, bald nach rechts oder links, sagte aber dabei in verbissenem Ton: „Dieser Hund ist weit klüger, als wir glaubten. Er kennt dieses ganze Land, alle seine Bewohner und auch alle Ereignisse, die hier geschehen sind."

„Und hat alles, was wir beabsichtigen, ganz genau erraten," fügte der andre hinzu. „Möge der Schetan ihn beim Schopf nehmen!"

„Am liebsten möchte ich das tun!"

„Wer verwehrt es dir? Kann nicht einer von uns zurückbleiben und ihm von hinten eine Kugel ins Herz jagen?"

„Versuche es! Das beste wäre es. Wir brauchten nicht bis früh zu warten und hätten die Beute nicht mit Abu el Mot zu teilen. Seine Leiche ließen wir liegen, ritten nach dem Brunnen, füllten unsre Schläuche und kehrten während der Nacht zurück. Morgen wären wir schon weit von hier, und kein Mensch wüßte, wessen Kugel den Hund getroffen hat."

„Soll ich ihn erschießen?"

„Ich wollte nicht, daß er von uns getötet werde; nun er uns aber das Gesicht in solcher Weise schamrot gemacht hat, mag er von deiner Kugel sterben."

„Was erhalte ich dafür?"

„Die goldene Kette an seiner Uhr."

„Natürlich außer dem Beuteanteil, der überhaupt auf mich kommt?"

„Natürlich."

„So mag es geschehen. Ich drücke das Gewehr so nahe hinter ihm ab, daß ihm die Kugel zur Brust herauskommt."

Er hielt sein Kamel an und stieg ab; dann schnallte er an dem Sattelgurt herum, als ob dieser sich gelockert

habe. Die andern ritten an ihm vorüber. Der Fremde aber hielt bei ihm an und sagte in freundlich mahnendem Ton: „Du mußt dir merken, daß man das stets vor dem Aufbruch tut. Durch das Absteigen verminderst du unsere Eile. Folge uns also, wenn du fertig bist, schnell nach. Dein Tüfenk[1]) ist fast unter das Kamel geraten; es könnte leicht zerbrochen werden, und ich will es lieber einstweilen an mich nehmen."

Er langte von seinem hohen Sitz mit dem Metrek[2]) herab, steckte ihn unter den Riemen der am Sattelknopf hängenden Flinte und hob sie zu sich herauf. Dann ritt er lächelnd weiter.

Der Araber machte ein unbeschreiblich enttäuschtes Gesicht. Die Flinte war fort und eine Pistole hatte er nicht. Ein Ueberfall mit dem Messer vom hohen Kamelsattel aus war aber ganz unmöglich. „Ob er es ahnt, dieser Sohn und Enkel des Teufels!" knirschte er. „Dieser Versuch ist mißglückt; aber bald wird es Nacht. Dann sieht er es nicht, wenn man auf ihn zielt, und ich kann ihn doch noch erschießen, ehe wir den Brunnen erreichen."

Er folgte, nachdem er wieder aufgestiegen war, den Vorangerittenen. Als er an dem Fremden vorüberkam, reichte ihm dieser die Flinte mit den Worten zurück: „Der Feuerstein ist ja zerbrochen und ausgefallen. Du kannst also heute nicht schießen. Morgen aber werde ich dir einen neuen geben. Ich habe welche im Gepäck."

---

[1]) Flinte. — [2]) Stock zum Leiten des Kamels.

Zweites Kapitel.

Eine Dſchelaba.

Es war klar, daß der Fremde den Stein herausgeſchraubt hatte. Der Schech erkannte abermals, daß er durchſchaut ſei, und brannte nun förmlich darauf, dem Giaur die tödliche Kugel geben zu laſſen oder auch ſelbſt zu geben. Dieſer aber ritt mit dem gleichmütigſten Geſicht hinterdrein, doch hatte er das eine Gewehr, das vorher am Sattelknopf hing, ſchußbereit in der Hand und beobachtete jede Bewegung ſeiner Begleiter mit ſcharfem Auge.

Die Zeit verging, und das Land wurde hügelig. Eine wenn auch unbedeutende Höhenkette zog ſich hier von Norden nach Süden und brachte einige Abwechſlung in das Landſchaftsbild. Als ſie durchquert war, kamen die Reiter wieder in die Ebene, wo ſpärliches Gras geſtanden hatte, das aber von der Sonne vollſtändig verſengt war. Mehr und mehr neigte ſich dieſe dem Horizont zu. Als ſie ihn erreichte, hielt der Schech ſein Tier an und rief im Ton eines Muezzin: „Haï es ſala — auf zum Gebet! Die Sonne taucht in das Meer des Sandes, und die Zeit des Moghreb iſt gekommen!“

Sie ſtiegen alle ab und beteten in der bereits beſchriebenen Weiſe. Fünfmal täglich hat der Moslem ſeine Andacht zu verrichten und ſich dabei zu waſchen,

mag er sich zu Hause oder sonstwo befinden. Diese Gebete sind: el Fagr früh beim Aufgang der Sonne, el Deghri um die Mittagszeit, el Asr drei Stunden später, die Aufbruchszeit aller strenggläubigen Reisenden, el Moghreb beim Sonnenuntergang und endlich el Aschia eine Stunde später.

Es versteht sich, daß diese Zeiten nicht stets und überall streng eingehalten werden, und je weiter die abendländische Kultur im Osten vorschreitet, desto schwerer wird es dem Muselman, diesen Vorschriften Folge zu leisten.

Als die Fathha gesprochen worden war, stiegen alle wieder auf, und der Ritt wurde fortgesetzt. Der Fremde war im Sattel geblieben. Es war ihm nicht zuzumuten, an ihrem Gebet teilzunehmen oder auch nur nach europäischer Sitte durch Entblößung des Hauptes ein Zeichen der Ehrfurcht zu geben. Er hätte sich damit entehrt, da der Mohammedaner es für eine Schande hält, den Kopf unbedeckt sehen zu lassen. Nur allein der Mezaijin[1]) hat das Vorrecht, den Anblick frommer, kahl geschorener Schädel, auf denen nur die mittelste Locke stehen bleiben darf, zu genießen. Diese Locke ist für den Muselman sehr notwendig, weil ihn, wenn er auf dem Pfade strauchelt, der nach dem Tod in das Paradies führt und der nur so breit ist wie die Schärfe eines Rasiermessers, der Engel Gabriel bei diesem Haarschopf faßt, um ihn festzuhalten und nicht in die Hölle hinabstürzen zu lassen.

Wenn die Sonne in südlichen Gegenden hinter dem Horizont verschwunden ist, so tritt die Nacht sehr schnell herein. Eine Dämmerung wie bei uns ist dort unbekannt. Darum trieb Abu 'l arba ijun, der Vater der vier Augen, die Araber jetzt zu größerer Eile an. Noch

[1]) Barbier.

waren sie nicht weit gekommen, so sahen sie einen kleinen Reiterzug von Norden her sich in spitzem Winkel auf ihre Richtung zu bewegen. Es war eine Dschelaba, eine Handelskarawane, und zwar eine der anspruchlosesten, ja ärmlichsten Art.

Die acht Männer, aus denen sie bestand, saßen nicht etwa auf stolzen Rossen, auf hohen, langbeinigen Hedschins oder wenigstens auf gewöhnlichen, billigen Lastkamelen, o nein, sondern sie hingen in den verschiedensten und keineswegs erhabenen Stellungen auf jener Art von Tieren, deren Abbild früher faulen Schuljungen als abschreckende Auszeichnung auf Holz gemalt um den Hals gehängt wurde — auf Eseln.

Der Zug glich also keiner jener großen, aus mehreren hundert Kamelen bestehenden Handelskarawanen, welche die Mittelmeerstaaten mit den großen Oasen der Sahara verbinden; es war vielmehr eine echt sudanesische Dschelaba, deren Anblick meist geeignet ist, Mitleid zu erwecken. Diese Handelszüge entstehen folgendermaßen: Der Sudanese ist kein Freund der Arbeit und Anstrengung. Hat er sich als Matrose, als Diener oder in irgend einer andern leichten und vorübergehenden Stellung einige Mariatherestataler verdient, so wird er Handelsherr, welcher schöne Beruf ihm am meisten zusagt. Dazu ist vor allem andern der Ankauf eines Esels notwendig, der nur einen Teil des Kapitals verschlingt. Dann müssen zwei Gurab, lederne Säcke, angeschafft werden, welche die Handelsartikel aufzunehmen haben und auf der Reise zu beiden Seiten des Esels am Sattel hängen. Und drittens werden die im Lande gangbarsten Waren, durch die der Handelsherr Millionär werden will, eingekauft. Diese bestehen in Khol, der bekannten Augenschwärze, in kleinen Stücken Rindstalg, mit denen

sich die Stutzer des Sudans die Adonisgestalt einschmieren, um ein glänzendes Aussehen zu erhalten, in ebenso kleinen Salzwürfeln, die in Gegenden, wo es kein Salz gibt, eine sehr gesuchte und gut bezahlte Ware bilden, in einigen Stecknadeln, dem höchsten Schatz der Negerinnen, in wohlriechenden Sächelchen, bei deren Duft wir uns aber die Nase zuhalten würden, in andern ähnlichen Kleinigkeiten und vor allen Dingen in einigen Ellen Baumwollenzeug, da dies im Süden als Münze gilt. Je weniger man zu bezahlen hat, desto kleiner ist das Stückchen, das von dieser Münze abgeschnitten wird.

Zum Schutz dieses Kauf- und Spezereiladens ebenso wie zum Schutz seines hoffnungsvollen Besitzers wird nun irgend eine fürchterliche Waffe angekauft, ein Schleppsäbel ohne Schneide, eine alte, entsetzlich weite Luntenpistole, welche in der Rumpelkammer des Trödlers von Mäusen bewohnt wurde, die vergnügt zum Zündloch herausschauten, oder gar ein flintenähnliches Mordinstrument, das neben unzähligen andern guten Eigenschaften auch diejenige hat, nicht loszugehen, selbst wenn man es ganz mit Pulver füllt und in einen glühenden Ofen steckt. Uebrigens nimmt an diesem Erfolg das Pulver ebenso großen Anteil wie die Mordmaschine selbst. Diese Waffen werden von ihrem Besitzer natürlich für unbeschreiblich wertvoll gehalten, aber nie im Ernst gebraucht. Er ist ein Anhänger der Abschreckungstheorie und wünscht, daß der etwaige Feind beim Anblick dieser lebensgefährlichen Gegenstände die Flucht ergreife; geschieht dies nicht, nun, so reißt er einfach selber aus, was in neunundneunzig unter hundert Fällen mit allem Eifer geschieht.

Nun ist die Ausrüstung beendet und der Dschelabi, der Händler fertig. Er könnte beginnen; aber sich allein

in die weite, schlimme Welt zu wagen, das fällt ihm gar nicht ein. Er sucht nach gleichgestimmten Herzen und gleichgesinnten Seelen, die er auch unschwer findet. Bald sind sechs, acht, zehn solcher zukünftigen Kommerzienräte beisammen. Jeder hat einen Esel, aber was für einen! Viel haben die Tiere nicht kosten sollen, und darum sind sie alle mehr oder weniger schadhaft. Dem einen fehlt ein Ohr, dem andern der Schwanz, den dritten haben die Ratten angefressen, und der vierte wurde blind geboren. Diese äußerlichen Mängel werden aber durch innerliche, durch Seelen- und Charaktereigenschaften reichlich aufgewogen, die den Besitzer zur Verzweiflung bringen können. Trotzdem ist er stolz auf sein Reittier und belegt es mit den schmeichelhaftesten Namen und Stockhieben.

Um die Reise antreten zu können, werden die berühmtesten Fuqara[1]) aufgesucht und um wundertätige Amulette angegangen. Die Welt ist schlecht, und es hausen böse Geister überall in Menge; da muß man an Brust und Armen mit Amuletten behangen sein, um allen Gefahren ruhig entgegensehen und im geeigneten Augenblick mutig den Rücken kehren zu können.

Nun werden die beiden Gurab dem Esel aufgeladen. Der Dschelabi nimmt einen tüchtigen Knüppel in die Hand, um damit dem Langohr zuweilen einen beherzigenswerten Wink geben zu können, und steigt auch mit auf. Das Schwert wird mittels eines Kamelstricks umgeschnallt oder die Pistolenhaubitze beigesteckt, und dann setzt sich der großartige Zug in Bewegung, von sämtlichen Freunden und Anverwandten bis vor den Ort hinausbegleitet.

Tränen fließen, Herzen zerrinnen. „Be ism lillahi

[1]) Plural von Faqir (Fakir), heilige Derwische.

— in Allahs Namen!“ erklingen die ſchluchzenden Segenswünſche. Der Zug kommt zehn- und hundertmal ins Stocken, denn hier bockt ein Eſel und wirft Ladung und Reiter ab; ein andrer wälzt ſich im tiefen Kot, um ſich von der Laſt zu befreien, und ein dritter ſtemmt ſich mit allen Vieren ein, ſchreit wie am Spieß und iſt weder durch Liebkoſungen noch durch Schläge von der Stelle zu bringen, bis ſich zehn Anverwandte vorn anſpannen, um ihn am Maul zu ziehen, und zehn Freunde hinten am Schwanz ſchieben und ſchwitzend nachhelfen. So gelangt die Dſchelaba endlich glücklich ins Freie und bockt, ſtolpert, rennt, ſchreit, heult und flucht ihrem Glück entgegen.

Sie trennt ſich von Zeit zu Zeit, um ſich an gewiſſen Orten wieder zuſammenzufinden. Glänzende Geſchäfte werden gemacht, gewaltige Abenteuer erlebt; manche gehen auch zugrunde, während andre ihr kleines Anlagekapital durch Schlauheit und Ausdauer ſchnell vervielfältigen und wirklich zu reichen Männern werden.

Mancher Dſchelabi wagt ſich in den tiefſten Sudan hinein und kommt erſt nach Jahren als ein gemachter Mann zurück. Mancher andre iſt früher vielleicht ein angeſehener Beamter geweſen und hat zum Eſel greifen müſſen, um im Sumpfland am Fieber oder anderswo am Hunger zugrunde zu gehen. Niemand erfährt, wo ſeine Gebeine und diejenigen ſeines Eſels bleichen. Vielleicht hat er den letzteren vorher noch aufgezehrt.

Eine ſolche Dſchelaba war es, die der Karawane jetzt begegnete. Sie kam den Arabern höchſt ungelegen, und der Schech murmelte einen Fluch zwiſchen die Lippen. Dem Fremden aber waren dieſe Leute ſehr willkommen. Er ritt auf ſie zu, rief ihnen einen freundlichen Gruß entgegen und fragte: „Wohin geht euer

Weg? Die Sonne ist gesunken. Wollt ihr nicht bald Lager machen?"

Die Leute waren nur sehr notdürftig gekleidet. Die meisten trugen nichts als nur die Lendenschürze; aber alle waren guten Muts und schienen vorteilhafte Geschäfte gemacht zu haben. Sie gehörten nicht einer und derselben Rasse an. Es gab mehrere Schwarze unter ihnen. Voran ritt ein kleiner, dünner und, so viel man bei dem scheidenden Tageslicht sehen konnte, blatternarbiger Bursche, dessen Schnurrbart aus nur einigen Haaren bestand. Er hatte Hosen an, war sonst unbekleidet und trug ein riesiges Schießgewehr am Riemen auf dem Rücken. Eine Kopfbedeckung schien für ihn überflüssig zu sein; sein Haar hing ihm dick und voll vom Haupt bis auf den Rücken herab, fast ganz in der Weise, wie die in Deutschland als Blechwarenhändler und Drahtbinder umherziehenden Slowaken das ihrige zu tragen pflegen. Er war es, der die Antwort übernahm: „Wir kommen vom Dar Takala herab und wollen morgen nach Faschodah. Heute bleiben wir am Bir Aslan."

„Das wollen wir auch. So können wir uns also Gesellschaft leisten."

„Herr, wie könnten wir armen Dschelabi es wagen, den Hauch deines Atems zu trinken? Wir machen uns ein Lager fern von euch. Erlaube uns nur ein wenig Wasser für uns und unsre Tiere!"

„Alle Menschen sind vor Allah gleich. Ihr sollt bei uns schlafen. Ich wünsche es."

Das sagte er in bestimmtem Ton. Dennoch fragte der Dschelabi: „Du scherzest, Herr, nicht wahr?"

„Nein. Es ist mein Ernst. Ihr seid mir willkommen."

„Und deinen Leuten auch?"

„Warum diesen nicht?"

„Ihr seid Beni Arab. Darf ich erfahren, von welchem Stamm?"

„Von dem der Homr."

„Allah kerihm — Gott ist gnädig, aber die Homr sind es nicht. Erlaube, daß wir fern von euch bleiben!"

„Warum?"

„Weil wir euch nicht trauen dürfen."

Er hielt den Fremden auch für einen Homr, ja für deren Anführer. Um so mutiger war es von ihm, daß er so aufrichtig sprach. Der Europäer antwortete: „Hältst du uns für Diebe?"

„Die Homr sind Feinde der Schilluk, in deren Gebiet wir uns hier befinden," meinte der Dschelabi ausweichend. „Wie leicht kann es zu einem Kampf kommen, und da ziehen wir es vor, fern zu bleiben."

„Dein Herz scheint keinen großen Mut zu besitzen. Wie ist dein Name?"

Der Kleine richtete sich im Sattel höher auf und antwortete: „Ob ich furchtsam bin, das geht dich gar nichts an. Wenn du meinen Namen wissen willst, so steige ab und hole dir ihn!" Er sprang von seinem Esel, warf das Gewehr weg und zog das Messer. Die Homr waren weiter geritten. Die Dschelaba hielt noch am Platz. Hinter dem bisherigen Sprecher befand sich ein ebenso kleiner Bursche, der befürchten mochte, daß die Szene sich zum Schlimmen wenden könne. Er wollte dem vorbeugen, indem er sagte: „Verzeihe, Herr, dieser Mann hat stets einen großen Mund und ist doch nur ein kleiner Mensch, der nichts versteht. Er wird von uns Ibn el dschidri[1]) oder wohl auch Abu el hadaschi scharin[2]) genannt."

---

[1]) Sohn der Blattern. — [2]) Vater der elf Haare.

„Warum dieser letztere Name?“ erkundigte sich der Fremde.

„Weil sein Schnurrbart nur aus elf Haaren besteht, rechts sechs und links fünf. Und doch ist er außerordentlich stolz auf ihn, so daß er ihn gerade so sorgfältig pflegt wie eine Nuehr-Negerin ihr Durrhafeld.“

Er bemühte sich, dem drohenden Streit eine heitere Bahn zu brechen, kam aber bei seinem Kollegen schlecht an, denn dieser rief ihm zornig zu: „Schweig, du Vater des Unverstands! Mein Schnurrbart ist hundertmal mehr wert als dein ganzer Kopf. Du selbst hast den großen Mund. Du rühmst dich deines Stammbaums, aber niemand glaubt an ihn!“

Das war eine Beleidigung, die den andern nun auch in Harnisch brachte. Er antwortete: „Was weißt du von meinem Stammbaum! Wie lautet mein Name, und wie klingt der deine?“ Und sich zu dem Fremden wendend, fuhr er fort: „Herr, erlaube mir, dir zu sagen, wer ich bin! Ich heiße nämlich Hadschi Ali ben Hadschi Ishak al Fareſi Ibn Hadschi Otaiba Abu 'l Aſcher ben Hadſch Marwan Omar el Gandeſi Hafid Jacub Abd' Allah el Sandſchaki.“

Je länger der Name eines Arabers ist, desto ehrenvoller ist es für ihn. Von berühmten Vätern abzustammen, geht ihm über alles. Darum reiht er ihre Namen bis ins dritte und vierte Glied aufwärts aneinander und bringt so eine Rieſenſchlange fertig, worüber der Europäer heimlich lächelt.

Dieſer Hadſchi Ali blickte den Fremden erwartungsvoll an, was er zu dem berühmten Namen sagen werde.

„Alſo Hadſchi Ali heißt du?“ fragte der ‚Vater der vier Augen‘. „Dein Vater war Hadſchi Ishak al Fareſi?“

„Ja. Hast du von ihm gehört?“

„Nein. Dein Großvater hieß also Hadschi Otaiba Abu 'l Ascher?"

„So ist es. Ist dieser dir bekannt?"

„Auch nicht. Und dein Urgroßvater war Hadschi Marwan Omar el Gandesi?"

„So ist es. Von ihm hast du doch jedenfalls vernommen?"

„Leider nicht! Und endlich war dieser letztere der Urenkel und Nachkomme von Jacub Abd' Allah el Sandschaki, also des Fahnenträgers?"

„Ja, er trug den Sandschak[1]) des Propheten in den Kampf."

„Diesen Namen habe ich allerdings gelesen. Jacub Abd' Allah soll ein mutiger Streiter gewesen sein."

„Ein Held war er, von dem noch heute die Lieder erzählen!" stimmte Ali stolz bei.

„Aber dein Ahne ist er nicht!" fiel der erste Dschelabi ein. „Du hast ihn dir unrechtmäßigerweise angeeignet!"

„Bringe mir nicht immer diesen Vorwurf! Ich muß doch besser als du wissen, von wem ich stamme!"

„Und mit eben solchem Unrecht nennst du dich Hadschi Ali. Wer da sagt, daß er ein Hadschi sei, der muß doch Mekka zur Zeit der Pilgerfahrt besucht haben. Du aber warst nie dort!"

„Etwa du?"

„Nein. Ich rühme mich dessen nicht, denn ich mache keine Lügen."

„Du könntest dich auch gar nicht rühmen, denn du bist ein Christ, und Christen ist der Zutritt in Mekka bei Todesstrafe verboten!"

---

[1]) Die Fahne.

„Wie? Du bist ein Christ?“ fragte der Fremde den ersten Dschelabi.

„Ja, Herr,“ antwortete dieser. „Ich mache kein Hehl daraus, denn es ist eine Sünde, seinen Glauben zu verleugnen. Ich bin allerdings Christ und werde es bleiben bis an mein Ende.“

Bis jetzt hatte der „Vater der vier Augen“ dem Zwist der beiden mit stillem Behagen zugehört. Sie schienen sich in den Haaren zu liegen und doch die besten Freunde zu sein. Jetzt aber wurde er plötzlich ernst, und es lag eine tiefe Betonung auf seinen Worten, als er sagte: „Daran tust du ganz recht. Kein Christ soll seinen Glauben jemals verleugnen. Das wäre eine Sünde wider den heiligen Geist, von der das Kitab el mukkadas[1]) sagt, daß sie nie vergeben werden könne.“

„Sünde wider den heiligen Geist?“ fragte der Dschelabi erstaunt. „Davon hast du gehört?“

„Jawohl.“

„Und die heilige Schrift kennst du also auch?“

„Ein wenig.“

„Und als Moslem rätst du mir, fest an meinem Glauben zu halten!“

„Ich bin kein Moslem, sondern auch ein Christ.“

„Auch ein Christ! Wohl ein koptischer?“

„Nein. Ich bin auch kein Homr, überhaupt kein Araber, sondern ein Europäer.“

„Mein Gott, ist's möglich! Ich auch, ich auch!“

„Aus welchem Land?“

„Aus Ungarn. Ich bin Magyar. Und —“

„Davon später! Meine Begleiter sind mir weit voran und ich habe alle Veranlassung, ihnen nicht zu trauen. Ich muß ihnen schnell nach. Nun du gehört

[1]) „Das heilige Buch“, die Bibel.

haſt, daß ich auch ein Europäer bin, wirſt du wohl bereit ſein, bei mir zu lagern?“

„Von ganzem Herzen gern! Welch eine Freude, welch eine Wonne für mich, dich hier getroffen zu haben! Nun können wir von der Heimat ſprechen. Laßt uns ſchnell reiten, damit wir die Homr einholen und den Brunnen bald erreichen!“

Es ging vorwärts, ſo ſchnell die Eſel laufen konnten, und ſie liefen ſehr gut. Dieſe Tiere ſind in ſüdlichen Gegenden ganz andre Geſchöpfe als bei uns. Ein ägyptiſcher Eſel trägt den ſtärkſten Mann und galoppiert mit ihm lange Zeit, als ob er gar keine Laſt zu tragen habe. Nach einer Viertelſtunde waren die Araber erreicht. Sie ſagten zu den Dſchelabi kein Wort, nicht einmal eine Silbe der Begrüßung. Da dieſe acht Männer jetzt zugegen waren, war es zu ihrem Leidweſen unmöglich, den Fremden niederzuſchießen, wie man vorher gewillt geweſen war.

Still ging es weiter. Der kleine Ungar machte keinen Verſuch, ſich mit dem „Vater der vier Augen“ zu unterhalten. Es wäre das nicht gut gegangen, da der eine auf dem hohen Hedſchin und der andre auf dem kleinen Eſel ſaß.

Die Sterne des Aequators waren aufgegangen, und ihr ſtarkes Licht leuchtete faſt ſo hell wie der Mond, der jetzt nicht zu ſehen war, da er im Zeichen der Verdunklung ſtand.

Nach einiger Zeit ſah man eine Bodenerhebung liegen, welche ſchroff aus der Erde ſtieg. Der Sternenſchimmer verlieh ihr ein geſpenſtiges Ausſehen. „Dort iſt der Bir Aslan,“ ſagte der Ungar. „In fünf Minuten werden wir dort ſein.“

„Schweig, Dſchelabi!“ fuhr der Schech ihn an.

„Wann du dort ſein wirſt, das kommt allein auf uns an. Noch haben wir dich nicht eingeladen, uns zu begleiten!“

„Deſſen bedarf es gar nicht. Wir gehen ohne Einladung hin.“

„Wenn wir es euch erlauben!“

„Ihr habt gar nichts zu erlauben. Der Brunnen iſt für alle da, und übrigens befindet ihr euch in Feindes Land.“

„Allah iharkilik — Gott verbrenne dich!“ murmelte der Homr, ſagte aber weiter nichts.

Der Dſchelabi ſchien von Haus aus kein furchtſames Kerlchen zu ſein, und ſeit er wußte, daß der erſt für einen mohammedaniſchen Schech gehaltene Fremde ein europäiſcher Chriſt ſei, fühlte er ſich noch weniger geneigt, ſich von den Arabern bevormunden zu laſſen.

Drittes Kapitel.

An der „Quelle des Löwen".

Die Karawane langte bei dem Felsen an, an dessen Fuß sich der Bir befand. Dieser war kein laufendes Wasser; er bestand in einem kleinen, von dichtem Mimosengebüsch umgebenen Weiher, den eine nicht sichtbare Wasserader speiste. Man stieg ab. Während einige die von ihren Lasten befreiten Tiere tränkten, sammelten die andern dürres Geäst, um ein Feuer zu machen. Als es brannte, setzten sich die Homr so um dasselbe, daß für die Dschelabi kein Platz blieb. Der Ungar verlor kein Wort darüber. Er trug Holz nach der andern Seite des Wassers, brannte dort ein Feuer an und rief dem „Vater der vier Augen" zu: „Nun magst du dich entscheiden, bei wem du sitzen willst, bei ihnen oder bei uns."

„Bei euch," antwortete er. „Nehmt dort die Satteltasche, die meinen Mundvorrat enthält! Ihr seid meine Gäste. Wir können alles aufessen, da wir morgen nach Faschodah kommen."

„Da irrt er sich," flüsterte der Schech den Seinen zu. „Er verachtet uns und zieht diese Erdferkel vor. Wir wollen so tun, als ob wir es nicht beachteten. Aber beim Anbruch des Tages wird er in der Dschehenna heulen. Mag er jetzt noch einmal, zum letztenmal im Leben, essen!" Er suchte gleichfalls seine Vorräte vor, dürres

Fleisch und trockenen Durrhakuchen, wozu das Wasser des Bir mit den Händen geschöpft wurde.

Indessen untersuchte der Fremde die Umgebung des Brunnens. Der kleine Berg stand vollständig vereinzelt in der Ebene. Er war mit Gras bewachsen, eine Folge der Verdunstung des Brunnenwassers. Auf seiner nördlichen und westlichen Seite gab es kein Strauchwerk; aber am östlichen und südlichen Fluß, wo der Brunnen lag, kletterten die Mimosen ein Stück am ausgewitterten Felsen empor und liefen auch eine ganze Strecke in die Ebene hinein. Menschliche Wesen waren nicht zu sehen; die Gegend schien vollständig sicher zu sein, auch in Beziehung auf wilde Tiere, falls nicht der Geist des hier vergifteten „Herrn mit dem dicken Kopfe" in nächtlicher Stunde sein Wesen trieb.

Als der Fremde nach der Quelle zurückkehrte, hatten die Kamele und Esel sich satt getrunken und fraßen von den jungen Zweigen der Mimosen. Er ließ sein ganzes Gepäck in die Nähe des zweiten Feuers tragen und dort am Felsen niederlegen, so daß er es im Auge haben konnte.

Der Ungar hatte die Tasche geöffnet und deren Inhalt vor sich ausgebreitet. Dieser bestand aus Durrhabrot, Datteln und mehreren Perlhühnern, die der „Vater der vier Augen" gestern früh jenseits der Sandstrecke geschossen hatte. Die Dschelabi rupften die Hühner, nahmen sie aus und zerlegten das Fleisch in kleine viereckige Stücke, die an zugespitzte Aeste gespießt und über dem Feuer gebraten wurden. In dieser Form und Weise zubereitet, wird das Fleisch Kebab genannt.

Während dies geschah, fragte der Ungar, und zwar immer noch in arabischer Sprache, wie bisher: „Darf ich nun erfahren, Herr, aus welchem Land du bist?"

„Sage mir vorher erst, aus welcher Gegend Ungarns du stammst?“

„Ich bin ein Magyar aus Nagy-Mihaly bei Ungvar.“

„Von dort? Dann aber bist du wohl kein Magyar, sondern ein Slowak.“

„Ja; aber da ich in Ungarn geboren bin, bin ich doch auch Magyar. Du kennst meine Heimatsgegend? Warst du dort?“

„Gewiß.“

„Sprichst du ungarisch? Ich bin auch des Slowenischen mächtig.“

„Mir ist beides fremd, also können wir uns leider nicht in deiner Muttersprache unterhalten. Aber wie bist du nach Afrika, nach Aegypten und gar nach dem Sudan gekommen?“

„Durch meinen Herrn.“

„Wer war das?“

„Matthias Wagner, auch ein Ungar aus dem Eisenstädter Komitat.“

„Den kenne ich, wenn auch nicht persönlich. Er hat sehr viel erlebt. Er ging nach Aegypten, Arabien und Abessinien, war Begleiter des Herzogs von Gotha, bereiste später den ganzen Ostsudan und ist vor ungefähr einem Jahr gestorben, ich glaube in Chartum. Nicht?“

„Ja, Herr, so ist es. Du kennst alle seine Erlebnisse. Ich war zuletzt mit ihm nach Kordofan, um Straußenfedern zu handeln. Nach unsrer Rückkehr mußten wir uns trennen. Er starb, und über mich brach ein Unfall nach dem andern herein, so daß ich endlich gezwungen war, das Leben eines armen Dschelabi zu führen.“

„Hast du da Glück gehabt?“

„Was nennst du Glück? Ich begann vor sechs Mo-

naten mit fünf Mariatherestentalern, und was ich jetzt besitze, ist vielleicht dreißig wert. Großwezier wird man nicht dabei."

„Dazu hat Allah dir ja auch den Verstand gar nicht gegeben," fiel der zweite Dschelabi jetzt ein.

„Schweig, Abu Diht[1])!" fuhr der Ungar ihn an. „Mich hat Allah für so einen hohen Posten eigentlich ausgerüstet. Du aber könntest nicht einmal Hamal[2]) werden, trotz deines falschen Stammbaums!"

„Er ist echt und nicht gefälscht. In mir fließt das Blut vom Fahnenträger des Propheten. Hör meinen Namen an! Soll ich ihn dir nennen?"

„Um Allahs willen, nein! Du trompetest ihn so unaufhörlich aus, daß ihn bereits im ganzen Sudan jeder Vogel pfeifen kann."

„Das darf ich wohl, da er ein hochberühmter ist. Höre ihn an, und höre auch, was meine Ahnen taten! Wie aber heißt du? Ich habe es vergessen."

„Uszkar."

„Wie lautet das auf Arabisch?"

„Kelb[3])."

„Welch ein Name! Wie kann ein Mensch sich nach einem so verachteten Tier nennen! Wie hieß dein Vater?"

„Auch Uszkar oder Kelb."

„Dein Großvater?"

„Ebenso."

„Und deine andern Ahnen?"

„Auch nicht anders."

„Allah, welch ein Stammbaum ist das! Kelb ben Kelb Ibn Kelb Hafid Kelb, Kelb und nichts als Kelb! Es ist ein Wunder, daß du nicht bellst, sondern sprichst.

---

[1]) „Vater des Gelächters." — [2]) Lastträger. — [3]) Hund.

Mein Name aber lautet Hadschi Ali ben Hadschi Ishak el Fareſi Ibn Otaiba Abu — — —“

„Still, ſtill, ſtill!“ rief der Ungar, indem er mit beiden Armen den ewig langen Namen abwehrte. „Ich mag ihn nicht mehr hören. Wenn ich ihn einatme, wird er ſich als Bandwurm in meine Eingeweide legen und mich von innen heraus aufzehren. Was kann dein Name gegen meine Erfahrungen und Kenntniſſe bedeuten! Ihn haſt du ohne alles Verdienſt von deinen Vorfahren; ſie aber habe ich mir ſelbſt angeeignet. Wiſſe, daß ich ſogar die Sprache aller Weisheit, das Latein, verſtehe! Ich habe es von meinem Herrn gelernt.“

„Und wiſſe,“ ſchrie der andre, der ſich ernſtlich zu ereifern begann, „daß ich alle Länder und Völker der Erde, alle Städte und Dörfer des Weltalls kenne und beim Namen nenne.“

„Das iſt Geographie, deine Leidenſchaft. Wo aber willſt du ſie gelernt haben?“

„Bei meinem Oheim, der erſt in Stambul wohnte und dann in das Land der Nemtſche[1]) nach Lipſik[2]) ging, wo er an einer Straßenecke viele Jahre lang mit Aſal 'l abiad[3]) handelte. Dort wurde er wohlhabend und kehrte heim, mich zu belehren. Als ich ausſtudiert hatte, ging ich nach Aegypten als Asker[4]) und bin ſo nach und nach bis in den Sudan gekommen.“

„O du Vater des Gelächters,“ lachte der Slowak, „willſt du dir darauf etwas einbilden, daß dein Oheim Honig verkaufte? Hat er in Leipzig auch Latein ſtudiert?“

„Alles, alles, was es geben kann! Und ich hab's dann von ihm. Allah allein kennt die Millionen Länder und Dörfer, die ſich in meinem Kopf befinden. Du aber weißt gar nichts. Du biſt der Sohn der Blattern und

[1]) Deutſchen. — [2]) Leipzig. — [3]) Weißer Honig. — [4]) Soldat.

der Vater der elf Haare. Du haſt meinen Namen gehört. Wie kannſt du mich den Vater des Gelächters nennen?"

Sie waren beide zornig geworden und griffen ſich bei ihren gegenſeitigen körperlichen Schwächen an. Die Spitznamen, die man ihnen gegeben hatte, waren ſehr bezeichnend. Das Geſicht des Slowaken war geradezu abſchreckend pockennarbig, und es mußte faſt als ein Wunder erſcheinen, daß die zerſtörende Krankheit ihm die wenigen Haarkeime übrig gelaſſen hatte. Freilich zählte ſein Schnurrbart mehr als elf Haare, aber über dreißig waren es gewiß nicht. Und dieſe zerſtreut und unregelmäßig über die Oberlippe verteilten Männlichkeitsbeweiſe hatte er ſo lieb, daß ſeine Hände während jedes freien Augenblicks bemüht waren, ſie zu ſammeln und ihnen die Form eines echt ungariſchen Schnurrwichſes zu geben.

Was den „Vater des Gelächters" betraf, ſo litt er an einer Krankheit, die ſein Geſicht in faſt regelmäßigen Pauſen, beſonders aber bei Seelenerregungen und wenn er ſprach, zur ſchrecklichen Fratze verunſtaltete, nämlich am Geſichtskrampf. Dieſe Verzerrungen brachten nie einen ernſten, ſondern ſtets nur einen ſolchen Ausdruck des Geſichts hervor, daß man meinte, Ali wolle ſich über irgend etwas totlachen. Es iſt ganz gewiß höchſt verwerflich, ſich über körperliche Gebrechen eines andern luſtig zu machen, aber die Geſichter des Mannes, „der Millionen Länder und Dörfer in ſeinem Kopfe hatte", wirkten ſo unwiderſtehlich, daß der ärgſte Schwermütige, der rückſichtsvollſte Menſch geradezu gezwungen war, mitzulachen. Uebrigens verletzte ihn das keineswegs; er ſchien ſich im Gegenteil ganz glücklich zu fühlen, ſtets luſtige Geſichter um ſich zu ſehen.

„Und wenn du alle Völker und Inſeln der Erde im

Kopf haſt, ſo kennſt du doch gewiß nicht ein einziges Wort Latein!“ behauptete der Slowak. „Herr, verſtehſt vielleicht auch du lateiniſch?“ — „Ja, ein wenig,“ nickte der „Vater der vier Augen“ lächelnd. — „Wo haſt du es denn gelernt?“ — „Auch in Leipzig.“ — „Aber doch nicht an der Ecke bei dem Honigkaſten?“ — „Nein, ſondern von meinen Profeſſoren.“ — „Profeſſoren? Haſt du etwa ſtudiert?“ — „Ja.“ — „Was?“ — „Medizin.“ — „So biſt du Doktor.“ — „Allerdings. Auch war ich drei Jahre lang Lehrer an einer deutſchen Medreſſe.“

Da ſprang der Kleine auf und rief: „So biſt du ein Deutſcher?“

„Ja. Wenn du deutſch verſtehſt, können wir uns dieſer Sprache bedienen.“

„Natürlich verſtehe ich es, und zwar ganz ausgezeichnet! Allah! Ein Ra-is et tibb[1])! Wo habe ich da meine Augen gehabt!“ Und mit wichtigem und ſtrahlendem Geſicht fuhr er in deutſcher Sprache fort: „Vatterr meiniges hatt Muſika geweſt. Macht dilideldum, dilideldei.“

„Auf welchem Inſtrument?“ fragte der Arzt, der ſich nur ſchwer des Lachens erwehren konnte.

„Hatte blaſte Klarniett: Vivivivva vivivivva!“ Er hielt die beiden Hände vor den Mund und ahmte die Klänge der Klarinette täuſchend nach.

„Da haben Sie wohl auch ein Inſtrument blaſen gelernt?“

„Nein. Mund meiniger hatt nicht paßte dazu.“

„Und wie iſt Ihr eigentlicher Name?“

„Hab ich heißte Uszkar Iſtvan.“

„Alſo zu deutſch Stephan Pudel, wenn ich mich nicht irre, da ich zufälligerweiſe das Wort Pudel kenne.

[1]) Doktor der Medizin.

Ein anrüchiger Name hier in einem mohammedaniſchen Land, wo das Wort Hund als größte Beſchimpfung gilt. Sie hätten dieſes Uszkar Ihren Gefährten nicht überſetzen ſollen."

„Serr richtig! Aber wie heißten Sie, Pane Doktorrr?"

„Ich heiße Emil Schwarz und bin hier, um die Fauna und Flora des Landes zu ſtudieren und in möglichſt vielen Präparaten mit nach Hauſe zu nehmen."

„Fauna und Florrra! O, das ſeinte gut Latein! Auch ich verſtehnte Latein. Latein meiniges ich hatt lernte bei Pane Wagner. Fauna heißte Pflanz, und Flora heißte Vieh."

„Oder umgekehrt," lachte Schwarz.

„Umgekehrt auch richtig, beides richtig! Ich bin viel geweſte in Sudan. Ich hatt ſehnte das ganze Florrra und Fauna. Wenn Sie brauchte ein Dienerrr, ich ſehr gern wernte Dienerrr Ihriges."

„Wirklich?"

„Ja, Pane Doktorrr. Ich nicht willnte mehr handeln im Sudan, und ich nicht mehr magte ſein ein Dſchelabi. Sie mich könnte brauchte ſehr gut. Ich Sie wollte unterrrſtützte mit Latein meiniges und machte kleb an die Etiketten an Präparaten Ihrige."

„Dieſes Anerbieten iſt mir nicht unwillkommen, und ich werde — — —"

Er hielt inne. In der Ferne war ein Ton erklungen, der ſofort die Aufmerkſamkeit aller in Anſpruch nahm.

„Was war das?" fragte Schwarz, ſich in arabiſcher Sprache an die Dſchelabi wendend. „Doch unmöglich Donner! Jetzt im Sef[1]) gibt es doch wohl keine Gewitter."

[1]) Heiße Jahreszeit.

„Nein, Donner war es nicht," antwortete der Slowak, auch in arabischer Sprache, die er nicht so schlimm radebrechte wie die deutsche. „Es war Aslan, der Herr der Herden."

„Der Löwe? Also gibt es hier doch welche!"

„Es scheint so, und der ‚Herr mit dem dicken Kopfe' wird hierher kommen, denn er hat unsre Feuer gesehen."

„So zeitig? Ich habe geglaubt, daß er erst um oder gar nach Mitternacht sein Lager verlasse."

„Wenn er Hunger hat, geht er früher aus."

Diese Fragen und Antworten waren mit lauter, vernehmlicher Stimme gegeben worden. Da kam der Schech vom andern Feuer herbeigeeilt und sagte mit leiser Stimme und in ängstlichem Ton: „Um Allahs willen, sprecht nicht so laut, sonst hört er es und kommt herbei. Dann sind wir alle verloren. Horcht!"

Es erscholl derselbe Laut wieder. Er klang dem Rollen eines schweren Wagens, der über eine hölzerne Brücke fährt, sehr ähnlich. Die Kamele zitterten und die Esel drängten sich zusammen.

„Das also, das ist der Löwe!" sagte Schwarz, mehr zu sich als zu den andern. „Endlich, endlich höre ich seine Stimme in der Freiheit!"

„O, das ist seine volle und richtige Stimme noch nicht," meinte der Slowak. „Er versucht sie erst. Er hat Hunger und ist mißmutig; er knurrt einstweilen."

„Hast du ihn auch schon gehört?" Er bediente sich, dem arabischen Sprachgebrauch angemessen, wieder des Du.

„Gehört und auch gesehen, und zwar sehr oft."

„Ohne von ihm angefallen zu werden?"

„Er hat mir nie etwas getan. Es gibt viele feige und wenig wirklich stolze und kühne Löwen. Die feigen

kommen heimlich geschlichen und führen den Raub so leise aus, daß man erst am Morgen den Tod oder das Fehlen seines Opfers bemerkt. Ein kühner Löwe aber tritt gleich laut aus seinem Lager. Er sagt es aufrichtig, daß er Hunger hat und jetzt auf Raub ausgehen will. Er nähert sich dem Ort, dem er seinen Besuch zugedacht hat, nur langsam und brüllt dabei von Zeit zu Zeit, damit man sich genau berechnen könne, wann er erscheinen wird. Einen Löwen, der das tut, hält keine Gefahr ab, den Ueberfall auszuführen."

„Wir haben es höchstwahrscheinlich mit so einem zu tun!"

„Ja. Wenn er wieder brüllt, werden wir hören, ob er zu uns oder nach einem andern Ort will."

Zum drittenmal erklang die Stimme des Raubtiers, halb knurrend und halb heulend. Man hörte deutlich, daß sie aus größerer Nähe kam. Die Homr-Araber waren jetzt alle an das zweite Feuer gekommen. Sie fürchteten sich.

„Er kommt zu uns, er kommt wirklich," flüsterte der Schech mit vor Angst heiserer Stimme.

„Du hast dich also geirrt," antwortete Schwarz, „als du behauptetest, es sei kein Löwe hier an dieser Quelle zu erwarten."

„Konnte ich wissen, daß sich einer eingefunden hat? Er haust wohl erst seit wenigen Tagen hier. Wären wir nicht in der Dunkelheit gekommen, so hätten wir sicher die Spuren seiner Tatzen gesehen. Der Bir ist seine Tränke, denn es gibt von hier bis zum Fluß kein andres Wasser."

„So lagert er auf der offenen Ebene?"

„O nein, Herr. Dreiviertel Stunden von hier gibt es ein Felsgewirr, das er sich jedenfalls zur Wohnung

auserſehen hat, denn ſeine Stimme erklang genau aus jener Gegend. Ich habe ſchon viele Löwen beobachtet und weiß, in welcher Weiſe ſie ſich nahen. Dieſer kommt ſehr langſam herbei, denn das Feuer macht ihn bedenklich; aber in einer halben Stunde wird er in der Nähe ſein und unſer Lager umkreiſen."

„Um den Raub auch wirklich auszuführen?"

„Ganz gewiß, Effendi. Er hat es uns laut geſagt und wird ſein Wort halten. Beladen wir alſo ſchnell unſre Tiere, um dieſen böſen Ort augenblicklich zu verlaſſen!"

„Fliehen ſollen wir? Vierzehn Männer? Vor dieſer Katze?"

„Effendi, es iſt keine Katze!"

„Es iſt eine, wenn auch eine ſehr große. Wer fliehen will, der mag es tun! Aber die Kamele bleiben hier, denn ich habe ſie gemietet."

„Er wird mir eins zerreißen!"

„So bezahle ich es dir!"

„Er kann auch gar mich ſelbſt zerreißen!"

„In dieſem Falle kommſt du noch heute in Allahs Paradies; alſo freue dich darauf!"

„Ich gehe. Ich will noch leben!"

„So mache dich von dannen; aber indem du dich von den Feuern entfernſt, die auch der Löwe ſcheut, begibſt du dich in eine noch viel größere Gefahr. In der Dunkelheit draußen vermagſt du das Tier nicht zu erkennen, und es fällt über dich her, ohne daß du es geahnt haſt."

„Allah, Allah! Alſo ſollen wir hier bleiben und ruhig warten, wen von uns er ſich holen werde?"

„Nein, denn ich werde ihn töten."

„Du? Niemand wird dir beiſtehen."

„Das fordere ich gar nicht.“

„Also du allein willst dich ihm entgegenstellen? Effendi, bist du toll?“

„Nein. Ich habe Tiere erlegt, die ebenso gefährlich wie der Löwe sind, Mit ihm habe ich zwar noch nie gesprochen, aber er wird mit sich reden lassen. Dabei werde ich dafür sorgen, daß er euch nichts tun kann.“

Jetzt erhob der Löwe seine Stimme wieder. Es war kein Grollen oder Knurren mehr, sondern ein wenn auch nur kurzer, aber doch fürchterlicher Ton, der auf die Hörer ganz den Eindruck machte, als ob er ihnen die Kopfhaut emporziehen wolle.

„Er ist wieder näher!“ jammerte der Schech. „Er hat schon die Hälfte seines Weges zurückgelegt. In einer Viertelstunde ist er da. Meine Kamele, meine schönen Kamele!“

„Du selbst Kamel! Treffen wir schnell die nötigen Anstalten! Wir müssen ihn zwingen, sich nach der Stelle zu wenden, wo ich ihn erwarten werde. Durch das Wasser kommt er nicht, also muß er entweder von rechts oder von links zu uns, weil wir uns mit den Tieren zwischen der Quelle und dem Felsen befinden. Macht hier das Feuer breiter und facht es höher an, so wird er es vermeiden, hier herein zu brechen! Bindet die Tiere fest an die Zweige, damit sie nicht fliehen können. Und dann könnt ihr euch meinetwegen hinter das Gepäck verstecken.“

„Und du, was wirst du tun, Herr?“ fragte der Slowak.

„Ich gehe auf die andre Seite, lösche dort das Feuer aus, so daß er nicht abgeschreckt wird, und warte, bis er kommt.“

„Du wirklich ganz allein?“

„Ja, ich bedarf wahrscheinlich der Unterstützung andrer nicht.“ Er gab diese Befehle und Antworten mit der Ruhe und Kaltblütigkeit eines deutschen Unteroffiziers, der im Feld seine Leute unterweist.

Die Araber und auch die Dschelabi hatten sich sehr beeilt, das Feuer zu vergrößern und die Tiere anzubinden. Nun drängten sie sich alle mit Ausnahme des Ungarn und Alis zwischen den Gepäckstücken und der Felswand zusammen. Die beiden Genannten aber waren bei Schwarz geblieben; sie halfen ihm das andre Feuer auslöschen. Eben, als sie damit fertig waren, ließ sich der Löwe wieder hören, aber dieses Mal in ganz andrer Weise als bisher.

Ja, das war ein wirkliches Gebrüll, erst dumpf rollend wie ein unter den Füßen hingehendes Erdbeben, dann anschwellend bis zum mächtigen, in der stillen Nacht wohl meilenweit hörbaren Brustton, der in einen durch Mark und Bein schneidenden, wahrhaft satanischen Kehllaut überging, um in einem langgezogenen und nach und nach ersterbenden Donner, unter dem die Erde zu erzittern schien, wie in weiter Ferne zu verhallen.

Das war der wirkliche Macht- und Kampfesruf des Königs der Tiere gewesen, und Schwarz erkannte nun, warum die Araber ihm vielfach den Namen Abu Rad, Vater des Donners, geben.

„Er ist nur noch höchstens tausend Schritte entfernt,“ hörte man den Schech sagen. „Allah il Allah we Muhammed rassuhl Allah! Betet leise die heilige Fathha und dann laut die Sure der ‚Zerreißung‘, welche die vierundachtzigste des Korans ist! Das Verderben wird nur noch fünf oder sechs Minuten lang das Lager umschleichen und dann über uns hereinbrechen.“

Die Kamele zitterten und stöhnten vor Angst. Sie

lagen eng nebeneinander auf der Erde, die Hälse lang und fest an den Boden geschmiegt. Die Esel schlugen um sich und versuchten, sich loszureißen.

Schwarz hatte seinen größeren Hinterlader zur Hand genommen, der Ungar seine Riesenbüchse und Ali einen langen, starken, eisenbeschlagenen Spieß, der seine einzige Waffe bildete. „Zieht euch jetzt zurück!“ flüsterte der erstere den beiden andern zu.

„Herr, du allein vermagst es nicht,“ antwortete der Slowak.

„Sorge dich nicht um mich! Zu deiner Beruhigung will ich dir sagen, daß ich auf den Jagdgefilden Nordamerikas noch größere Gefahren glücklich überstanden habe.“

„Das mag sein; aber ich habe dich liebgewonnen und werde dich nicht verlassen.“

„Du wirst mir mit deinem Feuerprügel nur Schaden machen!“

„O nein, Herr. Es ist mein Katil elfil[1]), dessen Kugel dem Löwen durch den ganzen Körper gehen wird. Sag, was du willst, ich bleibe bei dir!“

Sein Ton war ein so entschlossener, daß Schwarz einsah, der treue, mutige, kleine Kerl lasse sich gewiß nicht abweisen. Der Augenblick der Entscheidung nahte, es durfte keine Sekunde durch zwecklose Reden vergeudet werden. Darum sagte der Doktor: „Nun gut, so halte dich an meiner Seite, aber schieß ja nicht eher, als bis ich selbst zwei Kugeln abgegeben habe.“

Er untersuchte sein Gewehr noch einmal, trat um vielleicht zehn Schritte vor und legte sich da lang auf den Boden nieder, den linken Ellbogen auf die Erde ge-

[1]) „Elefantenmörder“.

stemmt, um im Vorderarm einen festen Stützpunkt für den Lauf zu haben.

Als der Slowak sich in gleiche Stellung neben ihm niedergelassen hatte, hörten sie hinter sich ein leises Geräusch. Sie sahen sich um und erblickten Ali, den „Vater des Gelächters", der hart hinter ihnen auf einem Knie ruhte, in beiden Händen die Lanze, mit der Spitze nach vorn gerichtet, das andre Ende fest in den Boden gestoßen, so daß sie selbst durch einen starken Anprall nicht aus ihrer die an der Erde Liegenden beschützenden Lage gebracht werden konnte.

„Was willst denn du?" fragte Schwarz unwirsch.

„Wenn ihr ihn nicht sofort tötet, wird er durch die Luft nach euch springen!" antwortete der Gefragte. „Dann schnellt euch von hier fort, und ich fange ihn mit der Lanze auf, daß er sich spießt."

Schwarz wollte antworten, wurde jedoch durch ein abermaliges Brüllen des Raubtiers daran verhindert. Es klang jetzt fast noch schrecklicher als vorher, und ganz nahe. Der Löwe war gewiß nicht mehr als hundert Schritte von ihnen entfernt.

Da mußte selbst den Kühnsten ein Grauen überlaufen, doch die Nähe der Entscheidung macht das Auge und den Arm des Mutigen sicher und läßt sein Herz noch ruhiger als vorher schlagen. „Zitterst du?" fragte der Ungar. — „Nein," antwortete Schwarz. — „Ich auch nicht. Er kann kommen!"

Die drei hatten hinter sich das Lager. Dort brach der Löwe höchstwahrscheinlich nicht ein, da das Feuer ihn zurückschreckte. Zu ihrer Linken lag der Weiher und zur Rechten stieg der Fels empor. Zwischen diesen beiden lag ein vielleicht zwei Meter breiter Raum, in dessen Mitte sie sich befanden. Bewährte sich ihre Vor-

ausſetzung, daß das Raubtier von dieſer Seite kommen werde, ſo konnte es ihnen nicht entgehen; es mußte an ihnen vorüber oder über ſie hinweg.

Schwarz hatte ſeine Schutzbrille abgenommen und hielt die vor ihm liegende Strecke ſcharf im Auge. Da — ſie zuckten wirklich zuſammen — ertönte das Brüllen jenſeits des Waſſers, hart an deſſen Rand, nicht zwanzig Schritte von ihnen entfernt.

„Jetzt aufgepaßt!“ flüſterte der Slowak.

Die Gefahr verdoppelte die Schärfe ihrer Augen. Das Gehör war ihnen nichts mehr nütze, denn infolge des letzten Gebrülls fing der Schech jetzt an, mit lauter Stimme die vorhin von ihm bezeichnete Sure zu beten: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Wenn der Himmel zerreißt, pflichtgezwungen und ſeinem Herrn gehorchend, wenn die Erde ſich ausdehnt und herauswirft, was in ihr iſt, dann, o Menſch, wirſt du dich bemühen, zu deinem Herrn zu gelangen — — —“

Während er in jammerndem Ton fortfuhr, hätte Schwarz ihn am liebſten niederſchlagen mögen. Seine laute Stimme machte die leiſen Schritte des Löwen unhörbar und konnte infolgedeſſen ſehr leicht die Urſache des Verderbens der drei mutigen Männer ſein.

Nun mußten die Augen doppelt angeſtrengt werden. Aber nicht ſie waren es, welche den mächtigen Feind zuerſt bemerkten, ſondern der Geruch überzeugte die peinlich Wartenden, daß der Augenblick der Entſcheidung gekommen ſei. Jene ſcharfe, durchdringende Ausdünſtung, die den Raubtieren eigen iſt und in jeder Menagerie beobachtet werden kann, erfüllte plötzlich die Luft, und da — — da trat er um das dichte Geſtrüpp, nicht ſchleichend nach Tiger- oder Pantherart, ſondern ſtolz aufgerichtet, langſamen und ſichern Schrittes wie ein Herr-

scher, der sich in seinem Reich weiß und es verschmäht, das, was er durch offenen Befehl erlangen kann und muß, durch niedrige Heimlichkeit zu erreichen.

Seine weitgeöffneten Augen durchforschten den Rand des dichten Buschwerks nach einem Durchweg zu der gesuchten Beute. Da fiel sein Blick auf die drei bewegungslosen Gestalten. Er zuckte und warf sich schnell auf die Erde nieder, um den Feinden nicht die leicht verletzliche Brust zu bieten. Dann musterte er sie mit einem großen, mächtigen Blick.

Schwarz empfand ein Gefühl, als ob man ihm mit einem Eiszapfen über das Rückgrat streiche, doch gelang es seiner Willenskraft, es zu überwinden. Er hatte die Berichte berühmter Löwenjäger gelesen, und er kannte daher das Benehmen des Tieres in einer Lage wie die gegenwärtige.

Tut der Löwe den Sprung nicht sofort, nachdem er den Feind erblickt hat, so legt er sich nieder, die hintern Pranken eingezogen und die vordern nach vorn gestreckt. Er schließt die Augen fast ganz und betrachtet den Feind durch einen dünnen Spalt der Lider. Hat er seinen Entschluß gefaßt, so hebt er den Hinterkörper ein wenig empor, um dadurch die Schnellkraft seiner Schenkelmuskeln zu erhöhen, seine Augen öffnen sich langsam, und in dem Augenblick, wo die Lider ganz emporgezogen sind, und die sich wie ein Feuerrad bewegende Pupille voll zu sehen ist, tut er den verderblichen Sprung.

Der Schütze muß auf eins der geöffneten Augen zielen und kurz vor dem Beginn des Sprunges abdrücken. Der Löwe tut, durch das Auge in das Gehirn getroffen, seinen letzten Satz und erhält dabei den zweiten Schuß, noch während er in der Luft schwebt, in das Herz. In demselben Augenblick muß sich der Jäger weit

zur Seite werfen, um nicht von den Tatzen des verendenden Tieres noch ergriffen und verwundet zu werden.

Ganz entgegengesetzt dieser längst festgestellten Beobachtung hielt dieses Tier die Augen geöffnet und sandte einen so langen, langen Blick herüber, als könne es sich ganz und gar nicht erklären, was für Geschöpfe es vor sich habe.

Das wollte Schwarz benutzen. Er richtete den Lauf seines Gewehres nach dem Kopf des Löwen, um ihm einen Schuß in das Licht[1]) zu geben. Aber da schloß das Tier die Augen und knurrte grimmig, als ob es die Absicht des Schützen ganz genau kenne.

Es dauerte eine lange Zeit, bevor es die Lider wieder öffnete, aber nur ganz wenig. Dennoch glühte es zwischen ihnen in einem Schein hervor, der demjenigen einer hellgrünen Papierlaterne glich.

Die Sterne leuchteten so hell hernieder, daß man den Löwen ganz deutlich sah. Er lag hart auf dem Boden, den Kopf auf die beiden Vorderpranken gesenkt und den langen Schwanz gerade ausgestreckt. Schwarz sah ein, daß er mit dem Schuß nun noch warten müsse, bis das Raubtier die Augen weiter öffnete und den Hinterleib erhob, um sich zum Sprung anzuschicken. Dieser Meinung schien der „Vater der elf Haare" aber nicht zu sein, denn er raunte ihm zu: „Jetzt ist die richtige Zeit. Schieß nun!"

„Nein; noch warten!" antwortete Schwarz.

„So schieße ich, denn dann ist es zu spät."

„Um Gottes willen noch nicht, weil —"

Er konnte nicht weiter reden; seine Warnung kam zu spät, denn zugleich mit seinen Worten hatte der Slowak den Lauf seines „Elefantenmörders" auf den Kopf

[1]) Auge.

des Löwen gerichtet. Das alte Mordgewehr war nicht gut gehalten worden. Wer weiß, wann der jetzige Besitzer den letzten Schuß daraus abgegeben hatte. Darum bewegten sich die Teile des Schlosses nur schwer. Der „Sohn der Blattern" mußte alle Kraft seines Zeigefingers anwenden, um abzudrücken, und dadurch kam der Lauf aus der Lage. Der Schuß krachte, und der Kolben der hochbejahrten Donnerbüchse schlug dem Kleinen mit solcher Gewalt gegen den Kopf, daß der Getroffene das Gewehr fallen ließ und in seiner slowakischen Muttersprache ausrief: „Jakowa bezotschiwortj! Idi do tscherta — welche Unverschämtheit! Geh zum Henker!"

Mit der einen Hand den Kopf haltend, stieß er mit der andern den Elefantentöter weit von sich fort. Der Schlag schmerzte ihn so, daß er nur an die „Unverschämtheit" des Gewehrs, nicht aber an den Löwen dachte.

Dieser war, als der Schuß krachte, aufgesprungen. Seine Augen weit öffnend, stieß er ein markerschütterndes Brüllen aus und setzte zum Sprung an. Schwarz hatte glücklicherweise seine Geistesgegenwart nicht verloren. Er drückte auf das linke Auge des Löwen ab und rief zu gleicher Zeit dem Ungarn zu: „Wirf dich zur Seite! Schnell, schnell!"

Der Genannte folgte diesem Gebot, indem er sich augenblicklich bis an die Wand des Felsens schnellte. Ob die Kugel in das Auge gedrungen sei, konnte Schwarz nicht sehen, denn kaum hatte sein Schuß gekracht, so befand der Löwe sich schon mitten im Sprung in der Luft. Schwarz zielte kaltblütig nach der Gegend des Herzens, drückte ab und warf sich sofort mit solcher Gewalt nach links, daß er mit dem halben Körper zwischen die dichten Büsche hineinflog.

Die ungeheure und ſchier unglaubliche Sprungkraft des Löwen trug ihn von der Stelle, an der er gelegen hatte, genau bis dahin, wo die beiden Schützen ſich ſoeben noch befunden hatten. Wären ſie noch da geweſen, ſo hätte er ſicherlich beide erfaßt. Jetzt kniete nur noch Abu Dihl, der „Vater des Gelächters", dort. So klein die Geſtalt dieſes wackern Händlers, ſo groß war ſeine Unerſchrockenheit. Auch er hatte keinen Blick von dem Löwen gewendet, er ſah ihn ſpringen; er ſah ferner, daß das Tier zwei Schritte vorwärts, da wo die Schützen gelegen hatten, die Erde berühren werde. Schnell rutſchte er nach vorn, ſtemmte ſeinen Spieß von neuem ein, richtete deſſen Spitze auf den Leib des Löwen und ließ in dem Augenblick, als ſie ſich einbohrte, die Lanze los und wälzte ſich behend nach links, wo Schwarz lag oder vielmehr gelegen hatte, denn dieſer war ſofort wieder aufgeſprungen und hatte das lange Meſſer gezogen, das in ſeinem Gürtel ſteckte, um ſein Leben Auge in Auge mit dem Raubtier zu verteidigen, falls dieſes nicht zu Tode getroffen ſei.

Dieſe Vorſicht erwies ſich glücklicherweiſe als überflüſſig. Man hörte das ſcharfe Geräuſch der zerbrechenden Lanze; der Löwe ſchlug auf den Boden nieder, erhob ſich ſofort wieder — ein ſichtbares Zittern ging durch ſeine mächtigen Glieder — man ſah ihn wanken — er wendete ſich nach links, wo Schwarz und Abu Dihl ſich befanden, holte zum abermaligen Sprung aus, kam aber nicht von der Stelle. Ein kurzes, klagendes und ſchnell erſterbendes Gebrüll ausſtoßend, brach er zuſammen, legte ſich zur Seite und dann auf den Rücken, zog die zuckenden Pranken an den Leib, ſtreckte ſie wieder aus und — blieb bewegungslos liegen.

Das war natürlich alles viel, viel ſchneller ge-

schehen, als es erzählt werden kann, doch in solchen Fällen werden die Augenblicke zu Sekunden und die Sekunden zu Minuten, und der Geist des Menschen arbeitet so rasch, daß zehn Entschlüsse sich in der Zeit folgen, die sonst ein einziger Gedanke erfordert.

Die drei mutigen Männer hatten keine Zeit, sich zu überzeugen, ob der Löwe tot sei. Obgleich ihre Aufmerksamkeit zunächst auf ihn gerichtet gewesen war, hatten sie doch ein zweites Brüllen, das gleich nach dem Krachen der Gewehre von fern erschollen war, nicht überhören können. Der Slowak war aufgesprungen, Abu Dihk ebenfalls. Sie lauschten, sie vernahmen die Stimme eines zweiten Löwen. Diese erklang aber nicht in einzelnen Abständen wie diejenige des ersten, sondern sie ertönte ununterbrochen fort, nicht so mächtig, nicht mit so donnerndem Schall, sondern in dumpf keuchender Wut; es war ein bissiges, nach Blut lechzendes Stöhnen, aus dem von Zeit zu Zeit ein knirschender Gaumenlaut hervorbrach wie eine verderblich züngelnde Flamme aus verborgener Glut. Man hörte dieser Stimme deutlich an, daß das Tier sich in raschen Sätzen näherte.

Da dort, wo die drei standen, das Feuer ausgelöscht worden war, so befanden sie sich im dunklen Schatten des Felsens und konnten von den Arabern und Dschelabis nicht gesehen werden und die letzteren wußten also nicht, welchen Verlauf der Angriff des Löwen genommen hatte.

„Allah il Allah!“ hörte man die Stimme des Schechs. „Assad Bei, der Herdenwürger, hat alle drei ermordet und liegt nun bei ihren Leichen, um sie aufzufressen. Er hatte seine Frau bei sich, welche die Schüsse hörte und nun herbeigestürzt kommt, um ihm zu helfen. Sie wird sich auf uns werfen und uns zerreißen.

Eure Leiber sind verloren, aber rettet eure Seelen, indem ihr mit mir die Sure Jesin betet und dann auch die Sure der Gläubigen, welche die dreiundzwanzigste des Korans ist!"

„Schweig!" rief Schwarz ihm zu. „Wir leben, und der Löwe ist tot. Durch dein Geschrei machst du seine Sultana auf dich aufmerksam, und sie wird dich fassen!"

„Allah kerihm — Gott ist gnädig!" antwortete der Feigling. „Ich bin still! Aber schießt sie tot, die Sultana; schießt auch sie tot, damit sie mit ihrem Mann dahin fahre, wo die Hölle am schrecklichsten ist!"

Obgleich Schwarz dem Schech geantwortet hatte, war er bemüht, jeden Augenblick auszunützen. Er zog zwei Patronen hervor, um seinen Hinterlader wieder schußfertig zu machen.

„Es ist wirklich die Löwin, welche kommt," sagte der Slowak. „Ich muß auch wieder laden. Wo habe ich nur —" Er suchte in seinen Hosentaschen nach der Munition.

„Unsinn!" entgegnete der Deutsche. „Ehe du fertig bist, ist die Löwin da. Bringt euch in Sicherheit! Abu Dihk ist auch wehrlos, da sein Spieß zerbrochen ist. Macht euch fort!"

„Aber meine Kugel wiegt ein ganzes Viertelpfund, während die deinige —"

„Fort, fort!" unterbrach ihn Schwarz. „Sonst bist du verloren!"

Er war mit dem Laden fertig und kniete wieder an derselben Stelle nieder, wo er sich vorher befunden hatte. Er sah sich nicht nach den beiden um und bemerkte also nicht, daß sich nur der „Vater des Gelächters" zurückzog. Uszkar Istvan, zu deutsch Stephan Pudel, aber blieb. Er drängte sich zwei Schritte weit in das Gestrüpp

hinein und lud dort sein Gewehr, was freilich nicht in einigen Augenblicken abgemacht werden konnte. Die Munition hatte er endlich im Gürtel gefunden, wohin sie vorhin, als er sich zum Kampf rüstete, von ihm gesteckt worden war.

Die Stimme der Löwin ertönte jetzt ganz nahe. Das ergrimmte Tier blieb auf der Fährte des Löwen, wendete sich also erst nach der Seite, wo das Feuer brannte und kam dann nach der andern herüber. Dadurch gewann der Slowak Zeit, mit seiner Donnerbüchse fertig zu werden.

Man hörte jeden Satz, den die Löwin machte, nicht etwa aus dem Geräusch, das ihre Pranken auf der Erde hervorbrachten, sondern aus den einzelnen Ansätzen ihrer Stimme. Sie bog um das Gestrüpp; jetzt erschien sie an dessen Ecke. Gewiß wäre sie in ihrer blinden Wut weiter- und an Schwarz vorübergesprungen, wenn dieser nicht, um sie auf sich aufmerksam zu machen, sich hoch aufgerichtet hätte. Sie sah ihn, flog, da sie nicht sofort anzuhalten vermochte, zur Seite gegen den Felsen und duckte sich dort nieder, um den Sprung abzumessen.

Er kniete augenblicklich wieder nieder und richtete den Lauf auf sie. Am Felsen war es dunkler; ihre Gestalt war selbst in den Umrissen nur schwer zu erkennen. Die Löwin war vom Zorn aufgeregt, also mußte Schwarz annehmen, daß ihr Sprung nicht in der vorhin bei dem Löwen beschriebenen Weise, sondern viel schneller, hastiger erfolgen werde. Es stand nicht zu erwarten, daß sie die Augen langsam öffnen werde.

Diese Voraussetzung war sehr richtig, denn kaum hatte sie sich niedergeduckt, so glühten ihre Augen wie grüngelb schillernde Kugeln auf. Es war ein einziger Moment; im nächsten sprang sie gewiß. Schwarz mußte

abdrücken, ohne mit der nötigen Genauigkeit zielen zu können. Sein Schuß blitzte auf — zu gleicher Zeit flog die Löwin unter wütendem Gebrüll durch die Luft auf ihn zu. Sein zweiter Schuß krachte; dann ließ er das Gewehr fallen und warf sich — nicht wie vorhin zur Seite, sondern ganz richtig berechnend, vorwärts, so daß er mit eng an den Leib gezogenen Armen und Beinen sich zweimal überkugelte und wohl fast zwei Meter von seinem Platz entfernt zu liegen kam. Dort sprang er augenblicklich wieder auf, riß das Messer heraus und wendete sich nach dem Tier um.

Hätte er nicht die Arme und Beine an sich gezogen, sondern in mehr erhobener Stellung seinen Platz verlassen, so wäre er von der Löwin erfaßt worden. So aber befand er sich jetzt unbeschädigt hinter ihr. Sie mußte das wissen; sie mußte sich jetzt nach ihm umwenden — so dachte er; aber sie tat es nicht. Ihr Auge war auf den vor ihr liegenden Löwen gefallen, ein kurzer Sprung, sie stand vor ihm, stieß ihn mit der Schnauze an, einmal, zweimal, drei-, viermal; dann hob sie den Kopf und stieß ein Geheul aus, ein langgezogenes, wahrhaft haarsträubendes, das — — — durch einen Schuß unterbrochen wurde: der „Vater der elf Haare" war behend aus dem Gestrüpp getreten und hatte, die Mündung seines Elefantenmörders ganz nahe an ihren Kopf haltend, ihr die „ein ganzes Viertelpfund" wiegende Kugel gegeben.

Wie von einem kräftigen Stoße getroffen, flog die Löwin zur Seite, fiel zur Erde, raffte sich wieder auf und wendete den Kopf gegen den neuen Feind. Dieser hatte sein schweres Gewehr schnell umgekehrt und arbeitete, es beim Laufe haltend, nun mit dem eisenbeschlagenen Kolben auf den Schädel des Tieres los, in-

dem er dabei schrie: „Allah rhinalek, Allah iharkilik, ia afrid el afrid! Ehsch khalak, ia kelb, ia kelbe, ia omm el kilab — Gott verfluche dich, Gott verbrenne dich, du Teufel aller Teufel! Wie befindest du dich, du Hund, du Hündin, du Mutter der Hunde?“

Seine Verwegenheit wäre ihm wohl schlecht bekommen, wenn ihm die Kugel nicht vorgearbeitet hätte. Das Tier war auf den Tod getroffen; es hatte keine Kraft mehr zur Gegenwehr und brach unter seinen Schlägen zusammen. „Da liegt sie!“ rief er triumphierend aus. „Hier zu meinen Füßen liegt sie. Ich habe sie erschlagen wie eine Katze. Sie hat nicht den Mut gehabt, mir ihre Zähne und Krallen zu zeigen. Komm her und schau sie an!“

Er beugte sich zu ihr nieder, um sie anzufassen, doch Schwarz zog ihn zurück und sagte: „Sei vorsichtig! So ein Tier hat ein zähes Leben, und noch wissen wir nicht, ob sie wirklich tot ist. Wir wollen sicher gehen.“

Er lud sein Gewehr und gab dem Löwen und der Löwin noch je eine Kugel vor die Stirn. Die letztere zuckte noch einmal zusammen; sie war also doch noch nicht ganz tot gewesen.

Die beiden hatten laut gesprochen, waren also von den andern gehört worden. Jetzt fragte Abu Dihk, indem er sich langsam näherte: „Habt ihr gesiegt? Darf man kommen?“

„Ja,“ antwortete der Slowak, „wir haben gesiegt. Ihr könnt kommen, unsre Heldentat zu preisen, denn der Würger der Herden ist hinübergegangen in das Land des Todes und seine Frau mit ihm. Sie sind durchbohrt worden von den Kugeln und niedergeschlagen von dem Kolben meines glorreichen Katil elfil, dem niemand widerstehen kann.“

Abu Dihk kam herbei und ergriff erst den Löwen, dann die Löwin bei den Pranken, um sie hin und her zu zerren und sich von ihrem Tode zu überzeugen.

„Sieh, wie sie es sich gefallen lassen!“ sagte der kleine Stephan stolz, indem er sich seine „elf“ Barthaare strich. „Nachdem wir mit diesen Löwen durch unsre Kugeln gesprochen haben, kannst du mit ihnen wie mit jungen Katzen spielen.“

„Hadschi Ali hat auch mitgesprochen,“ erinnerte ihn Schwarz. „Der Tapfere hat bei uns gekniet und den Löwen mit dem Spieß empfangen. Wir werden bald erfahren, wer von uns dreien ihm und ihr den Tod gebracht hat; demjenigen, der ein Tier erlegt, gehört das Fell. Jetzt holt einen Brand herbei, damit wir das Feuer wieder anbrennen.“

Obgleich die Araber und Dschelabi jedes Wort hörten, getrauten sie sich doch noch nicht herbei. Als die beiden Kleinen zu ihnen kamen, um Brände zu holen, krochen die Zaghaften hinter den Gepäckstücken hervor, und der Schech fragte: „Ihr lebt? Ihr seid nicht von dem Herrn mit dem dicken Kopfe verschlungen worden und auch nicht von seiner Frau?“

„Das fragst du noch!“ antwortete Stephan. „Ich lasse mich weder von einem Herrn noch von einer Frau verschlingen. Merke dir das! Und selbst wenn der leibhafte Schetan[1]) käme, um mich zu fressen, so fragt es sich sehr, wer in dem Magen verschwände, er in den meinigen oder ich in dem seinigen. Kommt und seht euch das glorreiche Werk an, das wir vollbracht haben, ohne daß der Herdenwürger und seine Goze el assad[2]) es gewagt haben, uns ein Haar zu krümmen!“

Sie folgten dieser Aufforderung, aber nicht allzu

[1]) Teufel. — [2]) Gattin des Löwen.

eilig. Als sie sich so weit genähert hatten, daß sie die Körper der erlegten Raubtiere liegen sahen, blieben sie stehen. Erst als das Feuer wieder brannte und sie sahen, daß die Tiere von den drei glücklichen Jägern hin und her gewendet wurden, gingen sie ganz heran.

Nun endlich, da sie vollständig überzeugt sein mußten, daß nicht die geringste Gefahr mehr vorhanden sei, wich ihre Furcht. Sie bildeten einen Kreis um die beiden Tiere und der Schech erhob, die andern zum Schweigen auffordernd, seine Arme.

„Allah il Allah we Muhammed rassuhl Allah!“ sagte er in würdevollem Ton. „Er hat Himmel und Erde geschaffen, die Pflanzen und die Tiere und zuletzt den Menschen. Und als alles geschaffen war, schuf er noch den Moslem, damit er Herr über alles Erschaffene sei. Ihm sind selbst die gewaltigsten Tiere untertan, und wenn sie ihm nicht gehorchen, so tötet er sie mit starker Hand. Dieser Mörder der Pferde, Kamele, Rinder und Schafe, der hier vor uns liegt, hatte Hunger. Anstatt sich mit dem Fleisch eines unreinen Halluff[1]) oder Wawi[2]) zu begnügen, hatte er die Verwegenheit, uns, die Lieblinge des Propheten, der das Paradies regiert, fressen zu wollen. Er hatte sein Weib mitgebracht und beide lechzten nach unserm Blut. Sie freuten sich auf unser Fleisch und auf den Wohlgeschmack unsrer Knochen. Sie wollten uns verzehren ohne Chall und Zet[3]), ohne Zibd und Bahahr[4]), ganz so, wie der Racham[5]) eine gefallene Dibb[6]) verschlingt. Aber Allah war in unsrer Nähe. Wir beteten die heilige Fathha und die Sure Jesin, deren Worte den Gläubigen in der Gefahr beschützen. Da kam der Mut der Helden und die Kraft des

[1]) Wildschwein. — [2]) Schakal. — [3]) Essig und Oel. — [4]) Butter und Gewürz. — [5]) Kasgeier. — [6]) Hyäne.

Sieges über uns. Wir griffen zu den Waffen und sandten den menschenfressenden Teufel und seine Teufelin in die Hölle, wo sie nun am ewigen Feuer braten und kein Mensch sie essen mag. Wir triumphieren, und unsre Kindeskinder nebst deren Enkeln und Urenkeln werden uns preisen. In allen Städten und Dörfern wird man von uns erzählen, und die Musikadschi werden dazu die Pauken schlagen und auf allen Saiten spielen. Wir aber wollen jetzt unsern Sieg genießen und den Erschlagenen die Felle abziehen. Vorher jedoch müssen wir ihnen zeigen, wie sehr wir sie verachten, und daß sie Schmutz und Würmer sind gegen uns, die starken Helden, welche niemals Furcht gekannt haben!"

Er trat erst zum Löwen und dann zur Löwin, um beide anzuspucken. Kaum hatte er dieses Zeichen gegeben, so folgten die Homr und Dschelabi seinem Beispiel. Die Tiere wurden mit Fäusten geschlagen, mit den Füßen getreten und mit allen möglichen Schimpfworten bedacht.

Dies dauerte wohl eine Viertelstunde lang, wobei die Leute sich wie verrückt gebärdeten. Dann zog der Schech sein Messer und sagte: „Jetzt haben sie gefühlt und auch gehört, wie verächtlich sie uns sind. Nun wollen wir ihnen die Kleider nehmen, um uns damit zu schmücken. Dem Sieger gehört das Fell des Besiegten. Wenn wir dann heimkehren zu den Zelten der Homr, werden die Männer uns beneiden und die Frauen uns mit Lobgesängen empfangen."

Die andern Araber zogen auch ihre Messer.

„Halt!" gebot Schwarz. „Wir werden diesen Tieren die Felle allerdings nicht lassen; aber wer soll sie bekommen?"

„Die Sieger!" antwortete der Schech.

„Und wer ist das?"

„Wir alle sind es."

„Ah, so! So sollen die Felle in vierzehn Stücke zerschnitten werden?"

„Nein, denn was wären sie dann wert? Aber du weißt, daß ich der Schech bin! Der Schech hat die Felle zu bekommen."

„Und vorhin sagtest du, daß sie dem Sieger gehören?"

„Ja. Wenn aber mehrere Sieger vorhanden sind, so bekommt es der vornehmste. Der bin ich und die Felle dürfen ja nicht zerschnitten werden."

„Sonderbar! Du bist also auch ein Sieger?"

„Natürlich! Oder war ich etwa nicht auch zugegen?"

„Und sogar der vornehmste der Sieger bist du? Da irrst du außerordentlich, du weißt doch, was ich bin?"

„Ja, ein Effendi." Er sagte das in ziemlich wegwerfendem Ton.

„Der Effendi gibt es sehr verschiedene," erklärte Schwarz. „Es stehen Hunderte von Effendis unter mir, deren niedrigster weit mehr ist und weit mehr weiß, als du weißt und bist. Der vornehmste der Sieger bin also ich! Und übrigens hast du nicht das geringste Recht, dich Sieger zu nennen. Von deinem Mut und deinen Taten wird niemand singen und erzählen. Du schimpftest diese Tiere, aber als du noch ihre Stimme hörtest, wolltest du fliehen."

„Effendi, willst du mich beleidigen?"

„Nein; ich will dich nur vor Ueberhebung warnen. Es sind nur drei, denen diese Löwen gehören, die drei, welche gekämpft haben, nämlich ich, Hadschi Ali und Ibn el dschidri. Kein andrer hat etwas mit den Siegeszeichen zu schaffen."

„Das dürfen wir andern nicht zugeben. Magst du

ein Effendi aller Effendis ſein, du biſt doch nur ein Giaur, der kein Recht unter uns beſitzt. Wir ſind Moslemin und nehmen die Felle. Und weigerſt du dich, ſo — — —" Er hielt inne.

„So — — — nun, was wird dann?"

„So werden wir dich zwingen!" antwortete der Schech drohend, indem er eine Bewegung mit der Hand machte, in der er das Meſſer noch hielt.

Da trat Schwarz nahe an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Achſel und ſagte: „Ihr habt euch vor dem Löwen verſteckt, und wir haben ihn beſiegt. Meinſt du wirklich, daß wir uns vor euch fürchten, die Angſt vor dem hatten, den wir erlegten? Wenn ihr nicht augenblicklich die Meſſer einſteckt, ſo ſchieße ich euch ſofort nieder!"

Er zog einen Revolver hervor, und in demſelben Augenblick verſchwanden alle Meſſer.

„Und noch etwas will ich dir ſagen," fuhr er fort; „du hältſt deine Religion für die richtige und ich die meinige. Jeder hat das Recht und ſogar die Pflicht, dies zu tun; darum verſuche ich es nicht, deine Meinung zu bekämpfen, am allerwenigſten aber werde ich dich ihretwegen ſchmähen. Dasſelbe kann und muß ich auch von dir verlangen. Nennſt du mich noch einmal einen Giaur, ſo beantworte ich dieſe Beleidigung damit, daß ich dir meine Kamelpeitſche über das Geſicht ziehe und du die Narbe dann zeitlebens zu deiner Schande zu tragen haſt! Verlaſſe dich darauf; ich halte mein Wort!"

Einem Beduinen Schläge anzubieten, iſt die denkbar größte Beleidigung. Der Schech fuhr zurück; ſeine Leute murrten. „Effendi," rief er, „weißt du, was du ſagſt?"

„Ja, ich weiß es, und was ich ſage, das tue ich auch.

Du nanntest mich Giaur, und ich drohte dir dafür mit der Peitsche. Wir sind also wett. Sorge nun dafür, daß die Rechnung nicht wieder von neuem beginnt, und wage es nicht, diese Löwen, an denen du keinen Anteil hast, wieder anzurühren! Wir werden sie hinüber zu unsern Feuern schaffen; ihr mögt hier bei dem eurigen bleiben, wie es vorher gewesen ist, ehe euch die Angst davon verscheuchte."

Mußte schon die hohe, breite Figur des Deutschen den schmächtigen Arabern Achtung einflößen, so gab sein Auftreten ihnen überdies zu erkennen, daß er ihnen nicht nur körperlich überlegen sei. Keiner von ihnen wagte, noch ein Wort zu sagen. Sie zogen sich zurück, bis der Platz am Feuer frei war; dann setzten sie sich hier nieder. Was sie dort leise sprachen, hörten die andern nicht; aber die Blicke, die sie nach dem zweiten Lagerplatz warfen, ließen Böses vermuten.

Die acht Dschelabi, die sich zu Schwarz hielten, mußten alle ihre Kräfte anstrengen, die beiden Löwen die kurze Strecke hinüberzuschleifen. Dort wurden den Tieren die Häute abgezogen. Während dieser Arbeit und dann, als die Wunden genau untersucht wurden, stellte es sich heraus, welche tödlich gewesen war.

Die erste Kugel des Deutschen war dem Löwen durch das Auge in das Gehirn gedrungen; die zweite hatte ihren Lauf nahe am Herzen vorüber genommen. Diese letztere hätte den spätern Tod des Tieres zur Folge gehabt, während die erste schnell und absolut tödlich gewesen sein mußte. Das Fell gehörte also Schwarz.

Nun kam aber der Umstand, daß der Löwe sich die Lanze so tief in den Leib gestoßen hatte, daß seine Spitze am Rückgrat steckte. Der Schaft war einige Zoll unter der Haut abgebrochen. Auch diese Wunde hätte den Tod

herbeiführen müssen. Schwarz hatte das Vorrecht auf die Beute, weil seine Kugeln eher als die Lanze in den Leib des Löwen gedrungen waren, aber der brave „Vater des Gelächters" war gewiß auch einer Belohnung wert.

Was die Löwin betrifft, so war ihr die erste Kugel in das Gebiß gegangen, durch die Zunge und seitwärts oberhalb des ersten Halswirbels durch das Hinterhauptbein gedrungen. Diese Wunde war tödlich, wenn auch nicht sofort. Die zweite Kugel hatte die Lunge durchbohrt und sich an einem der letzten Brustwirbel platt geschlagen. Nach diesen beiden Schüssen hätte das Tier nicht mehr fünf Minuten zu leben vermocht. Die „viertelpfündige" Kugel des „Vaters der elf Haare" war durch das Gehirn gegangen und hatte die fünf Minuten bis auf eine abgekürzt. Auch dieses Fell gehörte eigentlich dem Deutschen.

Hadschi Ali und Stephan Pudel gaben das zu, aber mit sichtbarem Bedauern. Sie hätten gar zu gern auch Teil an den Fellen genommen. Darum sagte Schwarz: „Jedes der Tiere hat drei Wunden, zwei von mir und eine von euch. Nehmen wir also an, daß zwei Drittel von jedem Felle mir gehören, so würde das eine schlimme Teilung ergeben. Ich will deshalb meine Ansprüche ermäßigen und mir die Hälfte nehmen: Der Löwe ist für mich und die Löwin für euch. So bekommt jeder von euch ein halbes Fell, also mehr, als er eigentlich zu fordern hat, und die Teilung ist bequem, wenn ihr die Haut quer oder lang in zwei Teile schneidet. Seid ihr zufrieden?"

„Sehr gern," antwortete der Slowak. „Ich nehme den Kopf und Hadschi Ali erhält den Schwanz."

„Den mag ich nicht," erklärte dieser. „Warum willst du den Kopf?"

„Weil ich in den Kopf geschossen habe."

„Allah! Habe ich den Löwen etwa in den Schwanz gestochen? Wir schneiden das Fell lang durch, so bekommt jeder einen halben Kopf und einen halben Schwanz."

Das wollte Stephan nicht zugeben. Sie stritten sich hin und her, bis Schwarz fragte: „Was wollt ihr denn mit den Fellen machen?"

„Ich kleide mich in meine Hälfte," erklärte der „Vater des Gelächters".

„Ich in die meinige auch," antwortete der Sohn der Blattern.

„So dürft ihr nicht nach der Länge teilen, weil die Hälften dann unbequem zu tragen wären. Schneidet quer, und dann mag das Los entscheiden, wer die vordere und wer die hintere Löwin erhält."

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und das Fell sofort zerschnitten. Das Los zeigte sich dem Slowaken günstig; er erhielt die Kopfhälfte. „Das ist gut," lachte er fröhlich. „Ich habe, was ich wollte. Du bist nun nicht mehr bloß der ‚Vater des Gelächters', sondern wir werden dich von nun an auch ‚Abu ed daneb, Vater des Schwanzes', nennen!"

Hadschi Ali wollte ein bitterböses Gesicht machen, was die Folge hatte, daß er wie toll zu lachen schien. Er breitete seine hintere Hälfte aus und zog das Messer, um die Fleischteile abzuschaben und die Innenseite mit Asche einzureiben. Dabei antwortete er: „Und dich können wir ‚Abu el buz, Vater des Maules' heißen, denn du hast das Maul erhalten, obgleich das deinige bereits so groß ist, daß du es gar nicht zu schließen vermagst und es nur immer offen hast, um andre zu beleidigen. Hättest du so viele Völker, Länder und Dörfer im Kopf wie ich, so be-

ſäßeſt du mehr Bildung und könnteſt ‚Abu 'l latif, Vater der Höflichkeit' genannt werden, was du aber niemals erreichen wirſt."

„Du weißt, daß ich weder deine Völker noch deine Dörfer haben mag, weil ich gern einen hellen Kopf beſitze."

„Iſt's in dem meinigen etwa finſter?"

„Ja, weil es in deinen Ländern und Dörfern keine Straßenlaternen gibt. Meine Wiſſenſchaft dagegen iſt das reinſte Licht. Schon mein Latein allein könnte dich zum gelehrten Mann machen, ohne die andern Wiſſenſchaften, mit denen Allah mich erleuchtet hat. Aber zu einem ſolchen Glanz bringſt du es im ganzen Leben nicht."

„Ich kenne alle Dörfer der Welt, aber nicht ein einziges, das Latein heißt."

„O Allah! Latein ſoll ein Dorf ſein! Weißt du denn nicht, daß das eine Sprache iſt, die jenſeits des Meeres — — —"

„Verſtehen Sie denn wirklich ſo gut Latein?" fiel Schwarz, um den ausbrechenden Zwiſt zurückzuhalten, in deutſcher Sprache ein.

„Serr ausgezeichnet," antwortete der Slowak ſchnell in derſelben Sprache. „Ich hab es gelernt von Herrr Wagner. Und Sie haben es gehörte ſchon von mirr. Ich hab geſagte doch Fauna und Flora!"

„Aber verkehrt!"

„Das iſt geſchehnte aus einerr kleinen Verſehenheit. Ich hab' verſtehnte ſogarrr die ganze Zoologie und Botanik."

„Nun, was iſt Zoologie?"

„Zoologie iſt alles, was ſeinte in Herbarium."

„Und Botanik?"

„Botanik ſeinte alles vom Geſchöpf menſchliches und Affen, tierlichen, bis herrrab zurrr Raupe, inſektliche.“

„Abermals umgekehrt! Zoologie iſt Tier-, und Botanik iſt Pflanzenkunde.“

„Iſt abermals nur aus einerrr kleinen Verwechstelung von Wiſſenſchaft meiniger. Jedermann hat gewüßten, daß Latein ungariſches iſt das vortreffenſtliche von derrr ganze Welt. Ich hab ſtudiumtierte der Horrraz und der Virgill.“

„Was zum Beiſpiel?“

„Kaiſerrr Max öſterreichiſcher an der Martinswand von Virgill.“

„Dieſes Gedicht iſt, glaube ich, nicht von dem Römer Virgil, ſondern von Anaſtaſius Grün.“

„So hab ich aberrrmals mich nur verſehnte aus Wiſſenſchaft meiniger, gründlicher. Ich hab lernen die Aſtronomie und Mathematigkeit und viel noch mehr.“

„Wie? Auch die Aſtronomie? Was verſteht man darunter?“

„Das Einmaleins und Quadrat viereckiges.“

„Und unter Mathematik?“

„Die milchige Straße am Himmel und der Komet, um den Mond laufte.“

„Wieder verwechſelt. Die Mathematik handelt unter anderm auch vom Viereck und die Aſtronomie von der Milchſtraße.“

„So hab' ich nur vertauſchte Milch himmliſche, mit Einmaleins, auswendiges.“

„Sie ſcheinen immer zu vertauſchen und zu verwechſeln?“

„Das kann verzeihen wernte. Profeſſor, zerſtreuender, hat auch genommte Beſen anſtatt Regenſchirm. Warum ſoll Gedächtnis meiniges ſich mehr angeſtrengte

als Aufmerksamte seinige? Kenntnisse, die ich habe, sind so viel und groß, daß Verwechstelung, zufällige, einmal vorkommen kann."

„Ja, diese Kenntnisse sind um so erstaunlicher, als ich annehmen möchte, daß Sie keine höhere Schule besucht haben."

„Nein. Ich war nie der in Schule Gewesente. Ich hütete Schafe und Schweine, Vaterige, und hatte nicht Zeit gefinte, in Schule zu gehente. Aber ich hatte geschenkte bekommen eine Tafel, schieferige, und einen Stift, schieferigen, und zuweilen kam der Sohn, nachbariger, um mir zu zeigen, wie wird gelesen und geschreibt. Dann hab' ich geborgt von allen Leuten Kalender, unbrauchbare, und habe studiumtierte fleißig weiter. Später bin ich wanderte aus liebe Heimat meiniger und habe besuchte Leihbibliothek überall, wohin ich kommte. Auch habe ich suchte Bekanntschaftlichkeit von Männern gescheite, um nach und nach zu bekommen Kenntnisse diejenigente, die verleihen Bildung und alle Gelehrsamtekeitigen."

„Hm. Sehr schön von Ihnen! Aber wollen Sie sich jetzt Ihr halbes Löwenfell nicht auch so präparieren, wie der ‚Vater des Gelächters' es mit dem seinigen tut? Es ist das notwendig, wenn es nicht verderben soll."

„Ja, ich werde Fell auch schabte ab von Fleisch und reibte ein mit Asche. Fell Ihriges ist auch schon in Arbeit."

Diese letzteren Worte bezogen sich auf die Dschelabi, die aus Dankbarkeit dafür, daß Schwarz sie von dem Löwen errettet hatte, die Löwenhaut in der angegebenen Weise bearbeiteten, um sie für die eigentliche, spätere Präparation vorzubereiten.

Viertes Kapitel.

Abu el Mot.

Während dieſer Arbeit erzählten ſich die Dſchelabi allerlei haarſträubende Geſchichten, in denen natürlich der Löwe die Hauptrolle ſpielte. Schwarz hörte eifrig zu. Dieſe Geſchichten waren, obgleich die Erzähler ſelbſt an ſie glaubten, nur Märchen, aber der Volkscharakter ſprach ſich anſchaulich darin aus. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, ſeine Aufmerkſamkeit zu gleicher Zeit auch auf die Homr-Araber zu richten, die ſich auch ſehr eifrig, doch mit leiſer Stimme unterhielten.

Er wußte, daß jeder Beduine ein geborener Räuber iſt, ferner daß er durch ſein kräftiges Auftreten gegen den Schech ſich die Feindſchaft dieſer Leute zugezogen hatte, und konnte endlich den Gedanken an die Hedj nicht los werden, die er hinter ſich hatte fliegen ſehen. Selbſt der Schech hatte zugeben müſſen, daß dieſe Vögel ein ſichres Zeichen von der Anweſenheit einer Karawane ſeien. Wo befand ſich nun dieſe? Sie hätte ſchon längſt hier an der Quelle eingetroffen ſein müſſen. Warum kam ſie nicht heran, ſondern hielt fern davon Raſt? Etwa weil die zu ihr gehörigen Leute die „Quelle des Löwen" nicht kannten? Dies war nicht anzunehmen. Und ſelbſt wenn es der Fall geweſen wäre, ſo hätten die Kamele ſich geweigert, ſich niederzulegen. Dieſe Tiere riechen das

Waſſer oder vielmehr die Feuchtigkeit, die eine einſame Quelle in der Luft verbreitet, aus ſtundenweiter Entfernung. Sie ſind dann nicht anzuhalten und eilen im Galopp, welche Gangart ihnen ſonſt ſtreng verboten iſt, auf den Brunnen zu. Es war anzunehmen, daß die Männer, aus denen die Karawane beſtand, ihre Tiere mit Anwendung von Gewalt zurückgehalten hatten. Und warum? Doch nur, weil ſie nichts Gutes beabſichtigten. Der Schluß, daß dieſe Karawane eine Gum ſei, lag ſehr nahe.

Man unterſcheidet nämlich mehrere Arten von Karawanen. Das Wort lautet eigentlich Karwahn oder Kerwahn und bedeutet einen Wanderzug im allgemeinen. Eine Pilgerkarawane im beſondern, alſo ein Zug von Leuten, die entweder in Mekka, Medina oder Jeruſalem anbeten wollen, heißt Hadſch. Eine Handelskarawane wird Kaffila, in gewiſſen Gegenden auch Dſchelaba genannt, daher Dſchelab, der Händler. Eine Karawane aber, deren Teilnehmer auf Raub ausgehen, heißt Gum. Raubzüge ſind nichts Seltenes, und es kommt auch vor, daß eine Kaffila oder auch gar eine Hadſch ſich gelegentlich in eine Gum verwandelt, um nach vollendetem Raub wieder ein friedlicher Handels- oder Pilgerzug zu werden.

Eine ganz beſondere Art der Gum iſt die Ghaſuah, in der Mehrzahl Ghaſauaht lautend, die den beſonderen Zweck des Menſchenraubes hat. Sie kommt nicht in der eigentlichen Wüſte vor, ſondern in ihren ſüdlichen Grenzländern, deren Bevölkerung aus Negern beſteht, welche man raubt, um ſie als Sklaven zu verkaufen. Werden dieſe Raubzüge zu Waſſer unternommen, ſo heißen ſie Bahara, d. i. Flußreiſen. Dieſe letzteren kommen beſonders am oberen Nil vor, deſſen beide Hauptarme ſich

in so viele Nebenarme verzweigen, daß besonders während des Charif[1]) und einige Zeit darnach die Gegend nur mittels Schiffs bereist werden kann.

Also Schwarz hielt die Karawane, die er in der Nähe vermuten mußte, für eine Gum. Es war also alle Veranlassung zur Vorsicht und Wachsamkeit vorhanden, zumal er Grund hatte, anzunehmen, daß die Homr-Araber sich mit den Räubern im Einverständnis befanden. Es war zunächst nichts zu tun, als die Araber zu beobachten und die Dschelabi von der auch ihnen drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Er tat dies, indem er während einer Pause, die in der Unterhaltung der Leute eingetreten war, den „Vater der elf Haare" fragte: „Ihr seid durch das Land der Baggara gekommen. Waren diese Leute friedlich gesinnt?"

„Ja," antwortete der Slowak. „Es gibt keinen Stamm, der uns Dschelabi feindlich behandelt. Man braucht uns ja überall, da wir allein es sind, die den Leuten bringen, was sie brauchen. Darum sind wir überall willkommen und werden von jedem als Freunde behandelt."

„Und doch habe ich gehört, daß auch Dschelabi angefallen und ausgeraubt worden sind."

„Das ist eine sehr seltene Ausnahme und geschieht nur von solchen Stämmen, mit denen man nicht verkehrt. Wir sind auch stets so vorsichtig, uns überall genau zu erkundigen, ob vielleicht eine Gum sich unterwegs befindet oder gar gesehen worden ist."

„Nun, habt ihr vielleicht in letzter Zeit so etwas erfahren?"

„Nein. Die Baggara sind augenblicklich alle daheim,

[1]) Jährliche Regenzeit.

und mit den Schilluk, in deren Land wir uns jetzt befinden, leben wir in Freundschaft."

„Kommt ihr auch zu den Homr-Arabern?"

„Nein. Ihre Dörfer liegen uns zu weit entfernt."

„So würdet ihr euch unter Umständen vor ihnen wohl nicht ganz sicher fühlen?"

„Wir würden ihnen, wenn es sich tun ließe, aus dem Weg gehen. Heute, da wir ihnen und dir begegneten, war dies nicht gut möglich. Sie sind allerdings nicht freundlich mit uns gewesen, aber wir haben nichts von ihnen zu befürchten, denn wir stehen doch wohl unter deinem Schutz?"

„Gewiß. Aber wird dieser Schutz im gegebenen Falle sich bewähren?"

„Jedenfalls, da sie dich begleiten und also deine Freunde sind. Der Araber ist stets der Freund der Freunde seines Freundes."

„Hast du denn nicht gesehen und gehört, daß sie sich nicht sehr freundlich zu mir benahmen?"

„Ich habe das bemerkt, aber das tut ja nichts. Sie haben dir ihr Wort gegeben, dich sicher nach Faschodah zu bringen, und müssen es halten."

„Und dennoch traue ich ihnen nicht! Sie haben mir das Versprechen gegeben, mich und meine Sachen auf ihren Kamelen zu transportieren. Ich dagegen versprach ihnen, sie in Faschodah dafür zu bezahlen. Das ist alles."

„Wie? So ist nicht ausdrücklich ausgemacht worden, daß sie dich unter Umständen sogar mit ihrem Leben zu beschützen haben?" Du hast nicht die Formel ‚Dalikah ia Schech'[1]) mit ihnen gewechselt?"

„Nein. Ich wollte es, aber sie behaupteten, daß

[1]) „Ich bin der Beschützte, Herr!"

dies bei ihnen nicht gebräuchlich und übrigens auch gar nicht nötig sei."

„Dann darfst du ihnen allerdings nicht trauen, und auch wir sind nicht sicher. Die Formel hätte sie gezwungen, nicht nur ehrlich gegen dich zu sein, sondern dich auch nötigenfalls gegen alle Feinde zu verteidigen. So aber haben sie keine Verpflichtung gegen dich, und nach ihren Regeln und Begriffen können sie dich ausrauben und töten, ohne die geringste Schuld auf sich zu laden. Daß sie dir die Formel verweigert haben, ist fast ein sicheres Zeichen, daß sie Böses beabsichtigen. Daß sie es noch nicht ausgeführt haben, darf dich nicht sicher machen, sondern muß dich vielmehr für heute zur doppelten Vorsicht auffordern. Heute ist der letzte Abend. Morgen würdest du Faschodah erreichen, wo sie dir nichts mehr anhaben können. Vielleicht ist meine Befürchtung ohne Grund; aber ich rate dir, anzunehmen, daß dir heute eine große Gefahr droht, dir und also auch uns. Ich werde nicht schlafen und sofort meinen Elefantenmörder wieder laden, was ich unterließ, da ich nicht wußte, daß unsre Sicherheit bedroht ist."

Er griff auch wirklich nach dem gewaltigen Katil elfil und nach dem Pulverhorn. Der „Vater des Gelächters" zeigte, daß er ganz der Ansicht seines Kollegen sei, denn er sagte: „Meine Harbi[1]) ist leider am Bauch des Löwen zerbrochen, aber ich werde mich mit den Armen und Händen wehren. Diese Väter und Söhne des Raubes sollen weder mein Leben, noch meinen Esel, noch meine Waren bekommen. Ich erwürge sie einzeln, einen nach dem andern. Ich kenne die Homr. Sie haben die Worte des Koran auf den Lippen. Sie versäumen weder das Abrik[2]) noch die vorgeschriebenen Salawaht[3]),

[1]) Lanze. — [2]) Waschung. — [3]) Gebete.

aber sie sind Diebe, und der Verrat ist bei ihnen Gebrauch. Wenn man von einer Gum hört, so hat sie häufig aus lauter Arab el Homr bestanden. Allah verschließe ihnen den Himmel mit hundert Riegeln!"

„So ist es jedenfalls auch eine Gum der Homr, die sich hier in der Nähe befindet," bemerkte Schwarz.

„Was? Wie?" fragte der Slowak. „Eine Gum ist uns nahe?"

„Gewiß weiß ich es nicht, aber ich vermute es."

Er teilte ihnen die Beobachtung mit, die er gemacht hatte, und die Vermutung, die er infolgedessen hegte. Seine Worte brachten eine Aufregung hervor, die er nur durch den Hinweis auf die in der Nähe sitzenden Araber dämpfen konnte. Diese durften nicht ahnen, in welchem Verdacht man sie hatte. Darum beherrschten sich die Dschelabi und zeigten beim Fortlauf des natürlich leise geführten Gespräches eine möglichst ruhige Haltung.

„Wenn das so ist, Herr, so bin ich freilich ganz deiner Meinung, daß die Leute, denen die Vögel folgten, zu einer Gum gehören," sagte der Ungar. „Wir müssen uns auf einen Ueberfall gefaßt machen. Wäre es nicht am besten, deine Homr sofort niederzuschießen?"

„Nein. Noch haben wir keinen Beweis. Und selbst wenn wir ihn hätten, würde ich dagegen sein. Ich kann mich zur Tötung eines Menschen nur dann entschließen, wenn dies unumgänglich nötig ist."

„So wollen wir uns augenblicklich aufmachen und diesen gefährlichen Ort verlassen."

„Auch dazu kann ich nicht raten. Hier wissen wir genau, was unser wartet. Diese Felsen gewähren uns gute Deckung, ebenso die Büsche. Reiten wir aber fort, so ist es sicher, daß die Gum uns folgt und draußen auf

der freien Ebene überfällt. Wir wissen nicht, wie stark sie ist. Wir sind neun Mann. Selbst wenn sie nicht zahlreicher wären und wir den Angriff siegreich abschlügen, würden wir den Sieg mit Toten oder wenigstens Verwundeten bezahlen. Auf alle Fälle steht zu erwarten, daß die Homr mit der Gum gemeinsame Sache machen, was die Angelegenheit verschlimmert. Hier haben wir sie vor uns und können sie im Auge behalten. Ich rate also, hier zu bleiben."

„Aber wir wissen ja nicht, wenn uns die Kerls überfallen werden, und können doch nicht immer mit angelegtem Gewehr hier sitzen!"

„Das ist auch nicht nötig, wenn wir unsre Vorbereitungen treffen. Zunächst müssen wir das Feuer ausgehen lassen. Es blendet uns. Wer an einem Feuer sitzt, kann nur schwer sehen, was jenseits davon in der Dunkelheit vorgeht. Wenn es hier finster ist, können auch die Homr nicht erkennen, was wir tun. Lassen wir sie glauben, daß wir uns jetzt zur Ruhe legen! Ist dann die Flamme erloschen, so verlassen wir die Feuerstätte und lagern uns an der Felswand. Dann stecken wir hinter den Kamelen und Gepäckstücken und sind außerdem von dem Gebüsch gedeckt. Inzwischen werde ich zu erfahren suchen, wo sich die Gum befindet."

„Wie willst du das erfahren?"

„Indem ich nach ihr suche. Sie ist, wie wir, von Westen gekommen und wird also in dieser Richtung zu finden sein."

„Aber du begibst dich dabei in eine sehr große Gefahr! Man wird dich sehen und ermorden."

„Man wird mich nicht sehen. Ich gehe nicht aufrecht, sondern schleiche mich am Boden hin."

„Man wird dich dennoch bemerken, da die helle Farbe deines Haïk[1]) dich verraten muß.“

„Ich lege ihn vorher ab. Die Farbe der Pantaluhn und Kutrahn[2]), die ich darunter trage, ist dunkler, gleich derjenigen des Erdbodens, von dem ich dann nicht leicht zu unterscheiden bin.“

„Man wird dich dennoch erkennen. Die Sterne scheinen hell, und welcher Mensch kann wie eine Schlange an der Erde hinkriechen?“

„Viele können es, und auch ich habe es lernen müssen. Als ich drüben in Jeni dünja[3]) war, befand ich mich lange Zeit bei berühmten Jägern, mit denen ich allezeit auf der Hut vor wilden Indianern sein mußte. Von ihnen habe ich gelernt, mich so an einen andern anzuschleichen, daß er es gar nicht bemerkt. Diesen Leuten habe ich es auch zu verdanken, daß wir heute den Löwen und seine Frau besiegten. Ich bin überzeugt, daß ich die Homr finden und sogar auch belauschen werde, ohne von ihnen gesehen und gehört zu werden.“

„Aber ihre Tiere werden deine Nähe riechen und dich verraten. Deshalb will ich dir ein Mittel geben, das die Kamele abhalten wird, unruhig zu werden. Sie riechen es gern. Ich habe es unter den Spezereien, mit denen ich handle. Du mußt, sobald du in ihre Nähe kommst, einige Tropfen davon auf deine Kleidung fließen lassen. Es ist Milh ennuschahdir[4]), die mit Gir und Mooje[5]) zubereitet wird.“

Er ging zu seinem Esel, neben dem das ihm gehörige Gepäck lag, und brachte ein kleines Fläschchen, das den Salmiakgeist enthielt. Schwarz steckte es zu sich.

Die Dschelabi hatten sich vor dem Löwen verkrochen.

---

[1]) Burnus, Mantel. — [2]) Hose und Jacke. — [3]) Amerika. — [4]) Salmiak — [5]) Kalk und Wasser.

Ihn fürchteten sie, weil sie so abergläubische Vorstellungen von ihm hegten. Die Gum aber hatten sie nur vorübergehend erschreckt. Zwar hatten sie fliehen wollen; aber nun sie einsahen, daß es geraten sei, zu bleiben, waren sie zur Gegenwehr entschlossen. Sie hatten es mit Menschen, aber nicht mit einem gewaltigen Raubtier zu tun, in dem ihrer Meinung nach der Geist eines mächtigen Verstorbenen steckte.

Sie legten sich nieder und breiteten ihre Decken über sich aus, um die Meinung zu erwecken, daß sie nun schlafen würden. In kurzer Zeit ging das Feuer aus, und diese Abteilung des Lagers war nun in nächtliches Dunkel gehüllt, während die Homr auf der andern Seite ihr Feuer sorgfältig weiter unterhielten, so daß man sehen konnte, was sie taten.

Jetzt schlüpfte Schwarz aus seinem Haïk und entfernte sich leise, von den Homr ungesehen. Seine beiden Gewehre, die ihm nur hinderlich sein konnten, ließ er zurück.

Die Homr befanden sich auf der Südseite. Er schlich sich auf der nördlichen, wo, wie bereits erwähnt, kein Buschwerk stand, um den Felsen. Dort blieb er zunächst stehen, um zu lauschen.

Der „Vater der vier Augen" konnte, so sehr er seine Augen und Ohren anstrengte, ein menschliches Wesen weder sehen noch hören. Darum ging er langsam weiter, sich gerade westlich haltend.

Der Boden war fein sandig; die Schritte des Deutschen verursachten kein Geräusch. Langsam und vorsichtig vorwärts schreitend, ging er weiter und weiter, doch ohne etwas zu bemerken. Schon waren vielleicht zehn Minuten vergangen, und er nahm an, daß er eine falsche Richtung eingeschlagen habe, obgleich er genau auf der

Fährte ging, die er mit seinen Begleitern gemacht hatte und auf der die Gum zu suchen war.

Da drang ein leises Klirren an sein Ohr, wie wenn zwei Waffen sich berührt hätten. Der Ton kam ganz genau aus der Richtung, die er eingeschlagen hatte. Er verdoppelte seine Vorsicht und verlangsamte seine Schritte. — Schon nach kurzer Zeit tauchte es in unbestimmten Umrissen wie graue Schatten vor ihm auf. Sie saßen auf der Erde und bewegten sich nicht. Zu gleicher Zeit wehte ihm die bekannte Ausdünstung von Kamelen entgegen. Er hatte die Gum vor sich, deren sämtliche Mitglieder in die landesüblichen grauen Haïks gehüllt waren. Nun legte er sich nieder und kroch auf Händen und Füßen weiter.

Da die Leute ihre Aufmerksamkeit jedenfalls auf die Gegend gerichtet hatten, woher er kam, so schlug er einen Bogen nach rechts, um sich von Norden her anzuschleichen. Seine Gestalt war trotz des hellen Sternenschimmers nicht von dem Boden zu unterscheiden. Da seine hellere Gesichtsfarbe vielleicht zur Verräterin werden konnte, so zog er sein dunkelrotes Taschentuch hervor und band es sich vor den untern Teil des Gesichtes, so daß er nur die Augen frei behielt. Den Fes, den er unter der Kapuze getragen hatte, zog er über die Stirn herein.

Als er näher kam, sah er die Kamele liegen, nicht eng beisammen, sondern einzeln. Nun konnte er die Personen zählen. Es waren ihrer zwölf. Sie saßen in einem kleinen Kreis, vor dem zwei Kamele lagen. Dieser Umstand war ihm sehr willkommen, da er es ihm vielleicht ermöglichte, sich so weit hinanzuschleichen, daß er hören konnte, was gesprochen wurde.

Er schob sich sehr, sehr langsam vorwärts, fast Zoll um Zoll. Die Luft war leise bewegt; sie kam ihm ent-

gegen. Das war die Urſache, daß die Tiere ihn noch nicht bemerkten. Nun war es an der Zeit, das Mittel des Slowaken zu verſuchen. Er öffnete das Fläſchchen und beſprengte ſich mit dem Salmiakgeiſt.

Es iſt bekannt, daß die Ausdünſtung des Kamels eine ammoniumartige iſt und daß aus dem Miſt und Urin dieſes Tieres Salmiak gewonnen wird. Darum hielt Schwarz es für nicht ganz unmöglich, daß die Kamele eine Art von Vorliebe für den Geruch dieſer Arznei beſitzen. Er konnte ſich auch wirklich ſofort überzeugen, daß dies der Fall ſei. Denn kaum hatte er das Fläſchchen wieder eingeſteckt, ſo wendeten beide Kamele die Köpfe nach ihm und öffneten die weit geſchnittenen Nüſtern, doch ohne ein Zeichen von Unruhe zu geben. Sie ſchienen den Geruch mit Behagen einzuziehen.

Dadurch beruhigt, kroch er näher. Schon war er ſo weit, daß die hohen Rücken der Tiere es den Arabern nicht mehr ermöglichten, ihn zu ſehen. Er ſchob ſich an das eine Kamel heran, ſchmiegte ſich eng an dieſes und begann, es mit der Hand zu krauen, wobei es einen leiſen, behaglich grunzenden Laut hören ließ.

Die Gruppe der Männer war nicht mehr als drei Schritte von dem Tier entfernt. Sie ſprachen zwar nicht laut, aber doch ſo vernehmlich, daß er die meiſten ihrer Worte verſtehen und das übrige ſich hinzudenken konnte.

Unter ihnen fiel ihm eine beſonders lange und außerordentlich hagere Geſtalt auf, welche die andern weit überragte. Der aufrecht ſitzende Oberkörper dieſes Mannes war faſt vier Fuß hoch. Die Länge dieſes Menſchen mußte, wenn er ſtand, weit über zwei Meter betragen, eine große Seltenheit bei den Arabern. Er ſaß etwas zur Seite, als ob er dadurch einen Vorrang zum Ausdruck bringen wolle. Seine Stimme klang hohl, und

im Grabeston, als er jetzt sagte: „Nein, wir brauchen uns nicht erst zu überzeugen. Wir haben die Spur gesehen. Es sind lauter Esel gewesen, acht an der Zahl. Und wer reist auf Eseln? Nur Dschelabi können es sein. Diese Krämer sind gewöhnlich feig. Wir haben sie nicht zu fürchten. Wollten wir einen von uns hinsenden, um nachzusehen, ob sie sich mit an dem Brunnen befinden, so könnte er durch irgend einen Zufall bemerkt werden, und wir wären verraten. Diese Dschelabi sind sicher dort, was uns nur lieb sein kann, da wir zu der übrigen Beute auch noch ihre Ware und Tiere bekommen."

„Sollen wir die Krämer ebenfalls töten?" fragte einer. „Das könnte mir beinahe leid tun. Diese Leute sind nützliche Menschen und Anhänger des Propheten, während der Fremde ein Giaur ist, dessen Seele der Teufel fressen möge!"

„Hat die Sonne dir das Gehirn versengt, daß du von Mitleid redest? Sollen wir die Unvorsichtigkeit begehen, acht Zeugen leben zu lassen? Der Fremde steht im Schutz seines Unsul[1]), der, wenn er seinen Tod erführe, so lange nach Rache schreien würde, bis man uns ergriffen und getötet hätte."

„Aber wir würden den Dschelabi doch nicht sagen, wer wir sind!"

„Auch hier reicht dein Verstand nicht aus. Wie nun, wenn sich einer unter ihnen befindet, der einen von uns kennt?"

„Diesen einen könnten wir stumm machen."

„So müssen wir sie eben alle umbringen, denn mich würden sie selbst in dem Fall erkennen, daß sie mich noch nie gesehen haben. Allah ist, als er meiner Seele den Körper gab, verschwenderischer als sonst gewesen, wofür

[1]) Konsul.

ich ihm nicht dankbar bin, denn es ist meist sehr verdrießlich, eine Gestalt zu besitzen, die jedem auffallen muß. Man weiß, daß ich ein Sklavenjäger bin. Das ist schon genug, seit die Franken, über welche die Verdammnis kommen möge, in Chartum es durchgesetzt haben, daß der Sklavenhandel verboten wurde. Nun sitzt selbst hier in Faschodah ein Mudir[1]), der kein Sklavenschiff passieren läßt, so daß wir stets ausladen und den langen und beschwerlichen Landweg einschlagen müssen. Dieser Mudir hat sein Auge ganz besonders auf mich gerichtet. Falle ich ihm in die Hände und es befindet sich nur ein einziger Sklave bei mir, so bin ich verloren. Soll er nun auch noch erfahren, daß ich, wenn Allah mir die Gelegenheit sendet, meine Leute in eine Gum verwandle, so ist das Ende meines Lebens nahe, was der Prophet verhindern möge, denn ich habe Lust, den Preis von noch Tausenden von Negern mit euch zu teilen. Diese acht Dschelabi würden, sobald sie mich sähen, augenblicklich wissen, daß ich Abu el Mot[2]) bin, und es morgen dem Mudir verraten. Nein, die Dschelabi müssen sterben! Wenn du Mitleid mit ihnen hast, so kannst du heimkehren und Durrah[3]) essen. Ich brauche keinen Mann, dessen Herz von Wolle ist anstatt von Eisen."

Dabei zog er sein Messer und spielte in so bedeutungsvoller Weise damit, daß der andre einsah, er werde nicht weit kommen, wenn es ihm einfallen sollte, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Darum antwortete er begütigend: „Hast du mich jemals weinen sehen, wenn mein Messer oder meine Kugel einen Menschen getroffen hatte? Warum soll ich jetzt auf einmal ein Weib geworden sein, da mir einmal ein milder Gedanke kommt?

---

[1]) Distriktsvorsteher. — [2]) „Vater des Todes." — [3]) Negerhirse.

Ich werde der erste von uns sein, der sein Messer in das Herz eines dieser Dschelabi senkt."

„Das hoff' ich auch, damit du die Zweifel zerstreust, zu denen du mir soeben Veranlassung gegeben hast! Ein Sklavenjäger muß ermorden können, ohne mit der Wimper zu zucken. Kann er das nicht, so taugt er nicht für dieses Geschäft. Morgen früh werden die Geier auf den Gerippen von neun Menschen sitzen und sich so dick angefressen haben, daß sie nicht davonfliegen können. Wir aber werden unsre Beute nach Kaka bringen und uns daran erfreuen."

„Nach Kaka? So müssen wir nach Nordost gegen den Nil, also zurück. Warum nicht nach Faschodah?"

„Das liegt zwar näher und ist auch ein besserer Handelsplatz; auch kann ich mich getrost dort sehen lassen, wenn ich keine Sklaven bei mir habe; aber ich würde dort keinen Käufer für die Sachen finden, die wir diesem Giaur abnehmen werden. In Kaka aber habe ich meinen Agenten, der die Sammlung gern nach Chartum bringen wird, um sie für mich zu verwerten."

„Wird man dort nicht Verdacht fassen?"

„Nein, denn der Agent wird so klug sein, den Leuten ein Märchen zu erzählen, das sie glauben müssen. Dort gibt es Personen, die den Wert einer solchen Sammlung kennen und einen guten Preis zahlen werden. Wir werden übrigens bald einen zweiten, ähnlichen Fang machen. Der letzte Bote, der mir aus der Seribah[1]) Omm et Timsah[2]) gesandt wurde, teilte mir mit, daß dort zwei Weiße, ein junger und ein alter, eingetroffen sind, welche ebenfalls Gewächse suchen, um sie zwischen Papierblätter zu legen, und Käfer, Schlangen und allerlei Gewürm fangen, das sie in Flaschen stecken. Beide

[1]) Befestigte Niederlassung der Sklavenjäger. — [2]) „Mutter des Krokodils."

haben schwarze Diener bei sich, viele Waffen und Tauschartikel und große, schwere Ballen Zeug, das, wie ihr wißt, dort die Stelle des Geldes vertritt. Diese Europäer drängen sich mit großer Frechheit in unser Sklavengebiet. Wir dürfen das nicht dulden und werden sie also, sobald wir hinkommen, in die Hölle senden, ihre Sachen aber behalten. Diese Menschen glauben an Isa Ben Marryam[1]), der gelehrt hat, daß es keine Sklaven geben dürfe, da auch die Schwarzen Allahs Kinder seien. Wenn wir sie nicht töten, wird diese Lehre überhand nehmen und unsern Handel zunichte machen. Darum werden diese beiden Weißen sterben wie der Giaur, der jetzt dort am Brunnen lagert. "

„Meinst du nicht, daß er sich verteidigen wird?"

„Nein, denn wir werden ihm keine Zeit dazu lassen. Unser Ueberfall wird so plötzlich geschehen, daß er gar keine Zeit finden wird, sich seiner Waffen zu bedienen. Wenn der Schech uns nachher aufsucht, wie verabredet worden ist, so werden wir von ihm erfahren, wo der Giaur liegt und wo die Dschelabi schlafen. Wir schleichen uns heran und werden sie wohl gar im Schlaf töten, so daß sie zur Hölle fahren, ohne vorher zu erwachen. Vielleicht sind die Gewehre noch gar nicht wieder geladen, die sie vorhin abgeschossen haben, um die Löwen abzuschrecken."

„Allah 'l Allah! In welcher Gefahr haben auch wir uns da befunden! Wie leicht konnte der Verderben der Herden auch zu uns kommen!"

„Nein. Er hat seine Wohnung im Osten des Brunnens und ist wieder dorthin zurück. Schliche er sich in unsrer Nähe herum, so würden die Kamele ihn durch ihre Angst verraten. Vorher waren sie unruhig; aber

[1]) Jesus, Sohn Mariens.

ſeit die Schüſſe gefallen ſind, haben ſie keine Furcht mehr gezeigt. Der Vater des dicken Kopfes' iſt alſo fort. Laßt uns nun nicht mehr ſprechen, ſondern lieber aufpaſſen! Der Schech könnte eher kommen, als wir ihn erwarten, und wir müſſen dafür ſorgen, daß er uns nicht verfehlt."

Aus dieſen Worten war zu ſchließen, daß die Unterhaltung nun zu Ende ſei. Darum hielt Schwarz es für geraten, ſich zurückzuziehen. Er kroch ſo leiſe und vorſichtig davon, wie er gekommen war. In der Entfernung, wo er nicht mehr geſehen werden konnte, erhob er ſich aus der kriechenden Stellung, da er nun getroſt wieder aufrecht gehen konnte. Erſt als er den Felſen erreichte, mußte er wieder vorſichtig verfahren, weil die Homr nicht wiſſen durften, daß er fortgeweſen war.

Es gelang ihm, ſeinen Platz von ihnen unbemerkt zu erreichen. Die Dſchelabi hatten Sorge um ihn gehabt, da ſeine Abweſenheit eine ziemlich lange geweſen war. Er erzählte ihnen, was er gehört hatte, und fragte ſie, ob ihnen dieſer Abu el Mot vielleicht bekannt ſei. Sie alle kannten dieſen furchtbaren Mann, ohne ihn aber jemals geſehen zu haben.

„Die Hauptſache iſt," ſchloß der Deutſche ſeinen Bericht, „daß der Feind uns nun nicht mehr überraſchen kann. Wir wiſſen, wo er ſich befindet."

„Aber nicht, wann er kommen wird," warf der „Vater der elf Haare" ein.

„O doch. Der Schech will die Gum aufſuchen. Er hat alſo mit Abu el Mot den Ueberfall ſchon längſt geplant. Es iſt da drüben hell, und wir können alſo leicht ſehen, wenn er ſich entfernt. Er wird den Räubern ſagen, wo und wie wir lagern, und dann werden ſie kommen."

„Wir ſchießen ſie nieder?"

„Nein. Sie sind zwölf Personen und wir nur neun; aber da wir nun sie überraschen und nicht sie uns, so sind wir ihnen überlegen. Wir bleiben natürlich nicht hier liegen, sondern erwarten sie am Beginn der Büsche, zwischen denen wir uns verstecken können. Sind sie an uns heran, so springen wir auf. Jeder nimmt seinen Mann und schlägt ihn nieder. Ein tüchtiger Hieb auf den Kopf genügt dazu; aber die Kerls müssen so getroffen sein, daß sie gleich zusammenbrechen. Mit den übrigen drei werden wir dann schnell fertig. Fliehen sie, so lassen wir sie laufen; wehren sie sich, nun, so können wir ihr Leben freilich nicht schonen. Die ersteren aber werden hoffentlich nicht tot sein. Wir nehmen sie gefangen und liefern sie in Faschodah an den Mudir ab."

„Und was geschieht mit den Homr?"

„Das wird sich ganz nach ihrem Verhalten richten. Ich vermute, daß sie sich nicht direkt am Angriff beteiligen werden; sie dürften das vielmehr der Gum überlassen, die übrigens, wie ich aus der Mundart der Leute vermute, auch aus Homr besteht. Meine bisherigen Begleiter werden beabsichtigen, so lange dort an ihrem Feuer zu bleiben, bis wir getötet worden sind. Sie kommen also bei dem Kampf zunächst nicht in Betracht. Die Hauptsache ist, daß jeder von uns seinen Mann richtig trifft."

„Daran soll es bei mir nicht fehlen. Ich kehre meinen Elefantenmörder um und bearbeite den Kerl so, wie ich vorhin die Frau des Löwen erschlagen habe."

„Und ich," sagte Hadschi Ali, „habe hier den halben Schaft meines zerbrochenen Spießes. Das gibt eine Keule, mit der ich zuschlagen kann. Allah sei jenem gnädig, der sie auf den Kopf bekommt!"

In ähnlicher Weise äußerten sich auch die andern.

Sie waren damit einverstanden, daß die Feinde nicht getötet werden sollten, denn sie dachten an die Genugtuung, die ihnen würde, wenn sie morgen mit ihren Gefangenen in Faschodah einziehen. Wer von ihnen keine zum Zuschlagen passende Waffe besaß, der suchte sich unter den Gepäckstücken einen geeigneten Gegenstand aus.

Die Homr waren überzeugt, daß der Deutsche und die Dschelabi schliefen. Diese hatten nur leise gesprochen, und wäre je ein Wort etwas lauter gewesen, so hätte es doch nicht gehört werden können, da die Kamele und Esel sich noch immer nicht ganz beruhigt hatten. Besonders die letzteren standen keinen Augenblick ruhig, weil die Kadaver der beiden Raubtiere sich in ihrer Nähe befanden. Die Kamele schnaubten ängstlich, mußten aber ruhig liegen, da ihnen die Füße gefesselt waren.

In Erwartung des Kommenden verging allen die Zeit sehr langsam. Endlich erhob sich drüben der Schech. „Jetzt geht er!“ flüsterte Ali.

„Nein,“ antwortete der Ungar ebenso leise. „Er kommt erst hierher, um nachzusehen, ob wir wirklich schlafen. Er wird so tun, als ob er sich um die Kamele bekümmern wolle. Regen wir uns nicht!“

Der Schech kam wirklich langsam herbei. Er trat zu den Kamelen, als ob er nach ihnen habe sehen wollen, und blieb da eine kleine Weile stehen. Er lauschte nach den Dschelabi herüber. Als keiner von ihnen sich bewegte, sagte er, zu ihnen gewendet: „Die Dschimahl[1]) fürchten sich noch immer. Wollen wir nicht die Leichen des Löwen und seiner Sultana fortschaffen?“

Er fragte das natürlich nur, um zu erfahren, ob die Dschelabi fest schliefen. Als er keine Antwort bekam, trat er leise näher und bückte sich zu ihnen nieder. Um

[1]) Kamele.

ganz sicher zu sein, berührte er den Arm des Deutschen. Als auch darauf nichts erfolgte, war er seiner Sache sicher und schlich weiter, um den Felsen wie vorhin Schwarz.

Dieser richtete sich nach einiger Zeit auf und kroch ihm nach. Er sah ihn in westlicher Richtung davonschreiten und dann im Dunkel der Nacht verschwinden. Zu den Dschelabi zurückgekehrt, forderte er diese auf: „Jetzt ist es Zeit. Kommt mit fort, aber leise, damit die Homr es nicht hören!“

Er führte sie bis dahin, wo das Dickicht zu Ende war und sich in einzelne Büsche auflöste. Es war vorauszusehen, daß die Angreifenden da vorüberkommen würden. Jeder steckte sich hinter einen Busch.

Sie warteten wohl eine halbe Stunde und noch länger. Dann hörten sie leise Schritte, und zugleich erkannten sie die Gestalten, die, eine hinter der andern, langsam herbeikamen. Als sie sich so weit genähert hatten, daß man die einzelnen Personen unterscheiden konnte, sah Schwarz den Schech als Führer an der Spitze. Die lange, schmale Gestalt Abu el Mots schwankte, sich herüber- und hinüberwiegend, am Ende des kleinen Zuges. Sie blieben an der Felswand stehen. Wäre es hier so hell gewesen wie draußen außer dem Bereich des Schattens, den der Fels warf, so hätten sie die unmittelbar neben ihnen hinter den Büschen kauernden Dschelabi sehen müssen, denn die Sträucher waren nicht dicht und breit genug, einen Mann vollständig zu verbergen.

Schwarz befand sich dem verlassenen Lagerplatz am nächsten. Die Feinde waren nicht bis zu ihm herangekommen. Der Ungar, der am entgegengesetzten Ende kauerte, hatte sie gerade vor sich. Er hörte, daß der Schech sagte: „So! Bis hierher habe ich euch geführt.

Gleich um die Ecke rechts liegen sie im tiefen Schlaf; sie werden sterben, ohne zu erwachen. Ich gehe jetzt zu meinen Männern, um ihnen zu sagen, daß der Augenblick gekommen ist.“ Er entfernte sich, indem er einige Schritte zurückging, und verschwand an der Westseite des Felsens, an dessen Ostseite die Lagerstelle sich befand.

„Nun vorwärts!“ gebot die Grabesstimme Abu el Mots. „Allah möge euern Messern sichern Stoß verleihen!“

Schwarz wollte natürlich warten, bis sie ihn erreicht hatten; aber der kleine Slowak fühlte sich von solcher Kampfeslust ergriffen, daß er den vorteilhaftesten Augenblick nicht erwartete.

„Rauwidschu — schnell, drauf!“ rief er aus, indem er aufsprang. Sein Gewehr umkehrend, holte er aus und führte nach dem Nächststehenden einen so gewaltigen Kolbenhieb, daß der Getroffene sofort zusammenbrach und aber auch er selbst niederstürzte.

Die andern brachen hervor. Schwarz als der Entfernteste hatte wohl acht oder neun Schritte zurückzulegen, um an die Feinde zu kommen. Er hatte es auf Abu el Mot abgesehen gehabt, welche Absicht aber nun nicht auszuführen war.

Die Männer der Gum waren so erschrocken, daß sie sich für den ersten Augenblick nicht von der Stelle bewegten. Sie wären verloren gewesen, wenn der übereifrige Ungar nur noch drei oder vier Minuten gewartet hätte. So aber fanden sie Zeit, sich einigermaßen zu fassen, doch nicht hinreichend genug, ihre Waffen zu gebrauchen. Einige von ihnen empfingen die ihnen zugedachten Hiebe; andern gelang es, diese von sich abzuwehren.

Schwarz hatte die angegebene Entfernung springend zurückgelegt. Er schlug einen Araber mit dem Ge-

wehrkolben nieder und im nächsten Augenblick einen zweiten. Zornige Flüche erschallten. „Wer sind diese Teufel?“ schrie Abu el Mot. „Drauf auf sie!“

„Rettet euch!“ brüllte ein andrer. „Wir sind vom Schech verraten!“

Er drängte zurück. Eben wollte Schwarz den dritten niederschlagen, um dann an den Anführer zu kommen. Zu gleicher Zeit holte der „Vater des Gelächters“ gegen einen andern aus, der an Schwarz vorüberfloh. Er drang hinter diesem drein, glaubte, ihn mit dem Hieb noch zu erreichen, erhielt aber dabei von einem weiteren Flüchtling einen Stoß und — — schlug dem Deutschen mit seinem halben Lanzenschaft so gegen das Ohr und die Schläfe, daß Schwarz zur Seite taumelte und fast ohne Besinnung niederfiel.

„Allah!“ schrie der erschrockene Kleine. „Habe ich dich ermordet, Effendi?“

„Beinahe!“ antwortete der Gefragte, indem er sich langsam und nur schwer erhob. „Laßt sie fliehen! Wir dürfen wegen den Homr nicht von hier fort!“

Es funkelte ihm vor den Augen, doch sah er die Leute der Gum fliehen. Er legte an und sandte ihnen zwei Kugeln nach. Da konnte er nicht mehr widerstehen. Es brauste ihm wie eine Brandung um die Ohren. Er lehnte sich an den Felsen und schloß die Augen.

Kein Dschelabi folgte den Fliehenden. Aber der Ungar rief, als er die Schüsse des Deutschen hörte: „So ist's recht! Gebt ihnen eure Kugeln! Und dieser hier wird noch mein!“ Einer der Flüchtlinge war in seiner Nähe gestolpert, wodurch er ihn einholte; er erhob seinen Katil elfil und schlug zu; der Mann stürzte bewußtlos nieder. Triumphierend zerrte er ihn hinter sich her, während er zu den anderen zurückkehrte.

Die Dschelabi standen bei Schwarz, laut klagend über ihn.

„Was ist geschehen?“ fragte der Slowak.

„Ich habe den Effendi erschlagen!“ jammerte der „Vater des Gelächters“, indem er aus Verzweiflung das lustigste Gesicht der Welt machte.

„Bist du toll?“

„Nein, ich wurde gestoßen.“

„Dummkopf! Du hast vor lauter Völkern und Dörfern, die unter deinem Schädel stecken, nicht gesehen, wohin du schlugst! Effendi, Effendi, bist du tot?“

„Nein,“ antwortete Schwarz, indem er die ihn überkommene Ohnmacht mit Anstrengung von sich abschüttelte und sein Gewehr, das ihm entfallen war, aufhob.

„Allah sei Dank! Dieser ‚Vater der hintern Löwenhälfte‘ ist mit Blindheit geschlagen gewesen und wir müssen — — —“

„Still!“ gebot ihm der Deutsche. „Wir haben mehr zu tun. Ich sehe fünf Teilnehmer der Gum hier liegen. Das ist weniger, als ich dachte. Bindet sie! Wahrscheinlich sind sie nur betäubt.“

Er trat zur Felsenecke, von der aus er das Feuer sehen konnte. Dort standen die Homr, die nicht wußten, was sie denken sollten. Er nahm an, daß sie dort bleiben würden, bis sie von irgend einer Seite Aufklärung erhielten. Darum fuhr er fort: „Bleibt hier! Vielleicht kann ich ein Kamel oder mehrere erbeuten.“

Er rannte fort, in der Richtung, wohin die Räuber geflohen waren. Auch ihre Kamele waren gefesselt gewesen, und da diese Tiere nicht schnell zum Aufstehen zu bringen sind, so mußten die Flüchtigen dort jedenfalls länger verweilen, als ihnen lieb war.

Sein zweites Gewehr hatte er über dem Rücken hängen; das erste lud er im Laufen. Hatte er vorhin, als er vorsichtig sein mußte, über eine Viertelstunde gebraucht, um an die Gum zu kommen, so ging es jetzt schneller. In weniger als zwei Minuten war er der Stelle nahe. Er sah die Gruppe der Männer, die sich um die Kamele bemühten. Da blieb er stehen und schoß ein-, zweimal auf sie. Jeder von ihnen hatte vor allen Dingen sein eigenes Tier von den Fesseln befreit. Das sollte gerade auch mit den fünf übrigen Kamelen geschehen, als die beiden Schüsse krachten, von denen einer der Araber verwundet wurde.

„Fort!“ schrie Abu el Mot, der sich unter den Entkommenen befand. „Laßt die Bestien liegen, denn die Schejatin sind hinter uns her!“

Und als Schwarz nun auch die beiden Schüsse seines andern Gewehrs abgab, war kein Halten mehr. Die um fünf Menschen und Tiere verringerte Gum floh davon, in die Nacht hinein.

Schwarz näherte sich vorsichtig den Tieren, weil sich leicht ein Feind dahinter versteckt haben konnte. Er überzeugte sich jedoch bald, daß dies nicht der Fall war. Die fünf Sättel lagen daneben, ebenso mehrere Kirban und Dattelsäcke. Da nicht anzunehmen war, daß die Flüchtlinge zurückkehren würden, so ließ der Deutsche die Tiere samt diesen Gegenständen liegen und eilte dem Felsen wieder zu. Die Folgen des Hiebes, den er kurz zuvor erhalten hatte, waren überwunden und sein Kopf wieder leicht und frei wie vorher.

Die Dschelabi standen bei den fünf Gefesselten, die sich noch nicht regten.

„Sind noch Stricke, Riemen oder Schnüre vorhanden?“ fragte Schwarz.

„Genug, Herr," antwortete der Slowak. „Ein Dschelab hat deren stets in seinen Taschen."

„So binden wir jetzt auch die Homr."

„Wenn sie es sich gefallen lassen!"

„Versuchen wir es!"

Er ging wieder an die Ecke. Die Homr standen noch immer wartend am Feuer. Sie hatten die Schüsse und das Geschrei gehört und sagten sich, daß der Ueberfall nicht in der gewünschten und auch erwarteten Weise verlaufen sei; aber wie die Angelegenheit stand, das vermochten sie sich nicht zu sagen. Die Klugheit riet ihnen, sich entfernt zu halten und das Kommende abzuwarten.

Sie konnten nicht bis zur zweiten Lagerstätte, wo das Feuer nicht mehr brannte, sehen, doch war alle ihre Aufmerksamkeit nach dieser Gegend gerichtet. Da sahen sie den verhaßten Deutschen von dort herkommen. Er hatte seine Gewehre zurückgelassen. Seine Absicht war, sich zunächst des Schechs zu bemächtigen.

„Habt ihr das Schießen gehört!" fragte er in hastiger Weise.

„Ja," antwortete der Schech. „Wer ist es gewesen, und was hat es gegeben?"

„Weiß ich es? Ich erwachte von dem Lärm und sah, daß die Dschelabi nicht mehr da waren. Ich suchte nach ihnen und hörte Schüsse im Osten von hier. Ihr seid wach gewesen und müßt also besser als ich wissen, was sich ereignet hat."

„Nichts wissen wir, gar nichts, Effendi! Wir glaubten, die Schüsse kämen aus euren Gewehren und es sei abermals ein Löwe erschienen."

„Dann müßte er die Dschelabi mit Haut und Haar verschlungen haben, da sie vom Lagerplatz ver-

schwunden sind. Nein, es muß etwas andres gegeben haben. Willst du nicht einmal mit mir nachsehen?"

„Ja, sogleich, ich komme mit." Er brannte vor Neugier und ging darum so bereitwillig auf den Vorschlag des Gelehrten ein.

Die beiden entfernten sich nach der erstgenannten Felsenecke hin. Als sie um dieselbe bogen, erblickte der Schech die Dschelabi, und es entfuhr ihm die unvorsichtige Frage: „Da sind sie ja! Wo aber ist die Gum?"

„Die Gum?" antwortete Schwarz. „Du gibst also zu, von ihr zu wissen! Für so aufrichtig habe ich dich nicht gehalten."

„Die Gum — Effendi — die Gum ist — ist — ist — — ich habe — — —" stotterte er.

„Schon gut! Bindet ihn!"

Indem er diesen Befehl gab, faßte er ihn mit beiden Händen am Hals und drückte ihm die Kehle so zusammen, daß der Homr keinen Laut ausstoßen konnte. Es wurden ihm sofort Riemen um die Hände und Füße gebunden, worauf man ihn auf die Erde legte.

Jetzt rief Schwarz den erwartungsvoll am Feuer stehenden Homr zu: „Suef el Abalik soll schnell hierher zum Schech kommen!"

Er kannte die Namen sämtlicher Homr und war überzeugt, daß der Genannte dem Ruf folgen werde. Damit derselbe nicht durch den Schech gewarnt werden könne, kniete der kleine Slowak bei dem letzteren nieder, setzte ihm die Spitze seines Messers auf die Brust und drohte: „Gib einen Laut von dir, so ersteche ich dich!"

Der Bedrohte wagte kaum zu atmen, und zwar nicht infolge dieser Drohung allein, sondern weit mehr noch vor Schreck über die Behandlung, die ihm so unerwartet widerfahren war.

Suef kam. Mit ihm wurde kein überflüssiges Wort gewechselt, sondern Schwarz nahm ihn gleich, als er um die Ecke bog, bei der Gurgel. Er wurde zu Boden geworfen und gebunden. Ebenso erging es einem dritten, den Schwarz noch herbeirief.

Nun befanden sich nur noch zwei Homr am Feuer, deren schnelle Ueberwältigung nicht schwierig war. Zwei Dschelabi blieben bei den Gefangenen. Mit den übrigen sechs ging Schwarz nach dem Feuer, wo je drei von ihnen, ohne ein Wort zu sagen, einen Homr ergriffen. Diese waren so überrascht, daß sie fast gar nicht an Gegenwehr dachten. Einige zornige Fragen ihrerseits und einige kräftige Hiebe, die sie vor die Köpfe erhielten, dann schlangen sich die Fesseln auch um ihre Arme und Beine.

Man ließ sie am Feuer liegen und schaffte dann die übrigen Homr nebst den fünf Gumleuten herbei. Diese letzteren lebten, doch taten sie, als ob sie noch betäubt seien; aber man sah, daß sie zuweilen die Augen ein wenig öffneten, um die Männer zu betrachten, denen sie in die Hände gefallen waren.

Während Schwarz das Lager in der Obhut der übrigen hinterließ, begab er sich nun mit vier Krämern nach dem Lagerplatz der Gum, um die Kamele und die dabei liegenden Gegenstände herbeizuholen. Als dies geschehen war, wurde einer der Dschelabi als Wache ausgestellt, um Abu el Mot jede Möglichkeit zu nehmen, sie zu überraschen.

Als so alles Nötige geschehen war, setzten sich die Sieger um die Besiegten, und nun glaubte der Schech, die Zeit sei gekommen, endlich ein Wort der Aufklärung zu verlangen. „Allah ist unerforschlich; ihn darf kein Mensch fragen," sagte er. „Von euch aber möchte ich

erfahren, weshalb ihr mich und meine Leute überfallen und gebunden habt!"

„Das weißt du ebenso genau wie wir," antwortete Schwarz.

„Nichts weiß ich, gar nichts!"

„Lüge nicht! Ich kenne dich und deine finsteren Ränke! Warum kamst du an unser Lager und hast meinen Arm ergriffen, um dich zu überzeugen, ob ich schlief? Wozu hast du dann die Gum aufgesucht und deren Männer hierher geführt?"

„Allah akbar — Gott ist groß!" war alles, was der Schech darauf antwortete. Er wußte nun, daß man ihn überführen könne. Dennoch versuchte er, sich aufs Leugnen zu verlegen, indem er in künstlichem Zorn ausrief: „Wer hat mich verleumdet? Wir sind deine Beschützer gewesen und müssen Dank erwarten. Anstatt dessen schlägst du uns in Banden und redest uns Uebles nach. Wir sind freie Beni Arab. Wer hat euch Gewalt über uns gegeben? Und wer hat dich zum Richter über uns gesetzt? Ich fordere, daß du uns unverweilt die Freiheit wiedergibst!"

„Das kann ich nicht, eben weil nicht ich dein Richter bin. Dein Schicksal steht nicht in unsern Händen, sondern in der Hand des Mudir von Faschodah, dem wir dich morgen oder vielmehr heute übergeben werden."

„Allah kerihm — Gott ist gnädig!" rief der Schech erschrocken. „Der Mudir ist aber unser Feind."

„Er wird alle Veranlassung dazu haben, da er der Feind jedes Ungerechten ist. Seiner Hand wirst du nicht entgehen, selbst wenn du eure heilige Fathha und eure Sure Jesin betest."

„Bedenkt, daß ihr der Rache des ganzen Stammes Homr verfallt!"

„Ich verachte den Stamm, dessen Schech sich feig verkriecht, wenn der Löwe brüllt, während arme Dschelabi den Mut haben, den ‚Herrn des Donners' zu töten."

„So fürchte wenigstens Abu el Mot, den Gewaltigen!"

„Wie soll ich ihn fürchten, der vor mir davongelaufen ist! Er hat vor lauter Angst sogar vergessen, seine Kamele mitzunehmen."

Der Schech gab sich noch weitere Mühe, Schwarz zu bewegen, die Gefangenen freizugeben, doch vergeblich. Er wendete sich endlich mit einem grimmigen Fluch ab. Keiner der andern hatte ein Wort gesprochen. Sie sahen die feste Entschlossenheit des Deutschen und fügten sich mit verhaltener Wut in ihre Lage. Jedenfalls hegten sie die Hoffnung, daß Abu el Mot kommen werde, sie zu befreien.

Diese Erwartung schien berechtigt zu sein, denn die ausgestellte Wache kam nach einiger Zeit herbei, um zu melden, daß sie eine Hyäne gesehen habe, die aber vielleicht ein Mensch gewesen sei. Schwarz machte sich sogleich auf, dem Mann mit dem „Vater der elf Haare" zu folgen. Er führte sie an die betreffende Stelle, wo aber nichts mehr zu sehen war.

Schwarz entschloß sich, mit dem Ungarn den Felsen in weitem Kreise zu umgehen. Während sie das taten, erblickten sie, als sie eine Strecke gegangen waren, wirklich eine tierartige Gestalt, die sich zwischen ihnen und dem Felsen befand. Sie hatte ihre Aufmerksamkeit wahrscheinlich ganz auf den letzteren gerichtet und sah die beiden nicht, die hinter ihr standen.

„Soll ich diese neugierige Dibb[1]) erschießen?" fragte Stephan, indem er das Gewehr erhob.

[1]) Hyäne.

„Nein, denn es scheint auch mir, daß es ein Mensch ist, der auf Händen und Füßen geht, um einen etwaigen Wächter zu täuschen. Kriechen wir auf die Gestalt zu! Sie bewegt sich langsam nach der Ruine hin. Vielleicht blickt sie sich nicht um, bis wir nahe genug sind, sie zu ergreifen. Wäre es eine Hyäne, so würde sie uns schon gewittert haben."

Sie legten sich auf die Erde, und da sie sich schneller als die geheimnisvolle Gestalt bewegten, so kamen sie ihr rasch näher. Es war ein Mensch, jedenfalls zu der Gum gehörig, der den lichten Haïk abgelegt hatte. Er ahnte keine Gefahr hinter sich und achtete nur auf den Felsen, den er zu gewinnen trachtete.

Die beiden kamen ihm bis auf zehn oder zwölf Schritte nahe. Da erhob sich der Ungar, sprang auf ihn zu und warf sich mit solcher Gewalt auf ihn, daß er über ihn hinwegstürzte und im Festhalten einen ganz regelrechten Purzelbaum schlug. Der Mann riß sich los, sprang auf, um zu entfliehen, lief aber dem Deutschen in die Hände, der ihn packte und ihm die Ellbogen rückwärts auf den Rücken zog.

„Eine Schnur zum Binden!" rief Schwarz dem Kleinen zu.

„Ich habe keine mehr," antwortete dieser, indem er aufstand.

„So zieh mir das Mendil[1]) aus der Tasche!"

Dies geschah. Der Mann versuchte zwar, sich zu wehren, aber das hatte bei der Riesenstärke des Deutschen keinen Erfolg. Er wurde an den Armen gebunden; die Beine ließ man ihm frei, da er nach dem Lager zu gehen hatte.

„Wer sendet dich?" fragte ihn Schwarz. Als er

[1]) Taschentuch.

keine Antwort erhielt, setzte er ihm den Revolver an das Ohr und drohte: „Rede, oder ich schieße!“ — „Abu el Mot,“ stieß nun der Mann widerwillig hervor. — „Du solltest unser Lager auskundschaften?“ — „Ja.“ — „Wo befindet sich der Rest der Gum? Sage die Wahrheit, sonst ist es doch um dich geschehen! Ich werde mich überzeugen.“ — „Südwärts von hier.“ — „Wie weit?“ — „Zehn Flintenschüsse.“ — „Gut, vorwärts!“

Man kann sich die Wut der Homr denken, als sie den neuen Gefangenen erblickten. Ihre Hoffnung auf Rettung mußte immer mehr schwinden. Der Mann wurde gleichfalls an den Füßen gebunden und zu den andern gelegt.

Schwarz gab einen Schuß ab, den Abu el Mot gewiß hören mußte. Dieser sollte denken, daß die Kugel seinem Späher gegolten habe. Dann brach er mit Hadschi Ali und dem Ungarn, die er für die Mutigsten hielt, auf, um nach der Gum zu suchen. Der „Vater des Gelächters“ lieh sich dazu das Gewehr eines seiner Genossen.

Als sie, stracks nach Süden gehend, die angegebene Entfernung zurückgelegt und noch nichts gesehen hatten, schlugen sie einen rechten Winkel, und bald zeigte es sich, daß sie das Richtige getroffen hatten, denn während sie ohne Burnus gingen und also nur schwer gesehen werden konnten, sahen sie bald die Haïks der Araber schimmern.

Sie näherten sich ihnen so viel wie möglich und schossen dann ihre Gewehre ab, weniger um sie zu treffen, als vielmehr, um sie in die Flucht zu jagen, was ihnen auch vollständig gelang.

„So! Die kommen nun nicht wieder!“ lachte der Slowak.

„Und senden auch gewiß keinen Späher wieder aus!“ stimmte Hadschi Ali jubelnd bei. „Allah ist uns

gnädig gewesen, und wir haben über einen gefährlichen Feind gesiegt."

„Du aber nicht, denn du hättest fast unsern besten Freund erschlagen," antwortete der Ungar. „Auf dich werden keine Heldenlieder gedichtet."

„Etwa auf dich, du Vater des größten Löwenmauls? Kennst du von all meinen Völkern und Dörfern nur ein einziges beim Namen?"

„Ich mag diese Namen gar nicht wissen, da sie die Augen so sehr trüben, daß man diesen Effendi für einen Räuber hält. Du hast noch niemals einen so großen Beweis deiner Klugheit gegeben wie vorhin, da du ihn fast erschlugst."

„Haltet Frieden!" gebot der vor ihnen herschreitende Deutsche. „Auch du, Ibn el Dschidri, hast eine große Dummheit begangen."

„Ich?" fragte der Slowak verwundert.

„Ja. Ich wollte Abu el Mot ergreifen; aber dadurch, daß du nicht auf meinen Befehl warteteſt, sondern zu zeitig losbrachst, hast du es unmöglich gemacht. Du hättest die Leute noch einige Schritte weitergehen lassen sollen."

„Mein Mut war zu groß, Effendi. Er ließ sich nicht mehr zügeln!"

„Nur derjenige Mut ist lobenswert, der sich mit Klugheit und Ueberlegung paart. Der Fehler Hadschi Alis hat nur mich getroffen, der deinige aber wird weit mehr Menschen schädigen. Viele Reisende und Hunderte von Sklaven werden deine Uebereilung zu büßen haben. Hätte ich diesen Abu el Mot in meine Hände gebracht, so stand mit Gewißheit zu erwarten, daß der Mudir von Faschodah ihn für immer unschädlich machen werde."

„Das ist freilich wahr, Effendi," gestand der Kleine.

„Meine Seele ist von Wehmut erfüllt und mein Herz von Reue über meine Ungeduld. Doch hoffe ich, daß du sie mir verzeihen werdest!"

„Das werde ich. Dafür erwarte ich aber, daß du nicht andern dann Vorwürfe machst, wenn du selber welche verdienst."

„O, diese Vorwürfe haben nicht viel zu bedeuten. Hadschi Ali ist mein bester Freund. Wir lieben uns innig; aber diese Liebe ist gerade dann am größten, wenn wir uns zanken und einander ärgern. Nicht wahr, du guter Vater des Gelächters?"

„Ja," bestätigte Ali in vollstem Ernst, wobei er jedoch eine höchst lächerliche Grimasse zog. „Allah hat unsre Herzen verbunden, so daß sie wie ein einziges schlagen. Aber unsre Kenntnisse sind zu verschiedener Natur. Es gelingt uns nie, sie zu vereinigen. Bitten wir den Propheten, daß er es bald verbessere!"

Als die drei den Lagerplatz erreichten, stellte Schwarz noch eine zweite Wache aus, obgleich er überzeugt war, daß Abu el Mot seinen Versuch nicht wiederholen werde. Die beiden Wachen hatten keine Opfer zu bringen, weil nach der großen Aufregung, die der Angriff erst der Löwen und dann der Gum hervorgerufen hatte, vom Schlaf gar keine Rede sein konnte. Uebrigens war der Morgen nicht mehr fern, und man nahm sich vor, ihn unter Gesprächen und Erzählungen zu erwarten. Da die Gefangenen nicht zu hören brauchten, was von ihnen gesprochen wurde, so schaffte man sie zur Seite, wo sie lautlos lagen wie bisher.

Der „Vater der vordern Löwenhälfte" gab dem Gelehrten stets neue Beweise von der Größe seiner Kenntnisse; als dieser z. B. gelegentlich bemerkte, der Hieb Abu Dihks hätte ihm leicht das Schulterblatt brechen können,

tröstete ihn der Ungar in deutscher Sprache: „So ein Bruch, armiger oder beiniger, seinte gar nicht schlimm. Er wernte geheilt in Zeit, sehr kurze. Auch ich hab' schon einmal heilte einen solchente."

„So? Wer war der Patient?" fragte Schwarz.

„Das seinte freilich kein Geschöpf, menschliches, sondern nur ein Kranker, voglicher, gewesente. Herrrr Wagner hatt geschießte ein Abu miah[1]), hatt gelahmte Flügel, und Schrot gingte auch in Bein, linkiges, so daß Bein war vorzwei. Hab' ich genommte Storch, verwundeten, gebundelnte fest mit Schnur, damit er sich nicht können bewegente, und ihm dann machte Schiene an Bein, mitleidiges. Dann hatt Storch immer stehente auf Bein andres, bis seinte geheilt Bein, trauriges. Herrrr Wagner hatte mich lobente dafür sehr und mich genannt einen Dramaturg, großartigen."

„Wohl Chirurg?"

„Nein, Dramaturg."

„Dann befinde ich mich im Irrtum. Was ist ein Dramaturg?"

„Das Wort ist aus Sprach, lateiniger, in der ich seinte Meister, unbestreitlichbarer, und heißt soviel wie ein Arzt, studiumtierter, der kann wieder machte zusammen alle Brüche, knochige."

„So! Und was ist ein Chirurg?"

„Unter Chirurg verstehente man Leute, künstlerige, die hatten gespielt und gesungte ‚Preziosa dir, dir folgen wir' oder auch ‚Leise, leise, frommte Weise, schwingte auf zum Sterntekreise'. Wird geblaste Musik dazu und gegeigte Violin."

„Und das tun wirklich die Chirurgen?"

„Ja. Ich selbst hatt es gesehen im Theater, Ol-

[1]) Riesenstorch, Mycteria ephippiorhyncha.

mützliges, auf Wanderschaft, meiniger. Es seinte gewesen die Opern Preziosa, das Mädchen, zigeuneriges, und Freischütz oder Samiel, teuflischer."

„Dann habe ich abermals eine Verwechslung festzustellen. Chirurg ist der Arzt dann, wenn er äußere Schäden, also auch Beinbrüche, durch äußere Mittel heilt. Ein Dramaturg aber ist ein Gelehrter, dessen Arbeiten sich zwar auf das Theater beziehen, der aber niemals selbst auftritt, wenigstens nicht in seiner Eigenschaft als Dramaturg; er ist Schauspiellehrer. Sie verwechseln die Bühne mit dem Krankenbett."

„Das seinte doch kein Umtausch, irriger! Warum soll Bett, krankes, nicht auch vorkommte einmal auf Bühne, theateriger? Warum soll stets ich es sein gewesete, der hatt gemacht Verwechstelung? Ich hab' tragte in Kopf sehr viel Bildung, kenntnisserige!"

„Ja, wie der ‚Vater des Gelächters' seine Länder, Völker, Städte und Dörfer!"

„O nein! Dummheiten, seinige, sind nicht zu vergleichte mit Kenntnis meiniger."

„Hm, wollen nicht darüber streiten! Sind Sie in Faschodah bekannt?"

„Sehrrer, außerordlichente sehrrer! Ich bin gewesente dort schon oft."

„Haben Sie den Mudir gesehen, dem ich mich vorstellen muß und dem wir die Gefangenen übergeben wollen?"

„Ich hab' begegente ihm auf Straße, öffentlicher. Sein Name seinte Ali Effendi, wird aber sehr oft auch Abu hamsah miah[1]) genennte."

„Das habe ich gehört. Er soll sehr streng sein, besonders gegen den Sklavenhandel. Sein Urteil lautet

[1]) „Vater der Fünfhundert."

sobald er einen Schuldigen erwischt, fast stets auf fünfhundert Hiebe, weshalb er gern der ‚Vater der Fünfhundert' genannt wird."

„Ja. Wenn morgen wir übergebten ihm die Gum und die Homr, so erhaltente gewiß jeder von ihnen die Fünfhundert, gepfeffertige und gesalztigente."

„Kann denn ein Mensch so viele Streiche auf die Fußsohlen aushalten?"

„Das kann ich nicht gewüßte, weil ich noch nicht hatt bekommte fünfhundert. Aber wenn sie werden gegebt auf Rücken, entblößigten, so muß sich gewiß sterben Verbrecher, erwischter. Aber horch! Was seinte das? Hat es nicht raschelte in Busch?"

Schwarz hatte es auch gehört. Er forderte die Dschelabi, welche auch laut miteinander sprachen, auf, zu horchen. Bei der nun eingetretenen Stille vernahm man ein ziemlich starkes Schnaufen und Schnobern, wie wenn ein Tier sich auf der Fährte nicht zurecht finden kann.

„Allah beschütze uns!" schrie der Schech. „Das ist wieder ein Löwe! Er wird uns fressen, da wir nicht fliehen können, weil wir gebunden sind."

„Schweig!" rief ihm der „Vater der elf Haare" zu. „Es ist höchstens ein junger Löwe. Ein alter wäre längst schon zwischen uns. Dieses junge Tier aber hat eine ungeübte Nase und wird, sobald es uns erblickt, es gar nicht wagen, zu uns zu kommen."

„Ein Junges?" fragte Schwarz. „Das möchte ich fangen!"

„Wenn du es haben willst, so wollen wir versuchen, es in unsre Hände zu bekommen. Aber wir müssen dennoch vorsichtig sein, denn wir wissen nicht, wie alt es ist. Vielleicht ist es nur eine Hyane, die den Geruch des frischen Löwenfleisches wittert."

„Ich werde nachsehen.“ Er nahm sein Gewehr und verließ das Feuer. Noch aber hatte er dessen Lichtkreis nicht überschritten, so kam das Tier um die Ecke des Gebüsches. Es hatte ungefähr die Größe eines tüchtigen Pudelhundes, war also schon imstande, sich nachdrücklich zu wehren. Es floh nicht etwa, als es den Deutschen erblickte, sondern es legte sich glatt auf die Erde nieder und fauchte ihn wütend an, ohne aber zu wagen, auf ihn einzuspringen. „Da ist das Tier!“ rief Schwarz. „Decken her, schnell mehrere Decken her!“

Hadschi Ali und der Slowak, die beiden einzigen, die sich nicht fürchteten, folgten diesem Ruf möglichst schnell. Das Tier war schon zu groß zur feigen Flucht, wagte aber doch den Angriff nicht. Also blieb es liegen, indem es die glühenden Augen auf Schwarz gerichtet hielt. Diesem wäre es leicht gewesen, es durch eine Kugel zu töten, aber er wollte es lebendig haben. Er langte hinter sich, um die beiden Decken in Empfang zu nehmen, welche die Genannten brachten. Sie bestanden aus starkem, kamelhaarenem Stoff, der, doppelt genommen, den Krallen und Zähnen des Tieres für kurze Zeit widerstehen konnte. Schwarz legte, die Augen unausgesetzt auf den Löwen gerichtet, die Decken aneinander, spannte sie aus und warf sie auf den jungen „Herrn mit dem dicken Kopfe.“

Dieser hatte keine Bewegung der Abwehr gemacht. Die plötzliche Verhüllung schien ihn zu erschrecken, denn er zögerte, sich zu befreien. Dadurch gewann Schwarz Zeit, sich auf ihn zu werfen und ihn mit dem Gewicht seines Körpers niederzuhalten.

Leicht wurde ihm das freilich nicht. Der Löwe entwickelte eine Muskelstärke, die seiner Jugend kaum zugetraut werden konnte. Es gelang ihm wiederholt, sich halb aufzurichten, doch Schwarz drückte ihn wieder nie-

der, eifrig bemüht, dem Kopfe und den Tatzen auszuweichen. „Stricke her, Stricke!“ rief er den beiden Genossen zu.

Man hatte viele Schnüre und Riemen bedurft, die Gefangenen zu fesseln; glücklicherweise aber ist jede Karawane stets reichlich mit Stricken und dergleichen versehen. Das Verlangte wurde rasch herbeigebracht, und es gelang den vereinten und natürlich sehr vorsichtigen Bemühungen der drei Männer, das sich aus allen Kräften sträubende Tier vollständig einzuwickeln und so fest mit den Stricken zu umwinden, daß es sich nicht mehr regen konnte.

„Hamdulillah — Preis sei Gott!“ rief Hadschi Ali. „Wir haben den Würger der Herden nebst seiner Frau erschossen und nun auch seinen Sohn besiegt. Da liegt er in schmachvoller Ohnmacht; er kann nur knurren, aber nicht sich retten. Aaïb aaleïhu — Schande über ihn!“

Das gefangene Tier wurde am Feuer niedergelegt, wo es am besten bewacht werden konnte. Es lag wie tot und gab keinen Laut von sich.

„Der Löwe seinte Eigentum Ihriges,“ sagte der Slowak zu Schwarz. „Zwar hatten wir geholfte, aber Sie seinte es, der ihn vorrrher gefangte hatt. Was werden Sie mit ihm machte?“

„Ich will meine Sammlungen von Faschodah aus nach Chartum senden, wo ich einen Freund habe, der sie nach der Heimat befördert. Ihm werde ich auch den Löwen schicken. Vielleicht gelingt es, ihn lebendig nach Deutschland zu bringen.“

„Dort wird er wohl kommte in eine Menagerie, botanische?“

„Nein, sondern in eine Menagerie, zoologische,“ lachte Schwarz. „Da Ihr Name Stephan Pudel ein

zoologiſcher iſt, ſollten Sie ſich einer ſolchen Verwechslung doch nicht ſchuldig machen!“

„Gibt es nicht auch Pudel, botaniſche?“

„Ja, aber die werden nur von Ihnen geſchoſſen, wie es ſcheint. Sie haben ſogar ſchon aſtronomiſche Pudel geſchoſſen, wie ich mich entſinne. Sehen Sie gegen Himmel! Ihre Straße, milchigte, beginnt zu erbleichen und die Sterne des Schlangenträgers verſchwinden am Horizont. Da wir im Monat März ſtehen, iſt dies ein Zeichen, daß der Morgen ſich naht. Wir können bald das Feuer ausgehen laſſen und uns zum Aufbruch rüſten.“

„Das hab' ich auch gewüßte, denn ich hatt' alle Sternte kennte gelernt. Wie aber wernte wirrrr die Gefangte transportierte?“

„Sehr einfach. Wir binden ſie auf die Kamele, deren wir genug haben, da wir fünf erbeuteten.“

„Aber von gefangte Gum ſind ſechs Männer. Da fehlt ein Kamel, reitendes!“

„So mag der Schech laufen. Er hat es reichlich verdient, daß er ſich anſtrengen muß.“

Nach einiger Zeit trat die in jenen Gegenden ſehr kurze Dämmerung ein; raſch wurde es Tag.

Fünftes Kapitel.

Gerichtsbarkeit am Nil.

Während die Dschelabi el Fagr, das Morgengebet, in der vorgeschriebenen Weise abhielten und den Zug rüsteten, brach Schwarz dem Löwen und der Löwin die Zähne aus, um diese als Siegeszeichen mitzunehmen. Dann machte man sich auf den Weg. Die Araber saßen gebunden auf den Kamelen, nur der Schech mußte gehen, was ihn mit ohnmächtiger Wut erfüllte.

Die Gegend war durchweg eben. Je mehr man sich dem Fluß näherte, desto feuchter wurde die Luft und desto dichter hatte sich infolgedessen die Erde mit Gras überzogen. Man näherte sich den Ansiedlungen der Schillukneger, denen man gern ausgewichen wäre, einesteils weil sie als Diebe und Räuber verschrien sind, und andernteils wegen der Gefangenen, da sie mit den Homr in Blutrache leben. Es stand zu befürchten, daß sie sich ihrer mit Gewalt bemächtigen würden, um sie umzubringen. Leider war eine Begegnung mit ihnen nicht ganz zu umgehen, da sie das linke Ufer des Bahr el Abiad von dessen Nebenfluß Keilak bis hinab nach Makhadat el Kelb bewohnen, und zwar in so dicht aneinander liegenden Dörfern, daß deren Reihe fast gar keine Unterbrechung erleidet.

Glücklicherweise kannten die Dschelabi die Gegend genau, und der „Vater der elf Haare" versicherte, daß er

die Karawane, wenn man ihm folge, zwar nicht unangefochten, aber doch unbeschädigt nach Faschodah bringen werde. Seiner Weisung zufolge wurde ein Umweg gemacht, um einige dicht bevölkerte Dörfer zu vermeiden. Zur Mittagszeit gönnte man den Tieren und Menschen einige Ruhe. Die ersteren mußten später sehr angestrengt werden, weil man, um den Schilluk keine Zeit zu Feindseligkeiten zu lassen, ihr Gebiet in schnellster Gangart zu durchqueren hatte. Erst nach dem Asr wurde wieder aufgebrochen.

Schon nach nicht ganz einer Stunde sah man hinter Durrhafeldern, die jetzt während der heißen Jahreszeit unbebaut lagen, die Tokuls[1]) eines Dorfes liegen.

„Wir sind glücklich bis hierher gekommen und noch keinem Schilluk begegnet," sagte der Ungar in stolzem Ton. „Bin ich nicht ein vortrefflicher Führer gewesen? Das Dorf, das hier vor uns liegt, ist das einzige, durch das wir müssen; dann sind wir bald in Faschodah. Geben wir den Tieren die Peitschen! Sie müssen so schnell wie möglich laufen, damit uns niemand anhalten kann. Wer sich uns in den Weg stellt, wird niedergeritten."

Die Kamele und Esel gingen einzeln hintereinander. Der Slowak ritt voran. Er ließ seinen Esel im Schritt gehen; aber als er dem Dorfe nahe kam und dessen erste Bewohner erblickte, schlug er so auf sein Tierchen ein, daß es im Galopp davonflog. Die andern folgten. Der Schech war mit einem Strick lang an den Sattel desjenigen Kamels gebunden, welches Schwarz ritt. Er mußte nicht laufen, sondern förmlich rennen, um nicht umgerissen und fortgeschleift zu werden, eine entsetzliche Schande für ihn, den Schech eines Stammes,

[1]) Strohhütten.

deſſen Angehörige es für eine Schmach halten, ſich außerhalb ihrer Dörfer anders als nur im Sattel zu zeigen.

Die Tokuls lagen ziemlich weit auseinander. Sie waren meiſt von runder Bauart und aus Holz und Stroh errichtet; Nilſchlamm bildete das Bindemittel. Die Dächer beſtanden aus Schilf und Stroh und waren mit den Skeletten von Giraffen und Buckelochſen verziert.

Von einer Gaſſe oder gar Straße war keine Rede. Zwiſchen den Hütten lagen die Durrhafelder, jetzt dürr und hart; ſie bildeten den Weg, den der kleine Führer einſchlug, indem er im Galopp von einer Hütte immer um die andre bog. Er ſchien oft hier geweſen zu ſein und die Tokuls ſo genau zu kennen, als ob er hier geboren ſei.

Die erſten Schilluks, an denen man vorbeikam, ſahen mit Staunen die Karawane ſo ſchnell an ſich vorüberfliegen. Es waren ſchlanke, dunkelſchwarze Leute mit ſchmalen, gar nicht negerartigen Lippen. Sie trugen keine Spur von Kleidung. Die einzige Toilette, die an ihnen zu bemerken war, erſtreckte ſich auf die ſonderbare Anordnung ihres Haares.

Die Schilluk beſchneiden nämlich ihr Haar nie. Sie laſſen es lang wachſen und flechten es rund um den Kopf ſo geſchickt ineinander, daß es die Geſtalt eines Kranzes oder einer Hutkrempe erhält. Andre flechten es von hinten aufwärts bis nach vorn an die Stirn zu einem aufrecht ſtehenden Kamm, der mit der Raupe des früheren bayriſchen Reiterhelms große Aehnlichkeit hat. Viele machen ſich aus weißen Federn rings um den Kopf eine Zierde wie einen Heiligenſchein.

Einer ſaß tabakrauchend vor ſeiner Hütte. Aber was war das für eine Pfeife, deren er ſich bediente!

Der Kopf war so groß wie ein Kürbis und das kurze Rohr so dick wie das Handgelenk eines Mannes. Da es keine Spitze hatte, so mußte der Schwarze den Mund so weit aufsperren, daß ihm die Augen aus den Höhlen traten. Allein dies erhöht nach der Ansicht der Schilluk den Genuß außerordentlich. Der Tabak wird bei ihnen gedörrt, zu Mehl zerrieben, in einen Teig geknetet und in Brotform aufbewahrt, um dann, mit beliebigen Pflanzenblättern vermischt, aus solchen Riesenpfeifen geraucht zu werden.

Diese Leute hatten die Karawane mit schweigendem Staunen wahrgenommen; aber dann, als sie vorüber war, erhoben sie ein weitschallendes Geschrei. Schwarz verstand die Schillukſprache nicht, er wußte also nicht, was sie schrien; da aber das Wort Homr mit besonderem Nachdruck gebrüllt wurde, so konnte er sich denken, daß man die Araber als Feinde erkannt hatte.

Aus den nahe liegenden Tokuls kamen die Männer, Frauen und Kinder gerannt. Das Geschrei wurde auch von ihnen angestimmt und drang schneller weiter, als die Kamele und Esel laufen konnten. Die Folge war, daß der Alarm vor ihnen hereilte. Im Nu befand sich das ganze Dorf in Aufregung, und wohin die fliegende Karawane kam, sah sie drohende Schwarze vor sich, die aber vor den dahinrasenden Tieren zur Seite springen mußten.

Glücklicherweise sind Bogen und Pfeil den Schilluk unbekannt; sie führen nur Lanze und Keule; einige haben wenige alte Feuerwaffen. Daher kam es, daß sie ihre Waffen zwar drohend schwangen, aber nicht in Anwendung brachten.

Bald lag das Dorf hinter den Reitern, und der Slowak zügelte seinen Esel. „Das ist uns geglückt!“

rief er aus. „Sie haben uns nicht anhalten können, und da vorn seht ihr Faschodah.“

Schwarz sah in kurzer Entfernung von sich den Ort liegen, der aus armseligen Hütten bestand, über denen sich die von Mauern umgebenen Regierungsgebäude erhoben. Der Schech war vollständig außer Atem. Er schnappte nach Luft und sein Gesicht war dunkelrot angeschwollen. Dennoch mußte er mit weiter, wenn auch nun langsameren Schrittes. Zufälligerweise befand zwischen der Stadt und dem Dorfe sich niemand unterwegs, so daß man wenigstens für jetzt keine Belästigung zu erwarten hatte.

„Wo wirst du mit den andern Dschelabi wohnen?“ fragte Schwarz den Ungarn. — „Jeder von uns hat einen Bekannten im Ort, der ihn gern aufnehmen wird,“ antwortete der Gefragte. „Aber bei wem wirst du absteigen?“ — „Natürlich beim Mudir.“ — „So hast du ein Teskireh[1]) bei dir?“ — „Sogar einen Hattischerif[2]) des Vizekönigs und noch andre Empfehlungen.“ — „So wirst du freundlich aufgenommen werden und dich um nichts zu sorgen haben. Soll ich dich gleich zum Palast des Mudir führen?“ — „Ja, denn ich werde die Audienz nicht nur für mich, sondern auch für euch erbitten. Wir wollen ihm die Gefangenen sofort übergeben, und da wird er eure Aussage hören wollen.“ — „Allah segne ihre Rücken und Fußsohlen! Die fünfhundert sind ihnen gewiß.“

Faschodah ist keine Stadt zu nennen, sondern ein elender, wenn auch sehr alter Ort. Es steht an der Stelle der früheren Schillukresidenz Denab, die als Danupsis, Hauptstadt der nubischen Aethiopen, bereits von Plinius erwähnt wird. Der Ort nimmt sich wegen der

[1]) Paß. — [2]) Strenge Empfehlung.

Regierungsgebäude von außen nicht übel aus, doch verschwindet dieser Eindruck beim Betreten sofort.

Das Haus des Mudir und die Kaserne sind von Mauern umgeben und aus Ziegeln gebaut. Auf den Mauern stehen einige Kanonen, und des Nachts patrouillieren die Wachtposten, eine gegen die stets rebellischen Schilluk gerichtete, gar nicht überflüssige Maßregel.

Um diese Gebäude stehen mehrere Häuser und zahlreiche Tokul, welche meist von Soldaten, die mit ihren Familien in der Kaserne keinen Platz haben, bewohnt werden. Faschodah hat nämlich eine ungefähr tausend Köpfe zählende Besatzung. Diese besteht aus einer Anzahl von Arnauten und im übrigen aus lauter Gehadiah[1]), die ein höchst liederliches Leben führen, aber dennoch leichter zu disziplinieren sind als die Dongolaner, Berberiner, Scheigieh und Aegypter, aus denen die sonstige sudanesische Soldateska besteht.

Außer den angegebenen Gebäuden sieht man nur liederlich gebaute Hütten, halbverfallene Baracken, Erdlöcher, übelriechende Lachen und ganze Berge von Unrat, welche die Luft verpesten. Rechnet man dazu, daß der eine Flußarm während der Regenzeit versumpft und daß der Uferdamm aus Pflöcken besteht, zwischen denen man Erde, Gras und Mist angehäuft hat, so läßt es sich sehr leicht erklären, warum das Klima des Ortes ein höchst ungesundes ist, und warum die nach hier verbannten Verbrecher zwar nicht zum Tod verurteilt, aber ihm doch geweiht sind. Faschodah ist nämlich Verbannungsort.

In der näheren Umgegend gibt es einige wenige Gartenanlagen, in denen man Rettiche, Zwiebeln, Knob-

[1]) Negerfußtruppen.

lauch, Melonen, Gurken, Kürbisse und das hier gebräuchliche Grünzeug baut.

Es wohnen auch Schillukneger im Ort. Als diese die Karawane zu Gesicht bekamen, erhoben sie ein ebensolches Geschrei wie die ihnen stammesverwandten Dorfbewohner. Sie wagten unter den Kanonen der „Festung" und den Augen des Mudir zwar keine Feindseligkeiten, aber sie liefen drohend und schimpfend hinter dem Zuge her. Ihr Gebrüll machte, daß sich ihnen andre und wieder andre anschlossen, so daß die Begleitung der Reiter, als diese am Tore der Befestigung anlangten, aus mehreren Hundert lärmenden Menschen bestand.

Eine unter dem Tore stehende Wache fragte nach dem Begehr der Ankömmlinge. Schwarz antwortete, daß er sich im Besitz eines Hattischerif befinde und den Mudir sprechen wolle. Der Posten schloß das Tor, um sich zu entfernen und Meldung zu machen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis er mit einem Onbaschi[1]) zurückkehrte, welcher dieselbe Frage aussprach und dann davonging, um einen Buluk Emini[2]) zu holen, der ganz dasselbe wissen wollte und nach empfangener Antwort einen Tschausch[3]) suchte, welcher die Frage wiederholte und dann nach einem Basch Tschausch[4]) eilte, der sich nach ganz demselben Gegenstand erkundigte, worauf er auch hinter dem Tore verschwand, um die wichtige Angelegenheit einem Mülasim[5]) mitzuteilen. Dieser eilte zu seinem Jüsbaschi[6]), welcher, nachdem er Schwarz gefragt hatte, was er wolle, einen Kol Agassi[7]) schickte. Dieser endlich ließ die Wartenden in den Hof. Darüber war fast eine Stunde vergangen, während wel-

[1]) Korporal. — [2]) Quartiermeister. — [3]) Sergeant. — [4]) Feldwebel. — [5]) Leutnant. — [6]) Hauptmann. — [7]) Adjutant.

cher die schreiende Menge sich verdreifacht und das Gebrüll sich verzehnfacht hatte.

Nun stiegen die Reiter ab. Waren sie aber der Meinung gewesen, daß sie nun zum Mudir geführt würden, so hatten sie sich geirrt. Der Adjutant holte vielmehr einen Alai Emini[1]), dieser einen Bimbaschi[2]), der wieder einen Kamaikam[3]) und dieser dann einen Mir Alai[4]) herbei, welch letzterer endlich die richtige Person zu sein schien, denn er forderte dem Deutschen seine Papiere ab und entfernte sich damit. Nach ungefähr zehn Minuten kehrte er zurück. Diesmal war er bemüht, die größte Höflichkeit zu zeigen. Er lud Schwarz mit einer tiefen Verbeugung ein, ihm zu folgen und führte ihn nach dem Hause des Mudir.

Der Mudir kam seinem Gast an der Tür entgegen, kreuzte die Hände über die Brust, und begrüßte ihn mit einem ausführlichen „Salam aleïk", welches Schwarz mit „W'aleïk issalam" erwiderte. Für den letzteren war der Gruß des Mudir eine Ehrenerweisung, da der strenge Moslem einem Christen gegenüber meist nur das erste Wort des Grußes, Salam, gebraucht.

Der Statthalter führte ihn, was eine noch viel größere Auszeichnung war, selbst nach dem Selamlik[5]), wo er ihn bat, auf einem Diwan gegenüber von ihm Platz zu nehmen. Gesprochen wurde noch nicht, sondern der Beamte klatschte in die Hände, worauf einige junge Neger erschienen. Der erste trug ein Seniëh, ein sechs Zoll hohes Tischchen mit polierter Kupferplatte, welches er zwischen die beiden Herren stellte. Der zweite gab die Fenagin[6]) herum, schüttete gestoßenen Kaffee hinein und goß kochendes Wasser darauf. Als die Herren den Kaffee

[1]) Major. — [2]) Bataillonschef. — [3]) Oberstleutnant. — [4]) Oberst. — [5]) Empfangszimmer. — [6]) Plural von Fingan, kleine, eiförmige Tassen.

getrunken hatten, brachte der dritte Pfeifen, welche bereits gestopft waren, und der vierte reichte glühende Kohlen dar, die Pfeifen anzustecken. Dann zogen sich die Schwarzen schweigend zurück.

Der Mudir rauchte aus einem gewöhnlichen Tschibuk; Schwarz aber hatte einen sehr kostbaren erhalten. Das Rohr war von echtem Rosenholz mit Golddraht umwunden und mit Perlen und Brillanten ausgelegt. Die Spitze bestand aus einem großen, herrlichen Stück rauchigen Bernsteins, welchen die Orientalen dem durchsichtigen vorziehen.

Je höher der Gast geehrt wird, desto kostbarer die Pfeife, die man ihm präsentiert. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, konnte der Deutsche mit der ihm gezollten Hochachtung zufrieden sein.

Nun erst, da die Pfeifen brannten, war der Augenblick des Sprechens gekommen. Der Mudir nahm die Ausweise des Deutschen, die neben ihm auf dem Diwan lagen, gab sie ihm zurück und sagte: „Du stehst unter dem Schutz des Khedive, dessen Willen uns erleuchtet. Ich habe deinen Namen gelesen und weiß nun, daß du derjenige bist, den ich erwartet habe."

„Du wußtest, daß ich kommen würde?" fragte Schwarz.

„Ja. Mumtas Pascha, der Gouverneur, mein Vorgesetzter, den Allah segnen wolle, hat es mir geschrieben. Er hat dich in Chartum kennen gelernt und liebgewonnen. Du bist mir von ihm sehr empfohlen worden, und ich harre deiner Wünsche, um sie dir zu erfüllen, soviel es mir möglich ist. Auch wartet bereits ein Bote auf dich, der dir einen Brief zu überbringen hat."

„Von wem?"

„Von deinem Bruder, der im Lande der Niam-niam verweilt und dich dort erwartet."

„So ist er schon dort?" rief Schwarz schnell und erfreut. „Er ist von Sansibar nach Westen vorgedrungen, während ich von Kairo aus nach dem Süden ging. Bei den Niam-niam wollten wir uns treffen. Er versprach mir, als wir uns trennten, mir sofort, wenn er sich am Ziel befinde, Nachricht nach Faschodah zu senden. Und ich kam heute meist aus dem Grunde hierher, nachzufragen, ob ein Bote von ihm angekommen sei."

„Er ist da und hat einen langen, langen Brief für dich. Er ist ein sehr junger, aber auch sehr kluger Mensch. Allah hat ihn mit einem schärferen Verstand ausgestattet, als Tausende von Männern in hohem Alter besitzen. Er wohnt seit mehreren Tagen bei mir, um dich zu erwarten. Du kommst nicht direkt von Chartum?"

„Nein. Ich ging von dort aus nach Kordofan und Darfur, um die Menschen, Tiere und Pflanzen dieser Lande kennen zu lernen. Ich habe eine Sammlung angelegt, die mehrere Kamellasten beträgt, und will sie von hier nach Chartum senden."

„Uebergib sie mir; ich werde sie sicher dorthin bringen lassen. Aber du und dein Bruder, ihr müßt sehr kühne Leute sein. Hast du nicht gewußt, daß dein Leben in Kordofan, und ganz besonders in Darfur, in steter Gefahr schwebte?"

„Ich wußte es; aber die Liebe zur Wissenschaft war größer als die Furcht."

„So hat Allah seine Hand über dich gehalten. Ihr Christen seid furchtlose, aber unbegreifliche Leute. Ein Moslem dankt Allah für sein Dasein und bringt es nicht wegen einiger Gewächse oder Käfer in Gefahr. Du scheinst bösen Leuten gar nicht begegnet zu sein?"

„O doch, aber ich weiß, wie man solche Menschen zu behandeln hat. Der letzten und wohl größten Gefahr entging ich gestern abend, als ich ermordet werden sollte."

„Gestern abend?" fuhr der Mudir auf. „Von wem? Wer hat es gewagt, dir nur ein Haar krümmen zu wollen? Zu dieser Zeit hast du dich doch schon im Bereich meiner Macht befunden!"

„Es war am Brunnen des Löwen."

„Dieser Ort gehört zu meiner Mudiriëh. Wer ist's, über den du dich zu beklagen hast? Nenne ihn mir, und ich werde ihn finden, wohin er sich auch verkrochen hat!"

„Es sind die Arab el Homr, die ich gemietet hatte, mich nach hier zu begleiten."

„Die Homr stehen nicht unter mir. Ich kann sie nur dann bestrafen, wenn sie sich innerhalb meiner Grenzen befinden."

„Sie sind hier, unten im Hof, gefesselt. Ich habe sie als Gefangene mitgebracht, um sie dir zu übergeben."

„Wie? Du hast sie mit? Erzähle, erzähle!"

Er war ganz in Feuer geraten. Er war Beherrscher einer Gegend, wo es eines kräftigen Armes und einer ungewöhnlichen Willenskraft bedurfte, den Ehrlichen gegen den Unehrlichen in Schutz zu nehmen. Beides besaß er in hohem Grad.

Schwarz erzählte das gestrige Erlebnis, auch den Kampf mit den Löwen. Der Mudir hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und sprang, als der Bericht zu Ende war, von seinem Sitz auf. Die Pfeife, die ihm längst ausgegangen war, von sich werfend, rief er aus: „Zwei Löwen hast du getötet und ihr Junges gefangen genommen! Du bist ein Held, ein wirklicher Held! Und doch haben diese Hunde es gewagt, sich an dir vergreifen zu wollen! Sie werden zu mir und Allah um Gnade

ſchreien, aber weder er noch ich werden ſich ihrer erbarmen. Und dieſen Abu el Mot haſt du genannt? Kennſt du ihn?"

„Nein, doch habe ich gehört, daß er ein berüchtigter Sklavenjäger iſt."

„Das iſt er, der ſchlimmſte von allen. Wehe ihm, wenn er in meine Hände fällt! Warum hat dieſer ‚Vater des Gelächters' dich verhindert, ihn zu ergreifen! Nun muß ich für lange Zeit darauf verzichten, ihn zu erwiſchen; denn er wird nach der fernen Seribah Omm et Timſah gehen und erſt nach vielen Monaten zurückkehren."

„Weißt du, wo dieſe Seribah liegt?"

„Ja, denn ſie iſt durch ihre Schandtaten berühmt geworden. Sie liegt weit von hier im Süden, im Lande der Niam-niam."

„Was?" horchte Schwarz erſchrocken auf. „Wo mein Bruder ſich befindet?"

„Ob er ſich gerade in dieſem Teil des großen und weiten Landes befindet, weiß ich nicht. Sie liegt im Gebiete des Makrakaſtamms."

„Dieſer Stamm iſt mir unbekannt."

„Der Bote, den dein Bruder geſandt hat, gehört zu ihm."

„Dann befindet ſich mein Bruder dort. Es wird ſich auf ihn doch nicht etwa die Drohung beziehen, die ich aus dem Munde des Abu el Mot hörte? Er hat erfahren, daß ſich zwei Europäer dort befinden, welche auch Pflanzen und Tiere ſammeln, und will ſie ermorden!"

„Hat dein Bruder einen Begleiter mit?"

„Nein. Soviel ich weiß, iſt er allein."

„So kann er nicht gemeint ſein. Du darfſt alſo

ruhig sein. Wir sprechen darüber, und der Bote wird dir sichere Nachricht geben. Jetzt aber wollen wir Gericht halten über diese Homr. Ich werde erst die Dschelabi und dann sie vernehmen."

Er klatschte in die Hände, und als darauf ein schwarzer Diener erschien, gab er ihm einige Befehle. Schon nach kurzer Zeit erschienen mehrere Offiziere, die als Beisitzer des Gerichts still zu beiden Seiten des Mudirs Platz nahmen. Dann wurden die Dschelabi hereingeführt. Sie mußten kurz erzählen, was geschehen war, und traten dann zur Seite. Ihre Aussage stimmte natürlich mit derjenigen des Deutschen genau überein.

Die Homr waren unter militärischer Bedeckung im Hofe zurückgeblieben. Nachdem man ihnen dort die Fußfesseln abgenommen hatte, brachte man sie jetzt herbei. Hinter ihnen stellten sich mehrere Kawassen auf, die mit Kurbatschen (Peitschen) versehen waren. Das sah drohend aus und vermehrte die schwüle Beklemmung, die über der Versammlung lag.

Die Homr hatten unterlassen, den Mudir zu grüßen, und zwar nicht etwa aus Befangenheit. Der freie Araber dünkt sich vornehmer und besser als der angesessene; noch stolzer blickt er auf den Aegypter herab, den er den Sklaven des Pascha nennt. Der Schech nahm jedenfalls an, daß er im gleichen Rang mit dem Mudir stehe. Vielleicht hielt er es für angemessen, durch Trotz einzuschüchtern. Er wartete gar nicht ab, bis er angeredet wurde, sondern er rief dem Beamten zornig zu: „Wir sind hinterlistigerweise überfallen und gebunden worden; da wir in der Minderzahl waren, haben wir es uns gefallen lassen müssen. Nun aber befinden wir uns an einem Ort, wo wir Gerechtigkeit erwarten können. Wir sind freie Arab el Homr und niemand hat uns

etwas zu befehlen. Warum nimmt man uns die Stricke nicht von den Händen? Ich werde dem Khedive melden laſſen, wie die Beni arab von ſeinen Dienern behandelt werden!"

Er erzielte einen ganz andern Erfolg, als er erwartet hatte. Die Brauen des Mudir zogen ſich zuſammen. Er antwortete in jenem ruhigen, aber ſchneidenden Ton, der gefährlicher iſt als zorniges Wüten: „Hund, was ſagſt du? Frei nennſt du dich? Mich willſt du beim Paſcha anzeigen? Wenn du es nicht weißt, daß du ein ſchmutziger Wurm gegen mich biſt, ſo will ich es dir beweiſen. Ihr ſeid hier eingetreten, ohne eure Köpfe auch nur einen einzigen Zoll vor mir zu beugen. Es gibt keinen Offizier oder Effendi, der mir den Gruß verſagt, und ihr ſtinkenden Hyänen, die ihr als Verbrecher zu mir gebracht werdet, wagt es, dies zu tun? Ich werde euch zeigen, wie tief ihr euch zu verbeugen habt. Werft ſie nieder und gebt jedem zwanzig Hiebe; der Schech aber ſoll als Lohn ſeiner Frechheit vierzig bekommen!"

Einer der Kawaſſen holte ſofort eine hölzerne Vorrichtung herein, welche einer Bank glich, die nur an der einen Seite zwei Beine, an der andern aber keine hat. Sie wurde auf den Boden gelegt, und zwar ſo, daß die beiden Beine emporſtanden. Dann ergriffen die Kawaſſen einen der Homr, zogen ihn nieder, legten ihn mit dem Rücken auf die Bank und ſchnallten ihn da feſt. Seine nach aufwärts gerichteten Beine wurden an die Beine der Bank gebunden, ſo daß ſeine Fußſohlen nach oben blickten. Die pantoffelähnlichen Schuhe hatte man ihm natürlich ausgezogen. Dann ergriff ein Kawaß einen fingerſtarken Stock und gab ihm auf jede Fußſohle zehn kräftige Hiebe.

Der Homr hatte ſich wehren wollen, doch ganz ver-

geblich. Er biß die Zähne zusammen, um nicht zu schreien; aber als nach den ersten Schlägen die Fußsohlen aufsprangen, erhob er ein fürchterliches Jammern. Als er losgeschnallt war, konnte er nicht auf den Füßen stehen; er blieb wimmernd am Boden sitzen.

Ganz ebenso erging es seinen Kameraden. Dann ergriff der Mudir wieder das Wort: „Diese Hundesöhne sollen sich nicht ungestraft gegen mich erheben und mir gar drohen, mich beim Pascha zu verklagen! Jetzt mag der Schech mir sagen, ob er den fremden Effendi kennt, der hier an meiner Seite sitzt!“

Auch dieser, der Schech, der die doppelte Anzahl Hiebe erhalten hatte, konnte seinen Schmerz nicht still überwinden. Er stöhnte noch lauter als die andern. Als er jetzt zögerte, die verlangte Antwort zu geben, drohte der Mudir: „Wenn du nicht sprechen willst, werde ich dir den Mund öffnen. Für eine jede Antwort, die mir einer von euch verweigert, lasse ich ihm zwanzig Hiebe geben. Nun sagt, ob du den Effendi kennst!“

„Ja, ich kenne ihn,“ stieß der Schech hervor, wohl wissend, daß der Mudir seine Drohung wahr machen werde.

„Du gibst zu, daß ihr ihn überfallen und töten wolltet?“

„Nein. Wer das behauptet, der ist ein Lügner.“

„Ich selbst behaupte es, und also hast du mich einen Lügner genannt, wofür ich deine Strafe schärfen werde. Kennst du einen Sklavenjäger, welcher Abu el Mot heißt?“

„Nein.“

„Dieser Effendi hat, als du am Feuer saßest, sich an die Gum geschlichen und das Gespräch dieser Leute belauscht. Dann sah er dich zu Abu el Mot gehen und

ſpäter brachteſt du die Gum geführt. Das haben auch dieſe ehrlichen Dſchelabi geſehen. Willſt du noch leugnen?“

„Ich war es nicht, ſie haben mich verkannt.“

„Du biſt ein ſehr verſtockter Sünder. Weißt du nicht, daß man mich Abu hamſah mîah, den Vater der Fünfhundert, nennt? Da du leugneſt, was eine große Beleidigung für mich iſt, weil du mich damit für einen leichtgläubigen Menſchen erklärſt, dem Allah den Verſtand verſagt hat, ſo werde ich für dich ein Abu ſittah mîah, ein Vater der Sechshundert ſein. Schafft ihn hinaus in den Hof und gebt ihm die ſechshundert auf den Rücken!“

„Das wage nicht!“ ſchrie der Schech auf. „Sechshundert kann kein Menſch aushalten. Du würdeſt mich töten. Denke an die Blutrache! Die Krieger meines Stammes würden die Schmach mit deinem Leben ſühnen!“

„So mögen ſie vorher erfahren, daß ich auch Abu ſabah mîah, der Vater der Siebenhundert ſein kann. Gebt ihm alſo ſiebenhundert, und für jedes Wort, das er noch ſpricht, ſoll er einhundert mehr bekommen!“

Der Schech blickte verzweifelt und voll Todesangſt um ſich, wurde aber raſch von den Kawaſſen fortgeſchafft, und bald hörte man ſein Geſchrei erſchallen.

„Hört ihr ihn?“ rief der Mudir den Homr zu. „Wenn er es überlebt, ſo mag er zum Paſcha gehen und mich verklagen! Ich werde dafür ſorgen, daß im Bereich meiner Macht ein jeder ungefährdet ſeinen Weg verfolgen kann. Menſchen, wie ihr ſeid, achte ich den Raubtieren gleich, welche ausgerottet werden müſſen. Wer mich belügt oder mir gar droht, dem wird die Peitſche zeigen, daß ich ſogar ein Abu alfah, ein Vater der Tauſend ſein kann. Alſo ſage du mir, ob ihr dieſen Effendi

habt töten wollen?" Er zeigte auf denjenigen Homr, der ihm am nächsten kauerte.

„Ja," gestand der eingeschüchterte Mann.

„Und du?" fragte er einen zweiten.

„Ja," antwortete auch dieser.

Ebenso gestanden die andern ihr Verbrechen ein. Sie erkannten, daß sie durchs Leugnen ihre Lage nur verschlimmern würden, konnten aber trotz aller Mühe den Grimm, der sie beherrschte, nicht ganz verbergen.

„Da ihr es gesteht, möchte ich euch ein gnädiger Richter sein," sagte der Mudir freundlich. „Ihr sollt deshalb nur soviel bekommen, als der Name besagt, den man mir gegeben hat. Fünfhundert werden genügen, euch zu belehren, daß es gegen das Gesetz des Propheten und die Satzung seiner heiligen Nachfolger ist, einen Mann zu ermorden, der sich vertrauensvoll in euren Schutz gegeben hatte. Das Gericht ist beendet. Ich habe nach Recht und Gerechtigkeit gesprochen. Allah ist mit allen Gläubigen, welche seine Gesetze befolgen; die Missetäter aber wird er mit seinem Zorn vernichten!"

Er erhob sich von seinem Sitze, zum Zeichen, daß die Gerichtsverhandlung zu Ende sei, und die Offiziere taten dasselbe. Sie entfernten sich, indem sie mit tiefen Verbeugungen Abschied nahmen, und dann erlaubte der Mudir den Dschelabi, die jammernden Homr in den Hof zu schaffen und dort Zeugen der Strafvollstreckung zu sein. Als dann Schwarz sich wieder allein mit ihm befand, fragte der Beamte: „Dir ist Gerechtigkeit geworden. Wäre das in deinem Lande ebenso schnell geschehen?" — „Das Urteil wäre allerdings später gefällt worden, da man den Fall eingehender untersucht hätte." — „Was sollte das nützen? Man hätte sich doch jedenfalls überzeugt, daß die Homr schuldig sind?" — „Aller-

dings." — „Nun, soweit bin ich viel schneller gekommen. Welche Strafe hätte sie nach euern Gesetzen getroffen?" —„Eine vieljährige Gefangenschaft." — „Auch da bin ich kürzer. Die Schuldigen erhalten ihre Hiebe und können dann gehen." — „Für Raubmörder ist diese Strafe außerordentlich milde, nämlich wenn sie die Schläge aushalten."

Ueber das Gesicht des Mudir ging ein vielsagends Lächeln, als er antwortete: „Ob mein Urteil zu hart oder zu milde ist, das ist Allahs Sache. Er hat dem Verbrecher Glieder gegeben, die es entweder aushalten oder nicht. Auch bei euch kommt es auf die Gesundheit und Stärke an, ob der Verbrecher die lange Gefangenschaft überwindet oder nicht. Mache dir keine Sorge um die Homr! Ihr Leben ist im Buche verzeichnet; ich kann es ihnen weder nehmen noch erhalten. Erlaube mir, dich zu dem Boten deines Bruders und dann in die Gemächer zu führen, die für dich bestimmt worden sind."

Das war dem Deutschen lieb, denn der Aufenthalt in dem Selamlik war jetzt kein angenehmer, weil man dort das Brüllen der gepeitschten Araber allzu deutlich vernahm.

Nachdem sie mehrere Zimmer durchschritten hatten, welche nichts als die Wandpolster und einen Teppich enthielten, kamen sie in einen kleinen Hinterhof, wo ein Kiosk stand, an dessen hölzernen Wänden sich blühende und duftende Schlinggewächse emporrankten.

„In diesem Lusthause sollst du wohnen," sagte der Mudir. „Und da ist der Knabe, der dir den Brief zu überbringen hat. Er soll dich zu deinem Bruder führen und wird dich auch schon hier bedienen. Er kann dein Dolmetscher sein, denn er spricht die Sprache der Niamniam und ist auch des Arabischen mächtig."

Neben der Tür des Gartenhauses war eine Schilfdecke ausgebreitet, von der sich die Gestalt des Knaben erhob, um sich gleich wieder vor den beiden demütig zur Erde zu werfen. Der junge Neger war gewiß nicht über sechzehn Jahre alt und fast unbekleidet. Die Farbe seiner Haut war ein erdiges Rotbraun, wohl ein Ergebnis des Bodens, den sein Volk bewohnt.

Es ist nämlich eigentümlich, daß, wie man bemerkt hat, die Färbung jener Negerstämme von der Farbe des von ihnen bewohnten Bodens abhängig ist. Die Bewohner der schwarzerdigen Tiefebenen, die Schilluk, Nuehr und Denka, zeichnen sich durch ein tiefes Schwarz der Hautfarbe aus, während die Bongo, Niam-Niam und Monbuttu, die ein rotes, eisenhaltiges Land bewohnen, eine rötliche Färbung besitzen.

Der Mudir befahl dem Neger, aufzustehen. Er tat dies und nun sah man, daß er von gedrungener, untersetzter und kräftiger Gestalt war. Die Muskeln seiner Beine waren kräftiger entwickelt, als man es sonst bei Negern zu beobachten pflegt. Seine Gesichtszüge näherten sich dem kaukasischen Typus. Der Mund war zwar aufgeworfen, aber klein, die Nase gerade und schmal. Die Augen waren groß und mandelförmig geschnitten; sie standen sehr weit voneinander ab und gaben dem vollen, runden Gesicht einen schwer zu beschreibenden Ausdruck kriegerischer Entschlossenheit und vertrauenerweckender Offenheit.

Die Waffen des Knaben lagen neben ihm. Sie bestanden aus einem Bogen nebst einem mit Pfeilen gefüllten Köcher, einem Messer mit sichelartiger Klinge und einem Trumbasch oder Wurfeisen, das als Waffe sehr gefürchtet ist. Dieses Eisen gleicht dem australischen Bumerang, ist mehrschenklig gebogen und mit scharfen

Zähnen und Spitzen versehen. Die Cateja, die in der Aeneide genannt und als eine Wurfkeule von zerschmetternder Wirkung beschrieben wird, ist jedenfalls auch eine ähnliche Waffe gewesen. — Außerdem trug der Knabe eine Art Schutzwaffe an sich, und zwar an den Armen. Diese steckten nämlich von der Hand an bis zum Ellbogen in einer Menge von Metallringen, die eng aneinander lagen und eine schützende Manschette bildeten. Eine solche Armbekleidung wird Danga-Bor genannt und ist besonders bei den Bongonegern gebräuchlich.

Ganz eigenartig, und gar nicht unschön, war das Haar des Knaben geordnet. Dasselbe war zwar wollig, aber ziemlich lang. In lauter dünne Zöpfchen und diese wieder untereinander verflochten, bildete es auf dem Kopf eine runde Krone, in der ein bunt schillernder Federbusch steckte. Rund um die Stirn, ganz an die Grenze des Haarwuchses befestigt, trug er einen eigenartigen Schmuck, der aus den an eine Schnur gereihten Reißzähnen von Hunden bestand.

Der offene, freundlich ehrerbietige Blick, mit dem er den Deutschen musterte, machte auf diesen einen sehr guten Eindruck. „Wie heißest du?" fragte ihn Schwarz.

„Ich bin der Sohn des Bjiä[1]," antwortete der Neger in arabischer Sprache, in der er gefragt worden war. „Die Sandeh[2]) heißen mich Nubah; der weiße Mann aber, der mich hierher sendet, hat mich Ben Wafa[3]) genannt."

„Das ist ein schöner Name, der Vertrauen erweckt. Wie heißt dieser weiße Mann?"

„Er nennt sich Schwa-za."

„Du willst Schwarz sagen?"

---

[1]) König der Niam-niam. — [2]) So nennen sich die Niam-niam selbst. — [3]) „Sohn der Treue".

„Ja," nickte der Knabe, „aber ich kann diesen Namen nicht so aussprechen; darum sage ich Schwa-za."

„Ich heiße ebenso und bin sein Bruder."

„So bist du der Effendi, zu dem er mich sendet. Das freut mich sehr, denn du gefällst mir. Dein Auge ist gerade so mild und freundlich wie das seinige, nicht so grausam wie dasjenige der Araber, die zu uns kommen, um Reqiq[1]) zu machen. Darum werde ich dich gerade so lieb haben wie ihn und dir ebenso treu dienen." Es war ihm anzusehen, daß dieser Herzenserguß aufrichtig war, denn sein aufgewecktes Gesicht glänzte vor Freude.

„Nicht wahr, du sollst mich zu ihm bringen?" fragte Schwarz.

„Ja, Effendi."

„Aber das ist schwer. Unser Weg führt durch Gegenden, die den Sandeh und also auch dir feindlich gesinnt sind."

Da ergriff der Knabe schnell des Deutschen Hand, küßte sie und rief: „Effendi, du schimpfest uns nicht Niam-niam[2]), sondern nennst uns bei unserm richtigen Namen! Ich bin ein Königsprinz und brauche keinem Menschen zu dienen. Für dich aber werde ich alles tun, was du verlangst. Nur deinem Bruder zuliebe bin ich sein Bote geworden, denn ein andrer wäre nicht klug genug gewesen, bis hierher zu gelangen; die Denka und Nuehr hätten ihn getötet oder zum Sklaven gemacht."

„Hattest du das denn nicht auch für dich zu befürchten?"

„Nein, denn mich fängt keiner. Ich bin ein Krieger und habe unsre Männer schon oft in den Kampf geführt."

Er sagte das mit einem ruhigen Stolz, der fern von

[1]) Sklaven. — [2]) Ist der Denkasprache entnommen und bedeutet „Allesfresser", auch „Menschenfresser".

Ueberhebung war. Der kleine, jugendliche Held mußte allerdings ein ganz tüchtiges Kerlchen ſein, da er eine ſo weite Reiſe ganz allein durch feindliches Land unternommen und auch glücklich beendigt hatte.

„Wäre es nicht beſſer geweſen, wenn du noch einige Krieger mitgenommen hätteſt?“ fragte Schwarz.

„Nein, denn mehrere werden leichter bemerkt, als nur einer.“

„Biſt du gelaufen?“

„Nein. Ich habe mir eine kleine Flukah[1]) mit einem Segel gebaut. Mit ihr bin ich den Bahr er Rohl und dann den Bahr ed Dſchebel herabgefahren. Es gab überall Waſſer zum Trinken. Hatte ich Hunger, ſo fing ich mir Fiſche, und kam ein feindliches Schiff, ſo verſteckte ich meine Flukah in das Gebüſch des Ufers oder hinter das hohe Schilf.“

„Aber kannteſt du denn den Weg?“

„Ja, denn ich bin bereits zweimal in Chartum geweſen und habe dort die Sprache der Araber gelernt.“

„Biſt du nicht einmal bei einer Seribah ausgeſtiegen?“

„Wie könnte ich das, Effendi! Das darf man nicht wagen. In den Seriben wohnen doch nur Sklavenjäger. Ich kenne ſie alle, aber ich bin ſtets des Nachts und ſehr ſchnell an ihnen vorübergefahren.“

„Kennſt du auch eine, welche Omm et Timſah genannt wird?“

„Ja. Sie iſt die gefährlichſte für uns, da ſie an der Grenze unſres Landes liegt und dem grauſamſten Mann gehört, den es geben kann.“

„Ah, du kennſt die Seribah Abu el Mots! Haſt du jemals auch ihn ſelbſt geſehen?“

[1]) Kahn, Boot.

„Ja. Er hat das Angesicht und die Gestalt eines Gestorbenen, und der Tod folgt jedem seiner Schritte. Seine Seribah ist ein Schreckensplatz. Die Leichen zu Tode gepeitschter Sklaven, die frei umherliegen, der Sammelplatz aller Arten Raubvögel und aasfressender Raubtiere sind ihre Merkmale."

„Und wo war mein Bruder, als du ihn verließest?"

„Bei meinem Vater."

„Er befindet sich also in der Nähe der Seribah des Sklavenjägers?"

„Ja, Effendi. Die Entfernung beträgt nur drei Tagereisen."

„Und ist mein Bruder der einzige Fremde, der jetzt bei euch weilt?"

„Nein. Es ist noch ein andrer Weißer bei ihm."

„Ah! dann sind es diese beiden, von denen Abu el Mot gesprochen hat. Was ist und wie heißt dieser andre?"

„Er ist ein Baija et tijur[1]). Er hat die Beine des Storches, und seine Nase ist lang und beweglich wie der Schnabel des Storches. Darum wird er Abu laklak[2]) genannt. Seinen eigentlichen Namen kann ich nicht aussprechen."

„Wir müssen schleunigst abreisen, denn ihm und meinem Bruder droht die größte Gefahr. Abu el Mot will sie töten."

„Ich weiß allerdings," fiel der Mudir ein, „daß er keinen fremden Weißen im Bereich seines Jagdgebiets duldet, und so glaube ich, daß er seine Drohung wahr machen wird, sobald er auf seiner Seribah eingetroffen ist. Die Gefahr, in der sich dein Bruder befindet, ist sehr groß, denn der König der Sandeh vermag ihn nicht gegen die Hinterlist und die überlegenen Waffen der Sklavenjäger zu schützen."

[1]) Vogelhändler. — [2]) Vater des Storches.

„O, die Sandeh sind tapfer!“ warf der Neger in stolzem Ton ein.

„Ich will das nicht bestreiten,“ antwortete der Mudir im Tone gnädiger Ueberlegenheit; „aber wie viele von euch sind dennoch von den Sklavenjägern getötet oder geraubt worden! All euer Mut vermag nichts gegen die wilde Gier dieser Menschen, und was wollt ihr mit euren Pfeilen gegen die Schießgewehre solcher Räuber anfangen?“

„Aus wieviel Menschen besteht gewöhnlich ein solcher Raubzug?“ fragte Schwarz.

„Oft aus mehreren Hundert,“ belehrte ihn der Mudir. „Es kommt vor, daß sich die Besatzungen von zwei und noch mehr Seriben vereinigen. Dann sind so viele Jäger beisammen, daß selbst das bevölkertste Negerdorf nicht an Widerstand denken darf. Die Seribah Omm et Timsah ist die größte, von der ich weiß, und Abu el Mot hat Leute genug, seine Absicht auszuführen.“

„Dann darf ich mich hier keine Stunde länger als nötig verweilen. Ich muß suchen, ihm zuvorzukommen, um den Bruder rechtzeitig zu warnen.“

„Das ist mir nicht lieb, denn ich hätte dich gern lange Zeit bei mir gehabt. Und ich will dich nicht unbeschützt der Gefahr entgegengehen lassen. Mein Sinnen geht darauf, Abu el Mot in meine Hände zu bringen; dies kann durch deine Hilfe geschehen, darum werde ich dir fünfzig Soldaten mitgeben, die ich mit allem, was sie brauchen, sorgfältig ausrüste. Bist du damit einverstanden?“

Der Deutsche gab natürlich eine bejahende Antwort; der Vorschlag mußte ihm ja hochwillkommen sein. Der Neger hatte indes die Pfeile aus seinem Köcher genommen; auf dessen Grunde steckte der Brief, den er Schwarz überreichte. Dann führte der Mudir seinen

Gast in das Innere des Häuschens, das aus zwei kleinen, aber sehr hübsch ausgestatteten Gemächern bestand.

„Hier wohnen nur solche Gäste, die mir willkommen sind," sagte er, „der Niam-niam wird dich bedienen. Er wartet draußen deiner Befehle, und ich werde meinen Leuten die Weisung erteilen, dieselben augenblicklich und so eifrig zu erfüllen, als ob sie aus meinem eigenen Munde kämen. Die Dschelabi, die mit dir kamen, werden auch meine Gäste sein, denn sie waren deine Begleiter."

„Und was geschieht mit den Homr-Arabern?"

Der Mudir machte eine strenge, abwehrende Handbewegung und sagte: „Was mit ihnen geschehen soll, das ist bereits geschehen, und du wirst nicht weiter danach fragen. Ich will Ordnung haben in dem mir anvertrauten Lande; wer diese bricht, den richte ich schnell und streng. Allah mag ihren Seelen gnädig sein; bei mir aber gibt es keine Gnade, sondern nur Gerechtigkeit."

Er ging. Schwarz ließ sich auf ein Polster nieder, um den Brief seines Bruders zu lesen. Dieser schrieb ihm, daß er von Sansibar glücklich nach dem Viktoria-Nyanza, dann nach dem Albert-Nyanza vorgedrungen, und von da nach den Quellen des Gazellenflusses gelangt sei und nun den Bruder bei den Makrakanegern, die zu den Niam-niam gehören, erwarte. In Sansibar hatte er einen deutschen Naturforscher, einen ausgezeichneten Ornithologen, getroffen, der sich ihm angeschlossen hatte. Dieser Mann war ein Bayer von Geburt und trotz verschiedener Eigenheiten ein tüchtiger Reisegesellschafter und mutiger Begleiter. Beide hatten es unterwegs zu einer bedeutenden wissenschaftlichen Ausbeute gebracht und hielten nun Rast, um ihre Sammlungen zu ordnen und Schwarz zu erwarten. Den „Sohn der Treue" schickten sie ihm als zuverlässigen Führer entgegen.

Eben war der Deutsche mit der Durchsicht des Briefes fertig, als der Slowak bei ihm eintrat. „Bitte Verzeihung, daß ich Sie könnte gestörten!“ sagte er. „Ich hatt gewillt bringen einen Wunsch, unsrigen.“

„So ist dieser Wunsch nicht allein der Ihrige, sondern auch derjenige eines andern?“

„Ja, ‚Vater des Gelächters‘ hat Bitte meinige auch als Bitte, seinige.“

„Nun, was wünschen Sie denn?“

„Mudir hatt sprechte selbst mit uns und uns sagte, daß wir alle seinte Gäste, seinige, und wohnte in Haus, hiesiges. Hatt uns auch sagte, daß Sie willte abreisen in Zeit sehr baldiger, mit Soldaten, vieligen. Ich und Hadschi Ali, Freund meiniger, wollen nicht gebleibte zurück, sondern gehen mit Ihnen zu den Niam-niam, um zu machente dort Geschäfte, vorteilhaftes. Wollen kaufte hier Sachen und verkaufte dort wieder mit Nutzen, großartigen. Darum ich kommte schnell hierher, um willte fragen, ob Sie wernte haben die Güte, zu nehmen mit mich und Hadschi Ali, freundschaftlichen.“

„Warum nicht? Ihr Vorschlag ist mir recht angenehm. Sie und der ‚Vater des Gelächters‘ sind brauchbare Leute, und je mehr solcher Männer ich mitnehmen kann, desto besser ist es für mich.“

„Also Sie gebten Erlaubnis, Ihrige? Das seinte sehr schön. Das machte mir Freude, unendliche. Ich hatt gelernte Sprache, negerliche, und werd seinte Ihnen nützlich mit Kenntnissen, meinigen. Wir werden machte Forschungen, wissenschaftliche, und uns erwerbte Namen, unsrige, sehr berühmte. Ich willte gleich lauf zu Hadschi Ali, wartenden, um ihm zu sagente, daß Sie haben erfüllte Wunsch, unsrigen!“

Sechſtes Kapitel.

Schwarze Pläne.

Da, wo der Bahr el Ghazal, der Gazellenfluß, in das Gebiet der Bongoneger tritt, ſind an ſeinem rechten Ufer nur einzelne Dalebpalmen zu ſehen, deren dunkelgrüne Blattwedel ſich im leiſen Luftzug träumeriſch bewegten. Am linken Ufer ſtieg ein dichter Mimoſenwald bis an das Waſſer herab. Die da an den Aeſten und Zweigen hängenden dürren Gräſer zeigten an, wie hoch zur Regenzeit das Waſſer zu ſteigen pflegte.

Auf dem Waſſer lagen große Inſeln, die aus Anhäufungen friſcher und abgeſtorbener Grashalme beſtanden, und dazwiſchen gab es lange und breite Streifen von Omm Sufah[1]), die den jetzt ſchmalen Strom noch mehr einengten.

Im hohen Rohr, und von ihm faſt ganz verborgen, lag ein Noger, eine jener Segelbarken, wie ſie am oberen Nil gebräuchlich ſind. Der in der Mitte des Fahrzeugs angebrachte Hauptmaſt war niedergelegt, ebenſo der kleinere am Vorderteil des Schiffes. Wer von der Anweſenheit dieſes Noger nichts wußte, konnte leicht in kurzer Entfernung davon vorüberfahren, ohne ihn zu bemerken. Es war klar, daß die ſo vorſichtig verſteckte Barke außer Gebrauch lag, und dennoch gab es Perſonen, die ſich emſig darauf beſchäftigten.

[1]) Wildes Zuckerrohr, Saccharum, Ischaemum.

Fünf oder sechs Sklavinnen knieten nebeneinander, um Durrha auf der Murhaqa zu reiben. Diese Murhaqa ist ein Reibstein, der den in Pfahlbauten gefundenen Mahlsteinen fast genau gleicht. Die angefeuchtete Durrah wird in seine Vertiefung geschüttet und mit dem Ibn el Murhaqa[1]), einem kleineren Stein, mühsam zerquetscht und zu Mehl zerrieben. Diese dürftige Weise des Mahlens, bei der den Sklavinnen der Schweiß von den Gesichtern in den teigigen Brei tropft, ist sehr anstrengend und zeitraubend. Hat so ein armes Wesen sich von früh bis abends abgemüht, so ist das Ergebnis kaum der tägliche Bedarf von zehn bis fünfzehn Mann.

Dieser durch das nasse Mahlen erzeugte dicke Brei ist die Grundlage des sudanesischen Speisezettels. Auf der Doka[2]) gebacken, gibt er die Kisrah, rotbraune, saubere Fladen, das gewöhnliche Brot des Landes, mit Wasser gekocht aber die Luqmah, eine Art Pudding, der keinem Europäer einen Ruf des Entzückens entlocken kann. Die Kisrah wird als Proviant auf monatelangen Reisen mitgenommen. Läßt man sie mit Wasser gären, so bekommt man die Merissah, ein säuerliches, überall gebrauchtes Getränk.

Unter dem Verdeck des Hinterteils waren zwei Schwarze beschäftigt, Stricke aus Palmblattfasern zu drehen. Dabei sprachen sie leise miteinander. Die Blicke, die sie dabei auf die Sklavinnen warfen, bewiesen, daß sie von diesen ja nicht gehört sein wollten.

Diese Schwarzen trugen die Guluf, drei wulstige Narben auf jeder Wange, ein sicheres Zeichen, daß sie geraubt worden waren. Ist nämlich eine Sklavenjagd glücklich ausgefallen, so empfangen die jüngeren männlichen Gefangenen diese sechs Schnitte als ewiges und

[1]) Sohn der Murhaqa. — [2]) Runde Eisen- oder Steinplatte.

unverwischbares Zeichen der Knechtschaft. Man reibt die Wunden mit Pfeffer, Salz und Asche ein, um den Heilungsprozeß zu verzögern, und die Narben möglichst aufschwellen zu lassen.

Bekleidet waren die beiden nur mit dem Lendenschurz. Das Haar hatten sie mit Anwendung eines vertrocknenden Klebstoffes steif und zylindrisch emporfrisiert, so daß es das Aussehen eines zerknillten Chapeau-claque ohne Krempe besaß. Sie unterhielten sich in der Mundart der Belandaneger, worin alle Worte, die etwas Geistiges, Uebersinnliches bezeichnen, dem Arabischen entnommen sind, wie es überhaupt bei allen sudanesischen Sprachen mehr oder weniger der Fall ist. Dabei wendeten sie die erste Person der Einzahl des Zeitwortes nicht an, sondern setzten an Stelle des „Ich" ihren Namen.

„Lobo ist traurig, sehr traurig!" flüsterte der eine. „Und Lobo darf doch nicht sehen lassen, daß er traurig ist."

„Tolo ist auch traurig, mehr traurig noch als du," antwortete der andre ebenso leise. „Als Lobo und Tolo geraubt wurden, hat Abu el Mot Lobos ganze Familie getötet, aber Tolos Vater und Mutter entkamen; sie leben noch, und armer Tolo kann nicht zu ihnen. Darum ist er doppelt traurig."

„Warum soll Lobo nur halb traurig sein?" fragte der erstere. „Wurden seine Eltern und Geschwister ermordet, so ist er unglücklicher als du. Und — —," er sprach so leise, daß sein Leidensgefährte es kaum verstehen konnte, „was hat ein Belanda zu tun, wenn der weiße Mann ihm die Seinen tötet?"

Tolo blickte besorgt nach den Sklavinnen, ob diese vielleicht horchten, und antwortete dann, indem er die Augen rollte: „Rache nehmen! Er muß Abu el Mot töten."

„Ja, er muß, aber er darf nicht davon sprechen!“

„Seinem Freunde Tolo aber kann er es sagen; dieser wird ihn nicht verraten, sondern ihm helfen mit dem Messer oder mit dem Pfeil, der in den Saft der Dinqil[1]) getaucht und vergiftet ist.“

„Aber dann wird man uns zu Tod peitschen.“

„Nein; wir fliehen.“

„Weißt du nicht, wie schwer das ist? Die Weißen werden uns mit Hunden verfolgen, die uns sicher finden.“

„So macht Tolo sich selbst tot. Peitschen läßt er sich nicht, und leben mag er auch nicht, wenn er nicht bei Vater und Mutter sein kann. Der Weiße denkt nicht, daß der schwarze Mann ein Herz hat; aber er hat ein besseres als der Araber; er liebt Vater und Mutter sehr, und will bei ihnen sein oder sterben. Weißt du, wo wir leben werden, wenn wir hier bleiben? Wir sind Eigentum des Weißen, und er kann uns beim kleinsten Zorn töten. Und wenn er eine Ghasuah[2]) unternimmt, so müssen wir mit, und für ihn gegen unsre Brüder kämpfen. Tolo will aber seine schwarzen Brüder nicht fangen und zu Sklaven machen!“

„Meinst du denn, daß es eine Ghasuah geben wird?“

„Ja. Warum reiben die Weiber dort nun schon seit vielen Tagen Durrah? Merkst du nicht, daß Kisrah gebacken werden soll? Solche Mengen von Kisrah aber macht der Araber nur dann, wenn er sie als Vorrat bei einer Ghasuah braucht.“

Lobo schlug die Hände zusammen, machte ein erstauntes Gesicht und sagte: „Wie klug du bist! Daran hat Lobo nicht gedacht. Er glaubte, der Zug würde erst dann unternommen, wenn Abu el Mot aus dem Lande der Homr zurückgekehrt ist.“

[1]) Euphoriba venenifica. — [2]) Zug, um Sklaven zu rauben.

„Abd el Mot[1]) kann auch ziehen, wenn er will. Er ist der zweite Häuptling der Seribah und Abu el Mot der erste. Ist der erste nicht da, so befiehlt der zweite. Warum haben die Leute ihre Gewehre putzen und ihre Messer schleifen müssen, gestern und vorgestern schon? Niemand weiß vorher, was geschehen soll, aber wir werden bald etwas erfahren."

„Weiß du, wohin es gehen soll?"

„Wie kann Tolo es wissen? Nicht einmal die weißen Soldaten, die sich in der Seribah befinden, erfahren es vorher. Abd el Mot allein weiß es, und — —"

Er hielt inne, bückte sich auf seine Arbeit nieder und drehte an den Seilfasern mit einer Hast, als ob er sich bei dieser Beschäftigung nicht Zeit zu einem einzigen Wort gegeben habe. Sein Genosse folgte seinem Beispiel. Beide hatten gesehen, daß ein Mann in einem Kahn an den Noger gelegt, und dessen Deck bestiegen hatte.

Dieser Mann war ein Weißer. Ein dichter, dunkler Bart umrahmte sein Gesicht, das vom Sonnenbrand das Aussehen gegerbten Leders erhalten hatte; seine Züge waren hart, seine Augen blickten finster. Er trug einen enganliegenden weißen Burnus, um welchen ein Schal gewunden war, aus dem die Griffe eines Messers und zweier Pistolen blickten. Die nackten Füße steckten in grünen Pantoffeln, und der Schädel war in ein grünes Turbantuch gehüllt, ein Zeichen, daß der Mann seine Abkunft von dem Propheten Mohammed herleitete. In der Hand hielt er die lange, dicke Nilpeitsche.

„Abd el Mot!" flüsterte Lobo seinem Gefährten zu.

„Still, schweig!" antwortete dieser ängstlich.

Der Weiße war also der zweite Befehlshaber der Seribah. Er nannte sich „Diener des Todes", während

[1]) Diener des Todes.

der erste „Vater des Todes“ hieß. Er blieb für einen Augenblick bei den Sklavinnen stehen. Diese arbeiteten mit doppeltem Eifer als vorher; doch schien ihr Fleiß seinen Beifall nicht zu finden, denn er schrie sie mit harter Stimme an: „Allah zerschmettere euch! Wollt ihr ihm die Zeit abstehlen, ihr Faulenzerinnen! Heute soll gebacken werden, denn morgen brechen wir auf, und noch ist das Mehl nicht fertig!“

Er schlug mit der Peitsche ohne Wahl auf sie ein, daß die Getroffenen vor Schmerz heulten, aber ohne zu wagen, ihre Arbeit dabei auch nur für einen Augenblick einzustellen. Dann kam er zu den beiden Belandanegern. Er sah ihnen eine Weile zu, hob dann ein Seil auf, um die Arbeit zu prüfen, warf es wieder hin, und versetzte jedem einige Hiebe, von denen die Haut an den getroffenen Stellen sofort aufsprang. Die Schwarzen bissen die Zähne zusammen, daß es laut knirschte, gaben aber keinen Laut von sich, und arbeiteten ohne Unterbrechung weiter.

„Es tat wohl nicht weh genug?“ lachte er grausam. „Das nächstemal werdet ihr schon heulen müssen, ihr Tagediebe. Werft euch nieder, wenn ich mit euch rede!“

Dieser Befehl war von einigen weiteren Hieben begleitet. Die Neger sanken zu Boden, was sie vorher nicht gewagt hatten, um nicht mit der Arbeit innezuhalten. Er betrachtete sie mit gefühllosem Blick, versetzte jedem einen Fußtritt und fuhr fort: „Ihr seid Belandas. Ist euch euer Land bekannt?“

„Ja, Herr,“ antwortete Tolo ohne aufzublicken.

„Kennt ihr die Helle[1]) Ombula?“

„Tolo ist oft dort gewesen.“

„Was hattest du dort zu tun?“

[1]) Dorf.

„Die Schwester der Mutter wohnt mit ihrem Mann und ihren Kindern dort."

„So hast du also Verwandte in Ombula! Wie viele Familien gibt es da?"

„Sehr viele, Herr, viel mehr als in andern Dörfern," antwortete der Neger, dem es wie den meisten seinesgleichen unmöglich war, weiter als höchstens bis zwanzig zu zählen.

„Ist der Ort gut befestigt?" fuhr der Araber fort.

„Es ist ein doppelter Stachelzaun rundum," antwortete der Gefragte.

„Ist die Umgebung offen, oder gibt es Wald?"

„Der Subakh[1]) steht in Büschen, aus denen Lubahn[2]) ragen."

„Besitzen die Einwohner viele Rinder?"

„Nein, Herr, sie sind arm."

Die Rinder sind dem Sklavenjäger nämlich noch lieber als die Gefangenen. Diese Tiere haben für den Neger einen so hohen Wert, daß er bei einem Ueberfall vor allen Dingen sie zu retten sucht und dabei unter Umständen seine Kinder opfert. Der Belanda hatte eine verneinende Antwort gegeben, um den Araber von dem Ueberfall des befreundeten Dorfes abzubringen. Abd el Mot durchschaute ihn. Er zog ihm die Peitsche zwei-, dreimal über den Rücken und donnerte ihn an: „Hund, lüge nicht, sonst peitsche ich dich tot! Sage die Wahrheit, oder ich schlage dir das Fleisch in Striemen von den Knochen. Gibt es viele Rinder dort?"

„Ja," gestand jetzt Tolo aus Angst.

„Und haben die Leute gute Waffen?"

„Pfeile, Spieße und Messer."

„Keiner hat eine Flinte?"

---

[1]) Combretum. — [2]) Boswellia papyrifera.

„Keiner, Herr.“

Abd el Mot forſchte weiter und drohte: „Wenn ich ein einziges Gewehr finde, oder auch nur ſehe, peitſche ich dir die ſchwarze Seele aus dem dunklen Leib. Kennſt du alle Wege dort?“

„Ja.“

„Und Lobo auch?“

„Auch er.“

„Wenn wir des Morgens von hier wegmarſchieren, wann kommen wir hin?“

„Am Abend des dritten Tages, Herr.“

„Gut, ich habe beſchloſſen, Ombula zu überfallen, um Abu el Mot Sklaven und Rinder geben zu können, wenn er kommt, damit er ſieht, daß wir tätig geweſen ſind. Ihr beide ſollet unſre Führer ſein, und ich kann euch nur raten, daß ihr eure Sache gut macht. Bin ich mit euch zufrieden, ſo verkaufe ich euch an einen guten Herrn, der euch nicht prügelt, ſelbſt wenn ihr faul ſeid. Sonſt aber grabe ich euch in einen Bau der Arda[1]) ein, damit ſie euch bei lebendigem Leibe freſſen. Merkt euch das, ihr beiden ſchwarzhäutigen Schlingel, und nun frage ich: wollt ihr mir treu und gehorſam ſein?“

„Ja, Herr!“

„Das verſprecht ihr jetzt; aber ich traue keinem ſchwarzen Hunde. Ihr bleibt bis zum Aufbruch hier auf dem Schiff, und werdet es nicht verlaſſen. Ich ſtelle euch einen Wächter her, der den Befehl hat, euch zu erſchießen, ſobald ihr euch dem Rande des Schiffes nähert. Und während des Marſches gebe ich euch Gewichte an die Füße, damit ihr die Luſt zur Flucht verliert. Jetzt arbeitet weiter und ſchwatzt nicht dabei, ſonſt laſſe ich euch den Mund zunähen, daß ihr verſchmachten müßt. Ihr

[1]) Termiten.

wißt, daß das keine leere Drohung ist. Ich habe das schon oft getan."

Er gab jedem noch einen Hieb, dann ging er und stieg in sein Boot. Sie sahen es im hohen Schilfe verschwinden, besorgten aber, daß er sie von dort aus beobachten werde. Darum arbeiteten sie schweigend weiter, bis sie ihn am Ufer erscheinen, und einen schmalen, durch den Mimosenwald führenden Weg einschlagen sahen.

Erst jetzt wagte es Tolo, seinem Gefährten leise zuzuflüstern: „Du siehst, daß Tolo recht hatte, der Zug beginnt schon morgen."

Lobo griff mit der Hand nach seinem schmerzenden Rücken, knirschte mit den Zähnen, rollte die Augen, als ob er sie herausdrehen wolle, und antwortete: „In unser Land nach Ombula. Allah, Allah! Unsre Freunde sollen Sklaven werden!"

„Und wir müssen die Weißen führen! Werden wir es tun?"

Lobo zögerte mit der Antwort. Er schien überhaupt geistig weniger begabt zu sein als sein Unglücksgenosse.

„Warum sagst du nichts?" fragte dieser. „Sollen wir die Araber führen und unsre schwarzen Brüder mit töten und gefangen nehmen?"

„Nein," antwortete Lobo in bestimmtem Ton. Er war nun zu einem Entschluß gekommen. „Wir fliehen. Dann aber können wir Abu el Mot nicht töten, was wir doch tun wollten. Er ist noch nicht wieder da."

„So töten wir Abd el Mot an seiner Stelle. Das ist fast ebensogut. Wenn wir ihm das Leben nehmen, so muß der Zug morgen unterbleiben, und wir retten die Leute von Ombula."

„Werden sie es uns auch danken? Und wie töten

wir ihn? Am Tag ist es ganz unmöglich, und des Nachts schläft er mitten unter den Wächtern. Man wird uns ergreifen. Ist es da nicht besser, wenn wir uns nicht in eine so große Gefahr begeben?"

Tolo erkannte gar wohl die Wahrheit dieser Worte. Er dachte nach. Jetzt erscholl von jenseits des Waldes ein schrecklicher Lärm herüber. Menschliche Stimmen sangen, jauchzten und brüllten. Dazu ertönten die ganz unbeschreiblichen Klänge der im Sudan gebräuchlichen Instrumente.

Das schien den nachdenkenden Neger schnell zu einem Ergebnis zu bringen. Er sagte: „Hörst du den Jubel? Jetzt hat Abd el Mot gesagt, daß die Ghasuah morgen beginnen soll. Nun entfalten sie die Fahne und fragen den Zauberer."

„Er wird dem Zug günstig sein, und sie gehorchen ihm, denn er ist ein frommer Fakir. Auch wir sollten ihm eigentlich gehorchen, obwohl wir nicht zu Allah beten wie unsre Peiniger."

„Nein. Tolo gehorcht nicht dem Fakir, sondern dem großen Schech, der über den Sternen wohnt und niemals stirbt, der alles sieht und jede Tat belohnt oder bestraft."

„Du hast Lobo davon erzählt, aber Lobo kann ihn nicht sehen."

„Er ist überall, wie die Luft, die man auch nicht erblickt."

„Vielleicht hat dich der Fremde belogen, der dir von ihm erzählte!"

„Nein. Dieser fremde Weiße war ein Khassis[1]), ein guter Mann, der keine Lügen sagte. Er erzählte von dem großen allmächtigen Schech, der den Himmel und die Erde gemacht hat, und auch die Menschen. Er befahl

[1]) Missionar.

ihnen, gut und fromm zu sein, aber sie gehorchten ihm nicht. Da sandte er seinen Sohn vom Himmel herab, der ihnen Gnade brachte und dafür von ihnen getötet wurde. Er lehrte, daß die Menschen einander lieben, und sich nur Gutes erweisen sollen. Diese Lehre brachte der Khassis zu uns. Wir gewannen ihn lieb und glaubten seinen Worten. Da aber kamen die Sklavenjäger und töteten ihn. Tolo weiß noch alle seine Worte und wird darnach handeln. Die Liebe gebietet ihm, seine Eltern aufzusuchen und die Helle Ombula zu retten. Das wird er tun, selbst wenn es sein Leben kosten sollte. Der Sohn des Schechs im Himmel ist auch ohne Murren gestorben. Und wer da stirbt, indem er Gutes tut, und die Gesetze des großen Schechs erfüllt, der ist nicht tot, sondern er steigt auf zum Himmel, zum Sohn des Schechs, um bei ihm zu leben und niemals zu sterben."

Der Neger hatte das mit wahrer Inbrunst gesprochen, im Ton vollster Ueberzeugung. Der andre schüttelte den Kopf und sagte: „Lobo versteht das nicht; aber du hast ihm noch niemals eine Lüge gesagt, und so will er es glauben, und ganz dasselbe tun, was du tust. Hätte er den Khassis gesehen und gehört, so würde er wohl ganz so überzeugt sein, wie du es bist. Also wir fliehen und retten Ombula!"

„Ja, und Abd el Mot töten wir zur Strafe für seine Taten, und daß er morgen die Ghasuah nicht beginnen kann."

„Aber ist es nicht der Wille des großen Schechs, von dem du sprichst, daß man den Menschen nur Gutes erweisen soll? Und du willst den Araber ermorden!"

„Das ist nichts Böses," entgegnete der Neger in einem Ton, der allerdings zu besagen schien, daß er noch nicht ganz bibelfest sei.

„Lobo glaubt es dir. Aber selbst wenn es uns gelingt, ihm das Leben zu nehmen, wie kommen wir fort? Einen Kahn können wir nicht bekommen, so müssen wir also gehen, und dann werden die Hunde uns schnell eingeholt haben!“

„Du darfst nicht so zaghaft sein,“ entgegnete der andre, „denn der große Schech im Himmel wird uns beschützen. Man wird hier erst am Morgen den Tod Abd el Mots und unsre Flucht bemerken. Dann sind wir schon so weit entfernt, daß uns niemand einholen kann. Wir nehmen uns hier so viel Kisrah wie möglich, damit wir unterwegs nicht zu hungern brauchen.“

„Hat dein großer Schech das Stehlen nicht auch verboten?“

„Ja. Also werden wir es nicht tun. Aber wir finden überall Wurzeln, Früchte und Wasser, um den Hunger und auch den Durst stillen zu können.“

Lobo schien doch ein Bedenken zu haben. Er blickte nachdenkend vor sich nieder und sagte dann: „Aber wie können wir vom Schiffe fort, wenn Abd el Mot uns einen Wächter sendet?“

„Wir warten, bis er schläft.“

„Er wird nicht schlafen, sondern den Befehl erhalten haben, kein Auge von uns zu lassen.“

„Nun, so töten wir auch ihn.“

„Das ist doch nichts Gutes, sondern etwas Böses! Du hast mir einmal erzählt, daß es der Wille des Schechs im Himmel sei, auch den Feinden Gutes zu tun: du aber willst ihnen nur Böses zufügen.“

„Daran sind sie selbst schuld,“ sagte Tolo und half sich über das Bedenken mit Kopfschütteln hinweg. „Schweig jetzt und arbeite, der Wächter kommt!“

Der Kahn nahte wieder. In ihm saß ein andrer

Weißer, der an Bord gestiegen kam. Er schien sehr zornig darüber zu sein, daß er auf das Schiff befohlen worden und nun von der Festlichkeit ausgeschlossen war, die einer jeden Ghasuah vorherzugehen pflegt. Er warf den Sklaven drohende Worte zu und setzte sich in ihre Nähe, die Peitsche in der Hand. Sie arbeiteten mit angestrengtem Fleiß weiter. Miteinander zu sprechen durften sie nicht wagen; desto fleißiger aber dachten sie an ihr Vorhaben. Tolo war fest entschlossen, Abd el Mot und den Wächter zu ermorden. Das, was er von den Lehren des Missionars behalten hatte, kam nicht in Widerspruch mit seinen heidnischen Anschauungen. Er wußte beides ganz gut in Einklang zu bringen. Lobo war weniger spitzfindig als er. Wie die meisten langsam denkenden und schwer begreifenden Menschen konnte er nicht leicht eine neue Ansicht fassen, die seiner bisherigen entgegengesetzt war. Hatte er den Gedanken aber einmal gefaßt, so hielt er ihn fest und bewegte ihn fleißig im Herzen, soviel dies seinem Verständnis möglich war. Es wollte ihm nicht recht begreiflich erscheinen, daß man zwei Menschen ermorden und dabei doch den Willen des guten „Schechs im Himmel" befolgen könne.

Der am linken Ufer des Flusses liegende Mimosenwald war sehr lang, aber nur schmal. Vom Wasser führten einige schmale Wege quer durch ihn hindurch. Folgte man einem dieser Pfade, so hatte man schon nach fünf Minuten den Wald im Rücken und eine weite, freie Strecke vor sich liegen.

Im Süden nennt man jeden Weg, der neben einem Fluß hinläuft, Darb tachtani, den untern Weg. Ein Pfad aber, der von der Seite her, also senkrecht auf den Lauf des Wassers führt, heißt eine Mischrah. Gewöhnlich steigt die Mischrah vom hohen Ufer herab. Die

Wohnungen der Menschen müssen wegen der jährlichen Nilüberschwemmungen hoch liegen, und so kommt es, daß sich an einer Mischrah gewöhnlich Niederlassungen befinden. Besonders gern legt man die Seriben an solchen Stellen an, an denen ein Pfad hinab zum tiefen Ufer führt. Dies war auch hier mit der Seribah Omm et Timsah der Fall.

Hatte man, vom Fluß aufwärts steigend, den Wald hinter sich, so stand man vor einer hohen stacheligen Umzäunung, hinter der die Tokuls der Sklavenjägerniederlassung lagen. Dieser Zaun war stark genug, um gegen Menschen und wilde Tiere Schutz zu bieten. Jede Seribah ist mit einer solchen Dornmauer umgeben, die zwar europäischen Waffen nicht widerstehen könnte, gegen Pfeile und Lanzen aber vollständige Sicherheit gewährt. Die Ein- und Ausgänge haben keine Türen nach unserm Begriff, sondern einige stachelige Büsche genügen zum Verschluß. Diese Stellen werden übrigens des Nachts mit Wachtposten besetzt, für die gewöhnlich hohe Warten auf Pfählen errichtet sind.

Die Seribah Omm et Timsah hatte einen bedeutenden Umfang. Sie enthielt über 200 Tokuls, deren Unterbau aus aufgeworfener Erde bestand, während die Wände und Dächer aus Schilf hergestellt waren. Sie alle hatten eine runde Gestalt und jede einzelne war für sich mit einer besonderen Dornenhecke umgeben. Dies alles bildete eine Art Dorf, das innerhalb der kreisförmigen Hauptumzäunung lag.

Auch die Hütten hatten keine verschließbaren Türen. Diebstahl kommt unter den Bewohnern einer Seribah nicht vor; diese haben sich nur vor den irrigen Eigentumsbegriffen der Eingeborenen zu hüten.

Die Wege, die zwischen den Tokuls hinführten,

waren ziemlich reinlich gehalten; desto schlimmer aber sah es vor der äußeren Umzäunung aus. Da gab es Abfälle und Unrat in Menge; sogar die verwesenden Leichen natürlich gestorbener oder zu Tod gepeitschter Sklaven lagen hier, einen Geruch verbreitend, den die Nase eines Europäers nicht hätte ertragen können. Dies war ein Sammelplatz aller Arten von Raubvögeln. Auch die Hunde der Sklavenjäger befanden sich da und des Nachts stellten sich wohl Hyänen und andre wilde Tiere ein.

Unweit der Seribah befand sich die Murrah, der umfriedigte nächtliche Pferch des Viehstandes, dessen Angehörige tagsüber im Freien weiden. Der Dünger dieser Tiere wird sorgfältig gesammelt und in der Sonne getrocknet, um abends in die Murrah geschafft und angebrannt zu werden. Der dichte Rauch, der sich dann entwickelt, gewährt den Tieren und Menschen Schutz gegen die schreckliche Plage der Baudah, der Stechfliegen des Sudans. Die Menschen graben sich bis an den Kopf in die ellenhoch liegende Düngasche ein, wodurch, ganz abgesehen von dem Geruch, die schwarze Haut der Neger sich mit einem abscheulichen grauen Ueberzug umhüllt, der das Auge des Europäers beleidigt, nach der Meinung der Eingeborenen aber so schön wie gesund ist.

In der Mitte der Seribah standen zwei Tokuls, die sich durch besondere Größe auszeichneten. Sie waren die Wohnungen der beiden Anführer, Abu el Mots und Abd el Mots.

Da eine Hütte nicht bloß für eine einzelne Person bestimmt ist, so war bei der großen Zahl der Tokuls anzunehmen, daß die Gesellschaft gewiß aus wenigstens 500 Personen bestand. Rinder und Schafe weideten in Menge umher. Auch Pferde und Kamele gab es, doch

nur bei gegenwärtiger Jahreszeit. Während und kurz nach der Regenzeit pflegen sie zugrunde zu gehen.

Der eigentliche Besitzer einer Seribah ist nur höchst selten auf ihr anwesend. Diese Herren bleiben daheim, in Chartum, oder wo sie sonst ihren festen Wohnsitz haben. Es fällt ihnen meist gar nicht ein, sich persönlich an der Sklavenjagd zu beteiligen; sie senden vielmehr ihre Stellvertreter, welche Wokala genannt werden und sehr ausgedehnte Vollmachten besitzen.

Unter diesen Wokala stehen die Reïsihn, Kapitäne und Nautia, Matrosen. Diese Leute werden gebraucht, weil die Jagden meist kurz nach der Regenzeit zu Wasser unternommen werden. Auch Sajadin und Asaker werden engagiert. Die ersteren sind Jäger und verpflichtet, die andern mit frischem Fleisch zu versorgen. Die letzteren sind Soldaten, die sich aus allerlei weißem und farbigem Gesindel zusammensetzen, gewissenlose Menschen, welche mit den göttlichen und weltlichen Gesetzen vollständig zerfallen sind und sich sonst nirgends sehen lassen dürfen, ohne daß ein strafender Arm sich nach ihnen ausstreckt.

Die Wokala erhalten eine beträchtliche Besoldung und oft auch noch einen besondern Anteil am Gewinn. Die übrige Mannschaft erhält einen Lohn bis zu zehn Mariatheresiatalern pro Monat und die Kost. Alles andre muß der Mann von dem Sold bezahlen und bekommt es zu den höchsten Preisen angerechnet. Daher bleibt ihm gewöhnlich nichts oder wenig übrig. Ist der Fang gut, so kommt es vor, daß die Leute ihren Sold in Sklaven ausbezahlt erhalten. Der Schwarze ist dann dem Soldaten mit Leib und Leben angehörig, und dieser kann mit ihm machen, was ihm beliebt, ihn schlagen, verstümmeln oder gar töten.

Je zwanzig oder fünfundzwanzig Soldaten stehen unter einem Unteroffizier, Bulut genannt. Die Rechnungen hat ein Bulut Emini unter sich, welcher lesen, schreiben und rechnen können muß und also gewöhnlich ein niederer Geistlicher, ein Fakir ist; er vertritt zugleich die Stelle des Zauberers, bestimmt die glücklichen und unglücklichen Tage und heilt alle möglichen Schäden des Leibes und der Seele mit Amuletten, die er verfertigt und gegen guten Preis verkauft. Die Feindschaft eines solchen Mannes kann dem einzelnen sehr gefährlich werden.

Wird eine Ghasuah unternommen, so zwingt man den Schech des Gebiets, worin die Seribah liegt, seine Neger als Träger und Spione zu stellen. Dafür wird er nach dem Raubzug mit Kühen entschädigt, was ihm natürlich lieber ist, als wenn er mit Sklaven bezahlt wird. Der Tag des Aufbruchs wird von dem Fakir bestimmt, der von jedem einzelnen Tag des Jahres zu sagen weiß, ob er ein glücklicher oder unglücklicher ist.

Sobald der Kommandant die Ghasuah verkündet hat, wird die Barakha[1]) aufgesteckt; sie besteht aus einem großen, viereckigen roten Zeug, auf dem das mohammedanische Glaubensbekenntnis oder die erste Sure des Korans eingestickt ist. Wenn diese Fahne weht, weiß jedermann, daß ein Raubzug beschlossen worden ist, und die Beteiligten geben sich der tollsten Freude hin.

Abd el Mot hatte seine Absicht erst den beiden Belandanegern mitgeteilt, nachdem er selbstverständlich vorher von dem Fakir erfahren hatte, daß der morgige Tag ein glücklicher sei. Dann, zur Seribah zurückgekehrt, hatte er die Fahne aufstecken lassen. Der Jubel der ersten, welche

[1]) Heilige Fahne.

dieſes willkommene Zeichen erblickten, rief alle andern Bewohner der Tokuls aus den Hütten hervor. Die Muſikinſtrumente wurden geholt; man ſcharte ſich zuſammen und ſchleppte alle vorhandene Meriſſah herbei, um die glückliche Stimmung durch einen berauſchenden Trunk zu erhöhen.

Der Fakir erſchien, hielt eine anfeuernde Rede und bot Amulette aus, die im bevorſtehenden Kampfe vor Verwundung und Tod ſchützen ſollten. Dann begann die Muſik zu ſpielen, aber was für eine!

Da war zu ſehen und zu hören die Rababah, eine ſehr dürftige Guitarre mit drei Saiten, die röhrenförmige Bulonk von ausgehöhltem Kamaholz, die Nogarah, eine Kriegspauke, aus einem hohlen Baumſtumpf verfertigt, die Darabukkah, eine kleinere Handpauke, ferner ſurrende Flöten, hölzerne Rieſenhörner, deren ſchreckliche Töne dem Rindergebrüll gleichen, ſteinerne Klappern, geſchüttelte Flaſchenkürbiſſe, in denen Steine raſſelten, Antilopenhörner, deren Töne dem Jammern eines frierenden Hundes gleichen, kleine und große Pfeifen, mit denen man alle möglichen Tierſtimmen, beſonders die Stimmen der Vögel nachmachte. Wer kein Inſtrument hatte, brüllte und heulte nach Belieben. Viele wußten ganz ſonderbare Geräuſche zu erzeugen. Der eine ſchlug mit einem Stock auf dürres Reiſig, der andre kniff einem Hund in den Schwanz, daß das Tier ganz zum Erbarmen muſizierte; der dritte ſchwang an einer Schnur eine Blechplatte im Kreiſe, um das Pfeifen des Sturmes nachzuahmen. Kurz, es war ein entſetzliches Konzert, das nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde, als der Fakir die Helden aufforderte, das Sklavenjägerlied zu ſingen. Die Kerls ſtellten ſich in zwei Reihen einander gegenüber auf und ſangen:

„U marran baſahli!
U marran alei dſchebal;
U marran antah el woara,
El es ſoda kubar.
U marran beſahli!
U marran ketir hami,
U marran fi woar kan ro dami;
U marran katach barrut,
Jentelik e reqiq ſchi dali!“

Das heißt zu deutſch: „Und trinken iſt meine Luſt! Und dann hinaus in die Berge, und hinaus in den Wald, wo der Löwe hauſt. Und trinken iſt meine Luſt! Und kommt die Verwegenheit über mich, da fließt wohl Blut in der Wildnis; und dann wird Pulver verpafft und ich bring' Sklaven mit nach Hauſe!“

Doch, welche Stimmen waren das, die dieſes Lied ſangen! Der eine brüllte wie ein Löwe und der andre wie ein Ochſenfroſch. Ein dritter ſchrillte im höchſten Fiſtelton und ein vierter ſchleppte, wie eine Baßgeige brummend, hinterdrein. Eine Melodie gab es nicht, jeder ſang ſo hoch oder tief, wie es ſeinem Kehlkopf angemeſſen war. Nur die einzelnen Worte klangen zuſammen, da der Fakir mit hoch erhobenen Armen den Takt ſchlug, wobei er ſich allerdings wie ein Irrſinniger gebärdete.

Als das Lied zu Ende war, wurde wieder getrunken und Muſik gemacht. Dann wurde ein Tanz eingeleitet, den drehenden Derwiſchen nachgeäfft. So ging es unter ſteter Abwechslung von Muſik, Geſang und Tanz bis in die ſpäte Nacht, da es keinen Tropfen Meriſſah mehr gab.

Der Lärm ſchallte über den Wald hinweg bis zum Fluß und dem Schiff. Dort ſaßen die beiden Belandaneger und vor ihnen der Wächter, die Peitſche ſtetig in

der Hand. Die Sklavinnen waren nach der Seribah geholt worden, um zu backen.

Zuweilen erhob sich der Aufseher, um einige Minuten hin und her zu gehen. Dabei brummte er grimmig in den Bart darüber, daß er weder mitsingen noch mittrinken durfte.

Kurz nach Mitternacht kam Abd el Mot noch einmal an Bord, um sich zu überzeugen, ob der Posten seine Schuldigkeit tue. Dann, als er sich entfernt hatte, wurde es drüben in der Seribah still. Die berauschten Sklavenjäger suchten und fanden den Schlaf. Als der Wächter wieder einmal seinen Spaziergang unternahm, flüsterte Lobo seinem Kameraden zu: „Dieser Weiße ist zornig; er hat die Peitsche stets in der Hand, schlägt uns aber nicht. Lobo möchte ihn darum nicht gern töten."

„Dann können wir nicht entkommen!"

„Wollen wir ihm nicht die Kehle zuhalten, daß er nicht schreien kann? Dabei binden wir ihn und stecken ihm den Mund zu."

„Das hat auch Tolo lieber, als ihn zu töten: aber ein einziger Schrei kann uns verderben."

„Lobos Fäuste sind stark. Er wird den Mann so fassen, daß er gar nicht rufen kann."

„Und während du ihn festhältst, wird Tolo ihn binden. So können wir es machen. Stricke sind genug da."

„Wann beginnen wir?"

„Nach einer Weile; dann werden alle Weißen eingeschlafen sein."

„Aber der Kahn ist nicht da. Er wird des Abends in die Seribah geschafft."

„So schwimmen wir."

„Hat Tolo vergessen, daß sich viele Krokodile im

Wasser befinden? Darum wird die Seribah ja Omm et Timsah genannt."

„Tolo läßt sich lieber von den Krokodilen fressen, als daß er die Weißen nach Ombula führt."

„Lobo auch. Der gute Schech im Himmel wird uns beschirmen, da wir soeben dem Wächter das Leben geschenkt haben."

„So glaubst du jetzt an diesen großen Schech?"

„Lobo hat während des ganzen Abends darüber nachgedacht. Wenn der Khassis kein Lügner war, so ist es wahr, was er gesagt hat, denn er ist klüger gewesen, als wir es sind. Und für den schwarzen Mann ist es sehr gut, einen solchen Schech im Himmel zu haben, denn alle weißen Schechs auf der Erde sind seine Feinde. Lobo glaubt also an ihn und wird ihn jetzt bitten, unsere Flucht gelingen zu lassen." Der Neger faltete die Hände und blickte zum Himmel auf. Seine Lippen bewegten sich, aber die Bitte war nur für Gott hörbar.

Der Wächter hatte sich wieder niedergesetzt. Dann dauerte es längere Zeit, bis er abermals aufstand, um hin und her zu gehen. Da fragte Lobo: „Warten wir noch länger?"

„Nein. Tolo hält schon die Stricke in der Hand. Wenn er uns wieder nahe ist und sich umdreht, so springen wir auf und du ergreifst ihn von hinten."

So geschah es. Der Wächter kam auf sie zu und machte wieder kehrt. Im Nun standen die Neger hinter ihm, und Lobo legte ihm die beiden Hände um den Hals, den er fest zusammdrückte. Der Mann stand, wohl nicht nur infolge dieses Druckes, sondern mehr noch aus Schreck, völlig bewegungslos; er gab keinen Laut von sich. Er wehrte sich auch nicht, als Tolo ihm die Stricke fest um die Arme, Beine und den Leib wickelte. Lobo

zog ihm seinen Fes vom Kopfe, zerriß diesen und machte aus den Stücken einen Knebel, den er ihm in den Mund schob.

Der Mann war vollständig überwältigt und wurde in den Raum hinabgeschafft. Lobo nahm ihm das Messer und Tolo die Peitsche ab; dann kehrten sie auf das Deck zurück.

Sie ließen sich so leise wie möglich, um ja nicht etwa durch ein Geräusch die Krokodile herbeizulocken, in das Wasser und strebten dem Ufer zu, was gar nicht leicht war, da sie sich durch die dichte Omm Sufah zu arbeiten hatten. Doch gelangten sie wohlbehalten an das Land. Das Naßwerden schadete ihrer mehr als einfachen Kleidung nicht das mindeste.

„Der gnädige Schech im Himmel hat uns vor den Krokodilen beschützt; er wird uns auch weiter helfen," sagte Lobo, indem er das Wasser von sich abschüttelte. „Denkst du nicht, daß es besser wäre, wenn wir Abd el Mot leben ließen und unsre Wanderung sogleich anträten?" — „Nein. Er muß sterben!" — „Seit du heute von dem himmlischen Schech und seinem Sohne gesprochen hast, kommt es Lobo nicht gut vor, den Araber zu töten." — „Wenn wir ihm das Leben lassen, ereilt er uns unterwegs. Töten wir ihn aber, so wird, wenn man ihn findet, alle der Schreck so ergreifen, daß sie versäumen, uns zu verfolgen." — „Lobo tut alles, was du willst. Wie aber kommen wir in die Seribah? Die Wächter machen Lärm." — „Hast du denn nicht das Messer, mit dessen Hilfe wir uns ein Loch machen können?" — „Aber die Hunde werden uns verraten!" — „Nein; sie riechen, daß wir in die Seribah gehören, und ich kenne sie fast alle nach ihren Namen. Komm!"

Sie schlichen sich vorwärts bis zum obern Rande

des Waldes. Dort galt es, vorsichtig zu sein, denn die Nacht war so sternenhell, daß man einen Menschen auf zwanzig Schritte erkennen konnte. Sie legten sich auf die Erde und krochen derjenigen Stelle der Umzäunung zu, von wo aus sie die kürzeste Strecke nach dem Lokal Abd el Mots hatten.

Glücklicherweise erreichten sie diese Stelle, ohne von einem Hunde bemerkt worden zu sein. Dort begann Lobo, mit dem Messer ein Loch in den dichten, stacheligen Zaun zu schneiden. Das war nicht leicht und ging außerordentlich langsam. Obgleich er der Stärkere war, mußte Tolo ihn einigemal ablösen, bis die Oeffnung so groß wurde, daß ein schlanker Mensch durchschlüpfen konnte.

Im Innern der Seribah angelangt, mußten sie nun doppelt vorsichtig sein. Sie blieben eine kleine Weile lauschend liegen; sie vernahmen kein verdächtiges Geräusch. Ein Rind schnaubte draußen im Pferche, und aus der Ferne tönte das dumpfe Ommu-ommu einer Hyäne herüber. In der Seribah aber herrschte tiefe Stille.

„Wir können es wagen," sagte Tolo. „Gib mir das Messer!" — „Warum dir?" — „Weil ich den Stoß führen will." — „Nicht du, sondern Lobo wird es tun, denn er ist der Stärkere von uns beiden." — „Aber es ist dir ja nicht lieb, daß er getötet werden soll!" — „Du hast gesagt, daß er dennoch sterben muß, und da ist es gleich, von wessen Hand es geschieht. Sollte der Schech im Himmel darüber zürnen, so wird er Lobo eher verzeihen als dir, denn Lobo glaubt erst seit heute an ihn, du aber schon seit längerer Zeit. Bleib also hier und warte, bis ich wiederkomme!" — „Du willst allein gehen? Das duldet Tolo nicht. Er wird dich bis zum

Tokul begleiten, um bereit zu ſein, wenn dir etwas Böſes widerfährt.“ — „So komm, denn du haſt recht!“

Sie kannten den Weg genau. Die meiſten Schläfer befanden ſich in ihren Hütten; mehrere lagen vor dieſen, doch ſo feſt im Meriſſahrauſch, daß ſie nicht aufwachten.

Als ſie an den Tokul Abd el Mots kamen, lagen wohl acht bis zehn Soldaten um denſelben. Der Unteranführer traute den Negerſoldaten nicht und pflegte ſeine Hütte des Nachts mit weißen Söldnern zu umgeben. Aber auch dieſe lagen in tiefem Schlaf.

„Bleib hier liegen!“ flüſterte Lobo. „Es iſt nicht ſchwer, zwiſchen ihnen hindurchzukommen. Der Araber befindet ſich ganz allein in der Hütte. Auch er wird getrunken haben. Ein Stoß, und dann iſt Lobo wieder bei dir.“

Die Zuverſicht, womit er dies ſagte, klang etwas haſtig. Die Tat wurde ihm wohl ſchwerer, als er es merken laſſen wollte. Das Meſſer in der Hand, kroch er ſchlangengleich zwiſchen zwei Schläfern hindurch. Schon hatte er den Eingang erreicht und ſtreckte die Hand aus, um das leichte Schilfgeflecht, das die Tür bildete, beiſeite zu ſchieben; da ließ ſich hinter ihm ein lautes Knurren hören. Er zog die Hand zurück; aber der unerwartete Feind brach, anſtatt ſich zu beruhigen, in ein wütendes Gebell aus und kam, das Geflecht umreißend, aus der Hütte geſtürzt. Es war einer jener großen Schillukhunde, welche die Sklavenjäger gern kaufen, um ſie gegen die Neger abzurichten. Er warf ſich auf Lobo. Dieſer war, obgleich dem Alter nach noch kaum ein Mann, doch ein ſehr kräftiger Menſch. Er wich dem Hunde mit einer behenden Bewegung aus, faßte ihn mit der Linken beim Genick, riß ihn empor und ſtieß ihm mit der Rechten mit außerordentlicher Schnelligkeit das

Messer einigemal in die Brust. Der Hund brach unter lautem Geheul zusammen.

Von allen Seiten, allüberall antworteten die andern Hunde; die Menschen erwachten, und die vor dem Tokul liegenden weißen Schläfer waren aufgesprungen. Sie wollten sich auf Lobo werfen, dem es nun unmöglich war, sein blutiges Vorhaben auszuführen. Wohl zwanzig Arme streckten sich nach ihm aus; er war umringt und schlug und stieß um sich, um sich Luft zu machen. Dies wäre ihm wohl kaum gelungen, wenn ihm nicht Tolo geholfen hätte. Dieser sprang herbei und schlug mit seiner Nilpferdpeitsche, die bekanntlich eine furchtbare Waffe ist und sogar Schädelknochen zerschmettern kann, in der Weise auf die Bedränger seines Gefährten ein, daß sie, die so etwas nicht erwartet hatten, Raum gaben. Dies benutzend, flogen die beiden Neger in weiten Sätzen davon, um das Loch und durch dieses das Freie zu gewinnen.

Einer der Schläfer, die Lobo hatten ergreifen wollen, war ein Unteroffizier, ein Mann, der zu befehlen gewohnt war und mehr Umsicht besaß als die andern. Er schrie mit lauter Stimme in den Lärm hinein: „Wer waren die beiden? Hat jemand ihre Gesichter gesehen?"

„Lobo und Tolo, die zwei Belanda waren es," antwortete eine Stimme.

„So sind sie vom Noger entflohen und haben sich, ehe der Eingang geschlossen wurde, in die Seribah geschlichen, um Abd el Mot zu ermorden. Sie sind noch in der Umzäunung. Eilt an die Tore und besetzt sie, damit die Mörder nicht hinaus können! Aber ruft alle Hunde herbei, die uns die Flüchtigen aufspüren werden!"

Infolge dieses Befehls rannte alles nach den Eingängen. Abd el Mot war natürlich erwacht. Er kam aus

dem Zelt, um sich nach dem Grund der großen Aufregung zu erkundigen. Er stimmte der Anordnung des Unteroffiziers bei und so kam es, daß die ganze Bevölkerung der Seribah sich an den Eingängen versammelte und die beiden Neger das Loch ungehindert erreichen konnten. Lobo wollte schnell hindurch und hinaus in das Freie kriechen; aber der schlaue Tolo hielt ihn zurück und sagte: „Halt, warte! Hörst du nicht, daß man den Hunden ruft und pfeift? Gehen wir jetzt hinaus, so treffen wir auf diese Tiere, die uns zwar vielleicht nichts tun, aber uns sicher verraten werden. Wir müssen warten, bis alle herein sind."

Lobo sah die Wahrheit dieser Worte ein und blieb stehen. Die beiden hörten mehrere Hunde an dem Loch vorüber und nach dem nächsten Tore rennen. Dort erklang der Befehl Abd el Mots: „Bindet sie an Leinen, damit sie uns führen können! Und bringt sie an meine Hütte, auf die Spur der Neger!"

„Jetzt ist es Zeit!" flüsterte Tolo. „Schnell hinaus und fort!"

„Die Hunde werden das Loch finden," antwortete Lobo, „und die Verfolger auf unsre Fährte bringen. Könnten wir reiten, so würden unsre Füße den Boden nicht berühren und die Hunde verlören unsre Spur." — „Reiten ist unmöglich." — „Wieso? Draußen in der Murrah stehen Pferde und auch Kamele." — „Aber die Wächter sind bei ihnen; diese Leute haben den Lärm vernommen und werden sehr aufmerksam sein." — „Ueberfallen wir sie!" — „Nein. Es sind ihrer zu viele für uns und wir haben nur ein Messer. Und selbst wenn es uns gelänge, sie zu überwältigen, würde dabei so viel Zeit vergehen, daß die Hunde bei uns wären, ehe wir die Pferde hätten. Wir müssen laufen."

Sie krochen hinaus und rannten davon, an der Murrah vorüber und in der Richtung, wo ihre Heimat lag, in die Nacht hinein.

Als sie glaubten, daß das Loch schnell entdeckt werden würde, hatten sie sich geirrt. Es waren über zwanzig Hunde vorhanden, die nach dem Tokul Abd el Mots geführt wurden. Dort gab es eine Menge von Spuren, und jetzt wurden dazu so viel neue gemacht, daß es für die Tiere ganz unmöglich gewesen wäre, die richtige zu entdecken. Aber die Hunde verstanden überhaupt gar nicht, um was es sich handelte. Man richtete ihre Nasen zwar auf die Erde, aber man konnte ihnen nicht begreiflich machen, welche Aufgabe man ihnen stelle. Sie suchten im Kreise umher und wollten in den verschiedensten Richtungen davon.

„So geht es nicht," sagte Abd el Mot. „Sie wissen nicht, wen sie suchen sollen. Wir müssen es ihnen zeigen."

„Das können wir nicht," sagte ein alter Tschausch[1]), welcher Befehlshaber über Hundert war. „Etwas zu zeigen, was man selbst weder sieht noch weiß, ist unmöglich."

„Dein Bart ist weiß, aber deine Gedanken sind dunkel," antwortete der Oberbefehlshaber „Die Neger sind vom Schiffe entflohen; dort ist der richtige Ort, den Hunden zu zeigen, was wir wollen. Ich werde selbst gehen und nehme nur den meinigen mit; er ist der beste von allen. Schafft das Boot an das Wasser, doch nicht auf dem Pfad, den die Neger wahrscheinlich gekommen sind! Ihr würdet sonst mit euren Füßen die Fährte verderben. Ich werde euch führen."

Er nahm seinen Hund an der Leine und schritt dem Haupteingang zu, wo das Boot lag. Sechs Männer nah-

[1]) Feldwebel.

men es auf ihre Schultern und folgten ihm. Er wählte einen schmalen Pfad, welcher oberhalb desjenigen, der geradewegs nach dem Schiff führte, durch den Wald an das Wasser ging. Als sie das Ufer erreicht hatten, wurde das Boot ins Wasser gesetzt und Abd el Mot stieg mit dem Hunde und zwei Männern, welche rudern sollten, ein. Die andern konnten zurückgehen.

Beim Noger angekommen, stieg der Sklavenjäger an Bord und ließ sich den Hund heraufheben; die Ruderer durften das Schiff nicht betreten, um die Fährte nicht zu verwischen.

Der gut dressierte Hund blieb bei seinem Herrn stehen, der das Verdeck überschaute, was ihm der helle Sternenschimmer erlaubte. Es war kein Mensch zu sehen. Abd el Mot rief den Namen des Wächters, empfing aber keine Antwort. Er rief die beiden Neger, doch mit demselben Mißerfolg. Der Hund bewegte die Ohren, richtete den Kopf zu seinem Herrn empor und stieß die Luft leise pfeifend durch die Nase.

„Du weißt etwas. Du hast etwas gehört? Führe mich!“ forderte Abd el Mot das Tier auf, indem er die Leine lockerte.

Das Tier zog ihn an dieser unter das Verdeck bis hin zu der Stelle, wo der Wächter lag. Der Araber beugte sich nieder, um ihn zu betasten, zog ihm den Knebel aus dem Munde, ohne ihm aber die Stricke zu lösen, und fragte mit vor Zorn bebender Stimme: „Wer hat dich überwältigt und hierher gebracht?“

„Die Neger. Amahn, amahn[1])!“

„Wo sind sie?“

„Jedenfalls entflohen. Ich kann nicht dafür. Sie

[1]) Gnade, Gnade!

überfielen mich von hinten und ohne daß ich es ahnen konnte. Du wirst es mir verzeihen!"

Er kannte die Strenge seines Vorgesetzten; seine Stimme zitterte vor Angst. Abd el Mot antwortete nicht und fragte auch nicht weiter. Er nahm den gefesselten Mann auf die Schulter und trug ihn hinauf auf das Deck.

„Um Allahs und des Propheten willen, verzeihe mir!" schrie der Wächter, der aus dem Verhalten des Anführers schloß, was dieser beabsichtigte.

„Allah und der Prophet mögen dir gnädig sein; ich habe nichts dagegen," antwortete dieser; „aber mich darfst du nicht um Verzeihung bitten. Wer meinen Befehlen nicht gehorcht und seinen Dienst vernachlässigt, den kann ich nicht brauchen. Hast du die Sklaven über Bord gelassen, so sollst du zur Strafe denselben Weg nehmen!"

Der Mann wand sich vergebens in den Armen des Arabers, um sich los zu machen, und flehte mit vor Todesangst kreischender Stimme: „Sei gnädig, Herr, denn auch du wirst einst von Gott Gnade verlangen!"

„Schweig, Hund, und fahre zur Hölle!"

Er warf ihn über Bord und blieb dann mit vorgebeugtem Körper stehen, um zu sehen, wie der Mann im Wasser verschwand. Nach wenigen Augenblicken tauchte dieser für kurze Zeit wieder auf und brüllte, indem er das in den Mund gedrungene Wasser von sich sprudelte: „Allah jilanak kullu abadli — Gott verdamme dich in alle Ewigkeit!"

„Ma' assalahme ia kelb — gehab dich wohl, du Hund!" lachte der Araber ihm höhnisch nach.

Er sah zwei Furchen, die sich blitzschnell der Stelle näherten, wo der Unglückliche wieder am Versinken war; sie wurden von zwei Krokodilen gezogen, die durch

das Geräusch des in das Wasser fallenden Körpers aufmerksam geworden waren. Sie schnappten zu gleicher Zeit nach ihm — ein entsetzlicher Schrei und die gierigen Ungeheuer verschwanden mit seinem zerrissenen Körper in der Tiefe.

Das noch größere Ungeheuer droben auf dem Deck aber murmelte befriedigt: „Wer meinen Befehl nicht befolgt, muß sterben. Jetzt zu der Spur!"

Er führte den Hund nach der Stelle, wo die Neger gearbeitet hatten, und drückte ihm da den Kopf nieder, indem er ihm gebot: „Dauwir, fattisch — such, such!"

Der Hund fuhr mit der Nase am Boden hin, sog, sich erhebend, die Luft ein und stieß ein kurzes, scharfes Bellen aus.

„Du hast es? So komm!"

Er ging mit ihm nach dem Schiffsrand, hob ihn in den Kahn, stieg selbst nach und gebot den beiden Wartenden, nun nach dem Hauptweg, den sie vorhin vermieden hatten, zu rudern.

Die zwei Untergebenen waren Zeuge des Todes ihres Kameraden gewesen, doch fühlten sie nicht das geringste Mitleid mit ihm. Derartige Bestrafungen eines Soldaten waren für sie ganz gewöhnliche Ereignisse.

Als sie am Ufer ausgestiegen waren, nahm Abd el Mot den Hund fest an die Leine und ließ ihn suchen. Das Tier stieß schon nach einigen Augenblicken jenen Laut aus, der sagen soll, daß es sich auf der Fährte befindet, und drängte mit allen Kräften vorwärts.

„Jetzt haben wir den Anfang," sagte der Araber. „Der Hund ist vortrefflich und wird die Spur nicht verlieren. Das Ende wird der Tod der beiden Burschen sein."

Der Hund zog so stark an der Leine, daß sein Herr alle Kraft aufwenden mußte, sie sich nicht aus der Hand

reißen zu lassen. Fast im Trab ging es das steile Ufer hinauf, durch den schmalen Wald und dann genau nach der Stelle, wo sich das Loch in der Umzäunung befand. Erst wollte der Hund hindurchkriechen; aber er besann sich, wendete sich wieder zurück und stieg dann, laut bellend und sich kaum halten lassend, an der Leine empor, um nach der freien Ebene, wohin die Neger geflohen waren, durchzubrechen.

In der Seribah hatte man indessen alle Feuer wieder angeschürt, und der Lichtschein fiel auf das Loch, so daß es deutlich zu erkennen war.

„Hier haben sie sich hindurchgearbeitet," sagte Abd el Mot. „Und hier sind sie auch wieder heraus. Während wir suchten, haben sie Vorsprung gewonnen; aber es soll ihnen nichts helfen."

Er schritt nach dem Haupteingang, wobei er Mühe hatte, den Widerstand des Hundes, der den Flüchtigen nach wollte, zu bemeistern. Dort standen sämtliche Bewohner der Seribah. Er teilte ihnen das Ergebnis seiner Nachforschung mit und gebot dann den Unteroffizieren, vorzutreten, um seine Befehle zu empfangen. „Herr," sagte der bereits erwähnte alte Feldwebel, „dein Wille muß der unsrige sein und wir dürfen es nicht wagen, dir etwas vorzuschreiben; aber ich meine, daß sofort so viele Männer, als Pferde da sind, mit dem Hunde aufbrechen müssen, um die Neger schnell einzuholen. Beeilen wir uns weniger, so entkommen sie vielleicht nach Ombula und benachrichtigen die Leute dort von unsrem beabsichtigten Ueberfall."

„Deinem Alter will ich es verzeihen, daß du mir Vorschläge zu machen wagst," antwortete Abd el Mot in scharfem Ton; „ein andermal aber wartest du, bis ich dich frage! Das mit den Reitern habe ich schon be-

ſchloſſen, ehe du daran denken konnteſt. Aber meinſt du vielleicht, daß ich ihnen befehlen werde, nach hier zurückzukehren, wenn ſie die Neger ergriffen haben? Dann müßten ſie von neuem mit uns aufbrechen, und den Pferden, die uns koſtbar ſind, dürfen wir eine ſolche Anſtrengung nicht auferlegen. Die Ghaſuah iſt beſchloſſen; ob ſie gleich jetzt beginnt oder erſt am Morgen, das kann euch gleichgültig ſein. Ich will beim Fang der Neger ſelbſt zugegen ſein. Ebenſo notwendig aber iſt meine Anweſenheit beim Aufbruch des Zuges von hier. Alſo rüſtet euch! In einer Stunde muß jeder zum Abmarſch fertig ſein. Du aber wirſt zur Strafe dafür, daß du mir Geſetze vorſchreiben wollteſt, nicht an dem Zug teilnehmen, ſondern als Befehlshaber der fünfzig Mann, die ich zum Schutz der Seribah ausloſen werde, hier zurückbleiben.“

Für einen Sklavenjäger und gar einen Feldwebel derſelben, konnte es gar keine größere Strafe geben. Natürlich muß, wenn eine Ghaſuah unternommen wird, eine Abteilung zum Schutz der Seribah zurückbleiben. Dieſe Leute erhalten zwar ihre Löhnung, doch iſt ihnen die Gelegenheit entzogen, ſich beim Ueberfall des betreffenden Negerdorfs zu bereichern. Aus dieſem Grunde will keiner zurückbleiben, und es iſt alſo der Gebrauch, das Los entſcheiden zu laſſen, und zwar nicht nur in Beziehung auf die gewöhnlichen Soldaten, ſondern auch hinſichtlich der Führer. Hier nun ſollte der Feldwebel verzichten, ohne durch das Los dazu beſtimmt worden zu ſein. Das hielt er für eine Ungerechtigkeit; infolge ſeines höheren Alters, ſeiner großen Erfahrung und ſeines Ranges hatte er ſich für befugt gehalten, eine Meinung auszuſprechen, die nicht einmal mit derjenigen ſeines Vorgeſetzten in Widerſpruch geſtanden hatte.

Darum sagte er, doch in ganz ruhigem Tone: „Herr, ich sage dir, und Allah ist mein Zeuge, daß ich dich nicht beleidigen wollte. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und habe diese Strafe nicht verdient. Du kannst meine Wangen nicht dadurch mit Schamröte überziehen, daß du mich vor den Hundert, die mir untergeordnet sind, erniedrigst!"

„Schweig!" donnerte ihn Abd el Mot an. „Sind dir etwa die Gesetze, nach denen in jeder Seribah gehandelt wird, nicht bekannt? Ich kann dich töten, sobald du mir widersprichst!"

„Das wirst du nicht tun, denn du weißt recht gut, daß ich der Erfahrenste und Kühnste deiner Leute bin. Durch meinen Tod würdest du dich um den brauchbarsten Mann der Seribah bringen, was ein Schaden für euch alle wäre. Und was Abu el Mot, der Herr und erste Befehlshaber, dazu sagen würde, das weißt du nicht."

Er hatte das zwar in bescheidenem Ton, doch mit gewissem Selbstbewußtsein gesprochen. Abd el Mot gab innerlich die Wahrheit des Gesagten zu, doch hielt er es nicht für rätlich, solche Worte zu dulden. Darum antwortete er: „Zu töten brauche ich dich zwar nicht; aber ich kann dich bestrafen, ohne daß du uns deine Dienste entziehen darfst. Du bist von diesem Augenblick an nicht mehr Tschausch, sondern gewöhnlicher Soldat und bleibst als Gefangener auf der Seribah zurück. Nun kann das Los darüber entscheiden, welcher Unteroffizier hier während unsrer Abwesenheit das Kommando erhält."

Das Urteil brachte den alten Feldwebel um die bisher bewahrte Ruhe. „Was?" rief er zornig aus. „Ich soll gemeiner Asaker werden und sogar gefangen sein? Das wird Allah wohl verhüten! Noch gibt es hier Leute, die es mit mir halten und mich nicht verlassen werden!"

Er sah stolz und auffordernd im Kreise herum. Ein leises Murmeln, das sich vernehmen ließ, schien seinen Worten recht zu geben. Da zog Abd el Mot seine beiden Pistolen hervor, spannte die Hähne und drohte: „Die Kugel dem, der mir zu widerstreben wagt! Bedenkt, wenn ein Tschausch fällt, so rücken andre nach ihm auf. Wollt ihr euch diese Aussicht entgehen lassen? Soll ich diejenigen, die ihm helfen wollen, auch in Ketten legen? Nehmt ihm den Säbel und die Pistole ab, und bindet ihn!"

„Mich entwaffnen und binden?" schrie der Tschausch. „Lieber will ich sterben. Schieß also zu, wenn du —"

Er hielt inne. Er hatte den Säbel aus der Scheide gezogen und ihn drohend gezückt; aber es schien ihm plötzlich ein andrer Gedanke gekommen zu sein. Er senkte die Klinge, strich sich mit der linken Hand langsam über das bärtige Gesicht, vielleicht um dessen Ausdruck nicht sehen zu lassen, und fuhr in ergebenem Ton fort: „Verzeihe, Herr! Du hast recht, denn du bist der Vorgesetzte, und ich habe zu gehorchen. Mache mich immerhin zum gewöhnlichen Soldaten! Ich werde mich doch bald so auszeichnen, daß ich wieder aufwärts rücke. Allah ist groß und weiß am besten, was geschehen soll."

Diese letzten Worte enthielten eine versteckte Drohung, was aber Abd el Mot nicht bemerkte. Er nahm dem Tschausch selbst die Waffen ab und sagte: „Danke es deinem Alter und meiner Gnade, daß ich mit deiner Ergebung einverstanden bin! Du hast den Säbel gegen mich gezogen und bist also des Todes schuldig. Dennoch will ich dir verzeihen. Ich schenke dir das Leben; im übrigen bleibt es bei dem Urteil, das ich ausgesprochen habe. Führt ihn in das Gefängnis und stellt einen Wächter hin, damit er nicht entfliehen kann!"

Dieser Befehl war an zwei Unteroffiziere gerichtet, die sofort gehorchten. Sie nahmen den Tschausch zwischen sich, um ihn abzuführen, und er ging ohne Widerstreben mit ihnen. Die Hoffnung auf Beförderung hatte ihre Wirkung auf die Leute nicht verfehlt.

Nun begaben sich alle nach dem Tokul des Befehlshabers, wo unter Anrufung des Propheten und aller heiligen Kalifen die Lose gezogen wurden. Die fünfzig Mann und der Unteroffizier, die davon getroffen wurden, ergaben sich schweigend, aber innerlich zornig in ihr Schicksal; die übrigen rüsteten sich zum Aufbruch, nachdem der Fakir erklärt hatte: „Ein jeder gläubige Moslem tritt jede Reise zur Zeit des heiligen Asr an. Nachdem es aber Allah gefallen hat, uns zu erlauben, schon am Morgen aufzubrechen, ist es keine Sünde gegen ihn, schon nach einer Stunde auszuziehen, da die Mitternacht vorüber und es dann auch schon Morgen ist. Sein Name sei gelobt!"

Es waren an dem beabsichtigten Raubzug weit über vierhundert Personen beteiligt, die in zwei Abteilungen zerfallen sollten. Die erste bestand aus denjenigen Leuten, welche mit den vorhandenen Pferden beritten gemacht werden konnten. Ihr sollte die Aufgabe zufallen, voranzueilen und die beiden Neger zu fangen, um dann auf die zweite Abteilung zu warten, die teils auf Reitochsen, denen das Klima nichts anhaben kann, teils zu Fuß nachfolgen sollte. Den ersten Trupp befehligte Abd el Mot selbst. Die Leitung des zweiten sollte derjenige Unteroffizier führen, der in die Stelle des abgesetzten Feldwebels aufgerückt war.

Nach einer Stunde hielten die beiden Abteilungen vor der Seribah, vor ihnen der Fahnenträger mit der heiligen Barakha in der Hand. So unmenschlich der

Zweck einer Ghasuah ist, so wird doch niemals eine solche unternommen, ohne daß man vorher um den Schutz und Segen Gottes bittet, ganz ähnlich wie man früher in manchen Küstenorten mit lauten Gebeten um einen „gesegneten Strand" bat. Der Fakir, der das Amt des Geistlichen und zugleich des Rechnungsführers verwaltete, stellte sich neben dem Fahnenträger vor der Front auf, erhob die beiden Arme und rief mit lauter Stimme: „Hauehn aaleïna ia rabb, salam aaleïna be barakkat — hilf uns, o Herr, begnadige uns mit deinem Segen!"

Diese Worte wurden von der ganzen Schar einstimmig wiederholt. Der Fakir fuhr fort: „Hafitsina ia mobarek ia daaim — segne uns, o Gesegneter, o Unsterblicher!"

Auch dies wurde von allen Anwesenden nachgesprochen. Der erste Ausruf war an Gott und der zweite an den Propheten Mohammed gerichtet. Dann folgten die vor dem Gebet jeder Sure vorgeschriebenen Worte: „Be issm lillahi er rahmaan er rahiim — im Namen des allbarmherzigen Gottes!"

Hierauf wurde die erste Sure des Korans, die heilige Fathha gebetet, worauf die hundertsechsunddreißigste Sure folgte, die von Mohammed den Namen „Herz des Korans" erhielt und seitdem von jedem Moslem so genannt wird. Man betet sie im Angesicht jeder Gefahr, und man liest sie den Sterbenden, wenn sie in den letzten Zügen liegen, vor. Sie ist ziemlich lang; ihr Schluß lautet: „Der Ungläubige bestreitet die Auferstehung; er stellt Bilder an Gottes Stelle und vergißt, daß er einen Schöpfer hat. Er spricht: ‚Wer soll den Gebeinen wieder Leben geben, wenn sie dünner Staub geworden sind?' Wir aber antworten: ‚Der wird sie wie-

der beleben, der sie auch zum erstenmal in das Dasein gerufen.' Sollte der, welcher Himmel und Erde geschaffen, nicht die Kraft besitzen, Tote wieder lebendig zu machen? Sicherlich, denn es ist ja der allweise Schöpfer. Sein Befehl ist, so er etwas will, daß er spricht ‚Es werde!' und es ist. Darum Lob und Preis ihm, in dessen Hand die Herrschaft aller Dinge ist. Zu ihm kehret ihr einst zurück!"

Es dauerte sehr lange, ehe diese Sure vorgesprochen und nachgebetet worden war. Als die letzten Worte verklungen waren, hatte sich der Osten gelichtet und die ersten Strahlen der Sonne zuckten empor. Nun durfte man nicht eher fort, als bis auch el Fagr, das für die Zeit des Sonnenaufganges vorgeschriebene Morgengebet, gesprochen worden war. Dann erhoben sich die Knienden, um abzuziehen.

Zuerst bestieg Abd el Mot mit den Seinigen die Pferde. Er ritt voran mit seinem Hunde, der mit langer Leine an den Sattelriemen gebunden war und die Spur mit Eifer wieder aufgenommen hatte. Die Reiter flogen wie im Sturmwind gegen Süden.

Die zweite Abteilung folgte langsam, voran der Fahnenträger mit der jetzt in ein Tuch gewickelten Barakha. Sie nahmen mit Gewehrsalven Abschied, die von der zurückbleibenden Besatzung erwidert wurden. Diese Salven sind stets scharf, wie man auch Trupps, denen man unterwegs begegnet, nur mit scharfen Schüssen begrüßt, eine Munitionsverschwendung, von welcher man nicht lassen mag, weil die Sitte es erfordert.

Die Besatzung blieb vor der Einfriedung, bis die Fortziehenden nicht mehr zu sehen waren. Sie befand sich in einer keineswegs freundlichen Stimmung. Es entging ihr der zu erhoffende Raub, und sie hatte dafür

nicht einmal das Bewußtsein, der Mühen des Marsches und der Gefahren des Kampfes enthoben zu sein. Arbeit gab es nun in der Seribah mehr als genug. Was vorher Fünfhundert getan hatten, das mußte nun von nur Fünfzig geschehen, und auch Gefahr war jederzeit vorhanden, da Seriben, deren größter Besatzungsteil sich auf einem Sklavenzug abwesend befindet, von den anwohnenden Völkern oft überfallen werden. Es gab also mehr als doppelte Arbeit und Wachsamkeit.

Daher war es gar kein Wunder, daß hie und da ein unwilliges Wort laut wurde, unwillig über die Ungerechtigkeit des Loses und unwillig auch über die allzu große Strenge des Befehlshabers. Dieser war nur Stellvertreter des eigentlichen Herrn, Abu el Mots, in dessen Abwesenheit er sich stets so gebärdete, als ob er größere Macht besitze, als eigentlich der Fall war. Darum war er nicht bloß gefürchtet, sondern, was viel schlimmer ist, auch unbeliebt und von den meisten gehaßt. Der alte Feldwebel hingegen verstand es besser, diejenigen, deren Rang er früher auch eingenommen hatte, richtig zu behandeln. Er war streng, doch nicht grausam; er hielt auf seine Würde, doch ohne sich zu überheben. Darum war er beliebt, und darum hatten vorhin, als er gefangen genommen werden sollte, viele leise zu murren gewagt.

Der mit zurückgebliebene Unteroffizier bemerkte gar wohl die Stimmung seiner Leute; er hörte auch ihre halblauten Worte, sagte aber nichts dagegen. Er selbst war außerordentlich ärgerlich. Er hatte sich von seiten des Feldwebels stets einer freundlichen Behandlung zu erfreuen gehabt; darum fühlte er Teilnahme mit ihm. Er war bei der Demütigung des Alten ruhig geblieben, weil er gehofft hatte, in seine Stelle aufzurücken. Dies aber war nicht geschehen. Abd el Mot hatte ihm einen

andern vorgezogen, obgleich er meinte, größeres Anrecht zu besitzen. Kein Wunder, daß er sich nun doppelt unzufrieden fühlte und mit den Ansichten seiner Untergebenen übereinstimmte, aber ohne es sie merken lassen zu dürfen.

Er mußte schweigen, nahm sich aber vor, seinem Unmut gegen Abd el Mot dadurch Luft zu machen, daß er den Feldwebel so gut wie möglich behandelte und ihm seine Gefangenschaft nach Umständen erleichterte. Er ließ Kisrah backen und am Flusse Fische fangen, welche gebraten wurden. Jeder erhielt von diesen Gerichten seinen Teil. Dann begab er sich mit einer tüchtigen Portion nach dem Tokul, der als Gefängnis diente.

Dieser bestand nicht etwa aus starken Steinmauern, um das Entweichen zu verhindern; o nein, man hatte sich die Sache viel leichter gemacht, indem ein doppelt mannstiefes Loch gegraben worden war, in das man die Missetäter hinabließ. Darüber befand sich ein Schilfdach, aber nicht etwa zur Erleichterung für die Gefangenen, damit sie nicht von den glühenden Sonnenstrahlen der hochstehenden Sonne getroffen werden sollten, sondern aus Rücksicht auf die Schildwache, welche die Eingekerkerten zu beaufsichtigen hatte. Da dieses Loch niemals gereinigt worden war, so war der Aufenthalt darin scheußlich und menschenunwürdig.

Gegenwärtig befand sich der Feldwebel allein in der Tiefe. Der Wächter ging, als er den Unteroffizier kommen sah, ehrerbietig zur Seite.

„Hier bringe ich dir ein Essen," rief der letztere hinab. „Kisrah und gebratene Fische, was sonst kein Gefangener bekommt. Später lasse ich Merissah machen; da sollst du auch einen Topf voll bekommen."

Der Feldwebel stand bis an die Knie in halbver-

weſtem Unrat. „Allah vergelte es dir," antwortete er, „ich habe aber keinen Hunger."

„So hebe es dir auf!"

„Wohin ſoll ich es tun? Iſt das ein Ort, Speiſe aufzubewahren?"

„Zu dieſem Zweck iſt die Grube freilich nicht beſtimmt. Soll ich dir das Gericht in eine Decke wickeln?"

„Ja, und — ich kenne dich. Allah hat dir ein gutes und dankbares Herz gegeben. Habe ich dich jemals ſtreng behandelt? Kannſt du mir vorwerfen, daß ich dich jemals beleidigt oder übervorteilt habe?"

„Das haſt du nie."

„So verdiene dir den Segen des Propheten, indem du mir eine Gnade erweiſeſt! Ziehe mich hinauf und erlaube mir, oben bei dir zu eſſen. Dann kannſt du mich wieder herunterlaſſen."

„Das darf ich nicht."

„Wer kann es dir verbieten? Du biſt doch jetzt der Herr der Seribah. Oder glaubſt du, nicht tun zu dürfen, was dir beliebt?"

Der Buluk fühlte ſich bei ſeiner Ehre angegriffen; darum antwortete er: „Ich bin der Befehlshaber. Was ich will, das muß geſchehen. Aber es iſt zu gefährlich. Wie leicht kannſt du mir entfliehen!"

„Entfliehen? Das iſt doch ganz unmöglich. Ich habe keine Waffen; du kannſt mich ſofort niederſchießen. Und deine fünfzig Männer werden wohl hinreichend ſein, mich an der Flucht zu hindern."

„Das iſt wahr," meinte der Buluk nachdenklich.

„Auch darfſt du nicht vergeſſen, daß ich nicht für immer hier ſtecke. Abu el Mot weiß meine Dienſte zu ſchätzen, und wenn er zurückkehrt, werde ich ſehr raſch wieder Feldwebel ſein."

„Das denke ich auch," gab der Unteroffizier aufrichtig zu.

„Dann kann ich es dir vergelten, wenn du mir die Gefangenschaft jetzt ein wenig erleichterst."

„Gut, ich werde es wagen. Aber meine Pflicht muß ich tun, und du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich der Schildwache befehle, sich bereit zu halten, dich sofort niederzuschießen, falls du dich mehr als zwei Schritte von dem Rande der Grube entfernst."

„Tue es! es ist deine Pflicht, und du tust sehr wohl daran, sie zu erfüllen."

Während der Buluk zu dem Posten trat, um ihm den betreffenden Befehl zu erteilen, strich sich unten der Tschausch befriedigt über den Bart und murmelte: „Das war nur die Probe, und er hat sie bestanden. Allah wird ihn erleuchten, auch auf meine ferneren Vorschläge einzugehen. Ich werde in dieses Loch nicht wieder zurückkehren, und dieser Abd el Mot, den Allah vernichten möge, wird keinen Feldwebel wieder zum gemeinen Soldaten erniedrigen!"

Jetzt erschien der Buluk wieder oben in Gemeinschaft des Postens. Sie ließen ein Seil herab, woran der Tschausch emporkletterte. Oben angekommen, setzte er sich nieder und machte sich sogleich über sein Essen her. Die Schildwache zog sich außer Hörweite zurück, hielt aber das Gewehr schußbereit. Der Unteroffizier setzte sich vor dem Gefangenen nieder, sah ihm mit Vergnügen zu, wie es ihm schmeckte, und sagte: „So lange ich hier den Befehl habe, sollst du ebensoviel und ebensogut essen, wie bisher. Ich hoffe, du wirst es mir danken!"

„Das werde ich gewiß. Ich weiß, daß ich es kann, denn ich werde später selbst Herr einer großen Seribah sein und sehr einträgliche Sklavenzüge unternehmen."

„Du?“ fragte der Buluk erstaunt.

„Ja, ich!“ nickte der andre.

„Hast du das Geld dazu?“

„Geld? Braucht man da Geld?“

„Viel, sehr viel Geld, großes Vermögen, so, wie Abu el Mot es hat.

„Hm! Meinst du, daß er dieses Vermögen stets besessen hat?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber ich weiß es. Ich diene ihm über noch einmal so lang als du und kenne seine ganze Vergangenheit.“

„So bist du der einzige. Niemand weiß genau, woher er stammt und was er war.“

„Ein Homr-Araber ist er, und sehr arm war er. Er befand sich als gewöhnlicher Soldat bei einem Sklavenjäger und brachte es da, gerade so wie ich, bis zum Tschausch.“

Das war die Unwahrheit, aber es lag in dem Plane des Alten, den Buluk durch diese erfundene Erzählung zu gewinnen.

„Arm war er?“ meinte dieser. „Und auch nur erst Buluk und Tschausch, so wie du und ich? Aber wie brachte er es dann zu dieser großen Seribah?“

„Auf eine ebenso einfache wie leichte Weise. Sein Herr hatte ihn einmal sehr beleidigt und dafür schwor er ihm Rache. Als dann später der Herr eine Ghasuah unternahm, traf es sich, daß er Abu el Mot als Befehlshaber der Seribah zurückließ.“

„Wie ich es jetzt bin!“

„Ja. Aber du wirst nicht die Klugheit besitzen, welche Abu el Mot und sein Buluk damals entwickelt haben.“

„Er hatte auch einen Buluk bei sich?“

„Freilich. Du kennst ihn ja!“

„Ich? Ich weiß von nichts.“

„Ach so! Ich vergaß, daß du die Geschichte gar nicht kennst. Sein damaliger Buluk ist noch jetzt bei ihm, und zwar als zweiter Befehlshaber.“

„Etwa Abd el Mot?“

„Ja. Beide haben damals den Streich gespielt, der sie reich gemacht hat.“

„Was taten sie?“

„Etwas, worauf eigentlich jeder Unteroffizier kommen kann, der zurückgelassen wird und auf die Beute verzichten muß. Sie warteten, bis der Herr fort war, plünderten die Seribah aus, brannten sie nieder und zogen mit dem vorhandenen Vieh und allem, was mitgenommen werden konnte, nach Süden, hierher, wo sie diese Seribah gründeten und das Geschäft für ihre eigene Rechnung begannen.“

„Allah 'l Allah. Mein Verstand ist weg!“ rief der Buluk aus, indem er den Mund aufriß und die Augen fast ebensoweit.

„Das ist sehr bedauerlich für dich,“ bemerkte der Tschausch. „Wenn dein Verstand entflohen ist, so wirst du niemals reich werden.“

„Ich — reich?“

„Allah ist allmächtig; ihm ist alles möglich, und wen er mit seiner Gnade beglücken will, der braucht nur zuzugreifen.“

„Soll ich etwa zugreifen?“

„Natürlich! Es wird sich dir nie wieder eine solche Gelegenheit bieten, schnell reich zu werden.“

Der Buluk erfüllte als Unteroffizier seine Pflichten zur Zufriedenheit; aber besonders glänzende Geistesgaben besaß er keineswegs. Er saß vor dem Tschausch,

als ob er gelähmt sei, ihn groß und fast verständnislos anstarrend. „Allah akbar!“ stieß er langsam hervor. „Habe ich recht gehört? Ich soll es machen, wie diese beiden?“

„Nicht du allein, sondern ich und du.“

„Das — ist doch — gar nicht auszudenken!“

„So gieb dir Mühe, es zu begreifen! Aber versäume nicht die gute Zeit. Abu el Mot kann jeden Augenblick zurückkehren. Dann ist es zu spät, und die Gelegenheit wird niemals wieder vorhanden sein.“

„Sprichst du denn wirklich im Ernst?“

„Ich schwöre dir bei Allah und dem Propheten, daß ich nicht scherze.“

„Und du meinst, daß es wirklich auszuführen ist?“

„Ja, denn Abu el Mot und sein Bulut haben es auch fertig gebracht. Denke doch an alles, was sich hier befindet, an die Waffen und die viele Munition, an die Kleider und Gerätschaften, an die Handelsgegenstände und Vorräte, die wir, wenn wir etwas davon kaufen, von unsrem armen Sold zehnfach teurer bezahlen müssen! Denke ferner an die Rinder, die wir bewachen müssen! Ueberlege dir, welch einen Wert das alles hat! Weißt du, wie viel Elfenbein wir bei den Negern für eine einzige Kuh eintauschen können?“

„O, das weiß ich schon. In Chartum würden wir dreißig und noch mehr Kühe dafür bekommen.“

„Wir haben über dreihundert Rinder hier. Machten wir es so, wie Abu und Abd el Mot es damals gemacht haben, so wären wir mit einem Schlag reiche Männer. Denke nach! Man darf in solchen Fällen ja keine Zeit verlieren!“

Der Bulut hielt sich den Kopf mit beiden Händen, griff sich an die Nase, an die Brust und die Knie, um zu

versuchen, ob er wirklich lebe und wache, und rief dann aus: „Allah begnadige mich mit seiner Erleuchtung! Meine Seele findet sich nur schwer in eine so ungeheure Sache. Ich muß sie unterstützen.“

„Womit?“

„Ich will mir Tabak für meine Pfeife holen!“

„Auch ich habe einen Tschibuk hier am Halse hängen, aber keinen Tabak.“

„Ich bringe auch für dich welchen mit.“

Er stand auf und eilte fort. Schon war er weit entfernt, da erinnerte er sich an seine Pflicht. Er blieb stehen, drehte sich um und rief zurück: „Du entfliehst doch nicht? Du hast es mir versprochen!“

„Ich bleibe!“ antwortete der Tschausch.

„Bedenke wohl, daß dich die Kugel des Wächters treffen würde, denn du bist mein Gefangener!“

„Ich halte mein Wort! Aber sage keinem, was du von mir gehört hast!“

„Nein; auch würde es mir wohl niemand glauben!“

Er ging weiter. Der Tschausch rührte sich nicht von seiner Stelle. Er hatte die Kisrah und die Fische verzehrt. Jetzt strich er sich mit beiden Händen den grauen Bart und murmelte vergnügte, leise Worte vor sich hin.

Bald kehrte der Bulut wieder. Er hatte seinen Tabaksbeutel in der Hand, dem man es ansah, daß er nicht viel enthielt. Der Tabak ist in den Seriben ein teurer Artikel. Dennoch reichte er ihn, als er sich niedergesetzt und seine Pfeife gestopft hatte, auch dem Tschausch hin. Dieser griff hinein, ließ den zu Mehl zerstoßenen und mit weniger wertvollen Pflanzenblättern vermischten Tabak durch die Finger gleiten, machte ein pfiffig bedauerndes Gesicht, begann auch seinen Tschibuk zu stopfen und fragte: „Wem gehört dieser Tabak?“

„Mir," antwortete der Buluk verwundert.

„Woher haſt du ihn?"

„Hier gekauft natürlich!"

„So haſt du vorhin allerdings ganz richtig geſprochen: dein Verſtand iſt weg!"

„Wieſo?" fragte der Buluk, indem er mit dem Stahl Feuer ſchlug.

„Haſt du keinen andern und beſſern Tabak?"

„Nein!"

„O Allah! Hat dir denn Abd el Mot nicht die ganze Seribah übergeben?"

„Ja."

„Auch die Tokuls mit den Vorräten?"

„Ja. Ich ſoll ſie wohl verwahren. Es hängen Schlöſſer vor den Türen." Während nämlich kein Wohnraum verſchloſſen iſt, ſind diejenigen Tokuls, die als Magazine benutzt werden, mit hölzernen Türen und Vorlegeſchlöſſern verſehen.

„Aber die Schlüſſel haſt du doch?" fragte der Tſchauſch.

„Ja, ſie ſind mir übergeben worden."

„So kannſt du hinein, wo die Fäſſer mit dem köſtlichen Tabak ſtehen, den nur Abu el Mot und Abd el Mot rauchen, und dennoch begnügſt du dich mit dieſem letzten, ſchlechten Reſt?"

Der Buluk öffnete wieder den Mund, ſtarrte den andern eine ganze Weile an und fragte dann: „Du meinſt —"

„Ja, ich meine!"

„Allah, wallah, tallah! Es wäre freilich ſchön, wenn ich meinen Beutel füllen könnte, ohne ihn ſpäter bezahlen zu müſſen!"

„Nur Tabak? Alles, alles kannſt du nehmen, ohne

es zu bezahlen. Du vernichtest diese Seribah Omm et Timsah und legst eine andre an."

„Wo?"

„Im Süden, wo die Waren teurer und die Sklaven billiger sind."

„Das wäre bei den Niam-niam?"

„Ja. Dort sind geradezu glänzende Geschäfte zu machen."

Der Bulul rieb sich an den Armen, an den Beinen, an allen Teilen seines Körpers. Es war ihm höchst unbehaglich zu Mute, und doch fühlte er sich dabei so wohl wie noch nie in seinem ganzen Leben. Er wäre gar zu gern reich geworden, aber nach längerem Nachdenken gestand er aufrichtig: „Ja, wenn ich deinem Vorschlag folgte, so könnte ich sehr leicht eine Seribah gründen; aber — ich bin nicht klug genug dazu."

„Du hast ja mich! Ich will doch Teilnehmer werden! Uebrigens lernt sich so etwas ganz von selbst."

„Meinst du?"

„Gewiß, du bist ja schon jetzt Führer einer ganzen Seribah!"

Da schlug sich der Bulul an die Brust und rief: „Ja, das bin ich! Bei Allah, das bin ich! Also du meinst —?"

„Ja, ich bin überzeugt, daß wir beide in kürzester Zeit die reichsten und berühmtesten Sklavenjäger sein würden."

„Berühmt, das möchte ich werden," nickte der Bulul.

„So folge mir! Ich habe dir den Weg dazu gezeigt. Und wenn du noch nicht wissen solltest, welche Vorteile dir erwachsen, falls du auf meinen Vorschlag eingehst, so will ich sie dir deutlich machen und erklären. Komm!"

„Wohin?" fragte der Bulul, als der Feldwebel würdevoll aufstand.

„Zu den Vorräten. Ich will sie dir zeigen und ihren Wert berechnen.“

„Ja, komm!“ stimmte der Buluk eifrig bei. „Ich habe die Schlüssel in der Tasche und möchte wissen, wie reich wir sein würden.“

Er ergriff den Tschausch am Arm und führte ihn fort. Der Posten wagte natürlich nicht zu schießen, weil der jetzige Oberste selbst seinen Gefangenen fortführte.

Die fünfzig Soldaten waren zerstreut, teils in der Seribah selbst, teils draußen bei den Herden beschäftigt. Einige von den ersteren sahen zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Buluk mit dem Feldwebel, den sie im Gefängnis wähnten, gehen, doch sagten sie nichts. Es war ihnen ganz recht, daß der derzeitige Gebieter nicht so streng verfuhr, als er eigentlich sollte. Erst als dieser sich mit seinem Begleiter beim ersten Vorratstokul befand und dessen Tür schon geöffnet hatte, fiel ihm ein, was er laut der ihm erteilten Weisung zu tun hatte.

„W' Allah!“ fuhr er zornig auf. „Ich lasse den Hund peitschen!“

„Wen?“ fragte der Tschausch.

„Den Gefängnisposten.“

„Warum?“

„Weil er dich nicht erschossen hat! Ich habe es ihm doch befohlen!“

„Aber du selbst hast mich ja weggeführt. Er sah also, daß du mir erlaubtest, mich zu entfernen, und so wäre es ein Ungehorsam gegen dich gewesen, wenn er geschossen hätte, nicht nur Ungehorsam, sondern Auflehnung und Aufruhr! Du bist ja der Befehlshaber!“

„Der bin ich allerdings, und ich will keinem raten, gegen mich aufzurühren! Beim Scheitan[1]), ich würde

[1]) Teufel.

den Hund totpeitschen lassen, wenn er auf dich geschossen hätte. Jetzt komm herein und zeige mir die Sachen, deren Wert du besser kennst als ich!"

Sie blieben ziemlich lange in dem Tokul; aus diesem gingen sie auch in die übrigen Vorratshäuser. So oft der Buluk aus einem derselben trat, sah man sein Gesicht glückseliger strahlen. Als er den letzten verschlossen hatte, legte er dem Feldwebel die Hand auf die Achsel und sagte: „Jetzt schwöre mir bei deinem Bart, daß du von dem Gelingen deines Planes vollständig überzeugt bist!" Der Anblick der reichen Vorräte hatte ihn für den Tschausch vollständig gewonnen.

„Ich schwöre es!" antwortete dieser, indem er die Hand erhob. „Und wenn du später eine Million Abu Noqtah[1]) besitzest, so wirst du mir es Dank wissen, dir diesen Rat gegeben zu haben."

„Aber wir allein können es doch nicht unternehmen?"

„Wir beide? Nein. Wir müssen unsre Soldaten dazu haben. Dafür laß nur mich sorgen! Ich werde mit ihnen sprechen."

„Dann aber werden sie die Beute mit uns teilen wollen."

„Darauf gehen wir nicht ein. Es würde jeder gleichviel erhalten, und so hätten wir die Mittel nicht, eine neue Seribah anzulegen. Ich verspreche einem jeden den doppelten Sold, wenn sie uns dienen wollen, und ihnen allen die Beute, welche Abd el Mot zurückbringen wird. Auf diese Weise bleibt uns alles, was sich hier in Omm et Timsah befindet."

„Die Beute, welche Abd el Mot bringt? Wie kannst du ihnen diese versprechen? Du hast sie ja nicht!"

[1]) Mariatheresientaler.

„Aber ich werde sie haben, denn ich nehme sie ihm ab.“

„Allah kerihm — Gott ist gnädig! Er wird dir doch den Verstand nicht verwirrt haben!“

„Nein, das hat er nicht. Mein Plan geht weiter, als du meinst. Ich werde Abd el Mot entgegenziehen und ihn während seiner Rückkehr überfallen. Er hat mir meinen Rang genommen und mich in das Gefängnis werfen lassen; das muß er büßen.“

„Aber es sind fünfhundert Krieger bei ihm!“

„Ich verheiße auch ihnen doppelten Sold, und außerdem dürfen sie in Gemeinschaft mit unsern fünfzig Mann die Beute, die sie in Ombula gemacht haben werden, unter sich teilen. Da werden sie zu mir übergehen. Wer das nicht tut, der wird getötet, oder er mag laufen, wohin er will.“

„Bist du toll? Wenn sie nun alle Abd el Mot treu bleiben wollen, so sind wir verloren. Sie sind uns zehnfach überlegen.“

„Das schadet nichts. Ich weiß schon, in welcher Weise ich ohne alle Gefahr an sie kommen werde. Die Hauptsache ist, daß wir nicht säumen. Abu el Mot will viele Nuehrs anwerben und mitbringen. Trifft er mit diesen hier ein, während wir noch da sind, so ist es aus mit unsrem schönen Plan.“

„Dieser wird überhaupt nicht ausgeführt werden,“ meinte der Bulul.

„Warum?“

„Weil er zu gefährlich ist. Du willst weiter gehen, als ich dachte.“

„So ziehst du dich zurück?“

„Ja. Ich wäre sehr gern reich geworden; aber ich sehe ein, daß unser Leben verloren ist. Ich mache nicht mit.“

„So werde ich meinen Plan selber ausführen!"

„Das ist ja ganz unmöglich, da du mein Gefangener bist!"

„Ja, der bin ich freilich. Aber ich werde mit deinen Leuten sprechen und bin überzeugt, daß sie mir sofort zustimmen werden. Dann aber wirst du mein Gefangener sein, falls du dich feindlich gegen uns verhältst."

„Allah, Allah!" rief der Buluk erschrocken. „Du hast mir ja versprochen, nicht zu entfliehen!"

„Ich halte auch mein Wort. Ich habe nicht die mindeste Lust zur Flucht. Ich will vielmehr von hier fortziehen als Sieger, als Besitzer alles Eigentums, aller Herden und auch aller Sklaven, die sich hier befinden und natürlich mitgenommen werden."

„Du bist ein schrecklich entschlossener Mensch!"

„Ja, entschlossen bin ich, und ich wünschte sehr, daß auch du es wärest. Jetzt ist es noch Zeit für dich. Sage ja dazu, so wirst du Mitbesitzer. Sagst du aber nein, so wirst du ausgestoßen oder darfst höchstens als gewöhnlicher Asaker mit uns gehen. Ich möchte nicht gern hart gegen dich verfahren, muß es aber tun, wenn du mich dazu zwingst. Also entscheide dich schnell!"

Der Buluk blickte einige Zeit zur Erde nieder. Dann antwortete er in entschlossenem Ton: „Nun wohl, ich bin mit dir einverstanden. Ich sehe ein, daß ich es bei dir und auf deine Weise weiter bringen kann als bei Abu el Mot, bei dem ich höchstens das bleiben werde, was ich jetzt bin, ein armer Buluk. Wir werden Sklaven machen, Tausende von Sklaven, und wenn wir reich genug sind, gehen wir nach Kahira, kaufen uns Paläste und führen ein Leben wie die Gläubigen im Paradies."

„Gut, so gib mir die Schlüssel!"

„Muß das sein?"

„Ja, denn ich bin jetzt der Herr von Omm et Timsah und du bist mein Unterbefehlshaber.“

Er bekam die Schlüssel zu den Magazinen und ging dann mit dem Bulut, dem das Herz außerordentlich klopfte, nach der Stelle, wo die weithin schallende Trommel an einem Pfahl hing. Auf deren Schall mußten alle zu der Niederlassung Gehörigen, sogar die draußen bei den Herden befindlichen Wächter, auf dem Versammlungsplatz in der Mitte der Seribah erscheinen.

Er rührte selbst die Trommel, und binnen wenigen Minuten fanden sich alle zurückgebliebenen Sklavenjäger hier ein. Sie wunderten sich nicht wenig, als sie den gefangenen Tschausch neben dem Bulut stehen sahen. Aber ihre Verwunderung ging noch auf ganz andre Gefühle über, als er zu sprechen begann.

Er stand unbewaffnet vor ihnen, ohne alle Furcht und Sorge, daß sein kühnes Unternehmen mißlingen könne. Er kannte seine Leute. Sie gehörten, wie ja auch er selbst, dem Abschaum der Menschheit an; sie besaßen weder Gefühl noch Gewissen oder Religion, denn was sie von der letzteren hatten, das bestand nur in der Befolgung äußerer Formen, deren Bedeutung sie kaum kannten. Ein abenteuerliches Leben hinter sich und auch vor sich, waren sie an alle Gefahren gewöhnt und schreckten vor nichts zurück, was ihnen irgend einen Vorteil bringen konnte. Sie waren also ganz die Leute, für die der Plan des alten Feldwebels paßte.

Er schilderte ihnen ihr jetziges, aussichtsloses Leben, entwickelte ihnen seinen Plan, soweit er dies für nötig hielt, nannte ihnen die Vorteile, die dieser bringen mußte, versprach ihnen, solange sie in seinem Dienst bleiben würden, einen doppelt höheren Sold als denjenigen, den sie jetzt erhielten, und sagte ihnen endlich,

daß Abd el Mot die ganze Beute abgenommen werden sollte, um verteilt zu werden. Als er sie dann fragte, ob sie bereit seien, ihm zu dienen, sagten sie dies jubelnd zu. Kein einziger schloß sich aus; kein einziger schien auch nur das allergeringste Bedenken zu hegen. Nur verlangten sie Merissah, um diesen glücklichen Tag feiern und sich berauschen zu können.

Ohne ihnen zunächst eine Antwort zu geben, nahm er sie in Eid. Da kein Fakir oder andrer Geistlicher zugegen war, holte er aus Abu el Mots Tokul einen für solche Zwecke vorhandenen Koran, auf den jeder einzelne die rechte Hand zu legen hatte. Ein solcher Schwur war ihnen als Moslemin so heilig wie einer, der ihnen von einem Imam abgenommen worden wäre. Dann erst, als sie nun fest zu ihm gehörten, versagte er ihnen die Erfüllung ihres Wunsches nach dem betäubenden Getränk. Er stellte ihnen vor, daß kein Augenblick zu verlieren sei, da Abu el Mot noch heute mit den angeworbenen Nuehr eintreffen könne. Er überzeugte sie von der Notwendigkeit, sofort an das Werk zu gehen, und verhieß ihnen aber für dann, wenn sie sich in genügender Entfernung befänden, nicht nur einen, sondern mehrere Freudentage.

Sie mußten einsehen, daß er recht hatte, und ergaben sich in das Unvermeidliche. Um sie für diese Entsagung zu belohnen, verteilte er eine solche Quantität Tabak unter sie, daß sie auf Wochen hinaus mit dem geliebten Genußmittel versehen waren.

Nun wurden die Waren und alles, was mitgenommen werden konnte, vor die Umzäunung geschafft und die Rinder herbeigeholt, um sie zu beladen. Das war eine lange und schwere Arbeit, die erst gegen Mittag bewältigt war. Dann befestigte man die Sklaven und

Sklavinnen, von denen gegen dreißig da waren, mit gebundenen Händen an ein langes Seil, und der Zug war zum Aufbruch bereit.

Jetzt wurde Feuer an die Tokuls gelegt. Der Noger, den Abu el Mot zu seinen Sklavenjagden per Wasser zu gebrauchen pflegte, wurde auch in Brand gesteckt. Die glühende Sonne hatte das Material so vollständig ausgedörrt, daß sich das Feuer mit rasender Schnelligkeit verbreitete, und bald auch den großen, äußeren Dornenzaun ergriff. Es war vorauszusehen, daß die Seriba nach Verlauf einer Stunde in einen glühenden Aschenhaufen verwandelt sein werde. Die große Glut trieb Menschen und Tiere fort. Der Zug bewegte sich in derselben südlichen Richtung, wohin heute früh die Ghasuah gezogen war. — —

Siebentes Kapitel.

Der Sklaverei entronnen.

Die erste Abteilung der Ghasuah, die Reiter, waren so schnell wie möglich der Fährte der beiden entflohenen Neger gefolgt. Der Fluß machte hier eine starke Biegung nach links, also nach Osten; die Spur führte in fast schnurgerader Linie in eine weite, baumlose und flache Steppe hinein, deren kurzes Gras, von der Sonne verbrannt, wie vom Winde zerstreutes Heu am Boden lag.

Die Stapfen der Neger waren auf der harten Erde nicht zu erkennen; aber der Hund war seiner Sache gewiß, und geriet nicht für einen einzigen Augenblick in Unsicherheit.

Stunde um Stunde verrann. Die Strecken, die man zurücklegte, wurden immer bedeutender, und noch immer war von den Flüchtigen nichts zu sehen. Sie mußten, wenn auch nicht im Galopp, doch immer im scharfen Trab gelaufen sein, eine ganz außerordentliche Leistung, wenn man bedachte, daß sie einen Zeitvorsprung von nur zwei Stunden gehabt hatten.

Freilich waren die Pferde der Sklavenjäger bei weitem keine Radschi pak[1]). Im Sudan verkommt die beste Pferderasse sehr schnell, teils infolge der Feuchtigkeit zur Regenzeit, mehr noch aber durch die unvernünftige Behandlung seitens der dortigen Völker und

[1]) Vollblut.

der außerordentlichen Stechfliegenplage. Berüchtigt sind die Baudah- und Surrehtafliegen.

Zur heißen Jahreszeit trocknet der Boden so aus, daß die Pferde kein Futter finden. Da ziehen sich die Fliegen an die Flüsse zurück. Dann aber, wenn sich der Pflanzenwuchs wieder zu regen beginnt, entwickelt sich die Insektenwelt, und besonders die Familie der Dipteren, zu einer geradezu entsetzlichen Landplage. Ungeheure Schwärme stechender Mücken und Fliegen erfüllen die Luft und peinigen Menschen und Tiere auf das fürchterlichste. Die Pupiparen[1]) bedecken dann die Pferde, Rinder, Kamele und andre Tiere in so ungeheurer Menge, daß die Haut gar nicht zu sehen ist. Die Surretha[2]) wird den Tieren geradezu lebensgefährlich; dasselbe sagt man auch von der berüchtigten Tsetse[3]). Doch darf man ja nicht denken, daß schon der Stich oder Biß eines oder einiger dieser Insekten den Tod herbeiführt; diese weitverbreitete Anschauung ist grundfalsch.

Geradezu undurchsichtige Mengen von Tabaniden, Culicinen, Sippobosciden, Musciden und wie sie alle heißen, hüllen die armen Tiere förmlich ein, so daß der ganze Körper derselben eine einzige große Wunde wird. Das unaufhörliche Ausschlagen, Stampfen und Sichbäumen ermüdet das befallene Tier, raubt ihm jede Ruhe und benimmt ihm auch die Lust zum Fressen. Eine solche Tage, Wochen und Monate währende Marter muß es krank machen, und schließlich umbringen. Der geringste Hautriß oder Satteldruck wird da zur jauchigen, von Maden wimmelnden Wunde, die den Untergang des Tieres nach sich zieht. Die Pferde, Rinder und Kamele besitzenden Stämme ziehen um diese Zeit, um ihre Tiere zu retten, nach dem Norden.

[1]) Lausfliegen. — [2]) Pangonia. — [3]) Glossina morsitans.

Aus diesem Grunde und noch andern Ursachen wird man im Sudan selten gute Pferde zu sehen bekommen. Auch diejenigen, auf denen die Truppe Abd el Mots ritt, waren von der letzten Regenzeit und der jetzigen Dürre so mitgenommen, daß große Ansprüche an sie nicht gemacht werden konnten. Man mußte sie öfters langsam gehen lassen; sie trieften von Schweiß und hatten kurzem Atem. Diesem Umstand allein hatten die beiden Neger es zu verdanken, daß sie nicht so schnell eingeholt wurden.

Gegen Mittag rückte der östliche Horizont näher. Ein schwarzer Strich, der sich dort zeigte, ließ auf Wald schließen. Der Bahr Djur-Arm des weißen Nils kehrte von seinem Bogen zurück. Die Gräser waren hier weniger dürr, und endlich traten einzelne Suffarahbäume[1]) vor die Augen. Diese Akazienart hat eigentümliche Anschwellungen an der Basis der Stacheln, aus denen sich die sudanesischen Jungens Pfeifen zum Spielen machen. Suffar heißt im sudanesischen Dialekte „pfeifen"; daher der Name dieses Baumes.

Der Hund lief, mit der Nase stets tief am Boden, ohne irre zu werden, zwischen den Bäumen hin, die immer enger zusammentraten und endlich einen ziemlich dichten Wald bildeten, so daß die Pferde nun langsamer gehen mußten.

Hie und da gab es eine trübe Wasserlache, in deren Nähe der Boden feucht war. An solchen Stellen konnte man die Fußspuren der beiden Neger deutlich sehen. Ein Indianer oder Prärieiäger hätte aus diesen Eindrücken leicht bestimmen können, vor welcher Zeit die Flüchtigen hier gewesen seien. Dazu aber reichte der Scharfsinn der Sklavenjäger nicht aus.

[1]) Acacia fistulosa.

Leider befanden die Verfolgten sich nicht weit vor den Verfolgern. Sie waren bis zum Tod ermüdet. Als sie den Wald gesehen hatten, war ihnen der Gedanke gekommen, daß sie nun gerettet seien. Sich umschauend, hatten sie da aber am nördlichen Horizont den Reitertrupp bemerkt, was sie zu einer letzten großen Anstrengung spornte.

Sie rannten in den Wald hinein, um sich dort zu verstecken. Freilich mußten sie sich sagen, daß dies vergebens sei, da Abu el Mot jedenfalls einen oder mehrere Hunde bei sich hatte. Sie suchten das Ufer des Flusses auf. Lieber wollten sie ertrinken, als sich ergreifen lassen. Da aber sahen sie die ekelhaften Köpfe von Krokodilen aus dem Schlamm ragen. Nein, doch lieber gefangen und erschlagen, als von diesen Scheusalen zerrissen und verschlungen! Sie huschten, so schnell es ihre Kräfte erlaubten, weiter.

Da begann Tolo, der zwar scharfsinniger und klüger, aber körperlich schwächer als Lobo war, zu wanken. „Tolo kann nicht weiter!“ klagte er keuchend.

„Lobo wird dich halten,“ antwortete sein Gefährte. Er legte den Arm um ihn und zog ihn mühsam weiter.

„Rette dich allein!“ bat Tolo. „Sie mögen Tolo finden, und du wirst entkommen.“

„Nein. Du mußt lieber gerettet werden als Lobo. Du bist klüger und wirst dich leichter nach Ombula finden, um unser Volk zu warnen.“

So ging es eine kleine Strecke weiter, bis Tolo stehen blieb. „Der gute Schech im Himmel will es nicht haben, daß wir leben sollen,“ sagte er. „Er will uns zu sich rufen. Tolo kann nicht mehr gehen; er muß hier liegen bleiben.“

„So wird Lobo dich tragen.“

Der selbst furchtbar ermattete Neger nahm den Freund auf seine Arme und trug ihn fort; aber kaum war er zwanzig Schritte gegangen, so konnte er selbst nicht mehr. Er legte den Kameraden sanft auf die Erde nieder, blickte trostlos umher und klagte: „Das Leben ist zu Ende. Bist du wirklich überzeugt, daß es da oben bei den Sternen einen guten Schech gibt, der uns lieb hat und bei sich aufnehmen wird?"

„Ja, das ist wahr," antwortete Tolo. „Man muß es glauben."

„Und wenn man gestorben ist, lebt man bei ihm?"

„Bei ihm und seinem Sohn, um niemals wieder zu sterben."

„So ist er besser, viel besser als der Allah der Araber, die nur Sklaven machen wollen und uns töten werden!"

„Sei ruhig! Er wird es sehen, wenn wir sterben, und herabsteigen, um uns hinauf zu sich zu holen."

„Lobo würde wohl gern sterben, denn er hat keine Verwandten mehr, bei denen er sein kann; aber der Tod ist gar so schlimm: hier die Krokodile, und dort Abd el Mot, der Araber. Wer ist böser, sie oder er?"

„Es ist eins so schlimm wie das andre, das Krokodil wie der Araber, denn beide glauben nicht an den großen Schech und seinen Sohn, der für alle Menschen gestorben ist, um sie zu erretten."

„Wenn Lobo dich dadurch erretten könnte, würde er sich nicht weigern, sofort zu sterben!"

„Du kannst mich nicht retten; wir sind verloren. Ich weiß noch den Anfang des Gebetes, das man sprechen muß, bevor man stirbt. Tolo wird ihn dir sagen, und du mußt ihn nachsprechen, dann kommen wir beide

zu dem großen Schech. Sage also: „Ja abana iledſi ſi ssemavati jaba haddeſo smoka[1])!“

Er hatte die Hände gefaltet und blickte zu dem Genoſſen auf. Dieſer legte ſeine Hände auch zuſammen und ſprach die Worte nach, doch nur in halber Andacht, wenn auch mit vollem Glauben an deren Wirkung. Dabei ſchweiften ſeine Augen ſuchend umher, und als er „haddeſo smoka“ ſagte, leuchteten ſeine treuen Augen auf, als ob er etwas Geſuchtes gefunden habe. Er fuhr gleich fort: „Wenn der Sohn des großen Schechs geſtorben iſt, um die Menſchen zu retten, ſollen wir es wohl auch tun?“

„Ja, wenn wir es können.“

„Und wenn Lobo ſich für dich opfern könnte, was würdeſt du tun?“

„Tolo würde ſich nicht von dir retten laſſen, ſondern lieber ſelbſt ſterben.“

„Aber wenn nur einer von uns beiden gerettet werden könnte, ſo müßteſt doch du es ſein, der leben bleibt!“

„Nein, ſondern du!“

„Vielleicht können wir beide entkommen. Siehſt du dieſen Subakh und den Lubahn, welche hier nebeneinander ſtehen? Ihre Aeſte ſind eng miteinander vermiſcht, und das Laub iſt noch ſo dicht, daß man zwei Menſchen, die da oben ſind, gar nicht ſehen kann. Wir wollen uns hinauf verſtecken!“

Der Subakh (Combretum Hartmanni) iſt ein mittelgroßer, ſchöner Baum mit dichten Zweigen und ſaftig grünen, in lange Zipfel ausgezogenen Blättern. Der Lubahn wächſt noch höher; er iſt die Boswellia papyrifera, woraus der afrikaniſche Weihrauch gewonnen wird.

[1]) „Vater unſer, der du biſt in dem Himmel, geheiligt werde dein Name.“

Beide eng nebeneinander stehenden Bäume bildeten eine einzige große und dichte Krone, daß sich zwei Menschen, zumal Schwarze, allerdings gut darin verbergen konnten.

„Tolo ist zu schwach, um hinauf zu klettern," antwortete der andre.

„Lobo wird dich heben; dann kannst du den untersten Ast fassen. Versuche es einmal!"

Er nahm seine letzten Kräfte zusammen und hob den Freund empor. Tolo, der nicht ahnte, daß Lobo den Gedanken gefaßt hatte, sich für ihn zu opfern, ergriff den Ast und kam glücklich auf ihn zu sitzen.

„Noch höher!" sagte Lobo. „Man sieht dich noch. Noch drei, noch vier Aeste höher. Dort aber setzest du dich nieder und umfängst den Stamm, um dich fest zu halten!"

Tolo kroch weiter hinauf, machte es sich bequem, sagte dann: „Nun komm auch du herauf!"

„Gleich, aber horch!"

Man hörte menschliche Stimmen und dann auch das Heulen eines Hundes. Es war ein blutgieriges Geheul.

„Sie kommen, sie sind da! Schnell herauf zu mir!" warnte Tolo voller Angst.

„Nun ist's zu spät," antwortete Lobo. „Sie würden mich sehen. Ich muß mir ein andres Versteck suchen."

„Dann rasch, aber rasch!"

Doch Lobo blieb stehen und sagte mit unterdrückter Stimme: „Lobo hat gehört, daß ein solcher Hund, wenn er Blut gekostet hat, sofort den Geruch verliert. Dieser Hund soll Blut bekommen, damit er dich nicht riecht. Sei aber still!"

Ehe Tolo antworten und Einspruch erheben konnte,

huſchte der wackere Neger fort, um nicht an dem Baume geſehen zu werden, auf dem Tolo ſaß. Das Geheul des Hundes ließ ſich in großer Nähe hören. Pferde ſchnauften, und Menſchen riefen einander zu.

Lobo entfernte ſich noch weiter von den beiden Bäumen, und ſtellte ſich ſo auf, daß er von dem Hunde, ſobald dieſer herbeikam, ſofort erblickt werden mußte.

Der Wald geſtattete nicht, daß zwei Reiter ſich nebeneinander bewegen konnten. Die Sklavenjäger waren nicht abgeſtiegen, um ihre Pferde nicht zurücklaſſen zu müſſen. Sie ritten einzeln, voran Abd el Mot mit dem Hund. Sobald dieſer erſchien, ſetzte Lobo ſich in fliehende Bewegung, damit man nicht erraten ſolle, daß er hier geſtanden habe und ſein Genoſſe ſich noch in der Nähe befinden könne. Der Araber erblickte ihn.

„Scheïtan!“ ſchrie er auf. „Da läuft einer, und weiter vorn der andre, glaube ich. Schnell nach, ſchnell nach!“

Er trieb ſein Pferd an, gab aber glücklicherweiſe den Hund noch nicht frei. Die andern ſtürmten hinter ihm her, ſo ſchnell der Boden es erlaubte. Der Hund zerrte mit wildem Ungeſtüm an der Leine und ſtieß dabei ein unheimliches Geheul aus. Die Araber brüllten um die Wette. Lobo ſchrie, um ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, aus Leibeskräften. Tolo auf dem Baum ſtand eine ſchreckliche Angſt um den Freund aus. Er ſchrie mit; doch zum Glücke wurde ſeine vor Ermattung ſchwache Stimme in dem allgemeinen Wirrwarr gar nicht gehört. Die wilde Jagd ging an den beiden Bäumen vorüber, flußaufwärts weiter.

„Laß doch den Hund los!“ brüllte einer der Reiter.

Abd el Mot hörte die Worte, zog das Meſſer und ſchnitt die Schnur durch. Der Hund ſchoß mit doppelter

Schnelligkeit dem Neger nach, dessen Absicht war, sich zerreißen zu lassen, um der Bestie den Geruch zu nehmen, wie er gesagt hatte. Doch jetzt kam ihm der Gedanke, ob es denn nicht möglich sei, das Tier zu töten. Er hatte doch heut schon einen Hund erstochen, warum nicht auch diesen? Hatten die Verfolger nur diesen einen mit, so war Rettung wohl noch möglich.

Es gab keinen Augenblick zu verlieren. Er blieb stehen und lehnte sich an den Stamm eines Baumes, keuchend vor Aufregung, Müdigkeit und Atemlosigkeit. Er sah den Hund in großen Sätzen daherschnellen, die mit Blut unterlaufenen Augen stier auf sein Opfer gerichtet und aus dem Maule geifernd, und zog sein Messer aus dem Lendenschurz.

„Herab von den Pferden, wir haben ihn fest!“ rief Abd el Mot, indem er sein Tier zügelte und aus dem Sattel sprang. Die andern folgten seinem Beispiel.

Jetzt war der Hund dem Neger nahe, noch drei, zwei Sätze, nur noch einen! Das blutgierige Tier warf sich mit aller Gewalt auf den Neger, und rannte — — da dieser blitzschnell nach links vom Baum wegtrat, mit dem Kopfe gegen dessen Stamm und prallte nieder. Ehe es sich wieder aufraffen konnte, kniete Lobo auf ihm und stieß ihm das Messer zwei-, dreimal ins Herz, wurde aber am linken Arm von den Zähnen gepackt.

Er riß sich von dem verendenden Tiere los, gar nicht darauf achtend, daß ein Stück Fleisch im Rachen zurückblieb, und flog davon. Die Araber zeterten vor Wut und rannten ihm nach; von ihren Gewehren machten sie noch keinen Gebrauch, weil sie versuchen wollten, den Flüchtling lebendig zu fangen.

Lobo war matt bis auf den Tod, und sie besaßen noch ihre vollen Kräfte. Sie kamen ihm immer näher.

Er sah sich nach ihnen um und bemerkte dies. Doch lieber zu den Krokodilen, als ihnen in die Hände fallen und zu Tode gepeitscht werden! Er lenkte also nach links ab, dem Ufer des Flusses zu.

Dieser machte hier eine Krümmung, an deren inneren Seite die unmenschliche Hetze vor sich ging. Lobo erreichte das Wasser, und warf sich, einen Angstschrei ausstoßend, hinein. Es spritzte hoch über ihn auf.

Wenige Augenblicke darauf langten seine Verfolger an dieser Stelle an. Sie blieben halten, die Augen auf das Wasser gerichtet. „Er ist hineingesprungen, um uns zu entgehen!“ rief einer enttäuscht.

„Uns entgeht er, ja,“ antwortete Abd el Mot; „aber die Temasih[1]) werden ihn verschlingen. Paßt nur auf!“

Vom Ufer weg gab es eine vielleicht acht oder neun Ellen breite freie Strecke. Dann folgte die Spitze eines langgestreckten Omm Sufah- und Schilffeldes, worauf wieder freies Wasser kam, das von einer mitten auf dem Fluß an einer Schlammbank festgefahrenen Grasinsel begrenzt wurde.

Jetzt tauchte ganz in der Nähe der erwähnten Omm Sufah-Hecke der Kopf des Negers auf. Er sah sich nach seinen Verfolgern um.

„Schießt, schießt!“ rief Abd el Mot, worauf sein Nachbar das Gewehr an die Wange zog und schnell losdrückte.

Aber er war zu hitzig gewesen und hatte schlecht gezielt. Die Kugel schlug neben Lobo in das Wasser. Dieser hatte die Spitze erreicht, und umschwamm sie mit einigen raschen Stößen. Dort hielt er an, als ob er über irgend etwas, worauf sein Auge fiel, erschrecke. Dann stieß er einen lauten, durchdringenden Schrei aus, den

[1]) Plural von Timsah = Krokodil.

man ebensowohl dem Jubel, als auch der Todesangst zuschreiben konnte, und verschwand hinter dem Schilffeld.

„Was schrie er?“ fragte einer der Araber.

„Er hat ein Krokodil gesehen,“ antwortete Abd el Mot.

„Es klang, als ob er vor Freude geschrien hätte.“

„O nein, hier im Wasser gibt es nichts, worüber er sich freuen könnte. Da seht, dort kommt es geschossen. Seht ihr den Wasserstreif?“

Er deutete mit der ausgestreckten Hand nach der Grasinsel, von der aus sich eine Furche schnell über die freie Strecke nach dem Schilffelde bewegte. Die Spitze dieser Furche bildete die Schnauze eines riesigen Reptils.

„Ein Krokodil!“ riefen mehrere zugleich. „Allah sendet ihn zur Hölle!“ schrie einer der Sklavenjäger. „Et Timsah wird ihn holen und verspeisen!“

Jetzt verschwand das Krokodil hinter dem Rohr, und im nächsten Augenblicke hörte man einen wilden Schrei, dieses Mal ohne allen Zweifel den Schrei eines Menschen, der den Tod vor sich sieht.

„Es hat ihn; er ist dahin!“ rief Abd el Mot. „Ihm ist noch wohl geschehen, denn ich hätte ihn in einen Termitenhaufen eingegraben, daß ihm das Fleisch bei lebendigem Leib bis auf die Knochen abgefressen worden wäre. Aber was ihm nicht geschah, das soll Tolo geschehen, der sich noch da im Walde befindet. Diese beiden Schejatin[1]) haben mir die zwei besten Hunde getötet. Dafür wird nun Tolo eines doppelten Todes sterben!“

„Befindet er sich wirklich noch da?“ fragte einer.

„Ja. Ich habe auch ihn gesehen. Er war dem Lobo noch voraus. Zwei von euch mögen die Pferde aus dem Walde führen, um uns draußen zu erwarten.“

[1]) Plural von Scheitan oder Schetan = Teufel.

Dies geschah. Dann begann die Suche von neuem.

Die beiden Negerjäger, die sich außerhalb des Waldes bei den Pferden befanden, mußten wohl über eine Stunde warten, bis die andern zu ihnen kamen, aber — — ohne den Neger.

„Dieser Neger ist wie verschwunden," knirschte Abd el Mot. „Wir haben bis jetzt nicht die geringste Spur von ihm entdeckt."

„Du hast ihn doch vorher gesehen!" wurde ihm gesagt.

„Ganz deutlich! Aber welches Menschenauge kann die Fährte eines nackten Fußes im Moos erkennen! Dieser Wald ist übrigens groß und zieht sich stundenweit am Wasser hin. Wer soll da suchen und finden!"

„So ist uns der schwarze Hund sogar lebend entgangen, während der andre wenigstens von et Timsah gefressen wurde."

„Nein. Entkommen ist er nicht. Von hier aus zieht sich der Fluß fast gerade nach Sonnenaufgang, während Ombula gegen Süd und West liegt, wo wieder eine sehr große freie Ebene ist. Ueber diese muß der Schwarze gehen. Wenn wir ihn haben wollen, brauchen wir nur hinauszureiten, um ihn dort zu erwarten."

„Er wird des Nachts kommen, wenn wir ihn nicht sehen können!"

„So breiten wir uns aus, und bilden eine Kette. Dann muß er sicher auf einen von uns stoßen. Also vorwärts jetzt!"

Sie bestiegen ihre Pferde wieder und ritten gegen Süden davon. Der Umstand, daß er irrtümlicherweise überzeugt war, Tolo gesehen zu haben, hatte diesem vielleicht das Leben gerettet. Man hatte nur nach vorwärts, nicht aber nach rückwärts gesucht, wo die beiden erwähn-

ten Bäume ſtanden. Hätte man die letztere Richtung eingeſchlagen, ſo wäre der von Anſtrengung und Aufregung halbtote Neger wahrſcheinlich entdeckt worden. — Aber wo befand er ſich? Noch auf dem Baum? Und war der todesmutige Lobo wirklich von dem Krokodil erfaßt und verzehrt worden?

Das hätte man am beſten auf dem Flachboot erfahren können, das um die Mittagszeit vom Negerdorf Mehana den Fluß herabgerudert kam. Es war nicht groß und auch nicht allzu klein; es hätte wohl dreißig Perſonen faſſen können, trug aber heute nur dreiundzwanzig. Davon waren zwanzig Neger, je zehn an jeder Seite, die Ruder führten. Am Steuer ſaß ein vielleicht ſechzehn Jahre alter Jüngling von hellerer Hautfarbe, die entweder auf arabiſche Abſtammung oder gemiſchtes Blut ſchließen ließ. Die übrigen beiden waren Weiße, die am Schnabel des Bootes ſaßen.

Die Neger waren alle nur mit dem gebräuchlichen Lendenſchurz bekleidet; ſie hatten die wolligen Haare in kurzen, dünnen, wohl eingeölten Flechten rings um den Kopf hängen. Der Knabe am Ruder hatte ſchlichtes, dunkles Haar. Seine Kleidung beſtand aus einem großen, hellen Tuch, das er wie eine Toga um ſich geſchlungen hatte.

Der eine der beiden Weißen trug einen Haïk mit Kapuze und hohe Stiefel, alſo ganz genau den Anzug, den Doktor Schwarz getragen hatte. Er beſaß auch deſſen hohe, breite Geſtalt, und beider Züge hatten eine große Aehnlichkeit miteinander. Kurz, dieſer Mann war Doktor Joſef Schwarz, der ſeinem Bruder den „Sohn der Treue“ entgegengeſchickt hatte, und ihm nun ſelbſt entgegenfuhr, weil ihm ſein Ausbleiben zu lange währte.

Der andre trug graue Zeugſchuhe, graue Strümpfe,

eine graue, sehr weite und sehr kurze Hose, eine graue Weste, eine graue Jacke und einen grauen Turban. Grau war auch der Schal, den er sich um die Hüfte geschlungen hatte. An ihm schien alles grau zu sein, selbst die Augen, die Gesichtsfarbe, das lange, bis auf die Brust herabhängende Halstuch und das dichte Haupthaar, das unter dem Turban hervor bis zum Rücken niederfiel. Das Sonderbarste an ihm aber war seine Nase, eine Nase, wie man sie höchstens einmal im Leben zu sehen bekommt.

Diese Nase war unbedingt ein sogenannter „Riecher". Sie war entsetzlich lang, entsetzlich gerade und entsetzlich schmal und lief in eine förmlich lebensgefährliche scharfe Spitze aus. Sie glich dem Schnabel eines Storches, nur daß dieser nicht von grauer Farbe ist. Wer in Faschodah Gelegenheit gehabt hatte, den „Sohn der Treue" von Abu el Laklak, dem „Vater des Storches" sprechen zu hören, der mußte hier unbedingt auf den Gedanken kommen, diesen Mann vor sich zu haben. Die beiden Weißen musterten mit Kennerblicken die Oberfläche des hier sehr breiten Flusses. Nichts entging ihren Augen, und besonders war der Graue stets begeistert, wenn irgend ein Vogel sich aus dem Schilf erhob oder von einem Ufer nach dem andern kreuzte. Dabei ließen sie die Unterhaltung keinen Augenblick ruhen. Sie bedienten sich der deutschen Sprache, Schwarz des reinen Hochdeutsch, der Graue aber einer sehr kräftigen und dabei doch zutraulichen Mundart, die irgendwo zwischen dem Thüringerwald, Böhmerwald, Innsbruck, dem Algäu und der württembergischen Grenze zu Hause sein mußte.

„Da gebe ich dir vollständig recht, lieber Doktor," sagte Schwarz. „Wir haben daheim noch eine ganz fal-

sche Vorstellung von diesen Sudanvölkern. Um sie kennen zu lernen, muß man zu ihnen kommen."

„So g'fallen s' dir guat, he?" fragte der Graue.

„Gar nicht übel."

„Auch wann s' Menschen fressen?"

„Auch dann, wenn sie nur mich nicht fressen. Sie haben gar keine Vorstellung von der Abscheulichkeit dieses Genusses; sie muß ihnen erst beigebracht werden. Nach geschlagener Schlacht verzehren sie die getöteten Feinde und behaupten dabei, es sei sehr gleichgültig, ob man diese in den Magen, oder in die Erde begräbt."

„Na mein G'schmack war' das schon nit. I will doch lieber in der Erden lieg'n, mit aner hübschen Kapellen drauf, als im Mag'n eines solchen Kannibalen!"

„Ich auch, lieber Doktor. Du mußt aber wohl unterscheiden zwischen — —"

„Halt!" unterbrach ihn der Graue, indem er seine Nase wie ganz aus eigener, völlig selbständiger Willensäußerung auf und nieder senkte. „Wannst mi nochmals Doktor nennst, so bekommst halt sogleich eine Waatschen, daß d' denkst, deine paar Knöcherln halten Kaffeedisit! Du bist auch Doktor, aber nenn' i dich so? Wozu diese Sacherln zwischen Leutln, die Brüderschaft trunken haben, wenn auch bloß mit dera Merissah, die mir g'stohlen werden kann, nämlich aber nur dann, wenn i einen guten Spatenbräu dagegen hab'. Du weißt doch, wie i heiß'?"

„Allerdings," lächelte Schwarz.

„Na also! In dera g'lehrten Welt bin i als Herr Doktor Ignatius Pfotenhauer bekannt. Daheim, wo i z' Haus bin, nennen s' mi nur den Vogel-Nazi, weil i nun einmal eine ganz b'sondere Liebhaberei hab' für alles, was da fleugt, aber nit kreucht. Hier z'Land

heißen ſ' mi gar Abu el Laklak, den ‚Vater des Storches', wegen meiner Naſ'n, die mir aber ebenſowenig feil iſt, wie dir die deinige. Nachhero, weil i dich einfach Sepp nenn', ſo kannſt mir auch die Lieb' und Güt' erweiſen, mi Nazi zu heißen. Haſt's verſtanden?"

„Sehr wohl! Hoffentlich verſpreche ich mich nicht wieder."

„Das möcht' i mir halt ausg'beten haben! Weißt, i bin einmal ein b'ſonderer Kerl, und ſo — — halt, ſiehſt'n flieg'n?"

„Wen? Wo?"

Der Graue war eifrig aufgeſprungen und rief erregt, indem er mit der Hand nach aufwärts deutete: „Dort — hier — da kommt er g'flogen! Kennſt ihn ſchon?"

„Ja. Es iſt ein Perlvogel, Trachyphonus margaritatus."

„Richtig! Haſt's ſchon g'wußt. Weg iſt er!" ſtimmte der Graue bei, indem er ſich wieder niederſetzte. „Aber weißt auch, wie die Eing'bornen ihn nennen!"

„Noch nicht."

„Da haſt wieder aan' Beweis, daß ſie gar gute und auch g'ſpaßige Beobachter ſind; ſie benennen ihn und ſie nach der Stimme, wann ſ' ſchreien. Er ſchreit nämlich: beſcherrrretu, beſcherrrretu! Weißt, was das in dera hieſigen Sprachen bedeutet?"

„Ja, haſt dein Kleid zerriſſen, haſt dein Kleid zerriſſen!"

„Richtig! Das Weibchen ſieht nämlich dunkel aus und hat weiße Flecken drauf, was grad ſo ausſchaut, als ob ſie Löcher in ihrem G'wanderl hätt'. Sie aber antwortet ihm hernach: bak-ſi-ki, bak-ſi-ki! Was heißt das?"

„Näh's zuſammen, näh's zuſammen!"

„Auch das ist richtig. Wann der Volksmund mit solcher Gemütstiefe von denen Vögeln spricht, so möcht' man diese Leutln nur schwer für Menschenfresser halten."

„Man bezeichnet die Niam-niam als solche. Aber ich habe nichts davon bemerken können."

„Weil s' halt wissen, daß wir solchen Schmaus verabscheuen, drum lassen s' gar nix merken davon. Dennoch sind wir vollständig sicher bei ihnen. Sie tun uns alles Mögliche z'lieb'. Das muß man anerkennen. Sie jagen Tag und Nacht, um mir Vögel zu bringen. I hab' sonst in Jahreszeit nit so viel g'sammelt, wie jetzt in aan' einzigen Monat."

„Das wird wieder ein umfangreiches, gelehrtes Werk geben, nicht?"

„Ja, i werd' schon was zusammenschreiben. Es hat noch keinen 'geben, der sich um die hiesige Vogelwelt groß kümmert hat. Diese Lück' möcht' i ausfüllen."

„Du bist der geeignete Mann dazu. Woher kommt denn eigentlich deine große Vorliebe für die Vogelwelt? Hat sie einen besonderen Grund?"

„Daß i nit wüßt! Und woher's kommen ist? Hm! An meiner Wiegen hat man mir's freilich nit g'sungen, daß i mi mal so auf die Ornithologie verinteressieren würd', und fünfzehn Jahre später auch noch nit. I selber hab' auch nit dran gedacht und eninner' mi noch heute mit Schreck an das erste ornithologische Abenteuer, das i damals erlebte."

„Was war das?"

„Das war — nun, dir kann i's ja erzählen; sonst aber red' i nimmer gern davon — das war, da i als Gymnasiast in der dritten Klass' g'sessen bin. Der Professor für die Naturgeschicht' hat mi nit gern g'habt, weil

i ihn in meiner Dummheiten immer nach Dingen g'fragt hab', die kein Menſch beantworten kann."

„Das kommt in dieſem Alter häufig vor, iſt aber meiſt ein Beweis von regem Wiſſensdrang."

„Wiſſensdrang? Der Profeſſor hat's halt immer Voreiligkeit und Neugierd' g'nannt, und nur auf eine G'legenheiten geſonnen, es mir heimzugeben. Das war zum Sommerexamen. I hab' a neues Vorhemd ang'legt, und den neuen blauſeidenen Schlips drumrum, und nachhero g'meint, daß i mit dieſem Staat das Examen ſchon b'ſtehen muß. Es iſt auch ganz leidlich 'gangen, bis hin zu dera Naturg'ſchicht'n. Die Fragen wurden reihum g'richtet; als i dran komm', erheb' i mi, und was wird mi da der Profeſſor frag'n, he?"

„Nun, was denn?"

„Warum die Vögel Federn haben?"

„Ja, da hat er dir's freilich heimzahlen wollen. Was haſt du ihm denn geantwortet?"

„Was i g'antwort' hab'? Nun, zunächſt hab' i mir denkt, daß er — — halt, dort ſitzt er! Siehſt du ihn?"

Er war wieder aufgeſprungen und deutete erregt nach dem Ufer, wobei ſeine Naſe ſich zur Seite bog, als ob ſie ſich ganz ausnehmend für dieſe Gegend intereſſiere.

„Wer? Wo?" fragte Schwarz.

„Dort oben auf dem Sumutbaum[1]), ganz auf der Spitze."

„Ach ſo, ein Flußadler, Haliaetus vocifer, ein prachtvolles Tier!"

„Das iſt er. Die Eingeborenen nennen ihn Abu Lundſch. Er frißt faſt ausſchließlich Fiſche, und weißt, wie die Leut' hier ſein Geſchrei verdolmetſchen?"

„Nein."

[1]) Acacia nilotica.

„Sef[1]), Charif[2]), jakull hut, hut. Wie heißt das auf deutsch?"

„Im Sef und Charif verzehre ich Fische."

„Richtig! Auch hier hast wieder aan Zeichen von liebevoller Beobachtung der Natur. Die Neger sind gar nit so albern und verständnislos, wie man sie beschreibt. Wenn i an deiner Stell' wär', so tät i a Buch zu ihrer Ehrenrettung verfassen."

„Das wird vielleicht geschehen, wenn ich die Zeit dazu finde."

Jetzt wurde die Aufmerksamkeit der beiden auf den Steurer gelenkt, der ein kurzes Kommandowort aussprach, worauf die Schwarzen ihre Ruder einzogen.

„Wollen wir landen?" fragte ihn Schwarz, natürlich in arabischer Sprache.

„Nein, Effendi," antwortete er. „Hier landet man nie sofort, sondern man legt den Kahn erst für einige Zeit in das Schilf, um zu erspähen, ob sich keine Feinde am Lande befinden."

„Und das willst du tun? Warum fahren wir nicht weiter?"

„Weil wir sonst zu weit an die Seribah Omm et Timsah kommen, wo Abu el Mot wohnt. Sieht er uns, so macht er uns zu Sklaven."

„Das sollte er versuchen!"

„Er würde es nicht nur versuchen, sondern wirklich tun. Ihr beide seid kühne und kluge Männer, und wir verstehen auch unsre Waffen zu gebrauchen; aber er hat über fünfhundert Sklavenjäger bei sich, die wir nicht überwinden können. Wir würden dreißig oder vierzig, vielleicht auch noch mehr töten, von den übrigen aber erdrückt werden."

[1]) Heiße Jahreszeit. — [2]) Regenzeit.

Das klang so ruhig, klar und überlegt. Der Jüngling war gewiß seinen Jahren vorausgeschritten.

„So meinst du, daß wir nur des Nachts vorüberfahren können?“ fragte Schwarz.

„Ja.“

„Aber das können wir doch auch am Tage tun. Wir rudern schnell und nehmen das Segel dazu.“

„Niemand kann wissen, wie der Wind in einer Stunde weht. Kommt er uns entgegen, so würde das Segel uns nur hindern, und auf die Ruder darf man sich nicht verlassen. Abu el Mot hat ein Schiff im Fluß liegen, das er zwar geheim hält, aber ich weiß es doch. Er kann von seinem Ufer aus den Fluß aufwärts weit überblicken. Er würde uns also sehr zeitig bemerken, und braucht dann nur das Schiff nach der Mitte des Flusses zu steuern und die Trommel schlagen zu lassen, um uns sicher zu bekommen. Nein, wir müssen hier anlegen und die Nacht abwarten, dann können wir die gefährliche Stelle passieren.“

„Er kann uns auch dann zufällig bemerken.“

„Wenn wir Schilf und Zweige quer über das Boot legen, wird man es für eine losgerissene schwimmende Grasinsel halten. Erlaubst du also, daß ich gegen das Ufer steure?“

„Ja, tue es!“

Das Boot trieb mit dem Strome dem linken Ufer zu, fuhr an der bereits genannten, auf der Schlammbank lagernden Grasinsel vorüber, und gewann sodann den Rand des spitzen Feldes von Omm Sufah und Schilf, das auch schon erwähnt wurde. Dort ließ man den eisernen, scharfen Bongoanker nieder, der sofort im Grunde festgriff und das Boot zum Stehen brachte.

Vom linken Ufer, in dessen Nähe es lag, konnte

man es unmöglich sehen, weil das sehr hohe und dichte Rohr dazwischen stand. Das rechte Ufer war zwar weit entfernt, aber ein sehr scharfes Auge hätte es doch vielleicht zu erkennen vermocht; darum schnitten die Neger so viel Schilf und Rohr ab, um es vollständig in eine kleine künstliche Insel verwandeln zu können, der man es nicht ansah, daß sie eigentlich aus einem vor Anker liegenden Kahn bestand.

Gesprochen wurde nur leise; dabei strengte man das Gehör an, um sich kein Geräusch am Ufer entgehen zu lassen. Man hatte die Maskierung des Bootes noch nicht beendet, da drangen unverständliche Laute herbei, die einer menschlichen Stimme anzugehören schienen. Die Insassen des Bootes lauschten mit angestrengtester Aufmerksamkeit.

Der junge Dumandschi[1]) erhob sich von seinem Sitz, um besser hören zu können. „Es sind zwei Neger, die dort am Ufer sprechen, nicht weit abwärts von uns," sagte er leise.

„Woher weißt du das?" fragte Schwarz.

„Ich verstand nur wenige Worte, welche der Sprache der Belanda angehören, die nur von Schwarzen gesprochen wird."

„Was sprachen sie?"

„Das weiß ich nicht. Die Worte gehörten mehreren Sätzen an. Rettung — sterben — Sklavenjäger, das habe ich gehört."

„Ach! Vielleicht sind es verfolgte Sklaven."

„Dann sind sie gewiß Abu el Mot entsprungen."

„So müssen wir sie retten. Wir nehmen sie in unser Boot auf."

„Das müssen wir uns vorher überlegen, Effendi.

[1]) Steuermann

Ich bin bereit, jeden verfolgten Menschen zu retten, vorher aber muß ich überzeugt sein, daß ich mich damit nicht selbst dem gewissen Tod in die Arme werfe. Gefahr kann ja dabei sein, vor ihr schrecke ich nicht zurück; aber einem sichern und voraussichtlichen Tod weihe ich mich nicht, denn dann wäre ja auch der, den ich retten will, mit verloren."

„Du sprichst wie ein gelehrter und erfahrener Mann."

„Spotte nur, aber gib mir recht! Horch!"

Man hörte jetzt wütendes Hundegebell und rufende Menschenstimmen.

„Scheïtan! Da läuft einer und weiter vorn der andre, wenn ich mich nicht irre. Schnell nach, schnell nach!" klang es deutlich herüber. Das war der Ausruf Abd el Mots, als er Lobo erblickte. Dann folgte wütendes Hundegebell und durcheinander brüllende Männerstimmen.

„Laß doch den Hund los!" rief jemand.

„Zwei Sklaven sind es, die verfolgt werden!" sagte Schwarz. „Wir müssen sie retten!"

Er griff nach seiner Büchse. Auch der Graue nahm sein Gewehr und stimmte bei: „Schießen wir die Halunken nieder!"

„Still, still," bat der Steuermann. „Es scheinen der Verfolger gar viele zu sein. Wollen wir uns ihnen zeigen, ohne die Neger retten zu können? Das würde unklug sein. Und ehe wir den Kahn vom Anker losbringen und das Ufer erreichen, kommen wir zu spät, weil die Jagd schon vorüber ist. Horch! Ein Schrei. Da starb einer. Er sprang in das Wasser. Lebt er noch, so holen ihn die Krokodile!"

Er trat auf die Steuerbank; die andern stellten sich

auf die Ruderbänke, um über das maskierende Schilf hinwegsehen zu können. In diesem Augenblick kam Lobo um die Spitze des Schilffeldes geschwommen. Der Steuermann schob das Rohr mit den beiden Armen auseinander, um von ihm gesehen zu werden und winkte ihm. Lobo stutzte. Das war der Augenblick, wo seine Verfolger sagten, er müsse etwas gesehen haben. Der Schuß eines der Sklavenjäger fiel.

„Schnell, schnell — die Krokodile!“ rief der Steuermann dem Neger zu.

Dieser sah einen Menschen scheinbar oberhalb des Wassers stehen. Seine Kräfte verdoppelten sich, und er schnellte sich mit einigen starken Stößen herbei. Schon ergriff er mit den Händen den Rand des Bootes und mehrere Arme streckten sich aus, ihn hereinzuziehen; da warnte halblaut einer der Ruderer, der zufällig einen Blick hinaus auf den freien Strom und nach der Grasinsel geworfen hatte: „Et Timsah, et Timsah, amal, amal — das Krokodil, das Krokodil, macht, macht!“

„Von welcher Seite?“ fragte der Steuermann schnell.

„Links,“ antwortete der Ruderer.

„Schnell alle auf diese Seite nach links, sonst wirft es das Boot um!“

Lobo wurde förmlich emporgerissen; aber schon war das Tier da — ein gewaltiger Stoß gegen die linke Bootswand — hätten die Insassen rechts gestanden, so wäre das Fahrzeug umgeworfen worden; so aber widerstand das Gewicht dem Stoß des gierigen Tieres — Lobos Unterschenkel geriet doch noch zwischen dessen Zähne, aber noch ehe es den Rachen vollständig schließen konnte, wurde er ihnen entrissen. Der Neger stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, den seine Verfolger für

ſeinen Todesſchrei hielten, und flog herein in das Boot, doppelt blutend, nämlich am Arm, wo ihn der Hund gepackt hatte, und am Bein, woran ein ganzes Stück der Wade fehlte. Er ſchloß die Augen. Es war über ſeine Kräfte gegangen, und eine Ohnmacht nahm ihn in ihre mitleidigen Arme.

„Iſt er tot?“ fragte Schwarz.

„Nein,“ antwortete der Graue, der ſich neben den Neger niedergekniet hatte, um ihn zu unterſuchen. „Ein Biß in den Arm, ein Stück Fleiſch aus dem Bein und Bewußtloſigkeit, das iſt alles.“

„Still,“ ſprach der Steuerer. „Man ſpricht am Ufer.“

Sie horchten und vernahmen die Worte, die dort geſprochen wurden. Sie hörten ſogar die Schritte der ſich dann Entfernenden.

„Einer iſt gerettet, Gott ſei Dank!“ ſagte Schwarz. „Aber der andre wird in ihre Hände fallen. Wie können wir das verhüten?“

„Wir brauchen es nicht zu verhüten,“ antwortete der junge, kluge und umſichtige Steuermann. „Sie werden ihn nicht fangen.“

„Wie kannſt du das behaupten?“

„Weil ich ihre Worte gehört habe. Sie haben zwei Hunde verloren. Dieſer Neger hat ganz ſicher einen getötet, denn er hält ſelbſt jetzt noch das Meſſer feſt in der Hand. Gäbe es noch ein Tier bei den Verfolgern, ſo wäre ihm der Hund gewiß ins Waſſer nachgeſprungen, um ihn feſtzuhalten. Gekämpft hat er mit ſo einem Negerfänger, das zeigt hier die Wunde an ſeinem Arm. Aus dem allem ſchließe ich mit Sicherheit, daß es dort am Ufer keinen Hund mehr gibt. Wie wollen ſie da den andern Flüchtling finden, da der Wald viele Stunden lang iſt und ſie ſeine Fährte nicht riechen können!“

„Du scheinst recht zu haben."

„Ich glaube nicht, daß ich mich täusche. Warten wir hier also in unsrer Sicherheit ganz ruhig ab, was noch geschieht; dann werden wir wissen, was wir zu tun haben."

Die beiden Deutschen mußten diesen Sudanesen aufrichtig bewundern. Er machte trotz seiner Jugend den Eindruck eines gereiften Denkvermögens, fast hätte man sagen können, den Eindruck von Ueberlegenheit. Dabei waren seine Bewegungen und sein Gebaren so ruhig und sicher, wie seine Art, sich auszudrücken.

Der Graue hielt dem besinnungslosen Neger ein Riechfläschchen an die Nase. Das wirkte. Lobo begann sich zu bewegen. „Tolo — halte den — — Stamm fest," flüsterte er, doch ohne die Augen zu öffnen.

Selbst jetzt, noch in halber Ohnmacht, war er nur auf die Rettung seines Freundes bedacht! Pfotenhauer ließ das flüchtige Salz noch einmal wirken; da öffnete der Neger die Lider. Sein noch verschleierter Blick fiel in das männlich schöne, wohlwollend ernste Gesicht des Dr. Schwarz. Er schloß die Augen wieder und sagte lächelnd: „Tolo — du lebst — und ich bei — — bei dem guten Schech über — — über den Sternen!"

„Er meint jedenfalls Gott," sagte Schwarz. „Ob er ein Christ ist?"

„Christ oder Heide; er ist Mensch, und es soll ihm geholfen werden," antwortete der Graue. Er hob den Bugsitz empor, unter dem sich ein Kasten mit Arzneien und Verbandzeug befand, und begann die beiden Wunden kunstgerecht zu verbinden, wobei ihm Schwarz mit gleicher Geschicklichkeit half.

In den oberen Nilgegenden werden selbst leichte Wunden, wenn sie eine Vernachlässigung finden, oft

lebensgefährlich. Das erhöht die Sterblichkeit dieſer unter der Kriegs- und Mordluſt ihrer Nachbarn leidenden Völker bedeutend.

Die Krokodilszähne hatten Fleiſchfetzen zurückgelaſſen, die mit dem Meſſer entfernt werden wußten. Das konnte nur unter Schmerzen geſchehen, infolge deren Lobo erwachte. Er ſah ſich im Kreiſe um.

„Weiße Männer und Sandeh!“ ſagte er, die Niamniam an ihrer eigenartigen Haartracht erkennend. „Das ſind keine Sklavenjäger!“

„Nein, wir ſind keine,“ beruhigte ihn Schwarz. „Du biſt unter Freunden.“

„So — ſo iſt Lobo nicht — geſtorben?“

„Du lebſt. Da draußen liegt das Ufer, von dem aus du in das Waſſer geſprungen biſt.“

„Das iſt ein — — ein Boot! Ja, ihr habt Lobo hereingezogen. Lobo beſinnt ſich jetzt. Ihr ſeid gute Leute. Aber wo iſt Tolo?“

„Er wird auch gerettet ſein, denn ſie haben ihn ſicher nicht gefunden.“

„Dann gleich, ſchnell zu den Bäumen gehen, wo er ſich befindet!“

Er wollte aufſpringen, aber die ſchmerzenden Wunden hinderten ihn daran; ſie waren noch nicht einmal vollſtändig verbunden. Das Schickſal ſeines Gefährten bereitete ihm ſolche Sorge, daß er kaum beruhigt werden konnte; doch ſah er ein, daß man nur ſein Beſtes wolle und er ſich fügen müſſe. Während ſein Verband vollends ausgeführt wurde, wobei er männlich die Schmerzen verbiß, mußte er erzählen, was geſchehen war. Rührend war es dabei, ihn von dem guten Schech über den Sternen, von deſſen Sohn, der für die Menſchen geſtorben ſei, und auch von ſich ſelbſt, daß er ſich für ſeinen

Freund dem Tod geweiht hätte, erzählen zu hören. Als er geendet hatte, sagte Schwarz: „Also Abu el Mot ist nicht auf seiner Seribah, aber nach ihr unterwegs? Das macht mich für meinen Bruder bange. Und Abd el Mot ist auch schon aufgebrochen? Da steht die Seribah fast verwaist da!“

„Man läßt stets fünfzig Mann daselbst zurück,“ bemerkte Lobo.

„Die können uns nicht schrecken. Wir haben nun nicht nötig, den Abend zu erwarten und können noch am Tage weiterfahren.“

„So will Lobo heraus aus eurem Boot. Er muß bei Tolo sein!“

„Du? Du kannst nicht heraus. Du vermagst ja nicht einmal zu stehen, viel weniger zu gehen. Du mußt dich äußerst ruhig verhalten, wenn die Wunden sich nicht entzünden und lebensgefährlich werden sollen. Darum werden wir dich bei uns behalten und erst dann entlassen, wenn du vollständig geheilt sein wirst.“

„Das ist unmöglich! Lobo muß bei Tolo sein. Wo ist dieser?“

„Beruhige dich! Er ist gerettet. Du sagst, daß der Subakh- und Lubahnbaum da rechts am Ufer stehen. Dorthin sind eure Verfolger nicht zurückgekehrt. Wir werden nach ihm suchen.“

„Er muß gefunden werden, denn er soll noch Ombula eilen, um die Leute dort zu warnen, da Lobo nicht mehr gehen kann!“

„Ich werde das Ufer betreten, um zu sehen, ob die Sklavenjäger noch da sind,“ erklärte der Steuermann.

„Wir gehen alle; wir rudern das Boot die kurze Strecke hin,“ antwortete der „Vater des Storches“.

„Das wäre unvorsichtig. Das Boot darf erst dann

landen, wenn wir wissen, daß die Araber fort sind. Ich begebe mich allein hinüber."

„So müßtest du schwimmen und würdest von den Krokodilen erfaßt werden."

„Nein. Ich mache mir aus Schilf und Rohr schnell ein Kelek[1]), auf dem ich hinüberfahre. Das greift kein Krokodil an, wenn es nicht allzu klein ist. Ist es so groß, daß ich vollständig darauf Platz finde und kein Teil meines Körpers über den Rand weg in das Wasser ragt, so wird keins dieser Tiere sich um mich bekümmern."

Er trieb mittels des Steuers das Boot etwas tiefer in das Schilfdickicht hinein und begann dann, Rohr für das Floß zu schneiden. Die Ruderer halfen ihm.

„Aber wenn sie noch da sind, kannst du leicht gesehen werden, und dann bist du verloren, denn entweder töten sie dich, oder sie machen dich zum Sklaven und führen dich fort," warnte Schwarz.

„Sie werden keines von beiden tun," antwortete der mutige Knabe. „Ich verstehe es, sie zu beobachten, ohne daß sie mich bemerken."

Die Neger entwickelten eine große Fertigkeit im schnellen Flechten einer hinlänglich großen und dicken Matte, worunter starke Schilfbündel befestigt wurden, die mehr als nur einen Menschen getragen hätten. Der junge Steuermann bestieg dieses Floß; er nahm ein Ruder mit, um es lenken zu können.

Er vermied es, aufwärts nach der Spitze des Schilffeldes zu rudern. Dort war Lobo in das Wasser gesprungen, und es stand zu erwarten, daß die Sklavenjäger, falls sie noch anwesend waren, ihre Aufmerksamkeit auf diese Stelle gerichtet hielten. Er gebrauchte vielmehr das Ruder einstweilen nur als Steuer. Auf dem Floß

[1]) Floß.

knieend, ließ er es geräuschlos abwärts gleiten, bis er eine Stelle erreichte, welche frei vom Schilf war und ihm erlaubte, das Floß an das Ufer zu treiben.

Die Zurückbleibenden waren nicht ohne Sorge um ihn. Sie hätten sein Wagnis lieber selbst unternommen, mußten sich aber sagen, daß es für ihn nicht so groß sei, wie es für sie gewesen wäre. Im Fall eines Angriffs konnte er sich viel mehr auf ihre Hilfe, als sie sich auf diejenige ihrer afrikanischen Begleiter verlassen. Schwarz sagte in deutscher Sprache zu dem Grauen: „Ein wackerer, kleiner Kerl! Beim geringsten Zeichen, daß ihm ein Unfall droht, heben wir den Anker und eilen ihm zur Hilfe!“

„Das versteht sich ganz von selbst,“ stimmte der Genosse bei. „Der Junge ist mir ebenso lieb g'worden wie dir. Er hat so was Gediegenes, so was Vornehmes an sich. Möcht' wissen, was für ein Landsmann er ist. Ein Niam-niam g'wiß nit. Dazu passen seine G'sichtszüg' und auch die Hautfarben nit.“

„Auch ich werde nicht klug. Einmal möchte ich ihn für einen Mulatten, das andre Mal für einen Somali halten. Wenn ich ihn nach seiner Abkunft gefragt habe, wußte er mir stets auszuweichen.“

„Mir auch. Nit mal die Niam-niam, bei denen er doch wie ein Stammesgenosse lebt, wissen zu sagen, wo seine Heimat liegt. Er scheint sich also auch ihnen gegenüber in das G'heimnis g'hüllt zu haben. Aber daß sie ihn Abd es Sirr[1]) nennen, das läßt vermuten, daß sie seine Abkunft für eine arabische halten.“

„Dann wäre er also Mulatte, denn ein reiner Araber ist er nicht. Mir scheint, er hat Schreckliches erlebt. Er lacht nie; höchstens sieht man einmal ein kurzes,

[1]) Sohn des Geheimnisses.

leises Lächeln auf seinen Lippen. Hast du ihn jemals spielen und tollen sehen wie andre seinesgleichen bei den Niam-niam?"

„Nie."

„Ich auch nicht. Der finstere Ernst, den er stets zeigt, läßt vermuten, daß er die Erinnerung eines tragischen Ereignisses, unter dem seine junge Seele schwer gelitten haben muß, in sich bewahrt. Den wenigen religiösen Uebungen nach, die man bei ihm beobachtet, ist er Mohammedaner. Hast du ihn einmal beten hören?"

„Im Gebet gesehen hab' i ihn bereits, g'hört aber noch nit. Er betet nit zu den vorg'schriebenen Zeiten, sondern nur dann, wann er meint, nit g'sehen und beobachtet zu werden."

„Ich habe ihn zweimal belauscht. Er betete die Fathha; hinter den beiden Worten Weltenherr und Allerbarmer fügte er die gar nicht in diese Sure gehörenden Ausdrücke Mir itakam[1]) und Sabit el meglis[2]) hinzu. Das deutet darauf, daß er sich mit einer Rache trägt."

„Das hab' auch i schon 'dacht. Wann er glaubt, allein zu sein, so brütet er finster vor sich hin und ballt und dreht dabei die Fäust', als ob er einen da hätt', den er erwürgen wollt'. Dabei verdreht er die Augen und knirscht mit den Zähnen, daß man schier meinen möcht', er — — — halt' schau mal! Da kommen s' g'flogen! Kennst sie auch bereits?"

Er war aufgesprungen und deutete erregt auf eine Vogelschar, welche quer über den Fluß geflogen kam. Indem er mit den Augen ihrem Fluge folgte, bewegte sich auch seine lange Nase von der rechten nach der linken Wange, als ob sie für sich ebenso diese genaue Beobachtung machen wolle.

[1]) Herr der Rache. — [2]) Oberster des Gerichts.

„Ja, ich kenne sie," antwortete Schwarz. „Es sind Bienenfresser, Merops caeruleo cephalus. Herrliche Vögel! Siehst du ihr prachtvolles Gefieder in der Sonne wie lauter Smaragde und Rubine funkeln?"

„Großartig! Weißt auch ihren hiesigen Namen?"

„Ja. Man nennt sie Dschurull, weil ihre Stimme gerade wie diese zwei Silben klingt."

„Hast recht; bist kein übler Vogelkenner. Jetzt sind s' weg, in die Bäum' hinein." Er setzte sich wieder nieder, wobei seine Nase sich in ihre ordnungsmäßige Lage zurückbegab, und fuhr fort: „In Europa gibt's nur a einzige Art des Bienenfressers, Merops apiaster, mit weißer Stirn, blauem Augenstreif, blaugelbem Kinn, meerblauer Brust und grünblauen Handschwingen. I tu mi gerade für diese Vögerl außerordentlich verinteressieren, weil so a Merops der erste Vogel war, den i 'zeichnet und dann wieder auf den Rücken g'malt erhalten hab'."

„So? Von wem?"

„Vom Professorn der Naturg'schichten. I hatt' mir von ihm a Buch ausg'borgt, in dem ein Bienenfresser in Holzschnitt abg'bildet war. Es hat mi verdrossen, daß er so schwarz ausg'schaut hat; darum nahm i schnell den Malkasten her und hab' das Bild so bunt ang'strichen, daß dabei die Farben fast ausgang'n sind. Nachher hat der Professor das entdeckt und mi mit in seine Stub' g'nommen, wo er mir mit dem Lineal den Merops so nachhaltig auf den Rücken gemalt hat, daß mir darüber das G'sicht und G'hör vergangen ist. Dieses Konterfei konnt' i zwar nit sehen, weil's eben auf dem Rücken war, aber so grün und blau wie der Merops ist's sicher g'wesen, und g'fühlt hab' i's noch wochenlang. Dieser Professor hat überhaupt einen g'heimen Blitz auf mi

g'habt, weil i ihn immer nach Dingen g'fragt hab', die er nit beantworten konnt'. Dafür hat er mi dann im Examen tüchtig ausg'wischt. Hab' i's dir vielleicht schon verzählt?"

„Nein," antwortete Schwarz sehr ernst.

„Nun, i sprech gar nie davon, dir aber kann i's schon mal sagen. Das war, als i in der dritten Klass' g'sessen bin. Weil's Examen 'geben hat, hab' i ein reines Vorhemderl umg'bunden und dazu den neuen, schönen Schlips um den Hals, denn i hab' denkt, daß es mir, so trefflich herausg'putzt, gar nit fehlen kann. Aber es ist halt anders kommen. Nämlich als i an die Reihe kam und deshalb aufg'standen bin, um die Frag' in schuldiger Ehrfurcht entgegenzunehmen, was hat der Professorn da g'sagt?"

„Nun, was?"

„Warum die Vögel Federn haben, hat er mi g'fragt."

„Das war freilich eine heikle Sache. Was hast du geantwortet?"

„Was i für eine Antworten geben hab'? Nun, zunächst hab' i die Augen zug'drückt und g'wartet, ob mir vielleichten ein Einfall kommen will, und sodann, als keiner 'kommen ist, hab' i — — —"

„Abd es Sirr!" rief in diesem Augenblick einer der Ruderer, den Grauen unterbrechend, indem er mit der Hand flußaufwärts deutete.

Der Steuerer kehrte zurück. Er hatte sein Floß am Ufer aufwärts geschafft und kam nun auf ihm um die Spitze des Schilffeldes und auf das Boot zugetrieben. Als er es erreicht und sich hineingeschwungen hatte, meldete er: „Der Wald ist leer; ich habe keinen Feind gesehen."

„Auch Tolo nicht?" fragte Lobo besorgt.

„Nein; aber wir werden nun nach ihm suchen und ihn gewiß finden. Ich ging bis vor die Bäume hinaus und sah Reiter, die sich über die Chala[1]) entfernten."

„In welcher Richtung?" fragte Schwarz.

„Zwischen Süd und West."

„So sind sie fort. Hoffentlich befindet sich Tolo nicht als Gefangener bei ihnen. Wir wollen sofort an das Ufer und nach ihm forschen."

Der Anker wurde aufgewunden und das Boot an das Land gerudert. Lobo konnte nicht den Führer machen, da ihn seine Wunde am Gehen verhinderte. Er blieb also bei den beiden Schwarzen, die zur Bewachung des Fahrzeuges zurückgelassen wurden, beschrieb aber den Ort, wo der Subakh- und der Lubahnbaum stand, so genau, daß die Suchenden nicht fehlgehen konnten.

Schwarz hatte sein Fernrohr mitgenommen. Er führte seine Begleiter zunächst bis an den Rand des Waldes, um sich zu überzeugen, daß der Steuermann richtig beobachtet habe. Er kam noch zeitig genug, um die abziehende Sklavenjägerschar durch die Gläser zu erkennen. Dann wurden die beiden Bäume aufgesucht.

Es war im Wald kein Laut zu hören; nur vom jenseitigen Ufer klang das „Nuk-nuk, kur-nuk" eines Pfauenkranichs herüber. Doch als sie die erwähnten Bäume erreichten, hörten sie ein leises, leises Wimmern in der Luft. Es kam aus den dichten Zweigen, deren Belaubung die Gestalt des Obensitzenden nicht zu erkennen erlaubte.

„Tolo, bist du da oben?" fragte Schwarz.

Es erfolgte keine Antwort, doch wurde das Wimmern lauter. Da die Wiederholung der Frage denselben

[1]) Steppe, Gelände, welches Grün erzeugt.

Erfolg hatte, schwang Schwarz sich auf den untersten Ast und kletterte dann weiter hinauf. Er sah den Schwarzen über sich sitzen, die Arme krampfhaft um den Stamm geschlungen.

„Wir suchen dich; komm herab!“ rief er ihm zu.

Der arme Mensch schrie wie in höchster Todesgefahr auf und antwortete: „Tolo tot machen, immer Tolo tot machen, aber nur Lobo leben lassen. Lobo ist gut, hat Tolo retten wollen!“

„Ihr seid beide gerettet. Komm herab; es geschieht dir nichts. Wir sind deine Freunde.“

„Das ist nicht wahr. Du bist weiß; du bist ein Araber, ein Sklavenjäger; du gehörst zu Abd el Mot!“

„Nein, ich bin sogar sein Feind. Ich meine es gut mit dir; ich will dich retten. Komm mit mir herab!“

„Tolo kann nicht klettern; Tolo viel zu schwach.“

„So werden wir dir helfen.“

Der Schwarze war durch die Anstrengung der Flucht und die darauffolgende große Angst um seinen Freund so ermattet, daß er sich wirklich kaum mehr festzuhalten vermochte. Schwarz rief zwei Niam-niam zu sich herauf und dann gelang es der vereinten Kraft der drei Männer, den armen Menschen vom Baume auf die Erde zu schaffen.

Er sah noch immer nicht ein, daß er gerettet sei. Er wollte es trotz aller Versicherung nicht glauben und wimmerte unaufhörlich fort. Er konnte kaum gehen und mußte unterstützt werden, als man jetzt zu dem Boot zurückkehrte. Am Ufer angekommen, sah er Lobo auf der Ruderbank liegen. Einen lauten Schrei der Freude ausstoßend, brach er bewußtlos zusammen. Er mußte in den Kahn getragen werden.

Lobo war außer sich vor Entzücken, als er sah, daß

sein Freund gerettet sei. Zugleich aber verursachte ihm dessen Bewußtlosigkeit große Sorge. Die beiden Deutschen beruhigten ihn durch die Versicherung, daß Tolo bald wieder erwachen werde.

Dies geschah allerdings in sehr kurzer Zeit; der Schwarze erwachte, aber die Besinnung war ihm nicht zurückgekehrt. Er wand sich hin und her, stöhnte und wimmerte, und bat unausgesetzt um Gnade für seinen Freund Lobo. Die Gefangenschaft, die Anstrengung der Flucht und die Aufregung während der Verfolgung hatten ihn so angegriffen, daß seine Kräfte nun zu Ende waren. Der Arzneikasten mußte wieder geöffnet werden, der Neger erhielt ein beruhigendes Mittel, worauf er in Schlaf verfiel. Er wurde neben Lobo gebettet, der die Ruderbank verlassen mußte und in der Mitte des Bootes einen Lagerplatz erhielt.

Jetzt wurde eine Beratung gehalten. Lobo drang darauf, daß ein Bote zu den Bewohnern des Dorfes Ombula gesendet werde, um diese vor den Sklavenjägern zu warnen. Er selbst konnte nicht gehen, Tolo ebensowenig. Von den Niam-niam wollte sich keiner dazu verstehen, den gefährlichen Auftrag zu übernehmen; sie kannten den Weg nach Ombula nicht und hatten überhaupt keine Lust, die Gefahr auf sich zu nehmen, unterwegs in Gefangenschaft und Sklaverei zu geraten. So blieben nur die beiden Deutschen übrig. Abd es Sirr, der „Sohn des Geheimnisses", hörte den Verhandlungen schweigend zu.

„Was ist da zu tun?" fragte Schwarz in deutscher Sprache. „Die Sorge für unsre eigene Sicherheit verbietet, uns mit dieser Angelegenheit zu befassen; aber die Menschen- und Christenpflicht gebietet das Gegenteil. Sollen wir ein ganzes großes Dorf, das wir retten kön-

nen, der Vernichtung anheimfallen laſſen? Was ſagſt du dazu, Doktor?“

Die Naſe des Grauen ſtieg mit ihrer Spitze in die Höhe, als ob ſie mit ihren beiden weiten Löchern den Sprecher zornig anblicken wolle; die Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen, und dann erklang es unwillig: „Weißt, wannſt mi in dera Wildnis nochmal Doktor ſchimpfſt, ſo hau i dir a Backpfeifen ins Fenſter, daß alle Scheiben entzwei gehen, du Malefizbub, du! I ſag' Sepp zu dir, folglich haſt du mi Naz zu nennen, und wann dir das nit g'fallt, ſo kannſt gehen, wohin d' willſt! Verſtanden?“

„Entſchuldige noch dieſes Mal; es ſoll nicht wieder geſchehen!“ lachte Schwarz.

„Das will i mir ausg'beten haben. Man muß jedem ſeine Ehr' geben; aber unter Freunden bedarf es keiner Titel und Firlefanzereien. Oder willſt die Brüderſchaft, die wir g'macht haben, etwa wieder aufheben?“

„Das kann mir nicht einfallen!“

„Schön! Wärſt auch übel dabei wegkommen, denn i hätt' dich von nun an nicht wiederum Sie, ſondern bloß nur Er genannt. Und was nun dieſes Ombula betrifft, ſo werd' i mal nachſchauen, ob i's auf dera Karten find'. I weiß nur, daß es im Gebiet der Belandaneger liegt.“

Er zog eine alte, vielgebrauchte und abgegriffene Karte aus der Taſche, faltete ſie auseinander, breitete ſie auf ſeine Knie aus und begann ſie zu ſtudieren, wobei ſich ſeine Naſe ſo eifrig von einer Seite nach der andern bewegte, als ob ſie die Abſicht habe, den Ort noch eher zu entdecken, als deſſen Name von den Augen erblickt wurde.

„Steht nicht da,“ ſagte Ignatius Pfotenhauer nach einer Weile, indem er die Karte wieder zuſammenlegte und in die Taſche ſteckte. „Die Belanda wohnen zwiſchen

den Bongo und den Niam-Niam, also südwestlich von hier, wohl gegen die Pambisaberge hin; aber wo das Dorf Ombula steht, davon sind' i auf dera Karten nix und in meinem Kopf noch viel weniger."

„Pambisa!" rief Lobo, der zwar kein Wort der deutschen Rede verstanden, aber diesen Namen herausgehört hatte. „Dort ist Ombula."

„Also dort?" antwortete Schwarz. „Wie weit von hier?"

„Drei Tagereisen von der Seribah Omm et Timsah."

„Das sind zwei und eine halbe von hier aus. Eine Warnung unsrerseits würde zu spät kommen. Die Sklavenjäger haben Reittiere, wir aber nicht. Wollte einer von uns diesen Weg machen, so müßte er gehen, und sie würden also vor ihm dort sein."

„Nein," sagte der Steuerer, indem er sich zum erstenmal in dieser Angelegenheit hören ließ. „Man kann doch noch eher hinkommen, als die Araber."

„In welcher Weise?"

„Auf einem schnellen Reitkamel. Das Volk der Dschur besitzt in dieser Jahreszeit Kamele. Ich kenne ein Dschurdorf, das westlich von der Seribah Omm et Timsah liegt. Wenn wir es aufsuchen, können wir ein Kamel, oder auch mehrere kaufen oder geliehen bekommen."

„Liegt dieses Dorf weit von der Seribah?"

„Nein. Die Bewohner sind von Abu el Mot bezwungen worden; sie müssen ihm dienen, er bezahlt sie dafür; aber wenn sie können, ohne daß es verraten wird, sind sie sehr gern bereit, ihn in Schaden zu bringen."

„Würden sie wohl dazu zu bringen sein, aus ihrer Mitte einen Boten nach Ombula zu senden?"

„Nein, denn sie befinden sich mit den Bewohnern des Belandalandes in Feindschaft. Sie würden sich von

dir bezahlen lassen, und den Boten auch wirklich vor deinen Augen absenden; aber er würde gewiß sehr bald umkehren. Wir sind gezwungen, einen von uns zu senden. Ich hätte mich dazu bereit erklärt, aber ich muß im Boot bleiben, da keiner von euch den Fluß kennt, und also steuern könnte."

„So kommen nur wir beide in die engere Wahl," sagte Schwarz zu dem Grauen. „Meinst du, daß wir uns mit dieser Angelegenheit befassen?"

„Natürlich! Erstens ist es unsre Pflicht, den Bedrohten zu helfen, und zweitens wird es mir eine wahre Wonne sein, diesem Abd el Mot a Nas' zu drehen, die fast noch größer ist, als die meinige. I werd' also schauen, daß i ein Kamel bekomme, und dann nach Ombula reiten."

„Das kann ich nicht zugeben. Ich habe dieselbe Verpflichtung, wie du. Die Sache ist außerordentlich gefährlich, und so mache ich den Vorschlag, daß wir losen."

„Hab' nix dagegen. Gefahr gibt's hier überall. Ob i mit dem Boot deinem Bruder entgegenfahr', oder ob i nach Ombula reit', das ist schnuppe; denn hier wie dort kann's einem ans Leben gehen."

„So nehmen wir zwei Stücke Schilf, ein langes und ein kurzes, und dann —"

„Nein!" fiel ihm Pfotenhauer in die Rede. „Wir selbst wollen das Los nit machen. Die Vögel mögen zwischen uns entscheiden. Paß auf, wann wieder einer über den Fluß kommt! Fliegt er von drüben herüber, so gilt's für dich; fliegt er aber von hier hinüber, so werd' i die Botschaft übernehmen. Soll's so gelten?"

„Ja, ich bin einverstanden. Zugleich wollen wir die unterbrochene Fahrt wieder aufnehmen, damit wir sobald als möglich das Dorf der Dschur erreichen."

Die Niam-niam erhielten den Befehl, zu den Rudern zu greifen. Auch wurden sie aufgefordert, auf die Vögel aufzupassen. Der „Sohn des Geheimnisses" erklärte: „Da nur fünfzig Männer in der Seribah zurückzubleiben pflegen, so brauchen wir uns nicht zu fürchten. Wir können uns sehen lassen und ganz offen vorüberrudern. Dann legen wir am linken Ufer unterhalb der Seribah an, verbergen das Boot im Schilf, und ich führe euch zu dem Dorf, dessen Schech ich kenne."

Er steuerte das Boot nach der offenen Mitte des Stromes, und dann flog es, von den Rudern getrieben, wie ein Pfeil den Fluß hinab.

Die Arznei hatte gewirkt. Tolo lag im tiefen Schlaf, und auch Lobo schloß die Augen und schlief ein. Er wußte, daß jemand seine Landsleute warnen werde, und fühlte sich nun von der Sorge frei, die ihn so schwer bedrückt hatte.

Achtes Kapitel.

Ein neuer Gefährte.

Die beiden Deutſchen ſaßen ſtill am Bug des Fahrzeuges. Die bevorſtehende Trennung ſollte nur eine kurze ſein, konnte aber auch eine lebenslängliche werden. Der „Vater des Storches“ arbeitete innerlich; das war ſeinem Geſicht abzunehmen, das ſich von Minute zu Minute in andre Falten legte. Dieſe Naſe war unausgeſetzt tätig. Bald blickte ſie nach rechts und bald nach links, bald hob und bald ſenkte ſie ſich. Er half mit der Hand nach, ſchob ſie herüber und hinüber, räuſperte ſich, ſchluckte und knurrte leiſe vor ſich hin und ſagte endlich: „Wann's einem ſo zu Herzen geht, dann mag der Teuxel Schlittſchuh fahren! Wir müſſen bald aus'nander, und keiner weiß, ob er ſeinen guaten Kameraden jemals wiederſchaut. Aber was ſoll man machen? I würd' mi für den Schuldigen halten, wenn dieſe Schwarzen umbracht oder in die Sklaverei g'ſchleppt würden, ohne daß wir den Verſuch g'macht hätten, ſie zu warnen.“

„Mir ergeht es ebenſo. Uebrigens darf man ſich die Sache nicht ſo gefährlich vorſtellen. Es reitet einer von uns nach Süden, und gibt ſich Mühe, unterwegs nicht in feindliche Berührung zu kommen. Das iſt doch nicht allzu ſchwer.“

„Nein. Doch wenn die Mühe vergebens iſt, und er

kommt doch mit Feinden zusammen, so ist er allein und wird ausg'löscht, ohne daß der andre ihm helfen kann. I wollt', das Los tat' mi derwisch'n. Lieber will i derjenige sein, den's trifft — — — halt, schaust sie? Da kommen's g'flogen!"

Er war aufgesprungen und deutete nach dem jenseitigen Ufer, von dem eine ganze Schar schreiender und kreischender Vögel herübergeflogen kam. Seine ausgestreckte Hand folgte der Richtung ihres Fluges, und seine Nase, die sich erhoben hatte, tat ihrerseits ganz dasselbe. „Kennst sie?" fragte er.

„Ja. Es sind Sporenkiebitze, Hoplopterus spinosus."

„Richtig! Es ist selten, daß sie um diese Zeit so hoch in die Luft gehen. Jedenfalls sind's da drüben von einem Nilpferd aufg'scheucht worden. Sie heißen hierzulande Sikšak, weil sie grad so schreien. Jetzt sind's herüber und im Schilf verschwunden, wo sie im Morast nach Schnecken suchen."

Da er die Vögel nicht mehr sah, setzte er sich wieder nieder und fuhr fort: „I will hoffen, daß wir im Dorf der Dschur wirklich a schnelles Kamel bekommen. Der von uns, den's trifft, hat sich für sechs Tag' mit Mundvorrat zu versehen. Der andre aber hat zu warten und auf deinen Bruder aufzupassen. Aber wo soll er das tun? In der Nähe von der Seribah Omm et Timsah kann er es nicht tun."

„Nein, das kannst du nicht, weil die Besatzung der Seribah dich nicht sehen darf," antwortete Schwarz, indem er leise lächelte. „Du wirst vielmehr weiter hinab bis nach der Seribah Madunga fahren, deren Bewohner unser Steuermann kennt. Er sagte, daß wir dort gut aufgenommen würden. An dieser Seribah muß mein

Bruder vorüberkommen; du kannſt ihn gar nicht fehlen, falls er eher kommt, als ich von Ombula zurückkehre."

„Du?" fragte der Graue erſtaunt. „Du willſt nach Ombula? Nit i ſoll hin? Wer hat denn das g'ſagt?"

„Du ſelbſt haſt es ſo angeordnet."

„I? Iſt mir im ganzen Leben gar nit eing'fallen!"

„Oho! Wer hat denn beſtimmt, daß der Flug der Vögel entſcheiden ſoll? Nun hat er doch entſchieden!"

„Davon weiß ich nix. Willſt mir wohl 'was weismachen? Denkſt wohl, das i ſo a Firlfax bin, der — —" Er hielt inne, machte den Mund weit auf und ſtarrte den Gefährten eine ganze Weile ſprachlos an. Die Spitze ſeiner Naſe hob ſich auch empor, als ob ſie ebenſo betroffen ſei wie ihr Herr. Dann platzte er los: „Meiner Seel', daran hab' i ja gar nit mehr g'dacht! Die Sporenkiebitz' ſind doch übers Waſſer g'flogen!"

„Na, alſo! Und in welcher Richtung?"

„Von drüben herüber."

„Alſo bin ich es, auf den das Los gefallen iſt. Das gibſt du doch zu?"

„I muß wohl. Aber dieſes nixnutzige G'ſindel hätt' auch was Beſſers tun können, als da herüber zu kommen. Wär' mir die Flint' zur Hand g'weſt, ſo hätt' i ſie alle mit'nander derſchoſſen! Wollen wir nit lieber nochmal loſen?"

„Nein. Ich bin für den Ritt beſtimmt und werde ihn alſo ausführen."

„So mag ſich von heute an kein Kiebitz mehr vor mir ſehen laſſen, ſonſt knall' i ihm eins auf den Frack, daß ihm der Atem vergeht! Wer hätt' denken können, daß das Los dich treffen tät, trotzdem i's ſo ſchlau ang'fangen hab'."

„Wieſo?"

„I hab' g'ſagt, wann der Vogel von hier hinüberfliegt, ſo ſoll i g'meint ſein. I hab' mir natürlich g'dacht, daß wir auf unſrer Seiten hier mit dem Boot die Vögel aufſtören werden."

„Dann haſt du dich freilich verrechnet, denn ein aufgeſtörter Vogel wird nicht über unſer Boot hinweg nach dem fernen rechten Ufer fliegen, ſondern vielmehr das nahe, linke aufſuchen."

„Dann darf's nix gelten, weil meine Dummheit ſchuld iſt, daß dich's troffen hat."

„Nein, lieber Freund, es gilt. Gib dir keine Mühe! Sie würde unbedingt vergeblich ſein."

„Wirklich? So lang mal her und gib mir aane Ohrfeigen, aber a tüchtige! I hab's verdient. Wann dir was Böſes g'ſchieht, ſo werd' i nie im Leben wieder Ruhe finden!"

Er ſenkte den Kopf und zog deſſen graue Bedeckung ſo tief in die Stirn, daß man von ſeinem Geſicht nur die Naſe ſah. Aus der fortwährenden Bewegung, in der ſich dieſe befand, war zu ſchließen, daß er ſich mit allerhand reuevollen Gedanken beſchäftigte, denen er aber keinen Ausdruck gab. Er blieb von jetzt an in beharrliches Schweigen verſenkt und erhob ſelbſt dann den Kopf nicht, wenn eine Schar von Vögeln über ihn dahinrauſchte. Das war das ſicherſte Zeichen, daß er ungewöhnlich tief in ſich verſunken ſei.

Der Strom floß raſch, und die muskulöſen Arme der Neger ſetzten die Ruder ſo kräftig in Bewegung, daß es ſchien, als ob die Ufer an dem Boote vorüber förmlich aufwärts flögen. Dabei veränderte ſich die Szenerie nicht im mindeſten. Drüben, zur rechten Hand, ſah man nur Schilf und wildes Zuckerrohr, während am linken Ufer der Wald ununterbrochen folgte.

So verging die Zeit. Die Sonne hatte ihren Höhepunkt längst hinter sich und warf bereits die Schatten der Bäume über die Flut. Da lenkte der Steurer das Boot mehr dem rechten Ufer zu. Schwarz bemerkte das und fragte ihn nach der Ursache.

„Die Seribah Omm et Timsah ist nahe," antwortete der Jüngling. „Wenn wir unbemerkt vorüberkommen wollen, müssen wir uns möglichst nahe an das jenseitige Ufer halten."

Jetzt erhob der Graue den Kopf zum erstenmal wieder, um sich die gefährliche Gegend zu betrachten. Da schien seine Nase sofort einen Grund zu ganz besonderer Tätigkeit zu finden. Sie bewegte sich nach allen möglichen Richtungen und schnüffelte die Luft mit hörbarem Geräusch ein.

„Was gibt's? Riechst du etwas?" fragte Schwarz.

„Ja. Du nicht?" antwortete Pfotenhauer.

„Nein. Ich bemerke nicht das Geringste, was mir auffallen könnte. Auch die Neger arbeiten nur mit den Armen und nicht mit den Nasen. Die deinige wird sich also wohl im Irrtum befinden."

„Was? Wie meinst? Meine Nasen soll sich täuschen? Du, da kennst sie schlecht! Auf die kann i mi verlassen."

„Nun, was riechst du denn?"

„Es riecht nach Brand."

„Schwerlich! Ich merke nichts."

„Ja, du! Was willst auch merken mit deinem Naserl, was man kaum mit dem Fernrohr derkennen kann!"

„Vielleicht hat dort am Ufer irgendwer ein Feuer angemacht, um sich einen Vogel, einen Fisch oder sonst etwas zu braten?"

„Nein, das ist kein Braten; das riecht versengt, verbrannt, nach Holz und Lehm und Stein, wie wann ein Haus ang'steckt worden ist. Ich wett' auf meinen Kopf, daß da drüben links aan Gebäud' verbrannt ist."

Auch Schwarz spürte jetzt den Geruch; die Niamniam wurden gleichfalls aufmerksam. Der Steuerer erhob sich von seinem Platz, wendete das Gesicht dem linken Ufer zu, sog die Luft laut ein und sagte dann: „Es brennt auf der Seribah Omm et Timsah. Anderswo kann es nicht sein. Es ist ein großer Brand, denn der Rauch steigt so hoch auf, daß er dort über den Bäumen liegt."

Er deutete mit der Hand nach der betreffenden Stelle, wo man den Rauch dick über die Wipfel steigen sah. Die Schwarzen zogen die Ruder ein, so daß das Boot nur mit dem Strom trieb, und sahen den „Sohn des Geheimnisses" an, erwartend, was er tun oder befehlen werde. Er prüfte mit scharfen Sinnen die Gegend, die Luft, den Geruch und meinte dann: „Die ganze Seribah brennt. Das ist nur dann möglich, wenn man sie mit Absicht angezündet hat. Bricht in einem einzelnen Tokul Feuer aus, so liegt der Fluß nahe genug, es schnell zu löschen. Die Weißen haben sie vielleicht ganz verlassen, um weiter im Süden eine neue anzulegen. Wir müssen Lobo fragen."

Der Neger wurde geweckt. Als er erfuhr, was man von ihm wissen wollte, war er sehr erstaunt. Er erklärte, nichts davon zu wissen, daß man die Absicht gehabt habe, die Seribah ganz zu verlassen und gar niederzubrennen. Aus Vorsicht ließ der Steuermann das Boot an ein Schilfdickicht treiben und dort festlegen. Es wurde da Rohr geschnitten, um das Fahrzeug so zu maskieren, daß man es vom Ufer aus für eine kleine schwimmende

Insel halten mußte. Dann wurde die Fahrt fortgesetzt, aber so, daß das Boot nur mit dem Strom trieb und von dem Steuer in der Richtung erhalten wurde.

Je weiter man kam, desto schärfer wurde der brandige Geruch. Die Leute saßen still auf ihren Bänken und beobachteten das linke Ufer, indem sie durch das Schilf blickten, das rund um das Boot gebunden war. Als man dem Herd des Feuers nahe gekommen war, deutete der „Sohn des Geheimnisses" hinüber und sagte: „Dort hinter den Bäumen liegt die Seribah! Seht ihr den dicken Qualm, der da aufsteigt? Das ist nicht von einer einzigen Hütte, sondern die ganze Niederlassung hat in Flammen gestanden. Ihre Reste, die aus Erde bestehen, qualmen noch. Und auf dem Fluß hat es auch gebrannt. Seht ihr die Stelle in der Nähe des Ufers, wo das Schilf schwarz aussieht und der Rauch noch aufsteigt?"

„Der Fluß kann doch nicht brennen," entgegnete der Graue.

„Der Fluß nicht, aber das Schiff, der Noqer, der da verborgen lag. Auch er ist angesteckt worden. Das können nur Feinde getan haben. Sollten die Dschur die schwach bemannte Seribah überfallen haben? Wir müssen unbedingt erfahren, was sich ereignet hat."

„Aber geradewegs fahren wir nicht hinüber," warnte Schwarz.

„Nein. Wir treiben so weit abwärts, bis wir nicht mehr bemerkt werden, und legen dann im dichten Rohr an."

Es war wirklich der Gestank von verbranntem Mauerwerk, der hier auf dem Fluß lag. Voller Erwartung harrte man des Augenblicks, wo man das Ufer erreichen würde.

Dies geschah nach kurzer Zeit. Abd es Sirr lenkte

das Boot nun nach rechts, dem Lande entgegen. Dort, wo er es erreichte, stand die Omm Sufah wie ein Maisfeld so dick und hoch im Wasser und bis an das Ufer heran. Das Boot wurde, ohne daß man den Anker fallen ließ, mit Hilfe eines starken Palmseils an den Stamm eines Baumes gebunden. Die Schwarzen durften es nicht verlassen, und der Steuermann sagte ihnen, was sie tun sollten, falls sie von Fremden oder gar Feinden entdeckt würden. In diesem Fall sollten sie sofort vom Ufer stoßen, die Mitte des Stromes gewinnen und sich da abwärts treiben lassen, bis er ihnen vom Ufer aus, wo er dem Lauf des Bootes folgen wolle, ein Zeichen zum Landen gebe.

Dann stieg er mit den beiden Deutschen aus, sich nur mit dem Spieße und der Wurfkeule bewaffnend. Die Weißen nahmen ihre geladenen Gewehre, Schwarz auch sein Fernrohr mit. Sie stiegen zwischen den nicht dicht stehenden Bäumen am Ufer empor und schritten vorsichtig durch den schmalen Wald bis an dessen Rand. Bis hierher hatten sie nichts Verdächtiges bemerkt.

Nun sahen sie die Ebene vor sich liegen, die ihnen einen weiten Ausblick erlaubte. Sie befanden sich im Norden der Seribah, die als ein großer qualmender Trümmerhaufen vor ihnen lag, und zwar so nahe, daß sie in fünf Minuten zu erreichen war. Ein lebendes Wesen war nicht zu sehen; selbst die Vögel waren von den Flammen und dem Geruch des Brandes verscheucht worden.

Die drei Personen schritten näher, sich immer unter den Bäumen haltend und von Stamm zu Stamm vorsichtig auslugend, ob nicht etwa ein feindliches Wesen vor ihnen verborgen sei. Die Umzäunung war vollständig niedergebrannt. Bald konnte man das Innere der Seri-

bah überblicken. Da, wo eine Hütte geſtanden hatte, lag jetzt ein rauchender Erdhaufen, und zwiſchen dieſen Haufen bewegten ſich, wie erſt jetzt zu erkennen war, dunkle Geſtalten.

„Es ſind Menſchen da!“ ſagte der Steuermann. „Wer ſind ſie? Wüßte ich nur, ob ſich Weiße bei ihnen befinden.“

„Das werde ich gleich erfahren,“ antwortete Schwarz, indem er ſein Fernrohr auszog. Als er mit deſſen Hilfe den Platz genau betrachtet hatte, fuhr er fort: „Ich ſehe nur Schwarze; auch ſind ihrer nicht viele; ich zähle kaum zwanzig.“

„Sind dieſe Leute bewaffnet?“

„Sie haben Stangen, mit denen ſie in den Trümmern herumſtöbern.“

„Sie werden für ſich holen wollen, was zu retten iſt. Wie ſind ſie gekleidet?“

„Keiner trägt mehr als nur den Schurz um die Lenden. Das Haar liegt wie ein Kranz um den Kopf.“

„Dann ſind es Dſchur, alſo Freunde von mir. Ich werde mich an ſie ſchleichen. Irre ich mich und werde ich überfallen, ſo werde ich laut den Namen Abu Saklak rufen. Dann kommt ihr, mir zu helfen. Eure Gewehre ſind mehr als genug, ſie alle zurückzutreiben.“

Er legte ſich auf die Erde nieder und kroch vorwärts, in den langen Aſchenſtreifen hinein, der die frühere Umzäunung bezeichnete. Dann ſahen ſie ihn hinter einem Trümmerhaufen verſchwinden. Sie hielten ihre Gewehre bereit, um ihm, falls er rufen werde, ſofort zur Hilfe zu eilen. Minuten vergingen. Dann ſah Schwarz durch das Fernrohr, daß die Leute alle ſich an einer Stelle verſammelten. Zu dem Haufen, der ſich dort bildete, traten zwei Männer, die er bisher noch nicht geſehen hatte.

Beide trugen graue Haïks. Der eine war ein Schwarzer, der andre schien kein Neger zu sein.

Nach einiger Zeit löste sich der erstere mit einem Begleiter von der Gruppe und kam mit ihm schnellen Schrittes auf die Gegend zu, wo die Deutschen standen.

„Sie kommen zu uns," erklärte Schwarz seinem Gefährten.

„Doch nit in feindlicher Absicht?" fragte dieser.

„Nein. Den einen halte ich für den Anführer der Schwarzen; der andre ist unser Steuermann."

„So haben wir nix zu befürchten. I bin neugierig, mit welcher Art von Menschen wir es zu tun haben werden. Wenn's Leute vom Stamme der Dschur sind, so werd' i's loben."

Die beiden waren jetzt so nahe gekommen, daß man ihre Gesichter deutlich sehen konnte. Der „Sohn des Geheimnisses" lächelte sehr befriedigt. Der andre war ein dicker Neger, dessen wohlgenährtes Gesicht vor Freundlichkeit glänzte. Er hob schon von weitem die Hände empor, legte sie zusammen und bewegte sie grüßend auf und nieder. Dann blieb er gar stehen, verbeugte sich bis zur Erde nieder und rief: „Salam, salam aleïk! Ich heiße euch willkommen! Allah gibt mir große Gnade, indem er euch zu mir sendet. Ich und mein Haus, mein ganzer Stamm mit allen seinen Kriegern steht zu eurer Verfügung."

„Das ist freilich nicht ernstlich zu nehmen," meinte der Graue leise. „Dieser Kerl weiß von Allah gewiß ebensowenig wie sein Kamel von der Sternkunde."

Laut aber erwiderte er den Gruß mit großer Herzlichkeit, und Schwarz stimmte ein. Der Dicke kam darauf näher, verbeugte sich abermals und fuhr fort: „Ich bin der Schech des Stammes der Dschur, der hier in der

Nähe wohnt. Wir erblickten heute ein großes Feuer in der Gegend der Seribah und eilten herbei, den Weißen zu helfen. Als wir kamen, waren sie fort, und nun retten wir, was gerettet werden kann."

„Wo sind sie hin?" fragte Schwarz.

„Allah weiß es, ich nicht." Der Mann war ein Heide, glaubte aber, in den beiden Mohammedaner vor sich zu sehen; darum bediente er sich des Wortes Allah.

„Kennst du die Bewohner der Seribah?" erkundigte sich Schwarz. — „Ich kenne sie alle." — „Wann warst du zum letztenmal hier?" — „Gestern ist es ein Tag gewesen. Abd el Mot ließ mich kommen, um mit mir wegen der Reittiere zu verhandeln, die ich ihm zu dem Zuge liefern mußte." — „Wohin ging der Zug?" — „In das Land der Belanda. Mehr weiß ich nicht. Den Ort sagt er nie, so wenig wie Abu el Mot." — „Wo befindet sich der letztere?" — „Im Lande der Homr, doch kehrt er bald zurück." — „Bist du ein Freund von ihm?"

Der Schech zog den Mund von einem Ohr bis zum andern, was wohl ein diplomatisches Lächeln sein sollte, griff sich verlegen nach dem rund um seinen Kopf liegenden Haarwulst, der die Gestalt eines aufgeblasenen Luftkissens besaß, und antwortete: „Herr, ein armer Mann muß der Freund aller großen Herren sein, wenn er nicht aufgefressen werden will. Auch dir diene ich gern, denn ich weiß, daß du mich gut bezahlen wirst." — „Ob ich dich überhaupt bezahle, kommt nur auf deine Aufrichtigkeit an. Weißt du, wann Abd el Mot die Seribah verlassen hat?" — „Am frühen Morgen; ich mußte ihm meine Tiere bereits am Nachmittag vorher bringen." — „Hat er eine Besatzung zurückgelassen?" — „Ja. Er tut das stets und sagte auch diesmal, daß er es tun werde." — „Wo sind diese Leute?" — „Fort. Wohin,

das weiß ich nicht," wiederholte er. — „Wer hat die Seribah angebrannt?" — „Die Besatzung ist es gewesen. Sie wird sich empört haben, denn sie ist fort und hat alle Rinder und Schafe mit fortgenommen." — „Ah! Ist es so! Dann ist also Abu el Mot ein armer Mann, wenn er zurückkehrt!" — „Er wird bald wieder reich sein, Herr. Als er ging, sagte er, daß er viele Krieger der Nuehr anwerben und mitbringen wolle, denn er werde bei den Niam-niam Sklaven fangen. Wenn er kommt und sieht, daß die fünfzig Männer die Seribah ausgeraubt haben, so wird er ihnen nachjagen, um sie zu töten und ihnen alles wieder abzunehmen." — „Hat vielleicht Abd el Mot den Brand anbefohlen?" — „Nein, gewiß nicht, denn er ist dem Besitzer der Seribah treu." — „So treu wie du!"

Er sah bei diesen Worten dem Negerhäuptling scharf in das fette Gesicht. Dieser verbeugte sich, lachte verlegen und antwortete: „Herr, ich bin einem jeden treu, der mich gut bezahlt." — „Womit lässest du dich bezahlen? Mit Zeug oder mit Rindern?" — „Mit beidem, aber der Abu Noktah[1]) ist mir noch lieber." — „So ist es möglich, daß du einen oder mehrere von mir bekommst. Bist du mit den Belanda in Feindschaft?" — „Ja, Herr; die Blutrache ist zwischen ihnen und uns." — „Aber du kennst den Weg nach ihren Dörfern?" — „Jeder Dschur kennt diese Wege." — „Ich will nach Ombula. Hast du vielleicht einen Mann, der mich dorthin führen kann?" — „Jeder Dschur kann dich führen. Wenn du drei Abu Noktah bezahlst, will ich dir einen guten Führer geben." — „Nun gut! Er soll mich hin- und auch wieder zurückbringen. Ich zahle ihm freiwillig vier Abu Noktah, aber er bekommt sie erst dann, wenn wir zurückgekehrt sind."

[1]) Mariatherestentaler.

Da schlug der Schwarze die Hände zusammen und rief aus: „Allah schütze dich, Herr! Was hast du für Gedanken! Du mußt sie sofort bezahlen!“ — „Nein, das tue ich nicht.“ — „Da werde ich sie ja nie erhalten!“ — „Warum?“ —„Weil du nie wiederkommen wirst. Die Belanda werden dich ermorden und den Führer auch. Darum wird dieser nur so weit mitgehen, als er seines Lebens sicher ist.“ — „Ah, das ist sehr aufrichtig von dir! Ich werde also gar keinen Führer nehmen, und du wirst keinen Abu Noktah bekommen.“

Der Neger sah ein, daß er keineswegs schlau gewesen sei. Um das Geld für sich zu retten, sagte er: „Kein Dschur wird anders als mit Heeresmacht zu den Belanda gehen; aber der Führer wird dich bis zur Grenze ihres Landes geleiten. Dort muß er umkehren. Daß es dann für ihn zu gefährlich ist, wird dir auch der Sejad ifjal sagen, wenn du ihn fragen willst.“

Sejad heißt Jäger; ifjal ist der Plural von Fil = Elefant, ein Sejad ifjal ist also ein Elefantenjäger. Einen solchen unter den Dschur zu wissen, war für Schwarz höchst unerwartet, darum fragte er: „Womit tötet dieser Jäger die Elefanten?“ — „Mit seinem Gewehr.“ — „Gibt es denn in deinem Stamm diese Art von Flinten?“ — „Bei meinem Stamm? Nein. Er gehört ja gar nicht zu uns.“ — „Zu welchem Stamm denn?“ — „Das weiß ich nicht. Er ist gar kein Neger, sondern ein Weißer. Wir kannten ihn nicht, sondern nur seinen Namen. Er ist ein sehr berühmter Mann, von dem alle Menschen erzählen. Er kam heute zum erstenmal zu uns, gerade als wir das Feuer bemerkten. Da ging er mit hierher, um sich die Seribah anzusehen.“ — „Wohin will er von hier aus?“ — „Das weiß ich nicht. Wir hatten noch keine Zeit, davon zu sprechen.“ — „Auch

wir wollen die Seribah sehen. Zeigt sie uns!“ — „Kommt mit, und seid meine Gäste. Feuer ist da und Fische haben wir auch gefangen; so gibt es also ein Mahl, das wir euch vorsetzen können.“

Er machte den Führer, und sie folgten ihm. Es gab nicht viel zu sehen. Asche und verbranntes Mauerwerk, das nur aus Nilschlamm bestanden hatte. Was in den Hütten zurückgelassen und nun gerettet worden war, hatte man auf einen Haufen zusammengetragen, nicht etwa, um es Abu el Mot später auszuhändigen, sondern um es selbst zu behalten.

Schwarz schickte den Steuermann zu dem Boot zurück, um die Ruderer zu benachrichtigen, daß nichts zu befürchten sei, und dann auf seine Ankunft zu warten. Die Dschurneger standen jetzt beisammen. Bei ihnen befand sich ein Mann, dem es anzusehen war, daß er nicht zu ihnen gehörte. Seine Haut war zwar von der Sonne verbrannt, aber doch viel heller als die ihrige, und seine Gesichtszüge zeigten ebensoviel arabischen wie Negertypus. Seine Gestalt war nicht hoch, aber sehr breit und ungemein kräftig gebaut. Gekleidet war er in einen lichten Haïk, dessen Kapuze seinen Kopf bis zur Stirn bedeckte. An den Füßen trug er Bastsandalen, und in der Hand hielt er ein doppelläufiges Gewehr von demselben starken Kaliber wie die einläufige Elefantenbüchse des Slowaken, welcher Vater der elf Haare genannt worden war. Ein langer, grauer Bart hing ihm fast bis auf den Gürtel herab. Sein Gesicht war tief eingefallen. Es machte den Eindruck inneren Leidens und äußerlicher Anstrengungen und Entbehrungen; doch war der Blick seines dunklen Auges lebhaft und von ungewöhnlicher Schärfe.

„Das ist der Sejad ifjal,“ sagte der Häuptling, in-

dem er auf ihn deutete. „Er wird mir bezeugen, daß es gefährlich ist, zu den Belanda zu gehen.“

„Ihr wollt zu den Belanda? fragte der Graubart, indem er die Deutschen mit einem langen Blick musterte.

„Nur ich allein will hin,“ antwortete Schwarz.

„Dann bist du ein kühner Mann. Darf ich erfahren, welchem Stamm du angehörst?“

„Keinem. Ich bin ein Nemsawi[1]), welches Volk du wohl nicht kennen wirst.“

„Ich kenne es, denn ich habe bei einem Nemsawi gewohnt, der mich aus großer Gefahr errettet und mir dann von seiner Heimat erzählt hat. Dein Vaterland zerfällt in mehrere Länder, deren jedes einen großen, mächtigen Sultan hat; aber der oberste Schah, der über sie alle herrscht, wird Uilelem auwalani[2]) genannt. Ist es so?“

„Ja,“ stimmte Schwarz bei.

„Sein oberster Wesir heißt Bisemar[3]), und sein berühmtester Dschanaral[4]) ist Moltika[5]) geheißen?“

„So ist es.“

„Du siehst, daß ich dein Land und dein Volk kenne. Ihr habt große Kriege gehabt und alle Schlachten gewonnen, sogar den Sultan von Feransa[6]) gefangen genommen. Ich liebe die Völker, welche tapfer sind, und ich liebe ganz besonders euch, weil ich einem der Eurigen das Leben zu verdanken habe.“

„Darf ich erfahren, welcher Mann das ist?“

„Du darfst es. Ich trage seinen Namen stets auf der Zunge, um ihn zu preisen und ihm dankbar zu sein. Er nennt sich Emin Pascha und beherrscht das Land Wadelai. Kennst du ihn vielleicht?“

---

[1]) Deutscher. — [2]) Wilhelm der Erste. — [3]) Bismarck. — [4]) General. — [5]) Moltke. — [6]) Frankreich.

„Ja; er ist ein hochberühmter Mann, der alles tut, um den Wohlstand seiner Untertanen zu begründen und zu heben. Besonders duldet er keinen Sklavenhandel, den er in seiner Provinz aufgehoben hat.“

„Das ist recht von ihm, und darum bin ich doppelt sein Freund, obwohl er kein Anhänger des Propheten ist.“

„Wie? Ich halte dich für einen Araber, und so wundert es mich, daß du ein Gegner des Sklavenhandels bist.“

„Ich stamme aus Dar Runga und besaß früher viele Sklaven, die mich bedienten, aber ich hatte einen Feind, der mir aus Rache meinen Sohn, mein einziges Kind raubte und in die Sklaverei führte. Da gab ich sämtlichen Sklaven die Freiheit, vertraute meine Zelte und Herden meinem Bruder an und reiste fort, um den Geraubten zu suchen.“

„Und du hast ihn noch nicht gefunden?“

„Nein. Viele Jahre sind vergangen, und ich sah weder meinen Sohn noch meine Heimat wieder. Ich wandere umher wie der Jahudi el Abadi[1]), von dem die Christen erzählen, daß er in Ewigkeit wandern muß, weil er Isa Ben Marryam[2]) die Ruhe versagt hat. Auch den Feind, der mir meinen Sohn raubte, habe ich nicht wieder gesehen; nicht die geringste Spur fand ich von den beiden. Nun kann ich nichts andres tun, als von Land zu Land, von Stamm zu Stamm ziehen, um es dem Zufall zu überlassen, mir Kunde von dem Verlorenen zu geben. Jetzt komme ich von dem Idris und will zu den Belanda und Babukur.“

„Du sagst aber doch, daß es sehr gefährlich sei, die ersteren aufzusuchen!“

„Von hier aus, ja, weil sie mit den hiesigen Negern

[1]) Ewige Jude. — [2]) Jesus, Mariens Sohn.

in Feindschaft leben. Ich werde ihnen aber nicht sagen, daß ich von hier, von den Dschur, komme. Was willst du denn bei ihnen?"

Schwarz antwortete ihm so leise, daß die Neger es nicht zu hören vermochten: „Ich will sie vor Abd el Mot warnen, der ausgezogen ist, das große Dorf Ombula zu überfallen."

„Wissen diese Dschur hier von dieser deiner Absicht?" fragte der Elefantenjäger ebenso leise.

„Der Häuptling kann es erraten; gesagt aber habe ich es ihm noch nicht."

„Sprich nicht davon, denn die Dschur sind Freunde des Abu el Mot! Du mußt gewärtig sein, daß sie dir heimliche oder gar gefährliche Hindernisse in den Weg legen. Kommt lieber zur Seite, damit wir ungehört darüber reden können!"

Er führte die beiden so weit von den Schwarzen fort, daß sie von diesen nicht beobachtet werden konnten, und fragte, indem er sich mit den Händen auf sein Gewehr stützte, und die Deutschen forschend anblickte: „Warum wollt ihr den Belanda diesen Gefallen tun? Kann es euch nicht gleichgültig sein, ob sie Sklaven werden oder nicht? Seid ihr vielleicht befreundet mit ihnen?"

„Nein," antwortete Schwarz. „Wir waren niemals dort und kennen sie nicht. Aber nicht nur unsre Religion, sondern auch unser Herz gebietet uns, sie zu warnen."

„Dann seid ihr nicht diejenigen Christen, die in andre Länder gehen, um deren Völker zu unterjochen, sondern wie Emin Pascha, der gekommen ist, seine Leute glücklich zu machen. Aus welchem Grund aber seid ihr überhaupt in diese Gegend gekommen?"

„Um die Menschen, Tiere und Pflanzen, die es hier gibt, kennen zu lernen."

Der Araber schüttelte den Kopf und antwortete: „Das kann euch doch gar keinen Nutzen bringen!“

Schwarz wußte sehr wohl, daß es fremde Völker gibt, deren Angehörige es trotz einer gewissen Bildung nicht begreifen können, daß ein Mensch sich den Gefahren ferner Länder aussetzen kann, nur um des Wissens willen. Dennoch antwortete er: „Du hast doch von den verschiedenen Ulum[1]) gehört, mit denen sich die Gelehrten beschäftigen?“

„Ja, ich kannte einen, der alle Nächte durch ein Rohr die Sterne anschaute. Was hatte er davon?“

„Er berechnete den Lauf der Sterne und bestimmte daraus die Zeiten, Jahre, Monde, Tage und Stunden.“

„Das war ein guter Zweck. Aber ich habe gesehen, daß Emin Pascha Steine und Pflanzen sammeln ließ. Wozu könnte das dienen?“

„Um die Heilkräfte dieser Pflanzen zu untersuchen und dann mit deren Hilfe die Kranken gesund zu machen. Die Steine wollte er kennen lernen, um zu erfahren, ob es wertvolle unter ihnen gibt oder gar Erze, Gold und Silber.“

„Wenn du es so erklärst, so erkenne ich freilich, daß die Wissenschaft ihre guten Zwecke hat. Gehört ihr auch zu den Gelehrten?“

„Ja. Wir wollen bei den Niam-niam eine Station, einen Ort errichten, von wo aus wir das Land untersuchen, um diejenigen Tiere, Pflanzen und Steine zu entdecken, deren Verkauf den Bewohnern Nutzen bringen kann. Wenn sie mit Hilfe eines solchen Handels das verdienen, was sie brauchen, so werden sie von dem verderblichen Sklavenhandel lassen.“

---

[1]) Plural von Ilm = Wissenschaft.

„Dieſe eure Abſicht billige ich, denn ſie iſt ſehr gut. Ihr ſeid als die wahren Freunde der hieſigen Völker gekommen.“

„Allerdings. Und weil dies der Fall iſt, wollen wir die Belanda vor ihren Feinden, den Sklavenjägern warnen. Könnteſt du es nicht übernehmen, ihnen die Botſchaft zu überbringen?“

„Nein. Ich würde verloren ſein, da ſie dann wüßten, daß ich hier bei den Dſchur geweſen bin.“

„Dann bin ich ja ebenſo verloren.“

„Nein, denn du biſt nicht ein Araber, ſondern ein Fremder. Ich werde nach dem Volk behandelt, bei dem ich mich zuletzt aufgehalten habe. Darum muß ich aus Klugheit die Leute, die ich aufſuche, ſtets in der Weiſe täuſchen, daß ich behaupte, von einem befreundeten Stamm zu kommen. Bei euch iſt das nicht nötig. Ihr als Fremde ſeid den Geſetzen der Blutrache nur dann verfallen, wenn ihr ſelbſt, alſo in eigener Perſon, das Blut eines hieſigen Mannes vergießet. Woher wißt ihr denn ſo genau, daß Abd el Mot nach Ombula will?“

Schwarz erzählte ihm das heutige Abenteuer und gab ihm auch über ſich und Pfotenhauer ſo weit Auskunft, daß der Araber am Schluß der Auseinanderſetzung ſagte: „Bei Allah, ihr ſeid gerechte, menſchenfreundliche und mutige Leute! Ich werde gern mit dir nach Ombula reiten, wo ich vielleicht eine Spur meines Sohnes oder ſeines Entführers finde. Nur mußt du dort verſchweigen, daß du mich hier bei den Dſchur getroffen haſt, da ich ſonſt, weil ich deren Gaſt geweſen bin, bei den Belanda als Feind aufgenommen würde. Erfahren ſie es nicht, ſo vermag ich dich vor Feindſchaft zu ſchützen, denn mein Name iſt ihnen gar wohl bekannt. Alle Völker von hier bis hinunter zu den Leuten am Ufer des

Tanganyikasees haben Ehrfurcht vor dem Mann, der überall nur Sejad ijjal genannt wird. Ohne mich würdest du nie aus dem Gebiet der Belanda zurückkehren, denn du würdest ganz gewiß in die Hände der Sklavenjäger fallen."

Das klang so selbstgefällig, daß Schwarz es für geraten hielt, zu entgegnen: „So schlimm wäre es wohl nicht geworden. Ich habe mit Menschen zu tun gehabt, die wenigstens ebenso gefährlich waren, wie diese Jäger es sind, und wenn ich auch die Gegend nicht kenne, so wäre das doch nicht das erste Mal, daß ich mich durch ein feindliches Gebiet zu schlagen hätte."

„Ja, ich weiß es, ich weiß es," nickte der Araber, indem ein überlegenes, aber wohlwollendes Lächeln um seine bärtigen Lippen spielte; „die Gelehrten wissen alles und können alles, und also ist es wohl möglich, daß Allah dir geholfen hätte, den dir hier drohenden Gefahren zu entgehen; aber ich denke, daß ich dir immerhin von einigem Nutzen sein werde. Du bist ein Deutscher; ich wünsche, dein Freund zu sein, und hoffe, daß du mich nicht zurückweisen werdest."

„Dich zurückweisen? Das kann mir gar nicht einfallen! Ich gebe dir vielmehr hiermit die Hand, dich willkommen zu heißen, und sage dir aufrichtig, daß ich mich sehr darüber freue, dich getroffen zu haben."

Der Sejad ijjal schlug in die dargebotene Hand ein und sagte in wohlwollendem Ton: „Ich erkläre, daß ich mit dir gehen und dich beschützen werde. Du scheinst ein mutiger Mann zu sein; aber die Gelehrten verstehen es nicht, gegen den Löwen und Panther, den Elefanten, das Nashorn und Flußpferd zu kämpfen. Ich jedoch lebe von der Jagd dieser Tiere und kann dich von ihnen befreien. Mit deiner kleinen, dünnen Flinte könntest du

nicht eins dieſer Tiere erlegen. Da ſieh einmal mein Gewehr an!"

Er hielt ihm die alte, ſchwere Waffe vor die Augen. Jetzt war es Schwarz, der mit einem leiſe ironiſchen Lächeln antwortete: „Ja, es iſt noch einmal ſo dick wie das meinige; aber Allah gibt zuweilen auch dem Schwachen Stärke. Doch freut es mich, überzeugt ſein zu dürfen, daß ich mich auf deinen Schutz verlaſſen kann. Es iſt feſt beſchloſſen, daß wir zuſammenreiſen; wann aber biſt du zum Aufbruch bereit?"

„Sobald ich mich bei den Dſchur hier mit einem neuen Reittier verſehen habe. Mein Ochſe, der mich hierherbrachte, iſt abgetrieben, und da unſre Reiſe ſchnell vor ſich gehen muß, ſo werde ich ein Kamel oder ein Pferd kaufen."

„Das muß ich auch tun. Biſt du mit Geld verſehen?"

„Nein. Geld habe ich nie. Ich bezahle alles mit Elefantenzähnen und Nashornelfenbein. Ich kam mit zwei Tieren. Das eine trug mich, das andre die Zähne, die ich erbeutet hatte. Das reicht mehr als hin, zwei Pferde oder Kamele und auch Mundvorrat für uns einzutauſchen. Ich werde den Handel machen, und du kannſt mich dann mit Geld bezahlen, damit ich auch einmal ein Silberſtück in die Hand bekomme."

„Schön! Aber du wirſt es erlauben, daß ich mir mein Tier ſelbſt auswähle!"

„Nein, das darf ich nicht erlauben. Wir dürfen keine Unklugheit begehen. Dieſen Dſchur iſt nicht zu trauen. Sie halten es mit Abu el Mot, der in jedem Augenblick zurückkehren kann. Wenn ſie ihm ſagen, daß du nach Ombula willſt, wird er dich töten. Es iſt ein Fehler von dir, daß du nach dieſem Ort gefragt haſt. Du mußt ihn dadurch wieder gut

machen, daß du dir den Anschein gibst, als ob du diese Absicht aufgegeben hättest. Wie du siehst, beladen sich die Dschur soeben mit den Gegenständen, die sie dem Feuer entrissen haben. Sie werden damit in ihr Dorf zurückkehren, und ich begleite sie. Sobald ich dann den Handel abgeschlossen habe, komme ich wieder, um dich abzuholen."

„So soll ich hier auf dich warten?"

„Ja; aber du mußt dich verbergen, damit Abu el Mot, wenn er je schon jetzt ankommen sollte, dich nicht finden kann. Du sagst jetzt dem Schech der Dschur, daß du nicht nach Ombula wolleſt, da dieser Weg für dich zu gefährlich sei. Ihr kehrt in euer Boot zurück und fahrt mit ihm ab. Sobald man euch von hier aus nicht mehr sehen kann, legst du wieder am Ufer an, um auszusteigen und heimlich hierher zurückzukehren. Siehst du dort links den hohen Hegelik[1]) über die andern Bäume ragen? An seinem Stamm magst du auf mich warten, während dein Boot nach der Seribah Madunga weiterfährt, wo du mit deinen Gefährten wieder zusammentreffen wirst."

Schwarz erklärte sich einverstanden, fügte aber hinzu: „Ich darf mich doch auf dich verlassen? Denke dir meine Lage, wenn mein Boot fort wäre und du nicht kämest!"

„Habe keine Sorge! Ich schwöre dir bei Allah und dem Propheten, bei meinem Bart und bei allen meinen Vätern, daß ich jetzt alles, was du brauchst, für dich besorgen und dann zu dir zurückkehren werde!"

Diesen heiligen Schwur bricht ein Mohammedaner nie; er gibt vielmehr sein Leben daran, ihn zu halten. Darum fühlte Schwarz sich vollständig beruhigt. Gut war es übrigens, daß die Verabredung zu Ende war,

[1]) Balanites aegyptiaca.

denn jetzt kam der Schech herbei, dem es aufgefallen war, daß die drei Männer so abseits heimlich miteinander verhandelten. Auf seinem Gesicht lag das deutlichste Mißtrauen, als er fragte: „Darf ich hören, was hier gesprochen wird? Wir gehen jetzt nach unsrem Dorf. Wenn der fremde Herr wirklich zu den Belanda will, so werde ich ihm einen Führer auswählen, der ihn bis an die Grenze bringt."

„Das hat sich erledigt," antwortete der Elefantenjäger. „Diese Männer haben eingesehen, daß es gefährlich ist, jetzt ihren Vorsatz auszuführen. Sie werden also aufbrechen, um ihre Reise fortzusetzen."

„Aber es wurde mir doch Geld versprochen!" meinte der dicke Schwarze enttäuscht.

„Für den Führer, ja; aber da sie ihn nun nicht brauchen, hast du nichts zu verlangen."

„Wohin wollen sie von hier aus?"

„Den Fluß abwärts, bis sie ein Schiff erreichen, mit dem sie nach Chartum fahren können."

„So erfordert es die Höflichkeit, daß ich sie bis an ihr Boot begleite, um ihnen dort Heil für die Reise zu wünschen."

Sein Mißtrauen war nicht geschwunden. Er wollte sich von der Abfahrt der Weißen überzeugen. Der Jäger verabschiedete sich sogleich von ihnen, wobei er durch einen heimlichen Wink zu verstehen gab, daß er sicher Wort halten werde. Der Schwarze aber ging mit ihnen bis zur Stelle, wo ihr Fahrzeug angebunden lag. Er betrachtete dessen Insassen genau und sagte dann: „Ich muß auf das Geld verzichten; aber ihr werdet nicht abreisen, ohne mir ein Geschenk gegeben zu haben. Ich bin der Schech des Dorfes und habe von jedem Fremden, der unser Gebiet betritt, den Tribut zu fordern."

„Wir haben nur die Seribah, nicht aber dein Dorf betreten," antwortete Schwarz. „Dennoch will ich dir eine freiwillige Gabe nicht verweigern, damit du Gelegenheit findest, in Freundlichkeit an uns zu denken. Hier nimm!"

Er hatte, wie jeder Europäer, der die dortigen Länder bereist, einen Vorrat von Handels- und Tauschartikeln bei sich und entnahm ihm mehrere Perlenschnüre, die er dem Neger reichte. Aber in neuerer Zeit sind so viele Glasperlen durch die Händler nach dem Bahr el Dschur gebracht worden, daß diese Ware ihren früheren Wert dort fast ganz verloren hat. Der Häuptling hielt die Schnüre einige Augenblicke in der Hand, warf sie dann in das Boot zurück und rief zornig: „So ein Geschenk wagt ihr mir anzubieten? Ich brauche keine Perlen. Hängt sie euch selbst um die Hälse, wenn ihr solche Weiber seid! Allah sende euch schlechten Wind auf eurer Fahrt und tausend Krokodile, die euch fressen!"

Dann rannte er, so schnell es ihm seine Beleibtheit gestattete, von dannen. Die Ruderer lachten ihm nach; die Weißen aber nahmen die Sache ernster. Als das Boot vom Ufer gestoßen war und der Mitte des Stromes zustrebte, sagte Schwarz: „Dieser Mensch hatte sich wohl den Empfang einiger Theresientaler eingebildet. Nun mag ich mich nur vor ihm und seinen Leuten in acht nehmen!"

„Ja, vorsichtig wirst du sein müssen," antwortete der Graue. „Nun darfst dich vor ihnen nit derblicken lassen. Sie schaffen jetzt die Sachen von der Seribah fort, kehren aber gewiß nochmals zurück, um vollends aufzuräumen. Wann sie dich dabei entdecken, so will i zwar nit sagen, daß d' verloren bist, doch halt' i's für besser,

daß i bei dir bleib', bis der Araber kommen iſt und ihr glücklich abgereiſt ſeid. Was denkſt du dazu?"

„Ich gebe dir nicht unrecht. Damit auch du dich dann nicht allein befindeſt, nehmen wir noch einen Ruderer mit. Uebrigens wollte ich es den Negern nicht raten, mich zu überfallen und ſich meinen Kugeln auszuſetzen!"

Das Boot hatte jetzt die Strömung erreicht und trieb mit ihr ſo ſchnell abwärts, daß man das Ufer bald wieder aufſuchen konnte. Dort wurde das Fahrzeug im Schilf verborgen, und Schwarz verſah ſich mit den Gegenſtänden, die ihm notwendig erſchienen. Dann brach er auf, begleitet von dem Grauen und einem bewaffneten Schwarzen. Der Steuermann erhielt den Befehl, die Rückkehr der letzteren zwei hier zu erwarten und dabei den Fluß im Auge zu behalten.

Auch hier beſaß der Wald nur eine ſehr geringe Breite, ſo daß die drei Männer ſchon nach wenigen Schritten ſeinen Rand und die offene Ebene erreichten. Dort gingen ſie nun ſüdwärts der Seribah wieder zu.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde ſahen ſie deren Trümmer, aus denen ſich noch immer ein leichter Rauch erhob. Sie mußten, um unbemerkt zu bleiben, ihren Weg nun zwiſchen den Bäumen fortſetzen und erreichten glücklich den Hegelikbaum, unter deſſen Dach ſie ſich niederließen, um die Ankunft des Elefantenjägers zu erwarten. Seine baldige Rückkehr mußte ihnen um ſo erwünſchter ſein, als der Tag ſchon weit vorgeſchritten war und die Sonne ſich dem weſtlichen Horizont ſchnell zuneigte.

„Wie g'fallt dir der Elefantenjäger" fragte der Graue. „I möcht' ihn für ehrlich halten, hätt' aber doch beinahe g'lacht, als er ſeine alte Haubitz'n mit deinem

G'wehr verglich und dabei versprach, dich damit zu beschützen. Wann's auf den Treffer kommt, wirst halt du es sein, der ihn in Schutz zu nehmen hat."

„Möglich. Er ist mir wirklich höchst willkommen, und ich schenke ihm alles Vertrauen. Sein Schicksal erregt mein Beileid. Ein Vater, der lange Jahre hindurch nach seinem geraubten Sohn sucht!"

„Ja, man zählt diese Leut' zu den Halbwilden; aber sie haben ebensogut wie wir Herz und G'müt. Der Mann tut mir wirklich leid, und — — halt, schaust sie? Da kommen sie! Es ist a Manderl und a Weiberl. Kennst sie auch schon?"

Er deutete auf zwei regenpfeiferartige Vögel, die unter den Bäumen dahergelaufen kamen und, als sie die Männer erblickten, vorsichtig stehen blieben. Ihr Rücken war schwarz, ihr Bauch sandfarben, Schwanz und Flügel aber schwarz, weiß und grau gezeichnet.

„Ja, ich kenne sie," antwortete Schwarz. „Krokodilswächter, Pluvianus aegypticus. Dieser Vogel wird schon von Herodot erwähnt. Die Eingeborenen nennen ihn Ter-, Habobd- und Ghafir- et Timsah[1])".

„Richtig! Bist gar kein übler Vogelkenner und kannst mir helfen, wann i später mein Buch schreib'. Schau', da gehen s' wieder fort! Hast auch schon zug'schaut, wann so a Vogel sich dem Krokodil in den offenen Rachen setzt, um das darin befindliche G'würm zu fressen? Die riesige Eidechs' sperrt dabei das Maul sperrangelweit auf, und es fällt ihr gar nit ein, das kleine Viecherl zu stören oder gar zu verschlingen; sie weiß vielmehr recht gut, daß dasselbige sein Wohltäter ist."

„Es ist ja eine alte Erfahrung von uns Naturfor-

[1]) Vogel, Großmutter und Wächter des Krokodils.

schern, daß die Tierwelt vielfach eine Klugheit beweist, die von der Masse unterschätzt wird."

„Das ist sehr richtig. Es gibt Vögel, welche große Versammlung und Unterredungen abhalten. I hab' kürzlich g'sehen, daß wohl an die dreißig Pfauenkraniche im Kreise standen, und aaner in der Mitt' von ihnen, der in einem fort g'schrien hat. Die haben Reichstag oder Schulprüfung g'habt, denn einzelne riefen, wann der in der Mitt' mal's Maul g'halten hat, ihr Kurnuknuknuknuk dazwischen, als ob sie auf seine Frag' die Antwort zu geben hätten. Vielleicht sind diese Antworten klüger ausg'fallen als manche, die man in unsern Schulen zu hören bekommt."

„Hoffentlich denkst du dabei nicht an dich selbst," antwortete Schwarz, indem ein leises Lächeln um seine Lippen spielte.

„Warum nit? Denkst etwa, daß i stets hab' richtig antworten können? Freilich sind die Fragen oft so g'stellt gewesen, daß man ganz verblüfft dag'standen hat. Da denk' i gleich an damals, als i in der dritten Klass' g'sessen bin. Weißt das vielleicht schon?"

„Daß du auch diese Klasse besucht hast, kann ich mir doch denken!"

„Das mein' i nit, sondern i ziel' auf die Frag', die i damals bekommen hab'. I glaub's nit, daß i's dir schon verzählt hab'. Es sollt' nämlich Prüfung sein, und i hab' a saubres Vorhemd umgebunden und die neue, bunte Krawatt' um den Hals. Als i dann in den Spiegel schau, hab' i 'dacht, daß es um mi gar nit fehlgehen kann. Aber es ist doch anders kommen."

„Wie denn?" fragte Schwarz, als der Erzähler eine Pause machte.

„Das wirst gar nit vermuten können. Der Natur-

g'schichtsprofessor hat's nämlich auf mi g'spitzt gehabt, weil i ihm immer mit Fragen 'kommen bin, die ka vernünftiger Mensch beantworten kann. Dafür hat er mi im Examen auszahlen wollen. Als die Reih' an mi 'kommen ist, bin i voller Ehrerbietung aufg'standen und hab g'meint, daß man sich wohl über meine Kenntnissen wundern werd'. Aber was sagst dazu, wannst derfährst, daß der Professorn mi g'fragt hat, warum die Vögel Federn haben?"

„Das war freilich bitter!"

„Ja, er hat mi tüchtig reinleg'n wollen."

„Jedenfalls ist es dir gelungen, dich brav herauszubeißen. Was hast du denn für eine Antwort gegeben?"

„Zunächst hab' i gar nix g'sagt, sondern nur das Maul aufg'macht, um meine sieben Gedanken in Ordnung zu bringen, und dann, als die Frag' zweimal wiederholt worden ist, hab' i — —"

„Dir bahlak[1])!" raunte in diesem Augenblick der Schwarze den beiden Weißen zu, indem er mit der rechten Hand nach der Stelle deutete, wo der Weg vom Fluß nach der Seribah aus dem Walde trat.

Der Erzähler verstummte sofort, denn er erblickte zwei wohlbewaffnete Männer, die dort standen und starren Blickes den Schutt- und Trümmerhaufen betrachteten. Sie schienen vom Schreck gelähmt zu sein; dann aber rannten sie unter lauten Ausrufen und lebhaften Gebärden auf die Brandstätte zu.

„Zwei Weiße!" sagte der „Vater des Storches", indem er ihnen mit den Augen folgte, wobei seine Nase sich zur Seite bog wie der Kopf eines Vogels, der von einem Ast herab eine verdächtige Erscheinung betrachtet. „Wo kommen s' her, und wer mögen s' sein?"

[1]) Nimm dich in acht!

„Europäer sind sie nicht," antwortete Schwarz. „Ich halte sie für Leute, die zur Seribah gehören. Ich vermute das aus dem Entsetzen, das sie bei dem Anblick der Trümmerhaufen verrieten."

„Kannst recht haben! Sollten s' zur Schar des Abu el Mot gehören? Sollten s' etwa voraus sein, um seine Ankunft zu melden?"

„Das ist möglich, sogar wahrscheinlich. Ich werde sie beobachten."

Er zog sein Fernrohr aus und richtete es auf die beiden so unerwartet Erschienenen. Sie rannten eine Zeitlang auf der Brandstätte umher; dann folgten sie eine kurze Strecke weit den Spuren der abgezogenen Sklavenjäger, und endlich liefen sie in höchster Eile westwärts davon. „Sie gehen nach dem Dorfe der Dschur, um sich nach dem Vorgefallenen zu erkundigen," sagte Schwarz, indem er das Rohr wieder zusammenschob. „Das gibt uns Zeit, nachzusehen, woher sie gekommen sind. Ich vermute, daß ihr Boot unten am Fluß liegt. Komm mit!"

Als die beiden an das Wasser kamen, erblickten sie einen kleinen, schmalen, zweiruderigen Kahn, der mit einem Baststrick an eine in das Wasser ragende Baumwurzel befestigt war. Die Stelle, wo er lag, war vom Schilfe frei. Die Ruder lagen auf dem Boden, sonst war er leer.

„Es ist so, wie wir dachten," sagte Schwarz.

„Diese Kerls sind vorausgesandte Boten Abu el Mots. Es steht zu erwarten, daß sie schleunigst zurückkehren, um ihm zu melden, was geschehen ist, und ihn zur Eile anzuspornen."

„Das müssen wir zu verhüten suchen. Meinst nicht, daß wir ihnen das Boot zerbrechen?"

„Nein, denn sie würden daraus ersehen, daß Leute hier waren, die ihnen feindlich gesinnt sind. Wir binden den Kahn los und lassen ihn abwärts treiben. Dann können sie denken, daß sie ihn nicht fest angebunden hatten.“ Er machte den Strick los und gab dem leichten Fahrzeug einen kräftigen Stoß, daß es weit hinaus in das Wasser schoß. Dort wurde es von der Strömung erfaßt, einigemal rundum und dann schnell weitergetrieben.

Die beiden schlichen wieder zu dem Baum, wo der Niam-niam zurückgeblieben war. Sie warteten mit Sehnsucht auf die Rückkehr des Arabers, doch vergeblich. Es verging noch eine Stunde; die Sonne berührte den westlichen Horizont, und noch immer war der Sejad issal nicht zu sehen. An seiner Stelle kamen die beiden Sklavenjäger schnellen Laufes zurück. Sie beachteten die Brandstätte gar nicht und verschwanden im Wald, auf dem Wege, den sie gekommen waren.

„Sie wollen wieder fort,“ sagte Schwarz. „Wenn sie sehen, daß der Kahn weg ist, werden sie ihn wohl suchen. Damit sie uns nicht etwa sehen, müssen wir uns verstecken, bis sie fort sind.“

Es gab kein Unterholz, in das man sich hätte verbergen können. Darum stiegen die drei auf Bäume, deren Wipfel dicht genug war, den beabsichtigten Zweck zu erfüllen.

Vom Ufer her ertönten die Stimmen der enttäuschten Männer. Sie schienen, wie Schwarz vorausgesehen hatte, überzeugt zu sein, daß sie den Strick nicht gehörig befestigt gehabt hatten, denn sie zeigten keinen Verdacht und kehrten ebenso eilig, wie sie gekommen waren, nach dem Dorfe zurück. Die drei aber stiegen wieder von den Bäumen herab.

Die kurze Dämmerung ging vorüber, und der

Abend brach herein; noch immer ließ der Araber auf sich warten. Die beiden Deutschen wurden um so besorgter, je mehr die Zeit verstrich. Stunde um Stunde verging; es wurde Mitternacht. Da endlich hörte man draußen auf der Ebene das Geräusch von nahenden Schritten.

„Das ist er!“ atmete Schwarz tief auf. „Es sind die Schritte von Pferden oder Kamelen. Ich wüßte nicht, wer außer ihm mit solchen Tieren hierher kommen sollte.“

Er hatte recht, denn vom Rande des Waldes her erschien der Ruf: „Ja ishab elbet — he, Leute!“

Schwarz erkannte die Stimme des Erwarteten, dennoch fragte er: „Min haida — wer ist da?“

„El Sejad ijjal. Ta' a lihene — der Elefantenjäger. Komm hierher!“

Die beiden Weißen folgten mit dem Schwarzen diesem Ruf, doch vorsichtig. Ihr Mißtrauen war überflüssig, denn als sie die letzten Bäume erreichten, sahen sie zwei an der Erde liegende Kamele, bei denen der Elefantenjäger stand. Die Sterne leuchteten hell genug, um sehen zu lassen, daß er allein war.

„Ich habe gedacht, daß du nicht allein sein würdest,“ sagte er, als er die Begleiter Schwarzens erblickte. „Ihr habt mit Schmerzen auf mich gewartet, wie ich mir denken kann; aber es war mir nicht möglich, eher zu kommen.“

„Warum nicht?“ fragte der Graue.

„Der Schech war mißtrauisch dadurch, daß ich mit euch abseits gesprochen hatte, und euer karges Geschenk hatte seinen Zorn erregt. Er wollte mir keine Tiere verkaufen. Dann kamen die Boten des Abu el Mot, die unsern Handel unterbrachen.“

„Es waren also wirklich Boten von ihm?“

„Ja. Sie sollten verkünden, daß er in zwei Tagen ankommen werde. Als sie hörten, was geschehen war, beschlossen sie, zu ihm zurückzukehren, um ihn zur Verfolgung der Verräter und Brandstifter aufzufordern. Aber sie konnten diesen Vorsatz nicht ausführen, weil sie ihr Fahrzeug nicht sorgsam angebunden hatten. Der Fluß hat es mit sich fortgerissen."

„Nein, sondern wir haben das Boot losgebunden und dem Strom übergeben, weil wir vermuteten, wer die beiden seien und was sie tun würden."

„Das war klug von euch. Es ist kein Fahrzeug vorhanden, das sie benutzen könnten, und die Dschur besitzen nicht die erforderlichen Werkzeuge, schnell ein Boot zu bauen. Darum wird Abu el Mot unbenachrichtigt bleiben."

„Wo befindet er sich?"

„Heute ist er zwei Tagereisen abwärts von hier. Er kommt auf dem Wasserweg. Er hat in Diakin zwei Fahrzeuge gemietet, einen Sandal und einen Noger, auf denen er über dreihundert gut bewaffnete Nuehrs nach der Seribah bringt. Die mitgenommenen Nahrungsmittel sind ihm ausgegangen; darum sandte er die Boten auf dem leichten Kahn voraus, um Fleisch und Mehl von der Seribah zu beordern. Von hier aus kann er aber nichts erhalten, und in der Seribah Madunga, dem einzigen Ort, wo er noch vorüber kommt, darf er sich nicht sehen lassen, weil er mit deren Besitzer in Feindschaft lebt. Er ist also auf das Fischen und Jagen angewiesen, was seine Ankunft sehr verzögern wird. Wenn ihr mit eurem Boot nach Madunga wollt, so rate ich, euch vor ihm in acht zu nehmen. Ihr müßt, sobald ihr seine Schiffe erblickt, anlegen und euch am Ufer verbergen, bis sie vorüber sind."

„Wir werden gleich jetzt aufbrechen und die ganze Nacht fahren. Da wir die Strömung für uns haben, werden wir eher in Madunga sein als er. Du beginnst doch auch gleich den Ritt mit meinem Gefährten?"

„Nein, nicht jetzt, sondern erst, wenn der Morgen graut."

„Warum erst dann?" fragte Schwarz.

„Aus zwei sehr triftigen Gründen. Ihr seid Christen und wißt also wohl nicht, daß der Moslem jede Reise um die Zeit des Asr, drei Stunden nach Mittag anzutreten hat. Ist das nicht möglich, so darf er ausnahmsweise zum Fagr aufbrechen, früh wenn der Strahl der Sonne erscheint. Keineswegs aber ist es ihm gestattet nach el Aschia, dem Nachtgebet, eine Reise zu beginnen. Von dieser Regel darf er nur in der höchsten Not abweichen. Ich erlaube dir, nach den Satzungen deines Glaubens zu leben, aber du mußt mir auch gestatten, die Gebote des meinigen zu befolgen. Und selbst wenn ich gleich jetzt mit dir reiten wollte, wozu könnte das nützen? Wir müssen der Fährte der Sklavenjäger folgen, die des Nachts ja doch nicht zu erkennen ist."

„Aber wenn wir warten, bis es hell geworden ist, so werden die Dschur wieder hierher kommen und mich sehen."

„Sie kommen nicht. Sie sitzen noch jetzt beisammen und trinken berauschende Merissah, worauf sie dann gewiß bis in den Tag hinein schlafen werden. Der Schech war schon vorher betrunken, und das war ein Glück für dich und mich, denn nur der Rausch machte ihn willig, mir diese zwei Kamele abzutreten. Das eine ist mitsamt dem Sattel dein Eigentum, du hast mir dafür fünf Abu Noktah zu zahlen. Dieser Preis ist so gering, weil die Kamele hier doch in der baldigen Regenzeit zugrunde

gehen werden; aber dafür fordere ich, daß deine Abu Noktah keine Fehler haben."

Der Mariatheresiataler wird nämlich im Sudan nur dann angenommen, wenn die Prägung deutlich ist; außerdem müssen sich die sieben Punkte des Diadems, von denen der Taler seinen Namen hat[1]), ferner auch die Agraffe und die Buchstaben S F. scharf zeigen. Fehlt eines dieser Merkmale, so wird der Taler entweder gar nicht angenommen, oder um mehrere Piaster billiger berechnet.

Fünf Taler für ein gesatteltes Kamel war gar kein Preis. Schwarz hatte Geld zu sich gesteckt, als er das Boot verließ, und bezahlte die Summe sofort. Da es zu dunkel war, als daß die Prägung gesehen werden konnte, so versprach er, ein etwa minderwertiges Stück am Morgen ohne Widerrede auszuwechseln.

Er konnte nichts gegen die religiösen Anschauungen des Arabers tun, und sah sich also gezwungen, die vier Stunden bis zum Morgengrauen hier zu bleiben. Anders war es mit Pfotenhauer. Da dieser noch vor Abu el Mot die Gegend der Seribah Madunga erreichen wollte, so durfte er keine Zeit verlieren; er mußte nach dem Boote zurückkehren, und sich also jetzt von Schwarz verabschieden.

„Geb's Gott, daß wir uns bald und glücklich wiedersehen!" sagte er, als er dem Gefährten die Hand reichte. „Nun i dich fortlassen muß, denk' doch, daß die Belanda es gar nicht wert sind, daß d' dein Leben für sie wagst. Sie gehn uns eigentlich gar nix an. Aber, wannst denkst, daß dein G'wissen es gebietet, sie zu warnen, so reit' in Gottes Namen zu. Oder willst mir's der-

[1]) Abu Noktah = Vater des Punktes.

lauben, es an deiner Stell' zu tun? Jetzt iſt's noch Zeit dazu!"

„Nein, lieber Doktor, es kann mir gar nicht einfallen, ich — —"

„Willſt gleich ſchweigen, du Malifizbub' du!" fiel ihm der Graue zornig in die Rede. „Nennſt mi ſchon wieder Doktor! Und zwar gerade beim Abſchiednehmen, wo du dir alle Mühe geben ſollſt, mi nit zu verzürnen!"

„Es war nicht ſo gemeint; ich habe mich verſprochen; es fuhr mir ſo ſchnell heraus!"

„So nagel es drinnen feſt an, daß es nit heraus kann! Wannſt mi nit kurzweg Ignaz oder Naz, oder noch kürzer, Vogelnazi heißen willſt, ſo brauchſt gar nimmer wiederzukommen! Hab' i etwa darum mit dir Brüderſchaft g'macht, daß d' mir immer den Titel an den Kopf wirfſt, und mi als hoffärtigen Kerl behandelſt! Wann dies auch ſpäter ſo fortgehen ſoll, ſo bleib lieber bei den Belanda, und laß di von ihnen als Friſeur und Komplimentenfex anſtellen! Jetzt weißt, woran du biſt! Leb' alſo wohl; laß dir nix Böſes widerfahren, und denk' recht oft an deinen Nazi, der die Augenblick' zählen wird, bis er dich wieder bei ſich hat!"

Er eilte davon, gefolgt von den Schwarzen. Schwarz blickte ihm in tiefer Rührung nach, bis er im Dunkel der Nacht verſchwunden war. Der alte, ſeelengute Kauz war ihm ja ungewöhnlich lieb und wert geworden.

Neuntes Kapitel.

Die Erzählung des Elefantenjägers.

Als Pfotenhauer den Blicken seines Freundes Schwarz entschwunden war, setzte dieser sich nieder, und der Sejad ifjal nahm an seiner Seite Platz. Ueber ihr Vorhaben gab es nicht viel zu sprechen: ihr Plan bestand einfach darin, den Sklavenjägern zu folgen; sobald sie diesen nahe genug gekommen waren, wollten sie zur Seite weichen und einen Bogen reiten, um vor ihnen Ombula zu erreichen.

Dann saßen sie still bei einander. Wovon hätten sie sprechen sollen? Jeder hätte gern über die Verhältnisse des andern etwas Näheres erfahren, aber beide hielten es für unhöflich, danach zu fragen.

So verging ihnen die Zeit in stillem Sinnen und zeitweiligem Einnicken, bis die lautschallende Stimme eines Kranichs den nahenden Morgen verkündete. Einige Reiher flogen über die Bäume; ein Sporenkiebitz kreischte sein „Sik-sak"; das niedrige Volk der Enten und Klaffschnäbel wurde dadurch aus dem Schlafe geweckt, und fiel in allen möglichen Tönen ein. Die Sterne des Ostens wichen dem dort aufsteigenden Glanz und der Elefantenjäger kniete auf seine ausgebreitete Decke, um sein Morgengebet, el Fagr, zu sprechen.

Auch Schwarz faltete die Hände. Wer könnte in

dem Augenblick, wo eine solche Natur rundum erwacht, nicht dessen gedenken, der sie geschaffen hat!

Nach dem Gebet stieg der Araber, ohne ein Wort zu sagen, in den Sattel; Schwarz folgte diesem Beispiel. Die Kamele sprangen auf und trugen ihre Reiter südwärts, auf der Fährte der Sklavenjäger hin. Der Ritt hatte begonnen, wer mochte sagen, wie er enden werde!

Die Morgendämmerung hatte kaum zehn Minuten gewährt, dann brach der lichte Tag herein. Man konnte weithin die Ebene überblicken. In der Gegend, nach der hin das Dorf der Dschur lag, war kein Mensch zu sehen; der Aufbruch der beiden Männer erfolgte also unbemerkt.

Schwarz sah jetzt, daß sein Gefährte sich mit Nahrungsmitteln ziemlich reichlich versehen hatte. Am Sattelknopf hingen einige geschlachtete Hühner und zwei Lederſäcke, die wohl mit Mehl gefüllt waren. An ein Hungerleiden brauchte also für jetzt nicht gedacht zu werden.

Weniger beruhigend wirkte die Beobachtung der beiden Kamele. Sie waren außerordentlich mager und trugen tiefe Geschwürsnarben in der Haut. Waren sie den Krankheiten und Plagen der letzten Regenzeit nicht zum Opfer gefallen, so mußte das in der nächsten Zeit sicher geschehen. Der dicke Schech hatte wohl seine beiden schlechtesten und schwächsten Tiere verkauft. Sie waren zu keinem schnellen Schritt zu bewegen, weder durch Zureden noch durch Schläge. Ein guter Fußgänger hätte recht gut mit ihnen Schritt halten können.

So kam es, daß sie erst gegen Mittag die Gegend erreichten, wo gestern Lobo und Tolo gerettet worden waren. Man sah die Fährte deutlich; sie bog von hier nach Südwest ab, während sich der Nil mit dem Walde in einem weiten Bogen ostwärts wendete.

Die beiden Reiter ließen, ehe sie sich von dem Flusse wendeten, ihre Tiere tüchtig trinken, auch hieben sie mit den Messern einen Vorrat von grünen Zweigen ab, die den Kamelen am Abend als Futter gegeben werden sollten. Dann ging es wieder der Fährte nach, und zwar in der Ueberzeugung, daß man heute weder Schatten noch Wasser mehr finden werde.

Die Hitze des Mittags wurde so drückend, daß die Kamele noch langsamer als vorher gingen. Das erregte in Schwarz die ernstesten Besorgnisse. Er hatte bisher geschwiegen, um seinen Gefährten nicht zu beleidigen; nun aber sagte er: „Hatten die Dschur keine besseren Kamele? Oder hättest du nicht lieber Pferde kaufen sollen?“ — „Pferde gab es nicht mehr; Abd el Mot hat sie alle gemietet,“ antwortete der Araber. „Und von den Kamelen mußte ich diejenigen nehmen, die ich bekam.“ — „Aber Reitochsen gab es noch?“ — „Auch nicht: Abd el Mot hat sie mit. Allah weiß, was geschehen soll!“ — „Und ich weiß, was geschehen wird. Wir werden nämlich Ombula zu spät erreichen. Wir kommen nicht schneller vorwärts als die Fußtruppen Abd el Mots, und diese haben einen vollen Tagesvorsprung voraus! Es scheint, daß unsre Tiere eher zusammenbrechen, als rascher gehen werden. Sie sind weder durch Worte noch durch Schläge anzutreiben.“ — „So weiß ich noch ein anderes Mittel. Wir haben die Zweige der Suffarah abgeschnitten, die uns helfen sollen.“

Er zog sein Messer hervor und schnitt aus der Anschwellung eines dieser Zweige eine kleine Pfeife. Als sie fertig war und er diesem Instrument einen Ton entlockte, spitzten die Kamele die Ohren. Er pfiff weiter, und da setzten sich die Tiere freiwillig in einen ausgiebigen Trott, den man ihnen vorher unmöglich hatte

zutrauen können. „Siehst du!“ lachte der Araber. „Ich werde dir so eine Suffarah anfertigen; dann können wir einander ablösen, um bei Atem zu bleiben.“

„Tue es,“ stimmte Schwarz in heiterer Laune bei. „Hoffentlich gelingt es uns, die Hedschahn[1]) bis Ombula zu pfeifen. An mir soll es nicht fehlen.“

Er erhielt seine Suffarah, und dann blies bald der eine, bald der andre, als ob sie es bezahlt bekämen. Sobald die Pfeifen schwiegen, fielen die Kamele in den entsetzlichen langsamen Gang, welcher Zustände erweckt, die denen der Seekrankheit höchst ähnlich sind. Ließen sich aber die schrillen Instrumente hören, so verwandelte sich der Schaukelschritt sofort wieder in schnellen Trott.

So pfiffen sich die beiden Reiter während des Nachmittags über eine weite, dürre und pflanzenlose Ebene, bis sie am Abend einen kleinen, fast ganz ausgetrockneten Sumpf erreichten, der sich zur Regenzeit wahrscheinlich in einen ganz ansehnlichen See verwandelte. Da gab es trockenes Schilf zum Feuer genug, aber kein tierisches Leben, außer den halbverhungerten Krokodilen, die den Schlamm bevölkerten, und, in Ermangelung einer andern Nahrung, jedenfalls gezwungen waren, während der heißen Jahreszeit von ihresgleichen zu leben.

Der Elefantenjäger war am Mittag und Nachmittag abgestiegen, um das vorgeschriebene Gebet zu verrichten. Jetzt war el Mogreb nahe, das Gebet bei Sonnenuntergang; darum hielt er am Sumpf an und erklärte, daß er hier bleiben werde. Schwarz fügte sich in das Unvermeidliche. Er war übrigens mit dem heutigen Ergebnisse nicht ganz unzufrieden. Die Pfeifen hatten so gewirkt, daß man den Sklavenjägern ein gut Teil näher gekommen war. Der Deutsche hatte an den Spuren

[1]) Rennkamele

gesehen, daß sie ihr Nachtlager eine nicht unbedeutende Strecke rückwärts gehabt hatten.

Nach Einbruch der Dunkelheit wurde ein Feuer angebrannt, teils um ein Huhn zu braten, teils zur Abwehr wilder Tiere. Die Kamele durften wegen der Krokodile nicht allzu nahe an den Sumpf. Sie wurden gefesselt und bekamen die mitgenommenen Zweige vorgelegt. Wasser gab es nicht. Da das Feuer während der ganzen Nacht hell brennen mußte, so konnten die beiden Männer nicht zu gleicher Zeit schlafen; sie waren gezwungen, einander zum Wachen abzulösen.

Darum, und weil der Ritt ermüdet hatte, wurde nur das Notwendigste gesprochen. Als das Huhn, das dem Deutschen gar nicht mundete, weil es schon in Fäulnis übergegangen war, verzehrt war, konnte ersterer schlafen, während der Araber die erste Wache übernahm.

Nach Mitternacht wurde Schwarz durch einen Schuß aufgeweckt. Er sprang sofort auf und griff nach seinem Gewehr.

„Ma fi schi, bess timsah — es ist nichts, nur ein Krokodil," sagte der Araber, welcher ruhig am Feuer saß, die rauchende Flinte in der Hand. Er deutete seitwärts, wo ein riesiges Krokodil sich in Todeszuckungen wand. Der Hunger hatte es aus dem Sumpf nach dem Feuer getrieben, wo ihm die Kugel des Elefantenjägers in das Auge gedrungen war.

„Das ist höchst einladend!" antwortete Schwarz. „Wollen wir uns nicht etwas mehr entfernen?" — „Ich halte es nicht für nötig. Der Schuß hat die Bestien so erschreckt, daß sich keine mehr heranwagen wird. Lege dich getrost nieder. Du hast noch eine halbe Stunde zu schlafen, um dann bis zum Morgen zu wachen." — „Unter solchen Umständen beginne ich lieber gleich die

Wache. Ich will lieber einige Krokodile erschießen, als mich von ihnen fressen lassen." — „Wie du willst. Du hast gesehen, daß du unter meinem Schutz sicher bist. Ich hoffe, daß ich es unter dem deinigen auch sein werde."

Er lud den abgeschossenen Lauf wieder und wickelte sich dann in seine Decke. Dieser Mann war jedenfalls kaltblütiger und brauchbarer, als Schwarz bisher geglaubt hatte. Der letztere warf einen Haufen Schilf in die Flamme und übernahm sein Wächteramt.

Die Nacht war für ihn einsam wie noch selten eine. Von fernher tönten undeutliche Stimmen von Tieren, die sich nicht herbeiwagten, weil sie die Anwesenheit der gefräßigen Krokodile kannten, und außerdem vom Feuer zurückgescheucht wurden. Hyänen und Schakale sind ungefährlich. Löwen oder Panther waren nicht zu erwarten, da sich selbst für sie kein genießbares Wasser hier befand. Er hatte also seine Aufmerksamkeit nur gegen den Sumpf zu richten, um, falls abermals ein Saurier sich lüstern nähere, ihm eine Kugel zu geben. Doch erfolgte auch von dieser Seite kein weiterer Angriff.

Die Nacht verging, und kurz vor dem Morgengrauen weckte Schwarz seinen Gefährten, damit dieser die ihm vorgeschriebene Morgenandacht nicht versäume. Vorher hatte er den Kamelen als Futter Schilf vorgeworfen.

Die unverzehrten Hühner waren mittlerweile vollständig ungenießbar geworden; in jenen Gegenden hält Fleisch sich nur stundenlang. Der Araber hatte sie mitgenommen, weil man sie ihm umsonst gegeben hatte; es gibt dort Stämme, welche Hühner in Menge haben, aber deren Fleisch nicht genießen. Er warf sie in den Sumpf, wo sich augenblicklich ein wahrhaft scheußlicher Kampf um das Aas erhob. Die Krokodile verletzten einander dabei

selbst. Schwarz sah, daß dem einen ein Bein herausgerissen, dem andern der Schwanz, und einem dritten ein Stück des Rachens abgebissen wurde.

Nun entfesselte man die Kamele, um den Ritt von neuem zu beginnen. Er war heute nicht so beschwerlich, die Gegend nicht so trostlos wie gestern. Der Fluß kehrte von seiner großen Krümmung zurück, und die Fährte, der man zu folgen hatte, suchte seine Nähe wieder auf. Da gab es Wasser zum Trinken, Grün für die Tiere und — Enten für die Menschen. Schwarz erlegte auf einen Schuß zwei derselben.

Die Kamele waren, durch die Pfeifen aufgemuntert, heute noch fleißiger gewesen, als gestern. Man erreichte schon kurz nach Mittag die Stelle, wo die Sklavenjäger in voriger Nacht Halt gemacht hatten. Das veranlaßte die beiden Reiter, ihren schwachen Tieren eine Ruhestunde zu gönnen. Sie stiegen ab, machten ein Feuer und brieten eine Ente. Auch während dieses Aufenthalts wurde nur wenig gesprochen. Der Elefantenjäger schien ein höchst schweigsamer Mann zu sein, und Schwarz hatte keinen Grund, ihn zur Beredsamkeit zu bringen.

Am Nachmittag wurde der bisher ebene Boden wellenförmig, und später sah man zur rechten Hand Höhen liegen, die nach dem bisherigen Maßstab ganz bedeutend erschienen. Von dorther lief ein Chor[1]) herab, dem die Fährte aufwärts folgte. Einige Stellen dieses in der Regenzeit einen Fluß bildenden Bettes waren feucht; in andern stand sogar noch Wasser. Da gab es pflanzliches und tierisches Leben in Menge. Aber zu dessen Beobachtung war keine Zeit vorhanden, da die Sklavenjäger bis spätestens morgen mittag überholt wer-

[1]) Regenbett.

den mußten. Deshalb wurde die Suffarah heute noch anhaltender als gestern benutzt, und die Wirkung war, daß die Kamele fast über ihre Kräfte liefen.

Der weitere Weg führte zwischen den erwähnten Höhen hindurch und senkte sich dann wieder abwärts nach dem Fluß, welcher abermals einen Bogen gemacht hatte, der durch die Fährte abgeschnitten worden war. Doch blieb die Fährte nicht am Fluß, sondern lief am Rande einer Maijeh hin, um deren äußerste Spitze sie bog. An dieser Stelle mußten die beiden Reiter halten, weil der Abend hereinzubrechen drohte.

Der Nil bildet weit in das Land gehende Buchten, ähnlich den Bayous des Mississippi, die zur Regenzeit mit Wasser gefüllt sind. Kehrt der Nil dann zu seiner ursprünglichen Breite zurück, so bleibt das Wasser in diesen Buchten stehen, wo es einen lebhaften Pflanzenwuchs erweckt, um dann später mehr oder weniger auszutrocknen. Viele dieser Vertiefungen sind so erheblich eingeschnitten, daß sie selbst in den heißesten Monaten Wasser halten. Sie werden Maijeh genannt, und an einer davon hielten die beiden Reiter.

Mehrere hundert Schritte vom Rand derselben entfernt stand eine riesige Homrah[1]), deren Stamm gewiß über fünfzig Fuß Umfang hatte. Dabei war sie kaum zwanzig Ellen hoch, und ihre jetzt kahlen Aeste und Zweige senkten sich mit den Spitzen fast wieder bis zur Erde nieder, so daß der Wipfel eine hohle Halbkugel bildete, in deren Mitte sich der ungeheure Stamm befand. Dorthin leiteten die beiden ihre Tiere, um da die Nacht zuzubringen. Hier konnten sie sich durch das Feuer leichter vor den Nachtmücken schützen, deren Plage am Wasser viel ärger gewesen wäre.

[1]) Baobab, Affenbrotbaum.

Während Schwarz eine Sporngans schoß und zum Mahle herrichtete, holte der Araber schweigend Brennmaterial herbei, das in großer Menge vorhanden war. Dann verrichtete er sein Gebet, worauf er vier Feuer anbrannte, zwischen denen sich die Reiter und Kamele lagerten. Dies letztere war notwendig wegen der hier vorhandenen Mücken, und weil man aus der Nähe der von Tausenden von Vögeln belebten Maijeh auf das Vorhandensein größerer Raubtiere schließen konnte.

Die Kamele waren an der Maijeh getränkt worden und hatten dann ihr Futter erhalten. Als die Gans gar war, schritten auch die Reiter zum leckeren Mahl. Der Schein der Feuer drang zwischen den Zweigen der Homrah hinaus ins Freie, doch reichten die Blicke der beiden Männer nicht so weit, da sie von vier Flammen geblendet wurden.

Während sie schweigend aßen, hörten sie vor sich ein Knacken der Aeste und darauf ein tiefes, unruhiges Schnaufen. Sie blickten auf und griffen nach ihren Gewehren.

„Allah akbar, dschamus, dschamus — Gott ist groß, ein Büffel, ein Büffel!“ rief der Araber. Im Nu hatte er den Kolben an der Wange und drückte ab, beide Läufe schnell hintereinander, doch leider ohne den erwarteten Erfolg, da er in seiner Aufregung und von den Feuern geblendet, nicht genau gezielt hatte.

Der afrikanische Büffel ist noch viel stärker, wilder und unbändiger als der indianische. Er liebt die Sümpfe, schwimmt ausgezeichnet und bricht sich durch das dichteste Unterholz im schnellen Laufe Bahn. Erfahrene Jäger halten seine Jagd für noch gefährlicher als diejenige des Elefanten, Nilpferds und Nashorns. Selbst auf den Tod verwundet, kämpft er fort. Besonders gefährlich sind die

einzelnen Umherſtreicher, die wegen ihrer wahnſinnigen Wildheit von ihresgleichen nicht geduldet und aus den Herden ausgeſtoßen werden. Von ihnen ſagt der Sudaneſe: „Wenn du eine Herde Büffel erblickſt, ſo flieht ſie vor dir; findeſt du mehrere Büffel, ſo brauchſt du ſie nicht zu fürchten; begegneſt du aber einem einzelnen, ſo ſei Gott dir gnädig!“

Und ein ſolcher einzelner, ein ſolcher Umherſtreicher war es, der ſo plötzlich ſeinen dicken Kopf mit den mächtigen Hörnern und niederhängenden Ohren durch die Zweige ſteckte. Die Feuer hatten, anſtatt ihn zu verſcheuchen, ihn vielmehr herbeigelockt. Sie erregten ſeinen Grimm. Er ſah die Männer und die Kamele und wollte ſich auf ſie ſtürzen, gerade als der Elefantenjäger ihm die beiden Kugeln entgegenſchickte. Sie trafen ihn zwar, aber nur leicht. Er ſtand einen Augenblick unbeweglich, wie erſtaunt, daß man es gewagt habe, an Gegenwehr zu denken, dann ſenkte er den Kopf, und warf ſich unter wütendem Gebrüll vorwärts.

„Rette dich hinter den Baumſtamm!“ rief Schwarz dem Araber zu.

Es bedurfte dieſer Aufforderung gar nicht, denn der Jäger war bereits hinter der Homrah verſchwunden. Der Deutſche aber blieb kaltblütig ſtehen, das Gewehr in der Hand. Schon ſenkte das Tier den Kopf, um ihn mit den Hörnern zu faſſen, da ſprang Schwarz blitzſchnell zur Seite, ſeine Schüſſe krachten — der Büffel ſtand wie vom Schlag getroffen, unbeweglich; ein Zittern ging durch ſeine mächtigen Glieder, ſeine rieſige Geſtalt, dann brach er auf demſelben Fleck zuſammen, wo die Kugeln des Deutſchen ihm Halt geboten hatten.

Dieſer letztere war nicht von der Stelle gewichen. Um das zu wagen, mußte er ſeines Schuſſes außer-

ordentlich sicher gewesen sein. Er griff in die Patronentasche, lud von neuem, und sagte dabei ruhig zu dem Araber: „Du kannst nun wiederkommen, denn er ist tot.“ — „Tot?“ fragte der andre, indem er sehr vorsichtig nur die Nase sehen ließ. „Das ist nicht möglich!“ — „Ueberzeuge dich!“ — „So habe ich ihn also doch gut getroffen!“ — „Du? Das glaube ich nicht! Wollen mal sehen, welche Wirkung deine Kugeln gehabt haben.“

Er kniete vor das Ungetüm nieder, um dessen Stirn zu untersuchen.

„Allah jisallimak — Gott behüte dich!“ schrie der Araber entsetzt. „Willst du dich ermorden? Wenn er noch nicht völlig tot ist, bist du verloren!“

„Habe keine Sorge! Ich weiß sehr wohl, was ich tue. Schau her! Deine eine Kugel hat das Ohr durchlöchert, und die andre ist vom Hörnerwulst abgeglitten. Du kannst es ganz deutlich sehen.“

Der andre kam nur zagend herbei; er streckte die Hand weit aus, um das Tier zu betasten; er faßte es am Schwanz und dann am Bein, um sich zu überzeugen, daß es wirklich nicht mehr gefährlich sei; dann erst näherte er sich dem Kopf, um die Stellen zu betrachten, die er getroffen hatte.

„Allah, Allah!“ rief er aus. „Du hast recht. Ich habe ihn nicht einmal verwundet, denn das Loch im Ohr hat gar nichts zu bedeuten. Wo aber hast du ihn getroffen? Er stand mitten im Lauf, wie von Allahs Faust erfaßt, und sank dann zitternd zur Erde nieder, um sich nicht mehr zu regen.“

„Ich habe ihm den letzten Halswirbel zerschmettert, das hielt ihn fest, und ihn dann ins Herz getroffen, das warf ihn nieder. Ich hatte keine andre Wahl, da er mit gesenktem Kopf auf mich zukam.“

„Du wolltest ihn wirklich an diesen beiden Stellen treffen?“ fragte der Elefantenjäger erstaunt. „Aber du hast ja gar nicht gezielt!“

„Besser wie du. Man kann sehr genau zielen, ohne das Gewehr an das Auge zu nehmen. Ich habe die Mündungen gerade an die Stellen gehalten, die ich treffen wollte. Das muß freilich blitzschnell geschehen, wenn man sich nicht von den Hörnern fassen lassen will. Und seines Gewehres muß man unbedingt sicher sein, sonst ist man des Todes.“

Er setzte sich nieder und schnitt sich ein Stück von dem Braten ab. Der Sejad ijjal konnte sein Staunen nicht verbergen und starrte bald ihn, bald das Gewehr an. Schließlich hielt er es für das beste, dem Beispiel des Gefährten zu folgen; darum legte er erst neues Holz in die Flammen und setzte sich dann nieder, um seinerseits auch der Gans die ihr gebührende Ehre zu erweisen. Er konnte es aber nicht über das Herz bringen, schon nach einiger Zeit zu fragen: „Was tun wir nun mit diesem Abu kuruhn[1])? Wenn er hier liegen bleibt, wird er alle Raubtiere der Umgegend herbeilocken.“

„Jetzt noch nicht. Blut ist fast gar nicht geflossen, und da wir ihn nicht ausweiden, wird der Geruch während der Nacht nicht bedeutend sein. Uebrigens wird kein Löwe sich zwischen diese vier Feuer wagen. Das konnte nur ein so störrisches Tier, wie dieser Ochse war, tun.“

„Aber die Kamele fürchten sich vor ihm.“

„Sie sind jetzt freilich noch ängstlich, werden sich aber bald beruhigen. Das Fleisch dieses alten Kerls ist ungenießbar. Wir müssen es für die Geier liegen lassen. Unter gewöhnlichen Umständen würde ich das Skelett

[1]) „Vater der Hörner“ = Büffel.

des Kopfes mit den prächtigen Hörnern mitnehmen; das kann ich aber leider jetzt nicht."

„Effendi, du bist gerade so ein mutiger und zugleich ruhiger Mann, wie Emin Pascha. Ich bewundere und achte dich. Willst du mir nicht deinen Namen sagen, damit ich weiß, wie ich dich nennen soll?"

„Du würdest ihn nicht richtig aussprechen können; darum will ich ihn dir in arabischer Uebersetzung sagen. Nenne mich Aswad[1]); das wird genügen. Nun darf ich wohl auch deinen Namen erfahren?"

„Als ich Dar Runga verließ, schwor ich bei Allah, meinen Namen abzulegen, bis ich die Spur meines Sohnes finden würde. Da dies noch nicht geschehen ist, darf ich ihn nicht über die Lippen bringen. Man nennt mich überall den Elefantenjäger. Willst du das nicht auch tun, sondern mir einen Namen geben, so nenne mich Bala Ibn[2]); das ist ein Wort, das auf mich paßt."

„Ich werde mich dieses Namens bedienen, wenn ich von oder mit dir spreche. Aber hast du auch geschworen, darüber zu schweigen, unter welchen Umständen du deinen Sohn verloren hast?"

„Nein, Effendi. Wie könnte ich jemals hoffen, ihn wiederzufinden, wenn ich nicht davon sprechen dürfte. Ich habe schon Hunderten mein Unglück erzählt, doch keiner hat vermocht, mir einen Fingerzeig zu geben. Ich glaube nun, daß mein Sohn gestorben ist, aber ich bleibe dennoch meinem Schwur getreu und werde nach ihm und seinem Entführer suchen, bis Allah mich aus dem Leben nimmt."

Er legte die Hand über die Augen, wie um die tiefe Trauer, die in seinem Blick lag, zu verbergen, und fuhr dann fort: „Ich war der reichste und angesehenste Mann

[1]) Schwarz. — [2]) Ohne Sohn.

meines Stammes, der Anführer unsrer Krieger und der Oberste im Rat der Weisen; ich pries mich glücklicher als alle, die ich kannte, und ich war es auch, bis derjenige kam, der mein Unglück verschuldete. Ich liebte mein Weib und mein einziges Kind, einen Sohn, dem wir den Namen Mesuf et Tmeni Sawabi-Jlidschr[1]) gaben. Da sandte — — —"

„Wie hieß dieser Knabe?" unterbrach der Deutsche ihn. „Mesuf et Tmeni Sawabi-Jlidschr? Warum hast du ihm diesen Namen gegeben?"

„Weil er nur vier Zehen an jedem Fuß hatte. Ich weiß nicht, ob das bei euch auch vorkommt; bei uns ist es selten."

„Bei uns auch. Aber ich habe Personen gekannt, denen Finger oder Zehen von der Geburt an fehlten, und auch einen Mann, der sechs Finger, also einen zu viel an jeder Hand hatte."

„Die Finger meines Sohnes waren vollzählig, doch fehlte ihm eine kleine Zehe an jedem Fuß; dafür aber hatte Allah ihm eine um so reichere Seele gegeben, denn er war das klügste Kind im ganzen Stamm. Als er noch nicht drei Jahre zählte, begab es sich, daß ein Baija'l abid[2]) in unser Duar[3]) kam, um Sklaven zu verkaufen. Es waren Knaben und Mädchen, auch Frauen, lauter Neger, außer einem Knaben, welcher helle Haut, auch schlichtes Haar und keine Negerzüge besaß. Der Händler errichtete einen Markt bei uns, um seine Waren zu verkaufen, und aus der ganzen Gegend kamen die Beni el Arab herbei, mit ihm zu handeln. Der helle Knabe weinte stets, aber sprechen konnte er nicht, denn man hatte ihm die Zunge herausgeschnitten."

„Entsetzlich! Wie alt war er?"

---

[1]) Mesuf mit acht Zehen. — [2]) Sklavenhändler. — [3]) Zeltdorf.

„Vielleicht vierzehn Jahre. Als der Händler eine Woche bei uns gewesen war, kam plötzlich ein Mann mit mehreren Begleitern aus Birket Fatma zu uns und klagte den Händler an, ihm seinen Sohn gestohlen zu haben. Der Vater war der Spur des Schurken gefolgt und so zu uns gekommen. Der Händler leugnete; er schwor bei Allah, den Mann gar nicht zu kennen. Da er unser Gast war, mußten wir ihn in Schutz nehmen; aber die Erzählung der Männer aus Birket Fatma klang so wahrhaftig, daß wir sie glauben mußten. Es wurde eine Beratung abgehalten, wobei ich bestimmte, daß der Knabe, welcher eingesperrt gehalten wurde, dem Fremden vorgeführt werden solle. Dieser letztere erhielt den strengen Befehl, dabei ganz ruhig zu erscheinen, und kein Wort zu sagen. Der Knabe wurde gebracht. Als er den Fremden erblickte, stieß er Jubeltöne aus und sprang auf ihn zu, ihn zu umarmen und zu küssen. Auch die übrigen Männer aus Birket Fatma begrüßte er mit großer Freude. War das nicht ein Beweis, daß er der Sohn des Fremden sei?"

„Ganz gewiß!" antwortete Schwarz.

„Außerdem beschworen die Leute die Wahrheit ihrer Aussage. Der Händler hatte den Sohn eines gläubigen Moslem gestohlen und zum Sklaven gemacht, welches Verbrechen mit dem Tod bestraft wird. Sodann hatte er dem Knaben die Zunge geraubt, damit dieser ihn nicht verraten könne; darauf mußte eine weitere Strafe erfolgen. Die große Versammlung trat also wieder zusammen, um ihm das Urteil zu sprechen. Dieses lautete auf den Tod für den Raub. Für das Herausschneiden der Zunge sollte er vorher die Peitsche erhalten. Und für den Verlust seiner Sprache sollte der verstümmelte Knabe die Sklavenware des Verbrechers empfangen."

„Wurde dieses Urteil vollstreckt?“

„Nur ein kleiner Teil desselben. Nach dem Gesetz mußte der Schuldige dem Vater des Knaben ausgeantwortet werden. Dies konnte erst nach einer Woche geschehen, denn er war unser Gast, als der er für vierzehn Tage in unserm Schutze stand. Darum sperrten wir ihn ein, um ihn nach sieben Tagen den Rächern auszuliefern; aber bis dahin sollte er an jedem Tage durchgepeitscht werden. Dies geschah zweimal unter meiner eigenen Aufsicht. Am dritten Morgen war er entflohen, ohne eine Spur zurückzulassen. Unsre Krieger bestiegen sofort ihre Pferde, um ihn zu verfolgen, aber sie kehrten alle zurück; ohne daß einer ihn gesehen hatte. Die Leute aus Birket Fatma kehrten mit dem Knaben und den Sklaven dorthin zurück, auf die Ausführung des Todesurteils hatten sie verzichten müssen.“

„Und dieses Ereignis steht im Zusammenhang mit dem Verlust deines Sohnes?“

„Ja. Nach wenigen Wochen brachte mir ein Bote aus Salamat einen Brief, der mit Ebrid Ben Lassa, dem Namen des Sklavenhändlers, unterzeichnet war. Dieser Hund schrieb, er sei unschuldig verurteilt worden, und er werde sich an mir rächen, daß ich bis an mein Ende an den geraubten Knaben aus Birket Fatma denken solle. Einen Monat später war ich mit meinen Kriegern vom benachbarten Stamme zu einer großen Fantasia[1]) eingeladen. Kaum befanden wir uns dort, so kam uns ein Bote mit der Nachricht nach, daß mein Sohn verschwunden sei. Er war in der Nacht geraubt worden, und am Morgen hing an der Zeltstange ein Brief, worin Ebrid Ben Lassa mir mitteilte, daß er sich meinen Knaben an

[1]) Kriegerische Festlichkeit.

Stelle des andern geholt habe, und daß ich das Kind im Leben nicht mehr erblicken solle."

„Das ist ja teuflisch; das ist geradezu höllisch!" rief der Deutsche aus.

„O, er schrieb außerdem, daß er meinen Sohn für die zweimaligen Schläge täglich peitschen, und ihm außerdem auch die Zunge nehmen werde. Ich war wie ein Wahnsinniger. Alle meine und auch die benachbarten Krieger streiften weit umher, um diesen Teufel zu ergreifen — vergeblich! Als wir nach Wochen zurückkehrten, lag mein Weib im Fieber, und da ich ihr den Sohn nicht brachte, starb sie nach wenigen Tagen. Nachdem ich sie begraben hatte, tat ich den Schwur, den du kennst. Ich gab meinen Sklaven die Freiheit, vertraute alle meine Habe meinem Bruder an und wanderte fort, um meinen Sohn zu suchen. Kein Negerfürst, der unter dem Khedive steht, darf einen weißen Sklaven kaufen; ich mußte also im Norden und Westen suchen. Darum wanderte ich nordwärts durch Wadai, durch die Wüste nach Borgu, wieder zurück nach Kanem und Bornu, nach Bagirmi und Adamaua. Ich frug und forschte an allen Orten, doch stets umsonst. Wenn ich einmal glaubte, die Spur entdeckt zu haben, grinste mir die Enttäuschung bald entgegen. Dann ging ich nach Osten, wo ich ganz Kordofan und Dar Fur durchsuchte; aber auch das war vergebens. Die Jahre schwanden; mein Herz lag im Blute, und mein Haar wurde grau. Der einzige Erfolg, der sich mir zeigte, war die nunmehrige Einsicht, daß ich dreizehn Jahre lang in falscher Richtung geforscht hatte. Ich wandte mich nun doch dem Süden zu, von Habesch aus bis zu den Galla und den größten Seen, dann zu den Völkern, die im Westen davon wohnen. Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Ich lebte von der Jagd. Von

den Leiden, die ich überstand, und den Gefahren brauche ich dir nicht zu erzählen. Seit mehreren Monaten durchforsche ich die Gegenden der vielen Wasser, aus denen sich der Bahr el Abiad bildet. Ich bin da als Sejad iffal bekannt geworden, aber meinen Sohn werde ich auch hier nicht finden; ich habe darauf verzichtet, denn er wird seinen Leiden längst erlegen sein. Doch bitte ich Allah täglich um das eine, mich mit Ebrid Ben Laffa, falls er noch lebt, zusammenzuführen. Sollte ich diesem hundertfachen Teufel begegnen, so siebenmal siebenmal wehe ihm! Die Hölle wird keine der Qualen haben, die er von meiner Hand erdulden soll!"

Diese letzten Worte hatte der unglückliche Vater in einer Weise durch die Zähne geknirscht, daß es seinen Nachbar schauderte; dann senkte er den Kopf und legte sein Gesicht in die Hände. Er fuhr fast erschrocken aus seinen düstern Gedanken auf, als Schwarz nach einiger Zeit in mildem Tone sagte: „Allah ist allmächtig und allbarmherzig. Vielleicht hast du einst deine Sklaven hart behandelt, und da hat er dir zeigen wollen, welch ein unbeschreibliches und unendliches Herzeleid das Wort Sklaverei umfaßt."

Der Araber stöhnte auf; dann seufzte er schwer: „Ich war ein jähzorniger Gebieter. Mancher Schwarze ist unter meiner Peitsche gestorben; einigen habe ich die Hände abhauen, einem auch die Zunge nehmen lassen, weil er mich mit ihr beleidigte. Nach dem Verschwinden meines Sohnes kam die Reue über mich, und deshalb gab ich sie alle frei."

„So hat meine Vermutung mich nicht getäuscht. Alle Menschen, die weißen und die schwarzen, sind Gottes Kinder. Allah hielt Gericht über dich; nun er aber deine Reue gesehen und deine Leiden gezählt hat, wird er

Gnade walten lassen. Ich bin überzeugt, daß du deinen Sohn wiedersehen wirst, vielleicht schon bald."

„Nie, nie!"

„Sprich nicht so! Warum willst du an Gottes Gnade verzweifeln? Bietet dein Glaube dir keine Versöhnung zwischen der göttlichen Liebe und dem reuigen Sünder? Du glaubst nicht an den großen Erlöser aller Menschen, der am Kreuz auch für dich gestorben ist, so sei wenigstens überzeugt, daß Allah alle deine Klagen, auch die jetzigen, vernommen hat, und daß seine Hilfe sich vielleicht schon unterwegs zu dir befindet!"

„Das ist undenkbar," antwortete Bala Ibn. „Wollte er mir helfen, so hätte er es schon längst getan."

„Er allein weiß es, warum er es noch nicht tat. Vielleicht hast du deine frühere Härte noch niemals so erkannt wie heute."

Es fiel dem Araber sichtlich schwer, hierauf eine Antwort zu geben. Er sah eine Weile schweigend vor sich nieder und gestand dann: „Niemand wagte es, mich darauf aufmerksam zu machen, und ich selbst war nicht ganz aufrichtig gegen mich. Du bist der erste, der mir in deutlichen Worten sagt, daß ich mich an meinen Sklaven versündigt habe, und gerade, daß du es bist, der Fremde, der Christ, der keine meiner früheren Grausamkeiten kennt, und den ich eigentlich als einen Giaur verachten sollte, das zeigt mir die Vergangenheit in ihrer ganzen blutigen Beleuchtung. Ich kann nie wieder gut machen, was ich tat; ich verdiene es nicht, meinen Sohn wiederzufinden. Und doch würde ich mich im höchsten Himmel Allahs fühlen, wenn es mir vergönnt wäre, ihn noch einmal zu sehen, selbst wenn — — wenn ihm die Zunge fehlte, so daß er nicht einmal den Vaternamen lallen könnte!"

Er hatte mit tief ergreifender Innigkeit, mit einer wahren Inbrunst gesprochen. Der Deutsche legte ihm leuchtenden Auges und freudeglänzenden Angesichts die Hand auf die Achsel und sagte: „So ist es recht; so will Allah es hören, und nun darfst du die Ueberzeugung hegen, daß er den Wunsch deines Herzens erfüllen wird. Vielleicht wird dir die Erhörung gerade dadurch zu teil, daß du dich mir so aufrichtig geoffenbart hast."

„Durch dich? Welch ein Wunder wäre das! Die Männer meines Stammes und befreundeter Stämme haben vergebens mit mir nach dem Verlorenen gesucht. Dann habe ich fünfzehn Jahre lang fast diesen ganzen Erdteil ohne Ergebnis durchforscht; tausend Einheimischen habe ich die Geschichte meiner Leiden erzählt, worauf sie ihre Mühe mit der meinigen vereinten und trotzdem ist mir auch nicht der kleinste Hoffnungsschimmer geworden. Da habe ich dich, den Abendländer, getroffen, der unsre Länder, unsre Völker und unsre Verhältnisse gar nicht kennt und sich erst so kurze Zeit hier befindet. Ich spreche zu dir von meinen Wünschen, weil du dich zufällig nach meinem Namen erkundigt hast, und dennoch solltest gerade du der Auserwählte sein, durch den mir Erhörung beschieden ist?"

„Wie nun, wenn ich deinen Sohn gesehen hätte, wenn ich ihm begegnet wäre? Kommt dir das so undenkbar vor?"

Bala Ibn warf einen langen, forschenden Blick in das vor Genugtuung strahlende Gesicht des Deutschen; seine düstern Züge gewannen mehr und mehr Licht; seine Augen wurden größer und größer, und seine Stimme zitterte, als er sagte: „Allah gibt den Tod; er sendet auch das Leben. Dein Gesicht sagt mir, daß du deine Worte nicht ohne Grund gesprochen hast. Vielleicht

glaubst du, mir eine frohe Nachricht geben zu können; ich bin überzeugt, daß du dich irrst, daß es wieder eine jener Täuschungen ist, deren ich hunderte überwunden habe; aber rede, sprich! Kennst du eine Person, die mein Sohn sein könnte?"

„Ja."

„Wie alt ist er?"

„Ungefähr achtzehn Jahre."

„Wo befindet er sich?"

„Er lebt bei den Niam-niam."

„Wie heißt er?"

„Er wird Abd es Sirr, ‚Sohn des Geheimnisses' genannt; das ist ein Beweis, daß er von unbekannter Herkunft ist. Der Sohn des Fürsten der Niam-niam ist sein Busenfreund. Ich habe einst ein Gespräch dieser beiden belauscht und dabei bemerkt, daß dieser ‚Sohn des Geheimnisses', wenn kein andrer es hört, sich von seinem Freunde Mesuf nennen läßt."

„Allah ist groß! Aber das wird nur Zufall sein."

„Ich glaube nicht. Kommt der Name Mesuf so häufig vor?"

„Nein, er ist selten. Aber die Hauptsache, die Hauptsache! Hast du die Füße dieses Jünglings gesehen?"

„Ja. Er hat nur vier Zehen an jedem Fuß; die beiden kleinen Zehen fehlen."

„Gott ist groß; Gott ist barmherzig und gnädig!" rief der Araber fast überlaut. „Mein Herz gewinnt neues Leben, und ich habe ein Gefühl, als ob mein Haar in diesem Augenblick wieder dunkel werden wolle. Ich möchte vor Wonne jauchzen, aber ich darf es nicht wagen, mich mit Zuversicht an deine Worte zu hängen. Ich muß alle möglichen Bedenken aufbringen, die gegen deine Botschaft gefunden werden können."

„Das sollst du auch. Du sollst ebenso genau erwägen wie ich. Wenn du Bedenken hast, so teile sie mir mit!“

„Ich werde es tun. Du hast mir gesagt, daß dieser Jüngling der Freund des Sohnes des Fürsten sei, daß er mit ihm gesprochen habe. Ich bin aber überzeugt, daß mein Sohn, falls er noch lebte, gar nicht sprechen könnte.“

„Wohl weil der Sklavenhändler dir damals gedroht hat, ihm auch die Zunge herauszuschneiden?“

„Ja.“

„Wahrscheinlich hat er es in der Absicht getan, dein Leid dadurch zu vergrößern. Die Klugheit aber riet ihm, die Drohung nicht auszuführen. Früher gab es ja wohl Verhältnisse, die einen stummen Sklaven als brauchbar erscheinen ließen; das ist aber heute nicht mehr der Fall. Ein Diener muß sprechen können, um imstande zu sein, alle Aufträge seines Herrn auszuführen. Einen Sklaven, welcher stumm, also nur in beschränkter Weise brauchbar ist, wird in der jetzigen Zeit nur selten jemand kaufen. Das wußte der Sklavenhändler. Folglich vermute ich, daß er deinen Sohn nicht verstümmelt hat.“

„Dagegen ist einzuwenden, daß er ihn aus Rachsucht, nicht aber des Geldgewinnes wegen, geraubt hat. Er mußte ihn stumm machen, um nicht von ihm verraten zu werden.“

„Ich wollte mich dieser Meinung anschließen, wenn der Knabe älter gewesen wäre. Und selbst in diesem Falle würde die Stummheit dem Händler keine genügende Sicherheit gewährt haben. Ein Stummer kann schreiben lernen und dann das, was er nicht mit dem Munde zu sagen vermag, zu Papier bringen. Der Knabe war aber kaum drei Jahre alt. In diesem Alter genügen Monate, die bisherigen Eindrücke aus der

Seele zu verdrängen. Der Sklavenhändler hat sich gewiß gesagt, daß der Knabe, wenn er in vollständig neue Verhältnisse komme, bald alles Bisherige vergessen werde."

„Effendi, deine Einwürfe beglücken mich, obgleich ich aus ihnen entnehmen muß, daß der betreffende Jüngling sich der ersten Zeit seiner Kindheit und also auch seiner Eltern nicht mehr erinnern kann."

„Was das betrifft, so bin ich nicht imstande, dir genaue Auskunft zu geben. Der ‚Sohn des Geheimnisses' spricht niemals von seiner Vergangenheit; aber ich weiß, daß er eine heimliche Rache im Herzen trägt, und vermute, daß sich diese auf den Mann bezieht, der ihn geraubt hat."

Der Araber saß längst nicht mehr an der Erde. Er war aufgesprungen, und auch Schwarz hatte sich aufgerichtet. Der erstere stand vor dem letzteren wie jemand, der sein Glück, sein Leben von jedem Wort, das er hört, abhängig weiß. „Eine Rache, eine Rache also hat er!" sagte er. „Vielleicht hat er alles, alles vergessen, nur das eine nicht, daß er geraubt worden ist. Wie lange befindet er sich bei den Niam-niam? Kam er schon als Knabe zu ihnen?"

„Nein, sondern erst vor zwei Jahren. Er kam ganz allein und blieb da, ohne jemals mitzuteilen, wer er sei und woher er komme. Daher erhielt er den Namen ‚Sohn des Geheimnisses'."

„Und was tut er bei diesen Schwarzen? Womit ernährt er sich?"

„Der Sohn des Fürsten war ihm im Wald begegnet und hatte ihn zu seinem Vater gebracht. Der fremde Knabe verstand mit den Waffen umzugehen und zeigte sich gleich in der ersten Zeit so mutig und anstellig, daß der Fürst ihn in seine Leibwache aufnahm. Er hat sich

die Zuneigung aller, die ihn kennen, schnell erobert. Er kennt fast alle Völker vom Bahr el Abiad bis zu den großen Seen; er spricht mehrere ihrer Sprachen und Dialekte — —"

„Auch arabisch?" fiel der Jäger ein.

„Ja, auch arabisch. Ferner ist er in vielen Dingen geschickt, die seinen jetzigen Genossen völlig unbekannt sind; kurz, er weiß so viel und ist so gewandt, daß ein jeder Niam-niam ihn beneiden würde, wenn er ihn nicht lieben müßte."

„So ist er also ein guter Mensch und steht überhaupt nicht so tief wie ein gewöhnlicher Neger?" fragte Bala Ibn, indem zum erstenmal ein freudiges Lächeln über sein ernstes, hageres Gesicht glitt.

„Ja, sein Herz ist gut und rein," antwortete Schwarz. „Er weiß, daß er den Schwarzen überlegen ist; dieses Bewußtsein spricht sich in seinem Wesen, in seiner ganzen Erscheinung aus, aber sein Stolz ist ein derartiger, daß er nicht verletzen kann. So oft ich ihn beobachtete, ist er mir vorgekommen wie ein junges, edles Roß, das sich mit gewöhnlichen Pferden auf derselben Weide befindet. Es grast mit ihnen, es gehört zu ihnen, es verträgt sich mit ihnen, und doch sagt uns der erste Blick, daß es einst einen schönern Sattel und einen vornehmern Reiter tragen werde, als die andern."

„Allah, o Allah!" rief der Jäger, indem er die Hände faltete. „Wenn er mein Sohn wäre, wenn er mein Sohn wäre! Ich muß zu den Niam-niam, um ihn zu sehen!"

„Du hast ihn schon gesehen."

„Ich? Wo?" klang es erstaunt.

„Zwischen den Trümmern der Seribah Abu el Mots. Hast du den jungen Mann nicht bemerkt, der bei

uns war, der allein zum Schech ging, um uns bei ihm anzumelden?"

„Ich habe ihn gesehen und großes Wohlgefallen an ihm gehabt. Der also, der ist's, den du meinst! O Mohammed und alle ihr heiligen Kalifen! Der Jüngling ist in meiner Nähe gewesen und ich habe nicht geahnt, daß er vielleicht derjenige ist, den ich so lange Jahre hindurch mit Schmerzen suche! Wo befindet er sich jetzt? Wo ist er hin?"

„Nach der Seribah Madunga. Er ist der Steuermann meines Bootes."

„Maschallah! Ich weiß, daß deine Leute in der Seribah Madunga auf dich warten sollen. Ich gehe jetzt mit dir nach Ombula und dann kehre ich zurück, um mit diesem ‚Sohn des Geheimnisses' zu sprechen. Ja, Herr, du hast recht gehabt, als du sagtest, man dürfe an der Gnade Allahs nicht verzweifeln. Ich bin plötzlich ein ganz andrer, ein ganz neuer Mensch geworden. Und das habe ich nächst Allah dir zu verdanken. Sage mir, ob du mein Freund, mein Bruder sein willst?"

„Gern, herzlich gern! Hier hast du meine Hand darauf."

„Da ist auch die meinige. Weißt du, mit welchen Worten man einen Bund auf Leben und Tod schließt? Mit den Worten ‚es subhi l' es subhi, el umr la umr'[1]). Sage sie mir nach!"

Schwarz wiederholte diese Formel; dann schlang der Araber die Arme um ihn, küßte ihn und rief: „Jetzt sind wir eins, eine einzige Person. Du bist ich, und ich bin du. Wehe dem Feind, der dich oder mich beleidigt!"

[1]) Freundschaft gegen Freundschaft, Leben gegen Leben.

Zehntes Kapitel.

In Sklavenfesseln.

Der Elefantenjäger konnte vor Aufregung und Entzücken nicht schlafen und übernahm deshalb die ganze Nachtwache.

Die Nacht verging ohne jedwede Störung von außen her. Der Deutsche wurde nicht geweckt; er erwachte von selbst, als der Moslem bei Tagesanbruch laut seine Morgenandacht verrichtete. Die Feuer glimmten noch, und in der heißen Asche wurden aus dem mitgebrachten Mehl eine Anzahl der landesüblichen Fladen gebacken, die für den ganzen Tag ausreichten, zumal auch noch ein Stück der gestern gebratenen Gans übrig war. Während der Araber diese Arbeit verrichtete, fütterte und tränkte Schwarz die Kamele. Dann wurde aufgebrochen.

Die beiden waren überzeugt, daß sie die Sklavenjäger um die Mittagszeit einholen würden. Es sollte aber anders kommen. Als sie die Maijeh hinter sich hatten, führte die Fährte, der sie folgten, wieder in die Nähe des Flusses. Dort stand ein dichter Wald, welcher zahlreiche Büsche als Vorposten in eine grasreiche Ebene sandte. Zwischen diesen Sträuchern schlängelte sich die Fährte hin.

Hier auf dem verhältnismäßig leichten Boden sah man deutlicher als bisher, aus wie viel Spuren sie be-

stand; sie wurde bedeutend breiter. Die vielen Rinder, welche die Brandstifter aus der Seribah mitgenommen hatten, waren hier, wo die Büsche ihnen Leckereien boten, schwer zusammenzuhalten gewesen.

Die beiden Männer ritten, sich laut unterhaltend, nebeneinander. Sie hatten keine Veranlassung, in dieser vermeintlichen Einsamkeit ihre Stimmen zu dämpfen. Eben hatten sie eine Stelle passiert, wo die Büsche enger zusammentraten, und wollten nun auf einen freieren Platz einlenken, als Schwarz, der für diese kurze Strecke vorangeritten war, sein Kamel plötzlich mit einem jähen Ruck anhielt, es schnell umlenkte, um wieder hinter das Gesträuch zu kommen, und dabei hastig, aber leise sagte: „Alle Wetter! Einen Augenblick später, und wir wären entdeckt worden!"

„Von wem?" fragte Bala Ibn.

„Von Menschen, welche sich da draußen auf der Ebene befinden und ihre Herden weiden. Es sind Weiße und Schwarze."

„Wer könnte das sein?"

„Werden es gleich sehen. Schauen wir uns diese Leute einmal aus dem Verborgenen an!" Er ließ sein Kamel niederknien und stieg ab. Der Araber tat dasselbe. Hinter dem Gesträuch versteckt, blickten sie hinaus auf die vor ihnen liegende Szene.

Nach rechts hin, also nach West, dehnte sich eine weite, freie Ebene. Links, am Waldesrand, lagerten wohl gegen vierzig Menschen von allen Farben und in den verschiedensten Gewändern. Nahe bei sich hatten sie ihre Gewehre zusammengestellt. Gerade aus und nach rechts hin von den beiden heimlichen Beobachtern weideten zahlreiche Rinder nebst einigen Pferden und Kamelen. Unter den ersten Bäumen des Waldes lagen Waren auf-

gehäuft. Vielleicht zehn Männer befanden sich draußen vor den weidenden Tieren, um diese in Ordnung zu halten und sie zu verhindern, nach der Ebene auszubrechen. Hätte Schwarz sein Tier nur noch wenige Schritte machen lassen, so wäre er von diesen Leuten gesehen worden.

„Weißt du, wer diese Leute sind?“ fragte er seinen Kameraden.

„Ja,“ nickte dieser. „Die zurückgelassene Besatzung der Seribah, welche die letztere verbrannt und geplündert hat.“

„Das vermute ich auch. Aber ich kann nur nicht begreifen, wie diese Menschen es wagen können, sich hier festzusetzen. Ich kann mir überhaupt nicht sagen, aus welchem Grunde sie dieselbe Richtung wie Abd el Mot eingeschlagen haben. Sie müssen ihm doch in die Hände laufen.“

„Oder er ihnen!“ bemerkte der Araber, indem er die Geste des Erstechens machte.

„Wie meinst du das?“

„Ich habe bei den Dschur gehört, daß Abd el Mot bei seinen Untergebenen keine Beliebtheit besitzt, weil er grausam und ungerecht ist. Darum wird die Besatzung von ihm abgefallen sein. Aber außer diesen fünfzig Männern wird es noch viele andre geben, die ebenso denken wie sie und ebenso wünschen, frei zu werden, wenn sie dabei auch noch einen anderweiten Vorteil finden. Auf diese Gleichgesinnten wird der alte Feldwebel, der Anführer der Empörer, rechnen. Was soll er mit den entführten Gütern und mit den fünfzig Mann tun? Er kann sie nur in dem Fall, daß er eine neue Seribah gründet, recht verwerten, und ich vermute, daß dies auch wirklich seine Absicht ist. Zum Sklavenjagen sind fünf-

zig Personen viel zu wenig; er muß sich also nach mehr Leuten umsehen. Woher will er sie nehmen, und wo kann er sie leichter finden, als bei seinen bisherigen Kameraden?"

„Da magst du freilich recht haben," stimmte Schwarz bei.

„Nur auf diese Weise," fuhr der Jäger fort, „läßt es sich erklären, daß er der Spur Abd el Mots gefolgt ist. Er will auf die Rückkehr seiner Gefährten warten und diese veranlassen, zu ihm überzugehen. Die meisten werden dies tun, denn er wird ihnen natürlich einen viel höheren Sold bieten, als sie bisher erhalten haben."

„Und was wird mit Abd el Mot geschehen?"

„Wahrscheinlich wird man ihn ermorden und sich dabei all seines Eigentums bemächtigen. Bei alledem habe ich natürlich angenommen, daß der Ueberfall von Ombula gelingt."

„Es ist schrecklich, welche Verhältnisse der Sklavenhandel im Gefolge hat. Der Mensch wird zum Ungeheuer!"

„Das habe ich eingesehen. Also ich bin überzeugt, daß diese Leute hier auf Abd el Mot warten, um ihn zu töten. Aber falls ihnen das gelingt, wird die Strafe auf dem Fuß folgen."

„Inwiefern?"

„Denke an Abu el Mot, der nach zwei Tagen mit über dreihundert Nuehrs auf seiner Seribah ankommen wollte! Er wird diese in Trümmern finden und bei den Dschur erfahren, was geschehen ist. Was wird er darauf tun?"

„Er wird den Empörern nachjagen."

„Natürlich. Er findet sie hier, wo wir sie sehen, und wird sie alle niedermachen. So zerfleischen sich die

Geist untereinander, wofür man Allah doch nur danken kann. Für uns aber ist es nicht angenehm, daß diese Menschen sich hier gelagert haben. Wir dürfen uns von ihnen natürlich nicht sehen lassen und sind also zu einem zeitraubenden Umweg gezwungen."

„Das ist leider wahr. Auf unsern Kamelen sind wir weithin sichtbar, zumal heute die Luft von einer außerordentlichen Reinheit ist. Wir müssen eine bedeutende Strecke zurück, um dann draußen auf der freien Ebene einen weiten Bogen zu reiten. Bevor wir die Spur Abd el Mots wieder erreichen, werden drei oder vier Stunden vergangen sein."

„Weniger nicht. Laß uns rasch aufbrechen, damit wir so wenig wie möglich Zeit verlieren!"

Sie stiegen wieder auf und kehrten so weit, als sie es für erforderlich hielten, zurück; dann ritten sie nach West, um hierauf nach Süden einzubiegen. Auf diese Weise gelangten sie in die offene Ebene, von wo aus sie den Wald, an welchem sich das Lager des Feldwebels befand, als einen dunklen, langen Strich liegen sahen. Schwarz sah durch sein Fernrohr da hinüber und erkannte die weidenden Tiere und die dabei befindlichen Menschen. Mit dem bloßen Auge hätte er sie nicht erreichen können, also war es gewiß, daß auch er mit dem Araber von dorther nicht bemerkt wurde.

Später mußten die beiden Reiter ihre Richtung ändern, indem sie wieder ostwärts hielten, um auf die verlassene Fährte zurückzukommen. Als sie diese erreichten, waren von dem Augenblick an, wo sie das Lager vor sich gesehen hatten, vier und eine halbe Stunde vergangen; sie befanden sich nun aber höchstens drei Viertelwegsstunden jenseits dieses Lagers und hatten also fast vier volle Stunden verloren. Dieser Verlust war schwerlich

einzubringen. Sie trieben ihre Tiere möglichst an; aber die Kamele waren gleich anfangs schwach gewesen, und die bisherige Anstrengung hatte sie nichts weniger als gekräftigt; sie hörten kaum mehr auf die Töne der Sufsarah, welche doch vorher einen so aneifernden Eindruck auf sie gemacht hatten.

Noch im Laufe des Vormittags brach die Fährte plötzlich von ihrer bisherigen Richtung ab und wendete sich fast gerade nach West. Je weiter sie sich vom Fluß entfernte, desto härter und öder wurde das Land, bis sie endlich gar fast eine Stunde lang durch Felsgeröll führte. Es war, als ob man hier einen ganzen Berg in faustgroße Stücke zerschlagen und diese mit großer Gleichmäßigkeit über die weite Fläche verteilt habe.

Dann traten unbestimmte Linien über den Horizont empor. Anstatt des Gerölls gab es wieder Erde, die aber auch hart und trocken war. Später stieg der Boden allmählich an; leicht geschweifte Berge, welche zur Regenzeit wohl mit Gras bewachsen waren, traten von rechts und links heran. Zwischen ihnen gab es gewundene Täler, durch die der Weg führte. Je weiter man kam, desto bestimmter wurden die vorher am Horizont bemerkten undeutlichen Linien. Der lang gestreckte Raum, den sie abwärts umfaßten, färbte sich erst grau, dann weißlich blau, bis er dunkler und dunkler wurde und dabei immer mehr an Höhe gewann.

„Die Pambisaberge," sagte Bala Ibn, indem er mit der ausgestreckten Hand in die angegebene Richtung deutete.

„An deren Fuß Ombula liegen soll? Wie weit meinst du, daß wir noch bis zu ihnen haben?"

„Vor Abend ist es unmöglich zu erreichen."

„So kommen wir zu spät!"

„Das darfſt du nicht denken. Kein Sklavenjäger überfällt ein Dorf am hellen Tag. Man wartet vielmehr am liebſten bis gegen Morgen. Es bleibt uns alſo Zeit, die Bedrohten zu warnen; wenigſtens hoffe ich das.“

„So wird Abd el Mot ein verborgenes Lager bezogen haben, wo er wartet, bis es Nacht geworden iſt.“

„Das glaube ich nicht. Die Ghaſuah verfährt ganz anders. Du mußt den Umſtand berückſichtigen, daß dieſe Gegend nur ſpärlich bevölkert iſt. Es gibt keine zahlreichen Städte und Dörfer wie in Aegypten und anderswo. Waſſer findet ſich außer im Nil und in deſſen Nähe nur ſelten, und doch kann ein Dorf nur da exiſtieren, wo Waſſer vorhanden iſt. Am Fluſſe wohnen die Neger ungern, weil ſie dort den Beſuchen der Sklavenhändler mehr ausgeſetzt ſind. Sie laſſen ſich alſo lieber an einſamen Regenbetten oder an fern vom Nil liegenden Maijehs nieder. So wird es auch mit Ombula ſein. Der Schech der Dſchur ſagte mir, daß es in einſamer Gegend, am Fuß der Berge in der Nähe eines großen Sumpfes liege, der zur Regenzeit einen mehrere Stunden langen und ebenſo breiten See bilde. Eine ſolche Lage macht es nicht nötig, daß die Sklavenjäger ſich vorſichtig verſtecken. Sie gehen vielmehr gerade auf ihr Ziel los.“

„Aber da werden ſie doch bemerkt!“

„Nein, denn ſo weit nähern ſie ſich am Tage nicht.“

„Wie aber, wenn ihnen Bewohner des Dorfes, das überfallen werden ſoll, begegnen?“

„Die läßt man nicht entkommen. Sie werden ſofort niedergemacht oder gefeſſelt; ſie können alſo nicht zurückkehren und die Ihrigen warnen. Die Sklavenjäger ziehen auch nie in einer großen Maſſe an. Iſt man dem betreffenden Orte auf eine halbe Tagereiſe nahe gekom-

men, so werden die geschicktesten Leute als Späher vorangesandt. Ihnen folgen andre, die sich zerstreuen und eine Kette bilden, durch die kein Feind schlüpfen kann. So umringt man von weitem das betreffende Negerdorf, ohne daß die Bewohner es ahnen, und des Nachts wird der Ueberfall ausgeführt. Dieser geschieht meist so, daß die das Dorf umschließende Dornenhecke an vielen Stellen angebrannt wird. Sie steht sehr bald rundum in Flammen. Die Bewohner erwachen; sie können nicht entkommen, weil sie umringt sind. Wer von ihnen sich zur Wehr setzt, wird niedergeschossen. Ueberhaupt werden gewöhnlich alle Männer getötet, weil sie sich selten in ihr Schicksal fügen und also den Transport erschweren. Auch die älteren Frauen werden erschlagen, weil niemand sie kauft. Die Knaben, Mädchen und jungen Frauen bilden die erwünschte Beute. Auch die Herden sind hochwillkommen. Es kommt vor, daß man schon auf dem Rückweg nach der Seribah die erbeuteten Leute verkauft oder gegen Elfenbein vertauscht. Geht der Zug durch das Gebiet eines Stammes, der das Fleisch der Menschen demjenigen der Tiere vorzieht, so schlachten die Sklavenjäger die fettesten der erbeuteten Neger und verhandeln sie an die Menschenfresser."

„Herrgott! Ist so etwas denn möglich?"

„Möglich? Herr, es ist wirklich und kommt sehr häufig vor. An den Zuflüssen des Bahr el Abiad und weiter nach Süd und West gibt es genug Völkerschaften, denen Menschenfleisch der größte Leckerbissen ist. Ich kenne einen Häuptling, welcher versicherte, daß nichts besser schmecke als die innere Fläche einer gebratenen Menschenhand. Er führte mit den benachbarten Völkern Krieg, nur um Gefangene zu machen, die geschlachtet wurden; auch seine eigenen Toten und Schwerverwun-

deten wurden verzehrt. Die Hände wurden stets ihm abgeliefert; die übrigen Körperteile überließ er seinen Untergebenen. Ich sprach mit einem Sklavenjäger, der behauptete, daß in Afrika die Menschenjagd täglich wenigstens sechstausend Opfer fordere, was für jedes Jahr weit über zwei Millionen ergibt. Dieser Mann kannte das Geschäft und hat mit dieser Schätzung sicher nicht zu hoch gegriffen. Ebrid Ben Lassa, jener Halunke, der meinen Sohn raubte, erzählte uns, daß er nur am Bahr Kuta jage; er hatte also nur ein kleines Gebiet, und doch behauptete er, jährlich über tausend Sklaven zu fangen; dazu kommen gewiß ebensoviele andre, die dabei getötet werden."

„Woher war dieser Mensch eigentlich?"

„Aus Bagirmi."

„Hast du dort nach ihm gesucht?"

„Natürlich. Ich bin sofort hin und dann später noch viele Male dort gewesen; aber er hat sich nie wieder in dieser seiner Heimat sehen lassen."

„Würdest du ihn erkennen, wenn du ihm begegnetest, nach so vielen Jahren?"

„Ja. Er hat ein Gesicht, das man nie vergessen kann und dessen Ausdruck das Alter nicht zu verändern vermag. Doch schau einmal den dunklen Strich da vor uns. Ob das Bäume sind? In diesem Fall gibt es dort einen ‚Chor', der von den Bergen kommt und stellenweise noch Wasser enthält. Das liefert einen Trunk für uns und die Tiere, die vor Schwäche kaum weiter können."

Seine Voraussetzung hatte ihn nicht betrogen. Quer über die Richtung, der sie folgten, zog sich ein tiefes, breites Flußbett, von den Wassern gerissen, die zur Regenzeit von den Pambisabergen herab dem Nil

zuſtrömten. Solche im Sommer trockene Flüſſe werden, wie bereits erwähnt, Chor, in der Mehrzahl Cheran, genannt.

Als die beiden Reiter deſſen Ufer erreichten, befanden ſie ſich zwiſchen hohen Kafalahbäumen[1]), von deren Stämmen und Aeſten loſe Epidermisfetzen hingen, welcher Umſtand ihnen die botaniſche Bezeichnung papyrifera verliehen hat. Die dünneren Zweige trugen eine Menge kunſtvoller Neſter, die von zahlreichen Orangewebervögeln bevölkert waren. Auf der Sohle des breiten Flußbettes ſtand ein faſt undurchdringliches Dickicht von Ambag[2]), welcher Strauch in der heißen Jahreszeit bis auf die Wurzel abzuſterben, und während oder nach der Ueberſchwemmung ſich zu erneuern pflegt. Dieſe Büſche ſtanden noch, weil es hier zurückgebliebenes Waſſer gab. Man erſah aus der deutlichen Fährte, daß die Sklavenjäger am diesſeitigen Ufer hinab, an dieſem Waſſer vorüber und jenſeits wieder hinaufgegangen waren, ohne anzuhalten und ihre Tiere zu tränken.

„Ich begreife nicht, warum ſie das nicht taten," ſagte Bala Ibn. „Unſre Kamele ſind jedenfalls müder als die ihrigen, und wir müſſen ihnen hier eine kurze Raſt gönnen." Die beiden ſtiegen ab und leiteten ihre Tiere die Steilung hinunter bis an das Waſſer. Dort ſetzten ſie ſich an einem Buſch nieder, der von dichten Ciſſuswinden durchſchlungen war. Während ſie ihre Tiere trinken und dann an den Sträuchern knuſpern ließen, ſprachen ſie über die Abſicht ihres gegenwärtigen Rittes miteinander, und zwar nicht in leiſem Ton. Sie glaubten ſich vollſtändig allein, befanden ſich dabei aber leider im Irrtum.

Auf der Höhe des andern Ufers ſtand ein Schedr es

[1]) Boswellia papyrifera. — [2]) Herminiera.

ſimm[1]), an deſſen Stamm zwei Männer geſeſſen hatten. Die Euphorbie war von ihnen angebohrt worden, und der Saft tropfte in ein untergeſtelltes Trinkgefäß. Beide waren Neger, nur mit dem Schurz bekleidet; aber ihre Bewaffnung, welche aus Meſſer und Flinte beſtand, bezeichnete ſie als Aſaker[2]), die zu Abd el Mot gehörten.

Schwarz und der Araber ahnten, als ſie ſich dem Regenbett näherten, nicht, daß ſie ſich ganz in der Nähe der Sklavenjäger befanden. Sie hatten nicht ſehen können, daß es jenſeits des Chors eine Maijeh gab, deren Waſſer der Entſtehung eines kleinen Waldes günſtig geweſen war. Dort hatte Abd el Mot ſein Lager aufgeſchlagen. Er hatte nicht die Abſicht, das Dorf in der von dem Elefantenjäger beſchriebenen Weiſe zu überfallen. Er ſandte weder Kundſchafter noch Poſten aus, ſondern er wollte mit allen ſeinen Leuten hier bis gegen Abend verſteckt bleiben, um dann im Schutz der Nacht den Reſt des Marſches zu unternehmen.

Beim Durchqueren des Regenbettes hatte einer der Aſaker die Euphorbie geſehen und war dann mit einem ſeiner Kameraden zurückgekehrt, um ſich in den Beſitz des Saftes zu ſetzen, womit man Meſſer, Lanzen und Pfeile zu vergiften pflegt. Während dieſe beiden Männer mit dieſer Arbeit beſchäftigt waren, erblickten ſie zu ihrem Erſtaunen die zwei Reiter, die ſich auf ihren müden Kamelen langſam dem Chor näherten.

„Zwei Weiße!“ ſagte der eine. „Wer ſind ſie, und was können ſie hier nur wollen?“

„Zu uns gehören ſie nicht,“ antwortete der andre. „Bleib ruhig hinter dem Stamm ſitzen, damit ſie uns nicht ſehen! Wohin können ſie anders wollen als nach Ombula? Abd el Mot darf ſie nicht vorüber laſſen.“

[1]) Giftige Euphorbia. — [2]) Soldaten.

Hinter dem Giftbaum versteckt, sahen sie, daß die beiden Fremden das Flußbett nicht sofort durchquerten, sondern sich unten am Wasser niedersetzten.

„Das ist gut," flüsterte der erste. „Sie sitzen hinter dem Ambag, durch dessen Zweige sie nicht sehen können. Wir werden erfahren, wer sie sind, und was sie in dieser Gegend wollen. Bleib hier, und mach kein Geräusch! Ich schleiche mich hinab an den Busch, um zu hören, was sie sprechen."

Der Schwarze huschte schlangengleich am Ufer hinab und erreichte den Ambag, ohne von Schwarz und dessen Gefährten bemerkt worden zu sein. Dort niedergekauert, lauschte er ihren Worten; dann kam er zu seinem Kameraden zurückgekrochen und sagte: „Wer und woher sie sind, das habe ich nicht erfahren; sie sprachen nicht davon. Aber was sie wollen, das weiß ich. Sie wissen, daß wir nach Ombula gehen, um Sklaven zu machen, und wollen vor uns hin, die Belanda zu warnen. Komm schnell fort! Wir müssen das Abd el Mot berichten."

Sie eilten fort, der Maijeh zu, und meldeten Abd el Mot, was sie gesehen hatten. Er saß unter einer hohen Talha[1]), seine Unteroffiziere neben sich. Weiterhin standen, saßen oder lagen die andern Leute bei ihren angebundenen Tieren. Als er die unerwartete Meldung hörte, sprang er auf und rief: „Zwei weiße Reiter, welche arabisch sprechen? Sie wollen uns verraten? Sie müssen unser sein! Kann man sie sehen, ohne von ihnen bemerkt zu werden?"

„Ja, Herr. Wenn du willst, so werde ich dich führen," antwortete derjenige, der die beiden belauscht hatte.

„Du wirst mir die Stelle zeigen. Wenn wir sie auf

[1]) Acacia gummifera.

das hohe Ufer lassen, finden sie vielleicht Zeit, uns zu entfliehen, oder sie verteidigen sich und töten einige von uns. Darum werden wir sie lieber überfallen, wenn der Platz, wo sie sich befinden, es erlaubt. Nehmt Stricke mit!"

Er wählte ein Dutzend seiner gewandtesten Leute aus und begab sich mit ihnen nach dem Chor. Von dessen Rand vorsichtig hinablugend, musterte er die Stelle. Die Personen konnte er nicht sehen, da sie hinter dem Ambag saßen.

„Es ist nicht schwer, sie zu beschleichen," entschied er. „Macht euch leise hinter sie, und fallt über sie her, so daß sie keine Zeit zur Gegenwehr finden! Gelingt es, so schenke ich euch den Betrag eines kräftigen Sklaven. Mißrät es aber, so wird derjenige, der daran schuld ist, erschossen. Vorwärts!"

Er sah zu, wie die Asaker einzeln hinabglitten und sich dann hinter dem Busch sammelten. Als der letzte von ihnen dort angelangt war, brachen sie hervor und fielen über die beiden auf das äußerste überraschten Männer her. Es gab ein kurzes Ringen und Durcheinander von schreienden Stimmen — der Ueberfall war gelungen. Abd el Mot kehrte nach der Matjeh zurück und setzte sich wieder unter der Talha nieder. Seine Leute versammelten sich um ihn.

„Die Hunde haben uns verraten wollen," sagte er. „Sie müssen sterben, und zwar augenblicklich, wer sie auch sein mögen!"

Nach wenigen Minuten brachten die Asaker die Gefangenen geführt; sie hatten ihnen die Ellbogen auf den Rücken geschnürt. Zwei Soldaten leiteten die Kamele hinterher.

Schwarz befand sich in einem eigentümlichen traum-

haften Zustande, der Elefantenjäger ebenso. Das Unglück war so plötzlich und unerwartet über sie gekommen, daß es ihnen fast unmöglich war, ihre Gefangenschaft für Wirklichkeit zu halten. Aus den triumphierenden Worten, welche die Asaker einander zuriefen, ersahen sie, daß Abd el Mot hier sei, und daß sie zu ihm geführt werden sollten. „Wir wissen nichts," raunte der Araber dem Deutschen zu. „Laß nur mich sprechen!"

Er verzweifelte nicht. Er hatte in noch größeren Gefahren immer Rettung gefunden und hielt die gegenwärtige keineswegs für groß. Was hätten die Sklavenjäger für Gründe haben können, zwei ihnen unbekannte Weiße zu ermorden. Daß sein und seines Gefährten Gespräch belauscht worden war, daran dachte er nicht. Uebrigens sollte es noch ganz anders kommen.

Vom Chor bis zu der Maijeh war es gar nicht weit. Die Gefangenen wurden von den Soldaten in roheſter Weise vorwärts gestoßen und geschoben. Beide waren gespannt auf die Person des Anführers. Jetzt standen sie vor ihm. Die Menschenjäger drängten sich rundum heran, um zu hören, was gesprochen werde.

„Herr," begann der Elefantenjäger in stolzem Ton, „wie kommt es, daß deine Leute — —"

Er hielt mitten in dem angefangenen Satz inne. Sein Mund blieb offen, und seine Augen vergrößerten sich. Seine Gestalt und seine Glieder schienen die Fähigkeit jedweder Bewegung verloren zu haben. Er stand da, ein Bild starren Entsetzens.

Abd el Mot war, als der Gefangene zu sprechen begann, auch vor Schreck aufgesprungen; aber sein Schreck schien ein freudiger zu sein, denn seine Augen leuchteten auf; seine Wangen röteten sich, und sein Gesicht nahm den Ausdruck des Entzückens an.

„Der Emir!“ rief er, nein, sondern er schrie es förmlich überlaut. „Barak el Kasi[1]), der Emir von Kenadem!“

„Ebrid Ben Lassa, der Sklavenhändler!“ stieß der Araber hervor.

„Ja, der bin ich!“ jubelte Abd el Mot. „Ich bin Ebrid Ben Lassa. Erkennst du mich, du Hundesohn?“

„E — — brid — — Ben — — Laf — — sa!“ wiederholte der Elefantenjäger, indem er den Namen kaum hervorbrachte, so daß die einzelnen Silben nur auseinandergerissen über seine Lippen kamen. „O Allah! Er ist es; er ist es!“

„Ja, ich bin es; ich bin es! Schau mich an! Schau mir ins Gesicht, wenn du es nicht glaubst! Ich bin der, den du zum Tod verurteiltest, dem du die Sklaven wegnehmen ließest! Ich bin der, den du zweimal peitschen ließest, der unter deiner Peitsche hätte sterben müssen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, zu entfliehen! Ich bin der, welcher seit fünfzehn Jahren seine Heimat meiden mußte, weil du mich dort verklagt hast, so daß ich hingerichtet worden wäre, wenn man mich dort gesehen und ergriffen hätte! Ich bin der, welcher sich diese langen Jahre hindurch gesehnt hat, dir einmal zu begegnen und dich in den Staub zu treten. Jetzt führt Allah dich in meine Hände. Ihm sei Preis und Dank!“

„Wo — wo — — ist mein Sohn?“ fragte der Araber, ohne auf die Drohung zu achten, die in Abd el Mots Worten lag.

Das Gesicht des letzteren verzog sich zur teuflisch-höhnischen Fratze, als er antwortete: „Dein Sohn? Ah, du willst wissen, wo er ist? Du sollst es erfahren: er ist tief unten im Süden bei den Menschenfressern!“

[1]) Barak der Strenge.

„So lebt er also noch! Allah ist barmherzig. Ihm gebührt Preis in Ewigkeit!“

„Halt ein mit deinem Preise! Es wäre besser für diesen achtzehnjährigen Hund, wenn er tot wäre, denn er ist der niedrigste, armseligste Sklave eines schwarzen Häuptlings, dem ich ihn unter der Bedingung geschenkt habe, daß er ihn täglich prügeln und immerwährend hungern lassen soll. Ich habe ihn kürzlich gesehen. Sein Leib ist voller Geschwüre; seine Augen sind erblindet; er stirbt in großen Qualen langsam hin und kann es doch niemandem klagen, weil ich ihm damals die Zunge herausgerissen habe; merke wohl auf: nicht herausgeschnitten, sondern herausgerissen!“

Er stieß diese Rede hastig hervor; er konnte gar nicht schnell genug sprechen, um seinen Feind möglichst rasch niederzuschmettern. Dieser wollte antworten, brachte aber vor Entsetzen kein Wort hervor. Nur ein schneidender, unverständlicher Laut rang sich über seine Lippen.

„Freu' dich also darüber, daß er noch lebt!“ höhnte Abd el Mot. „Sein Tod wird ein fürchterlicher sein, trotzdem er ihn von unsagbaren Leiden erlöst. Und doch wird dieser sein Tod eine Wonne sein gegen denjenigen, den du nun sterben wirst! Du bist in meiner Gewalt, und es soll keine Qual der Erde geben, die ich dir nicht zu kosten gebe.“

„Allah 'l Allah!“ hauchte der Emir, indem er in die Knie niedersank.

„Kniest du vor mir nieder, um mich um Gnade anzuflehen? Knie nur, und jammere nur! Aber eher wird der Schetan[1]) eine Seele aus der Hölle entkommen lassen, ehe ich auf dein Zetern höre!“

[1]) Teufel.

Als Vater konnte der Araber Schwäche fühlen; als Mann aber war er stolz und stark. Er sprang schnell auf, richtete sich hoch empor und antwortete, indem seine Augen blitzten: „Was sagst du? Ich soll jammern und zetern vor dir? Dich um Erbarmen anflehen? Hund, wie kannst du wagen, dies zu sagen! Ich bin Barak el Kasi, der Emir von Kenadem, und habe nur vor Allah gekniet. Du aber bist Ebrid Ben Lassa, ein elender Kadaver, den nicht einmal der Racham[1]) fressen mag. Nie sollst du sehen, daß ich ein Glied vor dir beuge!"

Hund genannt zu werden, ist für den Mohammedaner eine der größten Beleidigungen. Es war ein großes Wagnis von dem Araber, sich dieses Wortes gegen Abd el Mot zu bedienen, und die Umstehenden waren überzeugt, daß der letztere darüber in Wut ausbrechen werde. Dies geschah aber nicht. Zwar ballte er die beiden Fäuste und erhob den Fuß, als ob er sich auf seinen Gegner stürzen wollte, aber er setzte den Fuß wieder nieder und antwortete spottend: „Das hattest du dir gut ausgedacht; aber ich durchschaue deine Absicht, und sie wird dir nicht gelingen. Du willst den Qualen, die dir bevorstehen, entgehen, indem du mich reizest, dich im Zorn auf der Stelle zu töten. Aber sage, was du willst, es wird mich nicht ergrimmen. Töten werde ich dich, ja; monatelang aber sollst du sterben. Schimpfest du mich noch einmal, so lasse ich dir die Zunge ausreißen; das merke dir!"

„Reiß sie heraus!" gab der Araber ihm zurück. „Du bist ein Hund, den alle andern Hunde fliehen, weil er räudig ist!"

Auch bei dieser gesteigerten Beleidigung blieb Abd el Mot ruhig. Er sagte: „Ja, sie soll dir ausgerissen wer-

[1]) Aasgeier.

den, doch nicht jetzt, nicht heute, sondern erst dann, wenn wir Zeit dazu haben. Einen Verwundeten kann ich jetzt nicht brauchen. Später wirst du täglich bis auf die Knochen gepeitscht werden; aber ich muß damit noch warten, weil du stark sein mußt, um mit uns marschieren zu können. Aber vergessen sind deine Worte nicht. Jetzt frage ich, woher du kommst, und wohin du willst?"

„Frage, soviel dir beliebt; von mir erhälst du keine Antwort!" Er wendete sich ab.

„Du wirst noch antworten lernen," lachte Abd el Mot. „Holt eine Schebah für ihn herbei!"

Unter Schebah versteht man einen schweren Ast, dessen eines Ende eine Gabel bildet. In diese Gabel wird der Hals der Sklaven während des Transports gesteckt und durch ein Querholz festgehalten. Der Ast geht nach vorn; an ihn werden die Hände des Gefangenen, mit denen dieser ihn tragen muß, gebunden. Dadurch behält der Gefesselte den freien Gebrauch der Füße und ist dennoch am Entrinnen verhindert. Eine solche Schebah wurde dem Emir angelegt. Dann wendete sich Abd el Mot mit finsterer Miene an Schwarz: „Jetzt sage nun du, wer du bist! Aber lüge nicht, sonst erhältst du die Peitsche!"

Hätte der in dieser Weise Angeredete die Gefühle, die er jetzt empfand, beschreiben sollen, er wäre nicht fähig dazu gewesen, er hätte keine Worte zu finden vermocht. Haß, Ekel, Abscheu, Zorn — die Summe aller dieser Begriffe deckte sich nicht mit dem, was ihn jetzt erfüllte. Er wußte, daß man auch ihn an eine Schebah fesseln werde; aber wußte ebenso, daß man gezwungen war, ihn gerade so wie den Emir einstweilen zu schonen. Darum sah er Abd el Mot von oben herab an und sagte: „Welches Recht hast du zu dieser Frage?"

Der Sklavenjäger war sehr erstaunt über diese Worte; das sah man ihm deutlich an. Er mußte sich erst besinnen, wie er sich verhalten solle; dann lachte er höhnisch auf: „Allah tut Wunder! Solltest du etwa der Sultan von Stambul oder wenigstens der Khedive[1]) von Kahira[2]) sein? Deine Worte lassen so etwas vermuten. Ich frage, weil du mein Gefangener bist."

„Mit welchem Recht hast du mich überfallen und binden lassen?"

„Es hat mir so beliebt. Jetzt weißt du es. Du siehst uns hier auf einer Ghafuah, bei der man keine Spione duldet. Ihr habt die Belanda vor uns warnen wollen."

„Wer hat dir das gesagt?"

„Ihr selbst. Meine Leute haben es gehört, als sie unten im Chor standen, um euch zu belauschen. Von wem habt ihr denn erfahren, daß wir nach Ombula wollen?"

„Das wirst du vielleicht später merken. Ich habe dir keine Auskunft zu erteilen."

„Nicht?" rief Abd el Mot zornig. „Dann ist deine Zunge überflüssig; ich werde sie dir also auch herausnehmen lassen!"

„Pah! Das wirst du nicht wagen; es wäre zu deinem Verderben. Ich bin kein Araber, sondern ein Europäer. Meine Regierung wird dich zur Rechenschaft zu ziehen wissen."

Da schlug Abd el Mot ein lautes Gelächter auf und rief: „Ich sehe, du bist ein Narr! Meinst du denn wirklich, daß ich deine Drohungen fürchte? Du bist ein Franke, folglich ein Christ?"

„Ja."

„Allah verderbe dich! Ein Christ, ein Giaur! Und

[1]) Vizekönig. — [2]) Kairo.

du wagst es, mir zu drohen! Hier gilt kein Gesetz, sondern nur mein Wille. Wenn ich dich töte, wie will deine Regierung es erfahren? Und wenn sie es erfährt, wie will sie mich fassen und bestrafen? Nicht einmal die Macht des Großherrn oder des Vizekönigs reicht bis hierher, viel weniger die Gewalt des ungläubigen Schakals, den du meinst, wenn du von deiner Regierung redest. Wir haben dich bei dem Emir gefunden. Du bist sein Freund und Gefährte und wirst also ganz dasselbe Schicksal wie er erleiden. Wie lautet dein Name?"

„Ich nenne ihn nicht, denn er ist zu gut und zu ehrlich für deine Ohren!"

„Mensch," brauste Abd el Mot auf, „du wagst zu viel! Der Emir kann mich beleidigen, ohne daß ich ihn sofort töte, denn ich habe mich an ihm zu rächen und will mir das für später aufsparen. Dich aber kann ich sofort töten, ohne mir dadurch ein späteres Vergnügen zu rauben. Wenn du mich noch ein einziges Mal beleidigst, so bist du verloren!"

„Das mag sein; du kannst mich ermorden, denn ich bin gefesselt und vermag mich nicht zu wehren. Uebrigens denke ja nicht, daß du mir ungestraft das Leben nehmen kannst! Ich befinde mich nicht allein in dieser Gegend. Meine Freunde sind in der Nähe!"

Dieser Trumpf wirkte. Abd el Mot machte eine weniger zuversichtliche Miene, als er fragte: „Wer sind diese Leute?"

„Auch das geht dich nichts an. Ich gestehe dir überhaupt kein Recht zu, mich zu verhören und auszufragen. Ich will mich aber herbeilassen, dir freiwillig zu sagen, daß sie wissen, wo ich mich befinde und wohin ich will. Kehre ich nicht zurück, so nehmen sie an, daß du mich ermordet hast."

„Du kannſt unterwegs verunglückt ſein, ohne mich getroffen zu haben. Niemand wird mir etwas beweiſen können!“

„Täuſche dich nicht! Man wird jeden einzelnen deiner Leute ſtreng verhören. Und wie wollteſt du meinen Tod bei Abu el Mot verantworten? Kehre ich binnen vier Tagen nicht zurück, ſo wird man ihn gefangen nehmen!“

„Kennt er dich?“

„Nein. Aber er wird, ſelbſt wenn du mich töteſt, mich und die Meinen kennen lernen!“

Das feſte, ſichere Auftreten des Deutſchen blieb nicht ohne Eindruck. Er ſah es wohl und beeilte ſich, dieſen Erfolg zum Vorteil ſeines ſo ſchwer bedrohten Gefährten auszunützen. Darum fuhr er fort: „Ich verlange, losgebunden zu werden, und fordere meine Waffen und alles zurück, was deine Leute mir abgenommen haben! Uebrigens iſt der Emir von Kenadem mein Freund, und was ihr ihm tut, rechne ich ſo, als ob es mir geſchehen ſei. Er wird ebenſo gerächt werden, wie man mich rächen würde!“

Er mußte ſofort erkennen, daß er zu weit gegangen war, denn Abd el Mot fuhr zornig auf: „Mann, nimm dich in acht! Wenn einer hier zu fordern und zu gebieten hat, ſo bin ich es allein! Iſt alles, was dem Emir geſchieht, für dich ſo gut, als ob wir es an dir getan hätten, nun ſo betrachte ich alles, was er getan hat, auch ſo, als ob es von dir begangen worden ſei. Du wirſt alſo ganz dasſelbe Schickſal haben wie er, und ich will abwarten, ob es wirklich ſo mächtige Leute gibt, die ihn und dich an mir rächen können. Bringt auch für dieſen Chriſtenhund eine Schebah, und bindet ſie dann beide aneinander!“

Es wurde eine zweite Schebah gebracht und deren Gabel Schwarz um den Hals befestigt. Die Enden der beiden Stangen band man dann vorn an den Spitzen zusammen. Als dies geschehen war, höhnte Abd el Mot: „So, jetzt seid ihr als Freunde vereint! Da ihr darauf verzichten müßt, die Belanda vor uns zu warnen, werde ich euch als Ersatz dafür eine andre Freude bereiten. Ihr sollt nämlich dabei sein, wenn wir das Dorf überfallen. Ich werde euch einen Platz anweisen, wo ihr alles genau beobachten könnt. Für jetzt aber wird man euch an einen Baum binden, damit euch nicht etwa der Gedanke kommt, mitsamt der Schebah lustwandeln zu gehen!“

Schwarz und Barak el Kasi wurden zu einem Baum geführt und dort angebunden. In dieser Lage war allerdings an Flucht nicht zu denken. Man stelle sich zwei Menschen vor, die an einen Baumstamm gefesselt sind, und dazu zwei schwere, hölzerne Deichseln, zwischen deren hintern, gespaltenen Teilen ihre Hälse stecken; diese Deichseln sind vorn in spitzem Winkel zusammengebunden, und außerdem hat man den Männern die Hände daran gefesselt, so daß jeder von ihnen die Last seiner Deichsel halten und tragen muß. Die einzige Erleichterung gewährte ihnen der Umstand, daß man sich jetzt nicht mehr um sie zu bekümmern schien.

„Welch ein Unterschied!“ knirschte der Emir. „Wie ganz anders hatte ich mir den Augenblick gedacht, wo ich den Räuber meines Kindes sehen würde! Statt daß er den Tod von meiner Hand empfängt, wird er mich langsam und grausam zu Tode martern!“

„Ob er es wagt!“ warf der Deutsche ein, weniger weil er Hoffnung hegte, sondern um den Gefährten zu trösten.

„Er wird es wagen; darauf kannst du dich verlassen.

Allah hat es gewollt; ich ergebe mich darein. Aber es betrübt meine Seele, daß ich dich mit in das Verderben gezogen habe."

„Sprich nicht so! Auch ich trage die Schuld. Wir sind so unbegreiflich unvorsichtig gewesen, daß ich mich über das, was geschehen ist, gar nicht wundern kann. Wir hätten, bevor wir lagerten, die Umgegend absuchen sollen. Und sodann hatten wir uns ungeschickter Weise gerade so gesetzt, daß wir der Richtung, woher allein eine Gefahr kommen konnte, den Rücken zukehrten."

„Bei Allah, ich würde gern alle Qualen erdulden, welche dieser Mensch sich nur ersinnen kann, wenn mein Sohn nicht ebenso wie ich zu leiden hätte!"

„Du glaubst also, was Abd el Mot dir von ihm sagte?"

„Du etwa nicht?"

„Nein. Er hat die Unwahrheit gesagt, um dich zu quälen, um dich doppelt unglücklich zu machen."

„Meinst du? Es wäre ihm wohl zuzutrauen."

„Glaube mir, es ist so, wie ich sage! Ich bin überzeugt, daß der ‚Sohn des Geheimnisses' dein Mesuf ist. Ich hoffe sogar, dir beweisen zu können, daß Abd el Mot gelogen hat."

„Wie willst du das anfangen?"

„Warte nur, bis er wieder mit uns spricht! Und verliere nur die Hoffnung auf Befreiung nicht! An eine Flucht ist unter den jetzigen Umständen freilich nicht zu denken; aber Abd el Mot will dich ja mit Genuß martern, was doch nur daheim in der Seribah geschehen könnte. Bis dahin muß er bestrebt sein, uns die zum Marsch nötigen Kräfte zu erhalten. Heute wird Ombula überfallen; morgen gibt es einen Fest- und Jubeltag, und übermorgen hat man noch vollauf mit der Vorbe-

reitung zum Rückzug zu tun, der jedenfalls länger dauert, als der Ritt hierher. Sieben oder gar acht Tage sind also von heute an nötig, um die Seribah zu erreichen. So lange Zeit hätten wir Frist. Aber nun bedenke, was auf der Seribah geschehen ist! Wir werden uns natürlich hüten, Abd el Mot auch nur ein Wort davon zu sagen."

„Meinst du, daß uns daraus ein Vorteil erwachsen kann?"

„Ganz natürlich! Wenn die Absicht gelingt, die wir dem alten Feldwebel unterlegen, so ist es um Abd el Mot geschehen und wir sind frei."

„Allah kerihm — Gott ist gnädig! Du träufelst Balsam in mein Herz."

Jetzt begannen die Sklavenjäger den Pferden, Kamelen und Ochsen die Reit- und Packsättel aufzulegen. Man rüstete zum Aufbruch, denn es waren nicht zwei volle Stunden mehr bis zum Eintritt des Abends. Abd el Mot kam zu den beiden und fragte: „Ich darf euch wohl höflich um Verzeihung bitten, daß ich euch nicht erlauben kann, zu reiten? Dafür aber soll euch die große Auszeichnung widerfahren, daß ihr an mein eigenes Pferd gehangen werdet. Du, Emir, kannst dich dabei deines Sohnes erinnern, den ich damals in ganz derselben Weise fortgeschleppt habe."

„Das wissen wir," antwortete Schwarz in ruhigem Ton.

„Du, Giaur? Was willst du wissen?"

„Was du mit dem Knaben Mesuf vorgenommen hast."

Abd el Mot warf einen langen, forschenden Blick auf den Deutschen und sagte dann höhnisch: „Du träumst! Wo warst du denn zu jener Zeit?"

„Daheim in meinem Vaterlande. Doch Allah ist allmächtig und allweise und leitet die Menschen durch tausend Wunder. Ich kenne den Knaben, den du raubtest."

„Unmöglich!" rief der Sklavenjäger, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Ich sage die Wahrheit; ich lüge nicht wie du. Du hast deinen Zweck nicht erreicht, sondern das Gegenteil. Indem du den Emir kränken wolltest, hast du ihm das größte Entzücken bereitet."

„Ich verstehe dich nicht."

„So will ich deutlicher sprechen. Ich kenne den Emir erst seit drei Tagen, nicht aber seine früheren Schicksale. Da sprachst du vorhin mit ihm von seinem Sohn; das erweckte meine Aufmerksamkeit; nachdem wir hier angebunden worden waren, fragte ich ihn, und er erzählte mir alles. Allah hat es gewollt, daß ich seinen Schmerz in Freude verwandeln konnte, denn ich kenne seinen Sohn."

Abd el Mot vermochte nicht, sich zu beherrschen; er machte eine Bewegung der Ueberraschung und rief aus: „Wo ist er? Wo befindet er sich?"

„Nicht dort, wo du sagtest, sondern bei meinen Freunden und Gefährten. Er ist nicht blind und krank; er kann auch sprechen, denn du hast ihm die Zunge nicht herausgerissen! Er ist ein prächtiger Jüngling geworden, und sein Vater wird ihn mit Wonne an das Herz drücken."

„Das wird er bleiben lassen!" brauste Abd el Mot auf. „Noch seid ihr meine Gefangenen, und ich werde dafür sorgen, daß Vater und Sohn sich erst jenseits dieses Lebens zu sehen bekommen. Wer konnte ahnen, daß das Weib des Fürsten mit dem Knaben fliehen werde!"

Schwarz hatte ihn dahin, wohin er ihn hatte haben wollen. Der Zorn entreißt dem Menschen manches unbedachte Wort; darum war der Deutsche bestrebt, den Aerger des Sklavenjägers zu erhöhen, indem er sagte: „Du hattest es nicht klug genug angefangen. Daß du den Knaben nicht weiter fortschafftest, läßt mich vermuten, daß Allah dir ein sehr kleines Gehirn gegeben hat.“

„Schweige, Schakal! Liegt der Mukambasee nicht weit genug von Dar Runga? Muß man nicht mehrere Monate reisen, um von da bis zu dem Volk der Matwa zu gelangen?“

„Das bestreite ich nicht. Aber der Erfolg sagt dir, daß du ihn noch weiter nach dem Süden hättest bringen sollen. Es war eine Dummheit, ihn an den Fürsten der Matwa zu verkaufen.“

„Schimpfe nicht, sonst sollst du vor mir zittern! Der Fürst zahlte den Preis von zehn schwarzen Sklaven für ihn; er wollte ihn mästen, um einmal das Fleisch eines Weißen kosten zu können. War ich schuld, daß sein Weib ihn nicht liebte, weil er sie geraubt hatte, daß sie ihm entfloh und den Knaben mitnahm, den sie liebgewonnen hatte?“

„Jedenfalls sind dadurch deine boshaften Pläne durchkreuzt worden. Ich kenne und liebe den Knaben, der zum Jüngling herangewachsen ist, und nun ich ganz zufällig seinen Vater gefunden habe, werden beide bald vereinigt sein.“

„In die tiefste Hölle werden sie miteinander fahren, und du mit ihnen, Giaur!“ schrie Abd el Mot, indem er sein Messer zog und gegen Schwarz zückte.

Dieser blickte ihm groß und ruhig in die Augen und sagte: „Stoß zu, wenn du es wagst! Dieser Stoß aber würde auch dein Leben mit vernichten, denn indem du

mich tötest, ermordest du den einzigen, der dich retten kann!"

Es war ein ganz außerordentliches Staunen, womit der Knabenräuber fragte: „Retten? Du mich, du? Vor wem und vor was denn?"

„Vor der Rache Mesufs, des von dir entführten Knaben; er folgt deiner Fährte und ich bin sein Freund! Er hat mächtige Beschützer bei sich, die sich seiner angenommen haben, weil er der Sohn eines Emirs ist. Kehrst du zurück, so bist du des Todes, und dein Ende wird ein doppelt schreckliches sein, wenn man erfährt, daß ich von deiner Hand gefallen bin."

Der Deutsche sagte das in einer so überzeugenden Weise, daß Abd el Mot eine ganze Weile in schweigender Bestürzung dastand. Dann zischte er: „Klug bist du, so klug und listig, daß man nicht weiß, ob du die Lüge oder die Wahrheit sagst." Er blickte finster vor sich nieder. Hierauf hob er langsam den Kopf, musterte Schwarz mit einem durchbohrenden Blick und fragte: „Wenn es so ist, wie du sagst, wie wolltest du mich retten können? Wo will ich hin, wenn dieser Zug beendet ist? Ich muß zurück zu Abu el Mot, zur Seribah, denn dort habe ich mein Vermögen. Wollte ich auf deine Worte hin von hier entfliehen, so wäre ich zum Bettler geworden."

Schwarz jubelte innerlich auf; er glaubte schon gewonnen zu haben und antwortete: „Nun man einmal entdeckt hat, daß du der Entführer bist, nun man weiß, daß Abd el Mot der damalige Ebrid Ben Lassa ist, kannst du allerdings nicht mehr entkommen. Es sind fünfzehn Jahre des Jammers, des Unglücks an dir zu rächen; bedenke das! Sage ich aber den Meinen, daß wir uns in deiner Gewalt befanden und du uns dennoch verschontest, so wird man auch gegen dich mild sein."

„Dieſer da aber nicht!“

Er deutete auf den Emir, der bisher kein Wort geſagt hatte und richtete nun an ihn die Frage: „Was würdeſt du tun, wenn ich dir jetzt die Freiheit ſchenkte? Würdeſt du dich dann an mir rächen?“

Dieſe Frage wog ſchwer. Die Antwort darauf konnte über das Schickſal der beiden Gefangenen entſcheiden. Wenn der Emir ſeinem Feinde Verzeihung verhieß, ſo war es möglich, daß dieſer ſie beide freigab.

„Allah weiß es!“ murmelte der Emir zweideutig.

„Das iſt weder ein Ja, noch ein Nein,“ entgegnete Abd el Mot. „Ich frage dich im Namen des Propheten und der Kalifen und fordere dich auf, die Wahrheit zu ſagen! Würdeſt du mir verzeihen oder dich dennoch rächen?“

„Allah weiß es!“ wiederholte der Gefragte.

„Iſt das die einzige Antwort, die du für mich haſt?“

„Ja.“

„So habe ich nichts mehr zu fragen. Allah entſcheide zwiſchen dir und mir!“ Er wendete ſich ab und ging fort.

Da holte der Emir tief, tief Atem. Er mußte ſich bezwingen, nicht laut aufzujubeln: „Freund, Bruder, du hatteſt recht! Mein Sohn iſt nicht tot und auch nicht verſtümmelt!“

„Ich wußte es,“ nickte Schwarz, ſelbſt bis ins tiefſte Herz erfreut. „Und wie ſchön hat er uns alles geſagt, ohne zu ahnen, daß wir gar nichts wußten!“

„Ich ſage dir, daß ich an ſeiner Stelle mir auch alles hätte entlocken laſſen. Du biſt wirklich liſtiger als Talab[1]), der heimlich Schleichende. Aber ſage, lebt die

[1]) Fuchs.

Frau wirklich noch, die mit meinem Sohn von ihrem Mann floh?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe von ihr ja gar nichts gewußt! Aber warum beantwortetest du seine letzte Frage nicht? Ein Ja hätte uns vielleicht die Freiheit sofort wiedergegeben! So kannst und wirst du nicht vergeben?"

„Nie! Es wäre eine Sünde gegen das Gesetz der Wüste, ja gegen das Gesetz des Propheten. Und selbst wenn ich diese beiden Vorschriften übertreten wollte, so würde mich mein Schwur daran verhindern. Ich habe Rache geschworen, und ich werde mich rächen. Was tätest du an meiner Stelle?"

„Ich würde verzeihen. Unser Kitab el mukaddas[1]) befiehlt uns, die Rache Gott zu überlassen."

„Auch wenn ihr geschworen habt?"

„Kein frommer Christ tut einen solchen grausigen Schwur, denn Isa Ben Marryam hat uns befohlen: ‚Liebet eure Feinde, segnet die, welche euch fluchen; tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!'"

„Eure Lehre ist schön; sie ist gut für euch, falls ihr eure Feinde wirklich zu lieben vermögt; aber sie paßt nicht für diese Länder, nicht für die Wüste, nicht für uns. Auge um Auge, Blut um Blut, Leben um Leben, das ist unser Gesetz; wir müssen ihm gehorchen, und du darfst mir nicht zürnen, wenn ich es erfülle. Werde ich schuld an deinem Tod, so mag Allah es mir vergeben, der ja auch der Gott der Christen ist."

„Nun, was das betrifft, so brauchst du dir jetzt noch keine Vorwürfe zu machen. Ich weiß, daß meine Worte und Vorstellungen bei Abd el Mot haften geblieben sind; sie werden sicher, wenn auch langsam, wirken. Ich habe

[1]) Bibel.

ihn in Zwiespalt mit sich selbst versetzt, und wir müssen nun das Ergebnis in Ruhe erwarten."

Er hatte die Worte kaum gesagt, so zeigte sich schon die erste der Wirkungen. Abd el Mot kam wieder herbei und fragte: „In einigen Minuten brechen wir auf. Habt ihr Hunger oder Durst?"

„Nein," antwortete Schwarz.

„Unterwegs erhaltet ihr nichts. Ihr seid also selbst schuld, wenn euch während des Marsches hungert oder dürstet."

Er band sie los und führte sie zu den Lasttieren. Dort schlang er selbst einen Strick um die Spitze der beiden Halsgabeln und band ihn an den Sattel eines Lastochsen. Schwarz warf seinem Gefährten einen befriedigten Blick zu: ohne die Mahnungen des Deutschen hätte der Sklavenjäger ihnen wohl nicht Speise und Trank angeboten und sie auch jetzt nicht an den Ochsen gebunden, nachdem er vorher gesagt hatte, daß er sie an sein eigenes Pferd fesseln werde.

Jetzt erteilte Abd el Mot seine Befehle, und zwar laut, daß die Gefangenen es hören konnten. Von jetzt an befolgte er die Art des Aufmarsches, von welcher der Emir gesprochen hatte. Zwanzig Späher mußten auf den schnellsten Pferden voranreiten; ihnen folgten hundert andre, die nach ihrer Ankunft das Dorf in weitem Kreise zu umstellen hatten. Darauf setzten sich die übrigen in Bewegung, teils zu Fuß, teils auf Ochsen reitend.

Diese Ochsen sind nicht die langsamen störrigen Tiere wie die unsrigen. Sie besitzen ein klügeres Auge und einen viel schnelleren und dabei sehr sicheren Schritt. Sie sind das Ergebnis hundertjähriger Zucht und dürfen auch keineswegs mit dem wilden Büffel verglichen werden.

Die Gefangenen mußten ziemlich rasch ausschreiten, um mit ihrem Ochsen Schritt zu halten. Die Schebah, die jeder von ihnen trug, war von hartem, unzerbrechlichem Holz und wog wohl über dreißig Pfund. Diese Last war nicht übermäßig; aber die Gabel berührte bei jedem Schritt den nackten Hals und rieb ihn in der Folge wund. Später stellte sich noch ein zweiter Uebelstand ein. Die vom Ellbogen aufwärts an die Schebah gefesselten Vorderarme waren diese Stellung oder Haltung nicht gewohnt und schliefen ein. Im übrigen war der Marsch mit keiner Beschwerde verbunden.

Abd el Mot hielt sich stets in ihrer Nähe und rittmeist hinter ihnen her, schien jedoch auf das, was sie sprachen, gar nicht zu achten. Uebrigens unterhielten sie sich wenig, und wenn sie es taten, nur mit gedämpfter Stimme. Er hatte das Gewehr des Deutschen übergehängt und dessen Revolver in seinen Gürtel gesteckt. Mit diesen Waffen liebäugelte er so fleißig, daß man merken konnte, wie stolz er auf sie war. Das Fernrohr blickte aus der Satteltasche hervor, und die Uhr, den Geldbeutel und das übrige Eigentum Schwarz' hatte er auch an sich genommen.

Man kam über ödes, langsam ansteigendes Land. Von fernher winkten kahle Berge. Als man ihren Fuß erreichte, stand die Sonne am Horizont, und es wurde angehalten und zum Mogreb abgestiegen. Diese gefühllosen Barbaren beteten zu Gott, obgleich sie im Begriff standen, eine himmelschreiende Tat auszuführen. Auch der Emir kniete trotz der ihn hindernden Sklavengabel nieder, um sein Gebet zu verrichten, und Schwarz folgte seinem Beispiel, und zwar aus wirklichem Herzensbedürfnis.

Dann, als die Sonne verschwunden war, ging es

weiter. Es wurde finſter, und nun war es dem Deutſchen nicht mehr möglich, die Landſchaft zu ſehen, durch die ſie kamen. Er bemerkte nur, daß es ſtets bergauf ging, oft über ſteile Gelände, oft durch enge Täler. Einige Male kam man an Sümpfen vorüber, von denen ſich Myriaden Stechfliegen erhoben, um ſich auf Menſchen und Tiere zu werfen und den Zug auf weite Strecken zu verfolgen. Dann fühlten die Gefangenen es ſchmerzlich, daß ſie mit ihren gefeſſelten Händen nicht imſtande waren, die Blutſauger von ſich abzuwehren.

Je ſpäter, deſto heller wurde der Glanz der Sterne, der den Marſch weſentlich erleichterte. Zuweilen kehrte einer der Späher zurück, um eine leiſe Meldung zu machen. Endlich, vielleicht eine Stunde vor Mitternacht, gebot Abd el Mot Halt.

Schwarz ſtrengte ſeine Augen an, vielleicht das Dorf zu ſehen, doch vergeblich. Boten kamen und gingen wieder; der Anführer beſprach ſich leiſe mit ihnen. Sämtliche Reit- und Laſttiere wurden unter der Obhut einer Anzahl Wächter nach einem ſicheren Ort geſchafft; kleine Abteilungen der Aſaker marſchierten ab, geradeaus, nach rechts und nach links, und endlich hielt Abd el Mot nur noch mit zehn Männern bei den Gefangenen, die natürlich von ihrem Ochſen losgebunden worden waren. „In kurzer Zeit werdet ihr ſehen, wie man es machen muß, um Sklaven zu bekommen," ſagte er. „Denkt aber, wenn es losgeht, ja nicht, daß ihr dieſe Gelegenheit zur Flucht benützen könnt! Ihr würdet augenblicklich erſchoſſen werden!"

Dem Deutſchen war traurig zu Mute; er dachte nicht an ſich, ſondern an die armen, unſchuldigen und nichts ahnenden Schwarzen, die auf eine ſo entſetzliche Weiſe aus ihrer Ruhe geſtört werden ſollten.

Nach einiger Zeit faßten auf Befehl Abd el Mots zwei Mann Schwarz und zwei andre den Emir bei der Gabel und zogen sie mit sich fort. Die andern folgten leise, bis sich eine hohe dunkle Masse vor ihnen erhob, die nach beiden Seiten mauerähnlich in der Finsternis verlief. Das waren die Dornhecken, von denen bekanntlich zwei, eine innere und eine äußere, das große Dorf Ombula umgaben.

Schwarz hatte während des ganzen Marsches bis hierher nachgedacht, ob es nicht doch ein Mittel gebe, das Dorf zu retten; aber es war ihm keins eingefallen. Jetzt kam ihm ein Gedanke, aber ein Gedanke, dessen Ausführung ihm unbedingt das Leben kosten mußte. Dennoch war er entschlossen, sein Leben für dasjenige vieler zu opfern. „Ich rette das Dorf doch noch," raunte er dem Emir zu. — „Wie denn?" flüsterte dieser. — „Ich werde mit aller Macht meiner Stimme schreien, daß man es durch ganz Ombula hört und alle Schläfer davon erwachen." — „Allah behüte dich! Du gibst dein Leben hin, ohne einen einzigen zu retten. Das Dorf ist eingeschlossen, und kein Mensch kann entkommen. Dein Rufen würde das Elend nur erhöhen, denn es ist besser, im Schlaf, als im Wachen erschlagen zu werden."

Das waren triftige Gründe. In diesem Augenblick kam einer der Unteroffiziere herbei, um dem Anführer zu melden: „Es kann beginnen. Alle stehen bereit. Die Wächter des Eingangs sind still umgebracht worden, und auch der Pferch der Tiere ist umstellt."

„Brenn an, den andern zum Zeichen!" gebot Abd el Mot dem Mann.

Dieser kauerte sich nieder — ein leiser Klang von Stahl und Stein — ein springender Funke — eine glimmende Flintenlunte und dann ein kleines Flämmchen,

das rasch anwuchs, sich zerteilte und in zehn, zwanzig Zickzackschlangen an der ausgedorrten Hecke emporlief. Wenige Sekunden später stand an dieser Stelle die Einfriedung bereits mehrere Meter breit in Flammen, die so schnell weiterliefen, als ob der Zaun aus geöltem Papier bestanden hätte.

Zur Rechten und zur Linken, fern und nahe, zuckten gleiche Flammen auf. Nach Verlauf von zwei Minuten stand die Umzäunung des ganzen Dorfes in hellen, haushoch emporschlagenden und keine Lücke lassenden Flammen. Von jenseits erschallten angstvolle Rufe, von Schüssen beantwortet.

„Die Wächter bei den Herden sind erwacht; sie werden erschossen," erklärte Abd el Mot mit teuflischer Freude. „Jetzt geht es los. Ihr werdet die Dscharahdin[1]) gleich winseln hören."

Ein starker Luftzug, von den Flammen aufgeweckt, begann zu wehen, und die Stimme des Feuers ging wie das Brausen einer fernen Brandung durch die grell erleuchtete Nacht. Hierein mischten sich einzelne Schreie, welche den Lippen derer entsprangen, die durch die Schüsse aus dem Schlaf geweckt wurden. Die Bewohner des Dorfes waren erwacht. Sie sprangen aus ihren Tokuls und erkannten mit Entsetzen, daß die Umzäunung brannte. Noch war ihnen die ganze Größe ihres Unglücks verborgen.

Sie weckten die noch Schlafenden, um im Verein mit ihnen das Feuer von ihren Hütten abzuwehren. Aber die umherfliegenden Funken fielen auf die aus dürrem Schilf bestehenden Dächer und steckten diese trotz aller Bemühungen der Bewohner in Brand. Bald standen sämtliche Tokuls in Flammen. Die Neger konnten

[1]) Plural von Dschirdan = Ratte.

es in der Glut nicht aushalten. Aber wohin? Durch die brennende Umzäunung konnten sie nicht ins Freie; Auswege gab es nur durch die Tore. Diese pflegten des Tages offen zu stehen und des Nachts mit Schilfmatten verhängt und durch Krieger bewacht zu werden. Die letzteren waren von den Sklavenjägern aber überrascht und ermordet worden. Die Matten hatten sich schnell in Asche verwandelt, da sie aus einem Material bestanden, das vom Feuer in wenigen Augenblicken verzehrt wird. Darum waren die Tore die einzigen Punkte, wo man aus der alles versengenden Glut hinaus ins Freie konnte. Diesen Stellen eilten die Unglücklichen zu.

Aber die Sklavenjäger hatten das vorberechnet und sich in ausreichender Anzahl dort aufgestellt. Jeder erwachsene Belanda, der vor einem der Tore erschien, wurde sofort erschossen; dasselbe Schicksal erlitten die alten Frauen. Die jüngeren Personen riß oder schlug man nieder und band sie mit Stricken, die zu diesem Zweck in großem Vorrat auf den Lasttieren mitgebracht worden waren.

Die Szene, die das gab, läßt sich unmöglich beschreiben. Männer kamen gesprungen, mit Kindern auf den Armen, die sie retten wollten. Sie stürzten, von den Kugeln getroffen, nieder, und dann riß man die Kinder aus ihren Armen. Hier kam eine alte Frau durch das Tor gerannt, laut aufjubelnd, daß sie dem Feuer entgangen war; in demselben Augenblick wurde sie mit dem Kolben niedergeschmettert. Ein junges Weib flüchtete sich, zwei Knaben nach sich ziehend, durch das Tor. Die Kinder wurden ihr sofort entrissen; sie selbst warf man sofort nieder, um sie an Händen und Füßen zu binden. Ein stämmiger Neger, der in weiten Sätzen zwischen den brennenden Tokuls nach dem Tore rannte, wurde

von der Kugel nicht tödlich getroffen. Er erhielt mit dem Flintenlauf einen Stoß vor den Magen, so daß er niederstürzte; dann schnitt man ihm die Achillessehne durch, so daß der Aermste nicht entspringen konnte.

Es geschahen ähnliche und noch viel schlimmere Taten, so daß sich die Feder sträubt, sie zu beschreiben. Aus den einzelnen Schreien, die man anfangs gehört hatte, war ein allgemeines Geheul und Gebrüll geworden. Die Neger hatten erkannt, daß sie es nicht mit einem zufällig ausgebrochenen Feuer, sondern mit einer Ghasuah zu tun hatten, der sie nicht entrinnen konnten. Die Männer wußten, daß sie dem unerbittlichen Tod verfallen seien. Viele von ihnen rotteten sich zusammen, um kämpfend zu sterben. Da sie aber keine Zeit gefunden hatten, ihre Waffen dem Feuer zu entreißen, so waren sie nur auf ihre Fäuste angewiesen und wurden schnell niedergemetzelt. Andre hatten ein Messer gefunden und benützten dasselbe, sich selbst den Tod zu geben, indem sie sich damit erstachen. Einige sprangen freiwillig in die lodernden Flammen und rissen ihre Frauen oder Kinder mit hinein, um sie vor der Sklaverei zu retten.

Schwarz war es unmöglich, solche Szenen anzusehen. Er wendete sich ab und fühlte sich vor Jammer und Herzeleid über das Schicksal der armen Schwarzen unbeschreiblich elend. Das Heulen der unglücklichen Neger, das Jauchzen der Sklavenjäger wollte ihm die Besinnung rauben. Die letzteren kamen ihm im Schein der lodernden Flammen wie Teufel vor, die um die Seelen der Verdammten ihre höllischen Reigen tanzen.

Als seit dem Aufzucken der ersten Flamme eine halbe Stunde vergangen war, sah man das grausige Werk vollendet. Es erschien kein Neger mehr, um sich

aus den Flammen zu retten. Wer sich nicht in den Händen der Sklavenjäger befand, war von ihnen getötet worden oder im Feuer umgekommen.

Draußen vor dem brennenden Dorf befanden sich die erbeuteten Herden, von einer Anzahl Asaker bewacht. Die andern hüteten die Gefangenen. Diese befanden sich in einem Zustand teils der größten Aufregung, teils der tiefsten Niedergeschlagenheit. Die meisten saßen am Boden, still weinend oder lautlos vor sich hinstarrend. Andre rasten zwischen diesen umher, gebärdeten sich wie wahnsinnig und brüllten vor Verzweiflung wie wilde Tiere. Sie wurden mit der Peitsche sehr bald zur Ruhe gebracht.

Nun gebot Abd el Mot die Beute zu zählen. Die Unteroffiziere gingen umher, um die Gefangenen mit Kennerblicken zu mustern. Die einzelnen „Arten" wurden voneinander geschieden und zu Gruppen vereinigt. Man hatte gegen vierhundert Knaben, ebensoviel Mädchen und fast zweihundert jüngere Frauen erbeutet. Außerdem gab es noch viele kleine Kinder, die man ihren Müttern einstweilen noch ließ. Im ersten Augenblick war es notwendig gewesen, den Gefangenen auch an die Füße Fesseln zu legen; dann aber hatte man sie davon befreit, um ihnen die notwendigste Beweglichkeit zu gestatten. Sie wurden wieder zusammengetrieben und mußten sich niedersetzen. Auf Flucht sann keines dieser unglücklichen Geschöpfe, denn sie waren ja rund von bewaffneten Männern umstellt, und jeder Fluchtversuch hätte zum sofortigen Tod geführt.

An einen Schlaf war nicht zu denken, weder bei den Gefangenen, noch bei den Sklavenjägern. Diese letzteren hatten noch nie einen so reichlichen Fang gemacht. Beinahe tausend Sklaven, ohne das Vieh, das eine ebenso

wertvolle Beute war! Das machte diese Menschen beinahe wonnetrunken. Sie jubelten, lachten und scherzten und erzählten einander die Heldentaten, die sie ausgeführt hatten, indem sie die fliehenden Männer erschossen, erstachen oder niederschlugen.

Abd el Mot war stolz auf das Gelingen seines Raubzugs; er befand sich in der heitersten Laune. Die Folge davon war, daß er in fast freundlichem Ton zu dem Deutschen sagte: „Ihr werdet Hunger haben. Soll ich euch zu essen geben lassen?“

„Nein,“ antwortete Schwarz. „Wer könnte jetzt ans Essen oder Trinken denken!“

„Ganz wie du willst! Freust du dich nicht, so viele Gefährten bekommen zu haben, denen du dein Unglück klagen kannst?“

„Spotte immerhin! Ich bin glücklicher als du. Wenn du einst über es Sireth, die Brücke des Todes, gehst, werden die Seelen der heute Ermordeten dich in die grausigste Tiefe ziehen, und weder Allah noch dein Prophet wird sich dein erbarmen. Mir graut vor dir!“

„Du bist sehr aufrichtig. Eigentlich sollte ich dich dafür bestrafen, aber mein Herz ist heiter gestimmt, und so will ich dir verzeihen. Ich will dir sogar den Beweis einer Güte geben, zu der ich mich sonst nur schwer zu verstehen pflege. Ihr werdet ermüdet sein und der Ruhe bedürfen. Die Schebah verhindert euch, zu schlafen. Ich will sie euch abnehmen lassen und hoffe, daß ihr mir für diese Gnade danken werdet.“

Er gab einigen seiner Leute den betreffenden Befehl. Diese nahmen den beiden die Gabeln vom Halse, doch erstreckte sich die gewährte Erleichterung nicht so weit, wie Schwarz vermutet hatte. Er mußte sich vielmehr mit dem Rücken auf die Schebah legen und wurde

mit ihr so zusammengebunden, daß er lang ausgestreckt am Boden lag und sich nicht bewegen konnte. Dem Emir erging es ebenso. Dann mußte sich ein Soldat zwischen sie setzen, um sie während der Nacht zu bewachen.

Diese Nacht war die schrecklichste, die Schwarz jemals erlebt hatte. Er vermochte kein Auge zuzutun, und wenn er die Lider ja einmal schloß, so führte die aufgeregte Phantasie die erlebten Szenen an seinem Inneren vorüber. Die wenigen Stunden bis zum Morgen wurden ihm zur Ewigkeit, und er war unendlich froh, als der erste Schimmer des Tages die Sterne erbleichen ließ.

Aber wenn er der Ansicht gewesen war, daß der Tag ihn weniger Grausamkeiten werde sehen lassen als die Nacht, so hatte er sich geirrt.

Zunächst verrichteten die Sklavenjäger ihr Morgengebet. Dann wurde die Fahne aufgesteckt, und der Fakir las, neben ihr stehend, die Sure des Sieges vor. Hierauf wurden mehrere Rinder und viele Schafe geschlachtet, um als Festspeise verzehrt zu werden. Die Gefangenen mußten die Orte angeben, wo ihre Matmurah und Siebah lagen.

Unter Matmurah versteht man große, tiefe Gruben, worin die Durrah aufbewahrt zu werden pflegt. Siebah sind kleine, auf Steinen errichtete und gut zugedeckte zylindrische Bauten, die dem gleichen Zweck dienen.

Man schaffte ganze Haufen von Durrah herbei, welche die gefangenen Frauen mahlen mußten, um dann Kisrah daraus zu backen und Merissah zu bereiten. Für Abd el Mot, die Unteroffiziere und einige Soldaten, die sich besonders ausgezeichnet hatten, wurde Mararah gebraten.

Diese gilt im ganzen Sudan als großer Leckerbissen

und wird aus der Leber, den Gedärmen und der Galle des Schlachtviehs bereitet. Diese letztere Zutat läßt es ganz selbstverständlich erscheinen, daß die Mararah einem Europäer unmöglich munden kann.

Während diese Vorbereitungen getroffen wurden, ereignete sich etwas, was Schwarz wieder mit Schauder erfüllte. Die Gefangenen sollten natürlich nach der Seribah Abu el Mots transportiert werden. Kleinere Kinder waren dabei hinderlich und unbequem. Darum gab Abd el Mot den Befehl, alle Kinder, die das Alter von vier Jahren noch nicht erreicht hatten, zu töten. Die Aufregung, die dieses Gebot bei den unglücklichen Müttern hervorbrachte, läßt sich gar nicht beschreiben. Sie wollten die Kinder nicht hergeben; sie wehrten sich wie die Löwinnen, doch vergeblich. Man bezwang sie mit der Peitsche. Als dieses unmenschliche Morden getan war, wurde die übrige Menschenbeute in der bekannten Weise aneinander gebunden, und dann erst ordnete sich die ganze Kolonne zum Abzug. Vorher kam aber Abd el Mot zu dem Emir und dem Deutschen, die noch auf der Schebah an der Erde lagen, und sagte: „So macht man es mit dem schwarzen Fleisch, das man nicht gebrauchen kann. Hat euch das Schauspiel gefallen?“

„Du bist ein Satan!“ antwortete Schwarz in maßlosem Grimm. „Und ich schwöre dir: du wirst diese Tat bereuen!“

„Drohe und belle immerhin, du Hund!“ lachte der Sklavenjäger höhnisch. „Du wirst die Freiheit nicht wieder verkosten. Jetzt schone ich dich; sind wir aber auf der Seribah angekommen, so werde ich euch meine Rache in einer Weise fühlen lassen, daß euch die Verdammnis der Hölle dagegen als Seligkeit erscheint!“ — — —

Elftes Kapitel.

Verbündete.

Als der „Vater des Storches“ zu seinem Boot zurückgekehrt war, hatte er nicht mit dem Aufbruch gesäumt. Die Sterne leuchteten hell genug, die Stromfahrt trotz der Nacht wagen zu lassen. Das Boot wurde losgebunden und nach der Mitte des Flusses gesteuert, wo sich die Niam-niam kräftig in die Ruder legten. Sie hatten, während sie auf den Grauen warteten, gegessen und sich ausgeruht, so daß das Boot unter dem Druck ihrer muskulösen Arme mit der Schnelligkeit eines Fisches abwärts schoß.

Diese Leute waren an das südliche Klima und die hiesigen Verhältnisse gewöhnt, sie konnten selbst außergewöhnliche Anstrengungen vertragen. Anders ist es mit dem Fremden, dem die Sorge für seine Gesundheit hier die möglichste Schonung seiner Kräfte gebietet. Darum hüllte Pfotenhauer sich in seine Decke und legte sich im Vorderteil des Fahrzeuges nieder, um einige Stunden zu schlafen.

Er kannte den eigentümlichen Reiz, den die nächtliche Szenerie des gewaltigen Stromes gewährt, genug, um sich diesen Genuß für heute einmal versagen zu können. Sein Schlaf war tief und lang, denn als er erwachte, stand die Sonne schon hoch über dem Walde von Dalebpalmen, der am rechten Ufer stand, in dessen Nähe

der „Sohn des Geheimnisses“ jetzt steuerte, und als er die Uhr zog, sah er zu seinem Staunen, daß er bis morgens zehn Uhr geschlafen hatte.

Die Niam-niam arbeiteten augenblicklich in der Weise, daß nur die Hälfte von ihnen ruderte, um von den andern, wenn diese ausgeruht hatten, abgelöst zu werden. Uebrigens hatte das Wasser hier einen so bedeutenden Fall, daß es, um schnell zu fahren, keiner anstrengenden Nachhilfe mittels der Ruder bedurfte.

Zum Essen brauchte man keine besondere Pause; wer essen wollte, der aß, wenn er von der Arbeit abgelöst worden war. Getrunken wurde sehr einfach aus dem Flusse, und so suchte man das Ufer während des ganzen Tages gar nicht auf, bis man am späten Nachmittag durch einen Umstand dazu gezwungen wurde, der den Insassen des Bootes beinahe gefährlich geworden wäre.

Man näherte sich einer scharfen Krümmung des Flusses. Der vorspringende Rand des rechten Ufers machte, daß man nicht sah, was jenseits dieser Krümmung lag und geschah. Da stand der Steuermann von seinem Platz auf, hielt die Hand muschelförmig an das Ohr, lauschte einige Augenblicke nach vorn und sagte dann: „Schu haida! Rina — was höre ich! Einen Gesang!“ — „Wo? Auf dem Flusse?“ fragte Pfotenhauer. — „Ja. Es kommen Menschen. Wer mag das sein? Doch nicht etwa Abu el Mot mit seinen Schiffen!“ — „Wir dürfen uns nicht sehen lassen. Also rasch an das Ufer!“ — „An welches?“ — „An das linke, denn dort ist Schilf, wo wir uns verbergen können; hier am rechten aber gibt es wenig davon.“

Der „Sohn des Geheimnisses“ gehorchte und steuerte nach links. Als das Boot so weit hinüber war, daß man um die Krümmung blicken konnte, nahm der Graue sein

Fernrohr zur Hand. Kaum hatte er es angesetzt, so rief er erschrocken: „Schnell zurück, zurück nach rechts, sonst werden wir entdeckt! Ich sehe zwei Schiffe, aber auch Menschen, die am Ufer laufen."

Sofort riß der Steuermann das Ruder auf die andre Seite, und die Schwarzen legten sich so mächtig in die Riemen, daß das Boot eine so scharfe Wendung machte, daß es fast gekentert wäre.

„Leute am Ufer?" fragte der „Sohn des Geheimnisses". „Lagen die Schiffe denn vor Anker?" — „Nein, sie fuhren. Ich habe die Segel gesehen." — „Dann haben sie das Liban[1]) am Mast, um schneller vorwärts zu kommen. Wenn es zwei Schiffe sind, so gehören sie Abu el Mot. Ich war sehr unvorsichtig, daß ich deinem Befehl, nach links zu steuern, gehorchte. Ich hörte die Leute singen. Das tun sie nur, wenn sie am Liban ziehen oder mit den Mitarah[2]) arbeiten. Zum Glück hat hier rechts das Wasser eine Gras- und Omm Sufahinsel angeschwemmt, die uns verbergen wird."

Er steuerte das Boot scharf mitten in diese Insel hinein und ließ dann den Anker fallen. Das war, so weit man sehen konnte, am rechten Ufer der einzige Ort, der Schutz gewähren konnte. Aber diese Insel war so niedrig, daß die Männer sich in das Boot legen mußten, um nicht gesehen zu werden.

Der Deutsche mußte das scharfe Gehör des jungen Steuermanns bewundern, denn er selbst hatte nichts von einem Gesang vernommen. Er hörte selbst jetzt noch keinen Ton, obgleich der Jüngling behauptete, das Singen jetzt sogar deutlicher als vorher zu vernehmen.

Bald jedoch drangen die Töne auch in Pfotenhauers Ohr. Es waren die zwei Silben heh — lih, heh

[1]) Zugseil. — [2]) Stoßstangen.

— lih, welche immerfort wiederholt wurden. „Heh“ fiel auf den Grundton und „lih“ auf die kleine Terz; die Tonart war alſo Moll. Dann aber war eine längere Melodie, ein Lied zu hören, das mehrere Strophen hatte. Die Worte der erſten waren noch undeutlich; bei der zweiten aber hatten ſich die Schiffe ſchon ſo weit genähert, daß man den Geſang verſtehen konnte. Der Deutſche vernahm die vier Verſe:

„Gerebd el beled, gered laoda,
Tered ab ſchora a loba hamoda.
Ja Rabb, ſber t'adil taraqu,
De gib nau mah moktaf rafiqu.“

Man ſieht, daß dieſe Zeilen ſich reimen. Ins Deutſche überſetzt, lauten ſie:

„Immer näher der Heimat,
Singen und freuen wir uns herzlich,
O Gott, gib gute Fahrt,
Wind und den Ruderern Kraft!“

Jetzt kam das erſte Schiff um die Krümmung. Es war ein Sandal und hatte volle Segel an den zwei Maſten. Vom Vordermaſt ging das Zugſeil nach dem jenſeitigen Ufer, an dem man etwa ein Dutzend Männer ſah, die ſich vorgeſpannt hatten. Hinten neben dem Steuermann ſtanden zwei Perſonen, welche ſehr in die Augen fielen, eine ſehr lange und ſehr dürre, in arabiſche Tracht gekleidete Geſtalt und neben ihr ein Mann, deſſen Kleidung aus drei Stücken beſtand. Das erſte war eine Art Badehoſe, die kaum bis an das Knie reichte, das zweite ein Pantherfell, das ihm hinten von den Schultern niederhing, und das dritte eine ſehr hohe, zuckerhutförmige Kopfbedeckung, die ganz mit Kaurimuſcheln bedeckt war und von deren Spitze bunte Glasperlen herabhingen; ſein Geſicht war nicht ganz negerſchwarz.

„Der Lange ist Abu el Mot," sagte der „Sohn des Geheimnisses".

„Ist er es?" antwortete der Graue. „Diesen Kerl muß ich mir genau betrachten." Er legte sein Fernrohr auf den Rand des Bootes und richtete es nach dem berüchtigten Sklavenjäger. Dann fuhr er fort: „Er hat freilich ganz das Aussehen des Todes. Dieser Mensch ist ein wahres Gerippe. Wer mag der andre sein, der neben ihm steht?"

„Er ist ein Beng-did[1]) der Nuehr, denn bei ihnen dürfen nur die Anführer solche Mützen tragen. Siehst du die Schwarzen, die mit den Stoßstangen arbeiten und dabei singen? Das sind Nuehr. Ich ersehe das aus der Art und Weise, wie sie ihr Haar tragen."

„So kommt dieser Abu el Mot viel eher, als ich dachte. Wie weit haben wir noch bis zur Seribah Madunga?"

„Wir werden sie gerade mit Sonnenuntergang erreichen. Sie liegt am rechten Ufer des Stromes; darum hat Abu el Mot sich an das linke gehalten. Wären wir nicht so schnell umgekehrt, so hätten diese Leute uns jetzt schon entdeckt. Weil ihnen die Lebensmittel fehlen, beeilen sie sich sehr und verlassen sich nicht bloß auf den Wind."

Dieser war dem Sandal günstig, denn er kam aus Nord. Die Stoßstangen vermehrten die Geschwindigkeit des Fahrzeuges so, daß die Leute, die am Ufer am Seile zogen, Trab laufen mußten.

Als der Sandal vorüber war, erschien das zweite Schiff, ein etwas kleinerer Noger, der auch unter vollen Segeln ging und überdies vom Ufer aus am Seil gezogen wurde. Sein Deck war von Nuehrs gefüllt.

[1]) „Großer Herr", Häuptling.

Das Lied war zu Ende; man hörte wieder das einfache heh — lih, heh — lih, das desto leiser wurde, je weiter sich die beiden Schiffe aufwärts entfernten. Doch erst nach einer Viertelstunde hatten sie eine so genügende Strecke zurückgelegt, daß der „Sohn des Geheimnisses" sagen konnte: „Jetzt kann man uns nicht mehr sehen. Es war mir doch bange, als sie vorüberkamen. Allah sei Dank, daß wir nicht entdeckt worden sind! Jetzt wollen wir fort!"

Der Anker wurde aufgenommen, und dann nahm das Boot die unterbrochene Fahrt wieder auf. Die Ruderer strengten ihre Kräfte doppelt an, um die versäumte Zeit einzubringen.

Als die Sonne hinter dem linken Ufer des Stromes und den dort stehenden Bäumen verschwunden war, zeigte es sich, daß der Steuermann ganz richtig geschätzt hatte. Man sah am rechten Ufer eine breite Mischrah, unter welchem Wort man eine Landestelle für Schiffe, eine Tränkstelle für die Herden und zugleich einen Weg versteht, der vom hohen Ufer herab nach dem Fluß führt. „Das ist die Seribah," sagte der „Sohn des Geheimnisses".

„Das?" fragte der Graue, indem er den Platz betrachtete. „Man sieht doch nichts von ihr!"

„Weil sie nicht am Wasser, sondern auf dem Thaharah[1]) liegt. Ich kenne den Herrn, dem sie gehört, und weiß, daß er uns willkommen heißen wird."

Er steuerte das Boot nach der Mischrah und legte dort an. Man ließ den Anker fallen und befestigte das Fahrzeug außerdem an einen der Pfähle, die zu diesem Zweck eingerammt waren. Ein zur Seribah gehöriger Kahn lag nicht am Ufer. Man pflegt die Boote inner-

[1]) Hohes Ufer, Landrücken.

halb der Umzäunung aufzubewahren, damit sie nicht weggeführt werden können.

Pfotenhauer glaubte, daß seine Ankunft von der Niederlassung gar nicht bemerkt worden sei; aber er irrte sich, denn kaum war er ausgestiegen, so scholl es hinter einem nahen Gebüsch hervor: „Halt, nicht weiter! Wer seid ihr?"

Er blickte nach der Stelle hin und sah einige Flintenläufe durch die Zweige auf sich gerichtet. Seine Nase schwang sich sofort nach der entgegengesetzten Seite des Gesichtes, als wolle sie es verhüten, von einer Kugel getroffen zu werden. „Tut die Flinten weg!" antwortete er. „Wir kommen nicht in feindlicher Absicht."

„Woher kommt ihr?" lautete die weitere Frage, ohne daß ein Mensch sich sehen ließ. „Antwortet, oder ich muß schießen!"

Die Stimme des verborgenen Sprechers klang eigentümlich schnarrend, als ob er die Laute alle hinten am Gaumen bilde. Der „Sohn des Geheimnisses" hatte sich noch im Boot zu schaffen gemacht. Jetzt stieg er als der Letzte aus und rief als Antwort nach dem Busch hin: „Du kannst es glauben, daß wir Freunde sind. Ich erkenne dich an deiner Stimme, el Schachar[1]). Komm nur hervor!"

„Dieser junge Mensch kennt meinen Namen," erklang es wieder, „folglich habe ich nichts zu befürchten. Wir kommen."

Das Gesträuch teilte sich, und es erschien ein alter, graubärtiger Mensch, der eine lange Flinte in der Hand hielt. Ihm folgten drei andre. Sie waren Weiße, aber ganz so spärlich gekleidet, wie die Neger es gewöhnlich sind.

„Woher kennst du mich denn?" fragte er, indem er

[1]) Der Schnarcher.

näher kam. „Solltest du der Knabe sein, der damals so gern Abd el Mot kennen lernen wollte?“

„Ja, der bin ich.“

„Allah! Bist du wirklich der Junge, der besser schießen konnte als ich? Dann hast du dich sehr zu deinem Vorteil verändert. Als ich dich nicht wiedersah, glaubte ich, dir sei bei Abd el Mot ein Unglück zugestoßen. Ich habe mich also geirrt, und das freut mich sehr. Sei mir willkommen!“

Er reichte dem jungen Mann freundlich die Hand. Dieser schüttelte ihm die seinige und fragte: „Ist der Herr der Seribah daheim?“

„Nein. Er ist hinüber nach Jau geritten, um Pulver zu holen. Darum hat er mir selbst die Bewachung der Mischrah anvertraut. Du weißt, daß er sich auf mich verlassen kann.“

„Ja, du bist der älteste Askari dieser Seribah. Sahst du zwei Schiffe vorüberseglen?“

„Wir sahen sie, haben sie aber nicht angesprochen.“

„Weißt du, wer sich darauf befand?“

„Nein. Sie hielten sich hart an das andre Ufer, und der Fluß ist hier so breit, daß man wohl die Schiffe, nicht aber die Menschen, die sich darauf befinden, sehen kann.“

„Es war Abu el Mot.“

„Dieser? Der Schetan mag ihn fressen! Wäre er näher vorübergekommen, so hätte ich ihm eine Kugel gegeben. Wer aber ist denn dieser fremde Mann, und was will er hier?“ Er deutete auf Pfotenhauer.

„Er ist ein väterlicher Freund von mir,“ antwortete der Steuermann, „und wünscht einige Tage hier bleiben zu dürfen, um Bekannte zu erwarten, die ihn hier abholen wollen.“

„Er wird willkommen sein. Führe ihn hinauf in die Seribah zum Leutnant, der während der Abwesenheit des Herrn das Kommando führt! Das Boot könnt ihr hier lassen. Ich werde es bewachen.“

Der „Sohn des Geheimnisses“ wandte sich wie einer, der den Weg genau kennt, der Mischrah zu und forderte den Grauen auf, ihm zu folgen. Die Niamniam kamen schweigend hinterdrein.

Es hatte früher hier Wald gegeben, der aber so gelichtet worden war, daß er diesen Namen nicht mehr verdiente. Das Ufer war ziemlich steil und sehr hoch, doch verursachte der Aufstieg keine Beschwerde, denn der Weg war von täglich nach dem Fluß zur Tränke geführten Herden breit ausgetreten.

Als Pfotenhauer oben ankam, sah er die Seribah vor sich liegen. Sie war von größerem Umfang als diejenige Abu el Mots und besaß etwas, was hier eine große Seltenheit genannt werden mußte, nämlich ein aus Stämmen und Brettern errichtetes Türmchen, um das eine schmale Galerie führte. Das war das Minaret der Seribah.

Vor dem Tor, das durch die starke Umzäunung führte, stand ein Wachtposten, der die Ankömmlinge eintreten ließ, ohne eine Frage auszusprechen. Jetzt konnte man die zahlreichen Tokuls sehen, aus denen diese Niederlassung bestand. Zwischen den Hütten herrschte ein reges, kriegerisches Leben. Es sah aus, als ob man sich hier zu einem Kriegszug rüste.

Rechts und links von dem Minaret stand je ein größerer Tokul. „Rechts wohnt der Herr und links der Leutnant,“ erklärte Abd es Syrr dem Deutschen. „Da der erstere nicht anwesend ist, müssen wir uns dem letzteren melden.“

Sie hatten den links liegenden Tokul noch nicht ganz erreicht, als dessen Herr aus der Tür trat. Er sah überrascht auf, als er die Nahenden erblickte; kaum aber hatte er den Jüngling gesehen, so rief er aus: „Knabe, du bist es! Du lässest dich wieder einmal sehen! Wir glaubten dich verloren. Sei willkommen, und sage, wen du uns bringst! Das sind Niam-niam. Soll ich sie zu Sklaven machen?"

Er war vielleicht noch älter als der „Schnarcher", der unten am Flusse Wache stand. Auch er schüttelte dem Jüngling die Hand; dieser antwortete: „Sie sind meine Brüder, denn ich wohne bei ihnen. Ich komme, um dir diesen fremden Effendi zu empfehlen, der für einige Tage dein Gast sein möchte."

Er deutete auf den Deutschen. Der Leutnant reichte auch diesem die Hand und sagte: „Wer du auch bist, ich heiße dich willkommen, da dich dieser Knabe zu mir bringt. Er mag deine Niam-niam zu unsern Negern führen, bei denen sie sich wohlbefinden werden. Dir aber will ich den Tokul anweisen, der für unsre Besucher bestimmt ist. Folge mir!"

Er brachte den Grauen nach einer Hütte, deren Bestimmung man ihr bereits von außen anmerkte, denn sie war sorgfältiger gebaut und sah viel sauberer aus als die andern Bauwerke, obwohl sie aus dem gleichen Material bestand. Das Innere entsprach dem Aeußeren. Der Boden war mit Fellen belegt, und auf der sich rundum ziehenden Erhöhung, die als Sitz und Schlafstätte diente, lagen weiche Decken. In der Mitte hing eine Lampe herab, und in der Wand waren sogar einige Fensteröffnungen angebracht.

„Dieses Haus ist dein," sagte der Leutnant. „Mache es dir bequem! Ich gehe, dir einen Diener zu senden,

der den Befehl erhält, dir alles zu bringen, was du bedarfst. Wenn du ausgeruht haſt, werde ich dich beſuchen."

Als der Leutnant den Tokul verlaſſen hatte, ertönte draußen der weithin hörbare Ton des Klangbretts, und dann erſcholl die Stimme des Ausrufers: „Eilt zum Gebet! El Mogreb iſt da, denn die Sonne will im Weſten verſchwinden. Es iſt nur ein Gott, und Mohammed iſt ſein Prophet. Bezeuget, daß es nur dieſen einen gibt! Allah akbar, Allah hu akbar!"

Der Deutſche trat an das Fenſter und erblickte den Ausrufer auf der Galerie des Türmchens. Unten lagen die Leute auf den Knien, um zu beten. Er konnte von ſeinem Fenſter aus in gerader Richtung bis nach dem Tor ſehen, durch das er gekommen war. Eben als der Ausrufer ſeinen Spruch begonnen hatte, waren dort mehrere Männer erſchienen, von denen anzunehmen war, daß ſie nicht zu der Seribah gehörten. Auch ſie waren auf die Knie geſunken. Nach dem Gebete erhoben ſie ſich wieder und ſchritten auf den Tokul des Leutnants zu.

Sie waren Soldaten, aber nicht etwa Aſaker einer Seribah, ſondern wirkliche Soldaten, denn ſie trugen, nur einen ausgenommen, die Uniform des Vizekönigs. Der Voranſchreitende war Offizier. Er trug die Abzeichen eines Kolarghaſi[1]). Neben ihm ging ein kleiner Kerl, der auch in eine Uniform gekleidet war, aber in was für eine! Er hatte nämlich eine blaue Hoſe an, deren Beine nur das Knie erreichten. Darüber trug er einen uralten, roten, engliſchen Militärfrack, auf deſſen Achſeln mächtige wollene, franzöſiſche Epauletten befeſtigt waren. Um den Kopf war eine Art Turban geſchlungen, von dem lange Federn herabhingen. Da der

[1]) Hauptmann.

Frack vorn weit auseinander ging, ſah man, daß dieſer Mann weder eine Weſte noch ein Hemd hatte. Um die Hüfte ging ein Ledergurt, worin zwei Piſtolen und ein Meſſer ſteckten; auch hingen mehrere Beutel daran, die wohl verſchiedene notwendige Kleinigkeiten enthielten. In der Hand trug er ein altes, ſchweres Gewehr, das von ungewöhnlich großem Kaliber war.

Dieſer Mann trat mit dem Offizier bei dem Leutnant ein; die vier Soldaten, die mit ihnen gekommen waren, blieben vor der Türe ſtehen. Das war es, was der Graue bei dem ſchnell ſcheidenden Tageslichte hatte ſehen können; dann wurde es dunkel, und ein Neger kam herein, um die Lampe anzubrennen und gleich darauf dem Gaſt einen Krug voll Meriſſah und einige neugebackene Fladenbrote zu bringen.

Kurze Zeit ſpäter kam der „Sohn des Geheimniſſes“ zu dem Deutſchen, um zu erfahren, ob es ihm in ſeiner Wohnung gefalle.

„Ganz gut,“ antwortete dieſer. „Wo wohnſt denn du?“ — „In dem Tokul des ‚Schnarchers‘, der ſich ſehr darüber freuen wird, mich bei ſich zu finden, wenn er abgelöſt worden iſt.“ — „Ich war ganz erſtaunt, zu hören, daß ihr einander kennt. Du warſt ſchon hier?“ — „Ja, mehrere Monate.“ — „Wann?“ — „Vor vier Jahren.“ — „Was wollteſt du hier?“ — „Herr, das iſt ein Geheimnis.“ — „So? Ich hörte, daß es ſich dabei um Abd el Mot gehandelt hat. Du haſt alſo ihn und Abu el Mot ſchon früher gekannt?“ — „Ja, Effendi, doch iſt das eine Sache, von der ich nicht ſpreche.“ — „Gut! Haſt du die Fremden geſehen, die vorhin gekommen ſind?“ — „Ja. Ich war dabei, als der Leutnant mit ihnen ſprach. Der Offizier iſt mit einer Dahabiëh[1])

[1]) Größeres Rilſchiff.

stromaufwärts bis in die Nähe der Seribah gekommen und hat angefragt, ob er unten an der Mischrah Anker werfen darf." — „Hast du nicht gefors cht, ob er vielleicht Reisende auf seinem Schiff hat?" — „Nein. Er sprach mit dem Befehlshaber, nicht aber mit mir." — „Es ist doch leicht möglich, daß sich der Bruder meines Gefährten auf dieser Dahabiëh befindet. Ich werde zu dem Hauptmann gehen, um ihn zu fragen." — „Er ist nicht mehr hier, sondern mit seinen Soldaten wieder fort, um das Schiff herbeizuholen. Aber sein Begleiter, der das Kleid eines Babral[1]) trägt, ist hier geblieben. Soll ich ihn zu dir senden?" — „Ja, hole ihn!"

Der „Sohn des Geheimnisses" ging, und bald darauf trat der Rotbefrackte ein. Sein Gesicht war voller Pockennarben, und vielleicht war es eine Folge dieser Krankheit, daß sein Bart nur aus wenigen Haaren bestand, die er aber steif gummiert hatte, daß sie wie Borsten nach den Seiten standen. Er verbeugte sich auf orientalische Weise und sagte: „Ich höre, daß du ein Effendi bist und mich sprechen willst. Was hast du mir zu sagen?" — „Ich wollte gern wissen, woher die Dahabiëh kommt, auf der du gefahren bist." — „Sie kommt von Faschodah herauf." — „Ah! Wer sind die Passagiere?" — „Soldaten." — „Sind keine Zivilisten dabei?" — „Einige." — „Wer sind diese Leute?" — „Vor allen Dingen ich!" — „Du bist nicht Soldat?" — „Nein. Ich trage die Uniform nur, weil es mir so beliebt, und weil meine Reise eine kriegerische ist." — „Willst du mir deinen Namen sagen?" — „Meinen eigentlichen Namen würdest du nicht aussprechen können. Gewöhnlich werde ich Abu el Hadascht scharin, ‚Vater der elf Haare' genannt. Bei mir befindet sich mein Kamerad

[1]) Papagei.

Abu Dihk, der ‚Vater des Gelächters' und noch ein großer Gelehrter und Effendi, dessen Freund und Adjutant ich bin." — „Wie heißt er?" — „Abu 'l arba ijun, ‚Vater der vier Augen'." — „Der vier Augen? So trägt er wohl eine Brille?" — „Ja." — „Wo will er hin?" — „Zu den Niam-niam, und vorher nach der Seribah, welche Abu el Mot gehört."

Bisher hatte der Deutsche gesessen; jetzt sprang er auf und rief: „Er ist ein Fremder, ein Deutscher, und heißt Schwarz?" — „Das ist er, und so heißt er, ja. Kennst du ihn?" — „Nein; aber ich kenne seinen Bruder, der ihm entgegengefahren ist. Also er ist hier; er wird mit der Dahabiëh kommen?" — „So ist es. Ich werde jetzt hinunter zur Mischrah gehen, um ihn zu empfangen." — „Ich begleite dich. Ich muß dort sein, wenn er aussteigt. Ich muß ihn begrüßen!" — „So komm! Deine Begleitung ist mir nicht unangenehm."

Er sagte das im Ton eines Gönners, der sich in guter Stimmung befindet. Pfotenhauer nahm das ruhig hin. Sie verließen den Tokul und auch die Seribah und schritten zum Strom hinab. Dort stand der „Schnarcher" noch mit seinen Leuten. Das Boot, mit dem der Deutsche gekommen war, lag am Ufer. Da es bequeme Sitze bot, setzten sich die beiden hinein.

„Also du bist sein Freund und Adjutant! Seit wann denn?" fragte der Graue.

„Seit Faschodah. Wir lernten uns in der Wüste kennen, wo wir zwei Löwen töteten und die Homr besiegten, die uns überfallen wollten. Er ist ein außerordentlich tapferer und gelehrter Mann."

„Das weiß ich."

„Und er tut nichts ohne mich!" fügte der Kleine wichtig hinzu.

„So! Dann seid ihr wohl recht vertraut miteinander?“

„Außerordentlich! Wie zwei Brüder! Das versteht sich auch ganz von selbst, da auch ich Gelehrter bin.“

„Du?“

„Ja, ich! Glaubst du das!“

„Ich glaube es, da du mir bis jetzt das Gegenteil noch nicht bewiesen hast.“

„Das wird auch nie bewiesen werden. Bei meinem Latein nehme ich es mit jedem auf.“

„Latein? Wie kommst du auf dieses Wort?“

„Wort? Ich spreche ja die ganze lateinische Sprache!“

„Unmöglich! Wo hättest du das gelernt?“

„Bei dem berühmten Mathias Wagner, mit dem ich den ganzen Sudan bereist habe. Er war mein Landsmann.“

„Landsmann? Soviel ich weiß, war Wagner ein Ungar aus dem Eisenstädter Komitat!“

„Das stimmt. Auch ich bin ein Magyar, aus Nagy Mihaly bei Ungvar. Doktor Schwarz ist ganz glücklich, in dieser abgelegenen Welt mit mir deutsch sprechen zu können.“

„Was, du sprichst auch deutsch? Das freut mich ungemein, denn ich bin auch ein Deutscher!“

Der „Vater der elf Haare fuhr freudig erschrocken auf und rief, indem er sich sofort der deutschen Sprache bediente: „Was? Wie? Ein Deutsches seinte Sie?“

„Ja, freilich!“ antwortete der Graue in derselben Sprache. „Ich stamme aus Bayern.“

„O, das seinte schön, das seinte gut! Ich warrr gewesste auch in Land, bayrisches.“

„So! Das g'freut mi halt außerordentlich, wann's meine Heimat kennen.“

„Ja, ich seinte gebliebte in München, wo ich hatt trunkte Bier, Sedlmeirisches; ich hatt dazu gegeßte Rettich, schwarzigen, und Würstel, senftige.“

„Ja, a gutes Bier mit Rettich und auch Würstel, das ist bei uns zu haben; darauf versteht man sich in Bayern. Aber wann S' aan Ungar sind, so heißen S' doch nicht von Haus aus ‚Vater der elf Haare‘. Wie ist denn Ihr Name?“

„Ich heiße Uzkár Istwán. Und wie seinte Namen Ihriger?“

„Pfotenhauer. Aber, erlauben Sie, was sprechen Sie denn da für aan' Dialekt? So was hab' i noch nie g'hört.“

„Dialekt? Ich sprechte kein Deutsch, dialektiges, sondern ein Deutsch, reinheitlichtes.“

„So! Das möcht' i wohl bezweifeln. Wann Ihr Latein auch so ein reines ist, so können S' Ihna für Geld hören lassen.“

„Ja, das hätt' ich gekonnte. Ich sein gewesste stets Psychолog, erstaunlicher, und Philolog, bedeutender!“

„Alle Wetter! Das also ist Ihr Latein? Was ist denn eigentlich Philologie?“

„Philologie seinte Wissenschaft von Geist, inwendiges.“

„Ah! Und Psychologie?“

„Das seinte Lehre von Sprachen.“

„Na, alter Freund, da sind S' halt schön auf den Holzweg g'raten! Es ist ja grad umgekehrt!“

„Dann warrr es gewesste Verwechstelung, wissenschaftliche. Ich hatt auffangte so viel Wissenschaft in Kopf, meinigen, daß, wenn wollte die eine heraus, sie bleibte oft steckte, und statt ihr kommte heraus Wissenschaft andre.“

Pfotenhauer lachte laut und herzlich auf. Der „Vater der elf Haare“ fühlte ſich dadurch beleidigt. Er fragte in ſcharfem Tone: „Sie habte gelacht! Sein damit gemeinte Perſon, meinige?“

„Ja, wer denn ſonſt? Natürlich meine ich Perſon, Ihrige!“

„Das mußte ich verbitten mit Nachdruck, allergrößtem. Ich ſein geweſte ſtets Mann, ehrenwerter. Ich hatt nie gelaßte beleidigen Ehre, meinige, und wenn Sie nicht machte Abbitte, ſofortige, dann ich werd' geforderte Genugtuung, piſtolige oder ſäbelige!“

Der Graue lachte lauter und anhaltender als zuvor und antwortete: „Fordern wollen S' mi? Alſo ein Duell, ſäbeliges oder piſtoliges? Das laſſen S' lieber bleiben! I hab' gar nit Luſt, mit Pulver und Blei Ihre ſchöne Wiſſenſchaft und Ihr Latein zu verletzen. I bin Ornitholog und zieh alſo nur Vögel, aber nit Menſchen die Bälge ab!“

„Wenn Sie ſeinte Ornitholog,“ antwortete der Ungar noch zorniger als vorher, „ſo warrr ich geweſte Gelehrter, noch viel größerer! Ich hatt' ſtudiumtierte Ornithologie und Orographie!“

„Auch! Wiſſen Sie denn, was dieſe beiden Worte bedeuten?“

„Ich hatt gewußte es beſſer als Sie! Wenn Sie nicht kennte Wiſſenſchaft, beidige, ſo will ich gegebte Aufklärung, augenblickliche! Ornithologie ſeinte Beſchreibung von Berg, karpathentlicher oder rieſengebirglicher.“

„Und Orographie?“

„Das hatt zu bedeutente Naturgeſchichte, vogelige und gefiederte.

„Hören S' auf, hören S' auf,“ lachte Pfotenhauer. „Solch einen Miſchmaſch hab' i mein Lebtag nit derlebt!“

Da sprang der Kleine aus dem Boot an das Ufer und rief im höchsten Grimm: „Sie seinte dumm im Kopf, Ihrigen! Sie könnte nicht sprechen und nicht verstehende Deutsch, reinigendes! Sie wollte sein Gelehrter, wissenschaftlicher? Laßte nicht Sie auslachte sich! Lebte Sie also wohl für ewig und für immerdar! Adieu, dobrau noc, poraucim se, gute Nacht, ich empfehle mich, leletak ja'ide. Allah jisallimak!" Er rannte davon.

Der Graue sah ein, daß dieser Mann vielleicht ein Original war, den man als solches zu behandeln hatte. Schon wollte er ihm versöhnlich nacheilen, da sah er abwärts von der Mischrah ein Licht auf dem Wasser erscheinen. Das mußte die Dahabiëh sein, und darum blieb er im Boot sitzen.

Das Licht kam näher und näher; Pfotenhauer sah, daß es loderte. Es war ein Feuer, das auf dem Deck brannte und die Segel beleuchtete. Das Schiff kam, vom Wind getrieben, langsam aufwärtsgeglitten und ging an der Mischrah vorüber; dann ließ es die Segel fallen und sich vom Wasser zurück an das Ufer treiben, wo es den Anker und die Taue auswarf, welch letztere von dem „Schnarcher" und seinen Leuten aufgefangen und am Land befestigt wurden. Als die Landebrücke das Ufer berührte, kam der Graue herbei und rief in deutscher Sprache: „Hallo! Ist Doktor Schwarz an Bord?"

„Ja," ertönte die Antwort. „Ein Deutscher auf Seribah Madunga? Das ist mir eine außerordentlich frohe Ueberraschung!"

„G'wiß, Landsmann, a Deutscher steht hier und heißt Sie willkommen. Wann S' mi umärmeln woll'n, so schaun S', daß S' herüberkrageln. Aber nehmen S' sich in acht, daß S' mi etwa nit vor lauter Freud' zerdrucken!"

„Aus dem Bayerland, wie ich höre! Gleich bin ich drüben bei Ihnen!“

Der Graue ſah die hohe, breite Geſtalt über die Brücke kommen. Er breitete die Arme aus, ſchlang ſie um Schwarz und ſagte: „Willkommen alſo, herzlich willkommen! Mi kennen S' freilich nit, und i hab' eigentlich kein Recht, Sie ſo zärtlich zu empfangen; aber dieſe Umarmung ſoll nit von mir, ſondern von Ihrem Bruder ſein.“

„Von meinem Bruder? Von Joſef? Kennen Sie ihn?“

„Den Sepp? Ja, den werd' i doch kennen! I bin ſein Kamerad. Haben S' nicht ſeinen Boten in Faſchodah 'troffen?“

„Ja, und ſeinen Brief erhalten.“

„Na, i bin der Pfotenhauer und Vogelfänger, von dem er wohl auch a Wort erwähnt haben wird. Oder hat er nix von mir mitg'ſchrieben?“

„Ja, freilich hat er es getan. Ich habe mich auf Sie gefreut. Aber was tun Sie hier, den ich oben bei den Niam-niam vermute, und wo iſt mein Bruder?“

„Es hat ihm keine Ruh g'laſſen, und ſo ſind wir fort, um Ihnen entgegenzufahren. Es konnt' Ihnen leicht a Unglück g'ſchehen. Darum wollt' er lieber ſchau'n, Ihnen eher zu begegnen, als ausg'macht worden war. I bin einſtweilen voran, und er wird nachfolgen.“

„Warum blieb er zurück? Wo befindet er ſich?“

„Davon nachher! Sagen S' mir vorerſt, ob S' droben in dera Seribah oder hier unten im Schiff übernachten wollen. Man hat mir den ſchönſten Tokul überlaſſen, wo drin Raum g'nug iſt für uns beide.“

„Ich danke Ihnen; aber ich ziehe doch vor, an Bord zu bleiben. Ich habe eine prächtige Kajüte, die mir kein

Tokul erſetzen kann. Hoffentlich machen Sie mir die Freude, nicht nach der Seribah zurückzukehren, ſondern bei mir zu bleiben?“

„Wann's Ihnen recht iſt, ſo bleib' i da. Die Hauptſach' iſt, daß wir beiſammen ſind.“

Er führte ihn hinüber und auf das Hinterdeck, wo ein ſchwarzer Diener die Tür der Kajüte öffnete, um ſie eintreten zu laſſen. Die Kajüte beſtand aus mehreren faſt prächtig eingerichteten Räumen. Eine Bronzelampe hing von der Decke nieder und beleuchtete die ſchwellenden Polſter, den hohen Spiegel und die glänzenden Geräte, die auf kleinen Tiſchen ſtanden oder an den Wänden hingen.

„Was Teuxel fallt Ihnen ein!“ rief der Graue erſtaunt. „Sie fahren a richtig's Damenſtüberl ſpazieren? Im Sudan, auf dem oberen Nil? Sind S' etwa Millionär g'worden?“

„Nein,“ lächelte Schwarz, indem er den Landsmann heimlich muſterte. „Dieſe Herrlichkeiten gehören nicht mir, ſondern dem Vizekönig von Aegypten. Dieſes Schiff iſt eine Regierungsdahabieh.“

„Auch nit übel! Wie aber kommen S' zu dieſem Regierungsſchiff? Iſt etwa ein Paſcha von drei Roßſchweifen an Bord, der Sie als Gaſt mitg'nommen hat?“

„Nein. Die Dahabië iſt mir zur Verfügung geſtellt worden. Augenblicklich bin ich deren Herr, dem die Bemannung zu gehorchen hat.“

Der Graue ſchüttelte den Kopf und ſagte, indem ſeine Naſe ſich nach rechts und nach links wendete, als ob ſie ſich dieſe Herrlichkeiten recht genau betrachten wolle: „Dann ſind's a wahrer Glückspilz! Uns Deutſchen, und zumal uns Bücherfexen, wird es nit oft ſo wohl, wie es Ihnen da g'worden iſt.“

„Sie haben freilich recht. Aber setzen Sie sich nieder, und nehmen Sie fürlieb!“ Er hatte vorhin dem Schwarzen, welcher öffnete, einen Wink gegeben. Als er jetzt in die Hände klatschte, trat dieser Neger herein, zwei Tschibuks zu bringen. Hinter ihm kam ein zweiter Schwarzer, der dem Grauen Kaffee in einem silbernen Findschan[1]) bot. Als beide weitere Befehle erhalten hatten, entfernten sie sich.

„Wissen's, mir ist halt grad so, als ob i jetzt einen Abend aus ‚Tausend und eine Nacht‘ erlebte,“ meinte der Graue, indem er den köstlichen Trank schlürfte und dann nach der Tabakspfeife griff. „Bei uns hat's immer nur Merissah und harte Fladen 'geben. Wann i diesen Kaffee schmeck', so muß i vermuten, daß Sie auch in Beziehung auf die Speisen nit übel g'stellt sind.“

„Haben Sie schon zu Abend gegessen?“

„Na; bis jetzt noch nit.“

„So tun Sie es hernach mit mir, um sich zu überzeugen, daß Sie ganz richtig vermutet haben.“

„So sagen's nur, was für a Kunststück Sie g'macht haben, um diese Dahabiëh geliehen zu bekommen! Was zahlen's denn pro Tag oder Woch' dafür?“

„Keinen einzigen Piaster, keinen Pfennig.“

Der Graue machte ein ganz unbeschreibliches Gesicht, und seine Nasenspitze richtete sich auf, als ob sie Schwarz fragen wollte, ob er denn wirklich die Wahrheit gesagt habe. „Nix, gar nix zahlen Sie? Wer soll Ihnen denn das glauben? I etwa?“

„Ja, Sie! Ich ersuche Sie ganz ergebenst darum,“ lachte Schwarz.

„Dann ist's eben a Kunststück, a richtiges und wirkliches Kunststück!“

[1]) Tasse.

„Dieses Kunststück bestand sehr einfach in einer glücklichen Kur. Ich befand mich bei Ali Effendi Abu Hamsah miah, dem Mudir von Faschodah. Ich hatte ihm gesagt, daß ich ein wenig Arzt bin. Zufällig verschluckte ein kleiner Sohn von ihm beim Spielen einen elfenbeinernen Würfel, der in der Speiseröhre stecken blieb. Das Kind war dem Erstickungstod nahe, als ich geholt wurde, und es gelang mir, den Gegenstand zu entfernen. Die Freude und Dankbarkeit des Vaters war so groß, daß er mir jeden Wunsch, dessen Gewährung nicht gerade zu den Unmöglichkeiten gehörte, erfüllt hätte. Dazu kam nun freilich noch der Umstand, daß es ein eifriges Verlangen von ihm war, Abu el Mot in seine Hand zu bekommen."

„Abu el Mot?" fragte Pfotenhauer ganz erstaunt, diesen Namen hier zu hören.

„Ja, so heißt der Mann, den Sie wohl nicht kennen, mit dem Sie sich aber, falls Sie bei mir bleiben, in den nächsten Tagen zu beschäftigen haben werden."

„So! Kennen Sie ihn?"

„Leider! Er ist der berüchtigtste Sklavenjäger am obern Nil und macht zugleich, falls es ihm einträglich erscheint, den Wüstenräuber. Er hat mich kurz vor Faschodah überfallen, um mich auszurauben und zu töten."

„Aber g'lungen ist's ihm doch nit?"

„Nein, wie Sie sehen," lächelte Schwarz. „Ich habe vielmehr seine Helfershelfer gefangen genommen und nach Faschodah transportiert, wo ihnen ihr Recht geworden ist; ihm aber gelang es, zu entkommen."

„Das ist jammerschad' g'wesen. Hätten's ihn derwischt, so wär' ihm das Handwerk wohl für immer g'legt worden."

„Ganz gewiß. Es wäre um seinen Kopf geschehen

gewesen. Der Mudir brennt darauf, ihn zu fangen. Ich belauschte den Sklavenjäger, als er bei den Seinen saß, und was glauben Sie wohl, was ich da hörte?"

„I glaub' alles, was Sie g'hört haben."

„Er hatte schon längst einen Raubzug zu den Niamniam geplant und war durch einen Boten unterrichtet worden, daß jetzt zwei Weiße, zwei Naturforscher bei diesem Volk seien. Er schwur, diese beiden zu ermorden."

„Teuxel! Da war wohl gar i und Ihr Bruder g'meint?"

„Ja. Ich zweifelte zwar zunächst daran, weil ich glaubte, daß mein Bruder sich allein dort befinde; aber als ich aus seinem Brief ersah, daß er in Ihnen einen Gefährten gefunden hatte, da wurde es mir zur Gewißheit, daß Sie es waren, von denen man gesprochen hatte. Und da traf also alles so zusammen, daß ich mich schließlich in der Dahabiëh und mit hundertundfünfzig Soldaten nebst einem Hauptmann unterwegs befand."

„Also diesen Abu el Mot wollen's fangen! Das ist großartig, großartig!"

„Aber nicht ganz ohne Gefahr! Er ist ein gewissenloser und verzweifelter Bösewicht. Leider war ich, wenn ich diese Dahabiëh benutzen wollte, gezwungen, einen vollen Tag länger, als sonst der Fall gewesen wäre, in Faschodah zu bleiben. Dadurch erhielt Abu el Mot einen Vorsprung, der nur mit Anstrengung eingebracht werden konnte. Wir hatten günstigen Wind. Wir mieteten Schilluks und dann Nuehrs, die Dahabiëh von ihnen ziehen zu lassen, und doch war Abu el Mot, als wir Diakin erreichten, schon seit fast zwei Tagen fort. Ich erfuhr, daß er über dreihundert Nuehrs angeworben hatte, jedenfalls für den Raubzug zu den Niam-niam. In Diakin hatte er einen Sandal und einen Noqer gemietet. Es

galt nun, wer schneller segelte, seine Fahrzeuge oder unsre Dahabiëh."

„Nun, wer war schneller?"

„Bis jetzt er, denn wir haben ihn noch nicht eingeholt."

„Und wissen S' vielleicht, wie weit er Ihnen voran ist?"

„Nein. Kann ich zu Lande einer Fährte folgen, so ersehe ich aus der Spur sehr leicht, wie nahe ich den Gesuchten bin. Das Wasser aber läßt keine solchen Zeichen zurück. Wir haben die möglichste Geschwindigkeit entwickelt. Wenn die Beschaffenheit des Ufers es erlaubt, so arbeiten wir am Zugseil; die Stoßstangen sind während des ganzen Tages in Tätigkeit, und da unser Fahrzeug ein vortrefflicher Segler ist, vermute ich allerdings, daß wir dem Sklavenjäger ziemlich nahe sind."

Der Graue nickte vor sich hin. Ein unbestimmtes Lächeln spielte um seinen Mund, und seine Nasenspitze drehte sich herüber und hinüber, als ob sie etwas sagen möchte und doch nicht sagen dürfe. Endlich fragte er: „Wo ist denn der Bote, den wir Ihnen g'sandt haben?"

„Hier an Bord. Dieser ‚Sohn der Treue' ist zwar jung, aber ein außerordentlich brauchbarer Mensch. Ohne ihn wären wir noch weit zurück, denn er kennt den Nil und dessen Fahrwasser so genau, wie ich meine Tasche kenne."

„Weil er mit seinem Freunde Abd es Sirr sehr oft Fahrten abwärts g'macht hat, deren Zweck man nit erfährt."

„Wer ist dieser Abd es Sirr, dieser ‚Sohn des Geheimnisses'?"

„Das werden S' schon noch hören. Sagen S' mir vorher, wer denn eigentlich der Heiduck ist, der sich Ihren Freund und Adjutant nennt?"

„Meinen Freund und Adjutanten? Ich habe keinen Adjutanten. Wen meinen Sie?“

„Nun, den roten Puthahn, der sich aufbläht, als ob er die Klugheit nur so mit Schneeschippen ausg'löffelt hätt'.“

„Ah, der Ungar? Der ‚Vater der elf Haare‘? Ein ganz vortrefflicher Kerl!“

„Wirklich?“

„Gewiß! Treu, aufopfernd, klug und mutig! Denken Sie, er hat mit mir zwei Löwen erlegt!“

„Das hat er mir freilich schon g'sagt, und i bin begierig, zu derfahren, wie das g'schehn is. Aber auch klug soll er sein? I hab' mi in seinen Quirlquatsch weder hinein- noch wieder 'rausfinden können.“

„So hat er also auch mit Ihnen schon angebunden? Er ist ein halbes Original und trägt sich mit der Marotte herum, ein gelehrter Kerl zu sein. Sie werden ihn schon noch kennen lernen. Ich habe noch einen andern da, einen Freund von ihm, der Hadschi Ali heißt und ‚Vater des Gelächters‘ genannt wird. Dieser behauptet, alle Länder und Völker, alle Städte und Dörfer der Erde zu kennen. Solche Leute muß man mit Nachsicht behandeln, dann sind sie die besten Menschen.“

„O weh! I hab' ihn ausg'lacht, und im Aerger darüber ist er auf und davong'laufen. Jetzund tut mir's leid. I hab' mir vorg'nommen, es ihm abzubitten.“

„Das ist nicht nötig. Wenn Sie ihn freundlich behandeln, wird er es wohl vergessen. Die Sache ist mehr lustig als ärgerlich. Ich lasse ihn sprechen, und will mir ja einmal die Geduld ausgehen, so denke ich daran, daß ich auch meine schwache Seite besitze und nicht immer klug und weise gehandelt habe.“

„I auch nit,“ stimmte der Graue bei. „I hätt's

wohl auch zuweilen g'ſcheiter machen können, beſonders damals!"

„Damals? Was meinen Sie?"

„Nun, als i in der dritten Klaſſ' g'ſeſſen bin."

Schwarz glaubte, daß es ſich um etwas Beſonderes und Wichtiges handle, und fragte: „Was iſt Ihnen da geſchehen?"

„A arger Streich. I ſprech' zwar nie davon, und niemand braucht's zu wiſſen, aber unter Freunden darf man ſchon offen ſein. Wiſſen S', der Profeſſor von der Naturgeſchicht hat n' Spitz auf mi g'habt, weil i ihn immer nach Dingen g'fragt hab', die ſelbſt a G'lehrter nit beantworten kann."

„So, ſo!" dehnte Schwarz, vollſtändig überzeugt, daß er etwas Hochintereſſantes erfahren werde.

„Ja, ſo iſt's g'weſen. Er hat nur auf die Gelegenheit g'wartet, mi dafür in die Tinte zu bringen. Nachher iſt's Examen kommen, und i hab' a neu's Vorhemderl umg'bunden und den bunten Schlips dazu, weil es mir dann mit dem Antworten gar nit fehlen kunnt'. Die Fragen ſind nach der Reih' an uns g'richtet worden, und als i dran war, bin i aufg'ſtanden und hab' wunder denkt, was er mi fragen werd'."

„Nun, bitte, weiter!"

„Ja, weiter! Jetzt kommt das Loch, in das i g'ſtolpert bin. Was denken's wohl, was er mi g'fragt hat?"

„Das kann ich nicht erraten."

„Nein, denn i ſelbſt hätt's nit derraten 'konnt. Er hat nämlich wiſſen wollen, warum die Vögel Federn haben."

Der Graue hatte ſeine Geſchichte ſo ernſt vorgetragen, als ob es ſich um eine hochwichtige Angelegenheit handle. Darum fühlte ſich Schwarz jetzt bitter enttäuſcht.

Er wußte sozusagen nicht, ob er lachen oder weinen solle, hielt es aber doch für seine Schuldigkeit, sich zu erkundigen: „Welche Antwort haben Sie ihm denn gegeben?"

„Zunächst hab' i gar nix g'sagt."

„Das wäre mir an Ihrer Stelle ganz eben so passiert."

„Nit wahr! Sie sind halt ein verständnisvoller Mann. I hab' zwei große Augen g'macht und den Mund offen g'habt, damit mir eine richtige Antwort kommen soll, und nachhero bin i — —"

Er wurde unterbrochen, denn es klopfte an, und der „Vater der elf Haare" trat herein. Er würdigte den Grauen keines Blicks und wendete sich an Schwarz, ihm eine Meldung zu machen. Er hätte dies in arabischer Sprache tun können; aber da Pfotenhauer behauptet hatte, daß sein Deutsch nichts tauge, bediente er sich dieses letzteren, um den schändlichen Beleidiger niederzuschmettern: „Ich meldete Besuch, kommender! Es sein Leutnant von Seribah, hiesiger."

„Ach! Ist er schon da?"

„Noch nicht mit Vollständigkeit. Er kommte her hinter Rücken, meinigem."

„Du warst jetzt oben?"

„Ja. Ich seinte gegangte hinauf, weil unten hatt gesetzte Person, unhöfliche!" Dabei warf er einen vernichtenden Blick auf den Grauen.

„Und da sprach der Leutnant mit dir von mir?"

„Er willte haben gewißt, ob Sie wohnte auf Schiff, diesiges, oder herbergte in Seribah. Er hatt Absicht, freundliche, Sie einladende zu Mahl, abendliches. Er geschickte mich hierher, um zu erzählte von seiner Gegenwart, baldiger."

„Gut! Wenn er kommt, so öffnest du ihm die Tür."

„Es soll geschehente mit Vergnügen, allergrößtem!"

Er verbeugte sich und wendete sich zum Gehen, drehte sich aber wieder um, trat zwei Schritte näher und fragte Schwarz: „Sie haben lernte kennte alle Fähigkeiten, meinige; ich bitt', mir zu gebte Zeugnis, wahrheitliches über Latein, meiniges."

„Für deinen Bedarf ist es mehr als ausreichend."

„Ich sagte Dankbarkeit, herzliche!"

Er warf dem Grauen von der Seite her einen triumphierenden Blick zu und fuhr fort: „Und noch eine Lobpreisung über meine Sprache germanische. Wie drückte ich mich aus in dieselbige? Mit Unkenntnis wehmutsvoller, oder mit Leichtigkeit, außerordentlicher?"

„Ich verstehe dein Deutsch sehr leicht und vollkommen."

„Gut! Weiter willte ich nichts haben gehörte. Sie seint Retter, edler, von großer Ehre, meiniger! Person, feindselige, ist geschlagte in Flucht, schimpflichte!"

Er machte eine energische Seitenschwenkung und stolzierte so hart, daß er ihm beinahe auf die Füße trat, an dem Grauen vorüber und zur Tür hinaus. Kaum aber hatte er sie geschlossen, so riß er sie wieder auf und rief herein: „Er kommte gegangte, Kommandeur von Seribah, leutnantlicher!"

Der grauhaarige Stellvertreter des Besitzers der Seribah kam unter tiefen Verbeugungen herein. Er hatte von seinen Leuten gehört, daß das Schiff eine vizekönigliche Dahabiëh sei. Der Herr, den sie brachte, mußte also ein sehr vornehmer Beamter sein, dem er unbedingt seine Aufwartung zu machen hatte.

Sein Besuch hatte freilich einen noch andern Grund, wovon zu sprechen er sich aber sehr wohl hütete. Der Sklavenhandel war streng verboten worden, und doch war seine Seribah nur zu dem Zweck errichtet, Neger zu

fangen und zu verkaufen. Das war dem Mudir von Faschodah bekannt, und das mußte also auch der Effendi wissen, der jetzt auf der Regierungsdahabiëh angekommen war. Was nun hatte seine Ankunft für einen Zweck? Wollte er nach gefangenen Negern suchen? Glücklicherweise waren solche gerade jetzt nicht vorhanden. Die Klugheit erforderte indes, den Gesandten in entgegenkommender, schuldiger Untertänigkeit aufzusuchen, seinen Befehlen entgegen zu sehen und bei dieser Gelegenheit listig nach seinen eigentlichen Absichten zu forschen.

Schwarz war klug und erfahren genug, dies zu durchschauen und dem angemessen zu handeln. Er ließ Kaffee und noch eine Pfeife kommen, lud den Alten ein, sich zu setzen, richtete an ihn die landläufigen Höflichkeitsfragen und vermied es, das Gespräch auf die Seribah und den Sklavenhandel zu bringen. Er sagte, daß er bis morgen bleiben und diese Nacht auf dem Schiffe schlafen werde. Auch teilte er ihm mit, daß Pfotenhauer nicht beabsichtigte, nach der Seribah zurückzukehren.

Als der Leutnant sich nach einer halben Stunde verabschiedete, war er so klug wie zuvor, ja er nahm eine gewisse Besorgnis mit. Er hielt es für kein gutes Zeichen, daß Schwarz sich so außerordentlich zugeknöpft verhalten hatte, und schickte, oben angekommen, sogleich einen reitenden Boten nach Jau, um den Herrn herbeizuholen. Er wußte, daß dieser schon unterwegs war, da er morgen mittag hatte eintreffen wollen, besser aber war es jedenfalls, wenn die Ankunft noch eher erfolgte.

„Der hatte Angst," sagte Schwarz, als der Alte fort war. „Vielleicht kann ich das zu meinem Vorteil ausbeuten."

„Angst vor Ihnen?" fragte der Graue. „Weshalb?"

„Weil er mich für einen Regierungsbeamten hält.

Nun habe ich meinen Soldaten erlaubt, an das Land zu gehen und die Seribah zu besuchen. Sie werden dort erzählen, daß wir die Absicht haben, Abu el Mot zu fangen. Das wird seine Sorge vergrößern, denn der Gedanke liegt ihm nahe, daß ich die gleichen Absichten auch gegen diese Seribah verfolge."

„Wann S' das meinen, so täuschen S' sich vielleicht. I weiß genau, daß diese Leute Abu el Mot hassen. Er darf sich gar nit in ihre Nähe wagen."

„Das sollte mir außerordentlich lieb sein. Vielleicht könnte ich sie veranlassen, sich mir anzuschließen. Ich konnte nicht ahnen, daß Abu el Mot so viele Ruehrs anwerben werde. Mit meinen hundertfünfzig Mann brauche ich freilich dreihundert Ruehrs nicht zu fürchten, aber die Bemannung seiner Seribah soll fünfhundert Köpfe stark sein. Das gibt in Summa achthundert, gegen die wir in offenem Kampf doch zu schwach sein würden. Ich muß mich mehr auf meine List, als auf unsre Gewehre verlassen. Könnte ich mich hier verstärken, so würde mir das hoch willkommen sein."

„Aber Sie haben's nun doch gar nit nötig, mit Abu el Mot anzubinden," meinte der Graue, der noch immer zögerte, mit seinen Mitteilungen vorzugehen.

„Wieso?"

„Weil S' diesen Entschluß nur aus dem Grund g'faßt haben, Ihren Bruder und mi zu retten, was nun nit mehr nötig ist."

„Selbst wenn das wegfiele, wäre ich verpflichtet, das Wort zu halten, welches ich dem Mudir von Faschodah gegeben habe. Und noch sehe ich meinen Bruder nicht. Sie haben mir ja noch nicht gesagt, wo er sich befindet und warum er nicht mit Ihnen gekommen ist. Ich strecke meine Hand auf jeden Fall nach Abu el Mot aus,

und wäre es nur, ihn dafür zu bestrafen, daß er mich überfallen hat. Den Ausgang freilich kann ich nicht vorhersehen, und ich mute Ihnen auch nicht zu, sich mir anzuschließen. Sie können ja hier bleiben und den Erfolg abwarten."

„So! Hier bleiben und warten, während Sie sich in G'fahr begeben, da wär' i ja aan schöner Kerl! Das brauchen S' von mir nit zu denken. Nein, i geh' mit und hau' mit zu, daß die Funken fliegen, zumal i überzeugt bin, daß die Sach' gar nit so schwer ist, wie Sie denken. I halt es vielmehr für sehr leicht, den alten Abu zu fangen, denn seine Seribah steht jetzt leer, und die Besatzung, die zurückg'lassen wurde, hat sich empört, das ganze Dings verbrannt und sich dann auf und davon g'macht."

Schwarz sah den Sprecher wortlos an. Das, was er vernahm, mußte er für unmöglich halten.

„Ja," lachte der Graue, „da schauen S' mi an und machen den Mund sperrangelweit auf wie damals i, als i sagen sollt', warum die Vögel Federn haben!"

„Weil Sie sich jedenfalls irren!"

„I irr' mich nit, denn i bin gestern abend selbst mit Ihrem Bruder dort g'wesen und hab' die Trümmer rauchen sehen."

„Was? Sie beide in der Höhle des Löwen, der es auf Sie abgesehen hat?"

„Er war ja nit da. I bin ihm erst heute unterwegs begegnet."

„Sie haben ihn selbst gesehen?"

„Ihn und seine beiden Schiffe. Er stand auf dem Sandal neben dem Steuer und der Häuptling der Nuehr neben ihm."

„So sagen Sie schnell, wann war das, und wie weit von hier?"

„Eine Stund' haben wir noch nötig g'habt, um hierher zu kommen, also schätz' i, wie Sie mit der Dahabieh segeln, gibt's vier Stunden, bis Sie die Stell' erreichen, wo wir ihm begegnet sind."

„So nahe also sind wir an ihn gekommen! Wenn er des Nachts beilegt, wie wir es getan haben, so kann ich ihn bis morgen abend einholen."

„Das ist leicht möglich. Der Proviant ist ihm aus'gangen, und er muß also jagen und fischen, wann seine Ruehrs nicht hungern sollen; das verlangsamt die Fahrt."

„Auch das wissen Sie, daß er keine Vorräte hat?"

„Ja. Der Elefantenjäger hat mir's g'sagt."

„Wer ist das?"

„Das ist — — na, i seh' es halt, daß i nun heraus muß mit dera Sprach'. I hab' bisher nix g'sagt, um Sie vorher kennen zu lernen, ob S' wirklich der Mann sind, als den Ihr Bruder Sie mir b'schrieben hat. Jetzund nun werd' i Ihnen alles verzählen, was g'schehen ist."

Man kann sich denken, welche Teilnahme Schwarz dem Berichte des Grauen entgegenbrachte. Er sprang, als dieser zu Ende war, von seinem Sitz auf, schritt erregt in der Kajüte auf und ab und rief: „Wer konnte so etwas ahnen! Die Seribah eingeäschert, Empörung unter den Leuten und mein Bruder nach Ombula! Das ist zu verwegen von ihm. Er hätte es unterlassen sollen!"

„Damit die armen Belanda hingemordet oder in die Sklaverei geschleppt werden?"

„Hm. Richtig! Ich an seiner Stelle hätte ebenso gehandelt wie er. Aber, was das nächste ist: wo befinden sich die beiden Belandaneger, dieser Lobo und Tolo?"

„Noch im Boote. Sie konnten nit hinauf in die Seribah g'schafft werden, da i erst wissen wollt', ob's

mir selbst da oben b'hagt. I hab' dem ‚Sohne des Geheimnisses' anbefohlen, nach ihnen zu schauen. Als i vorhin mit dem ‚Vater der elf Haare' im Boote saß, schlief Tolo, der überhaupt in einem fort schläft, und Lobo wachte still bei ihm."

„Dort dürfen sie nicht bleiben. Ich werde sie nach der Dahabiëh holen lassen."

Er ging hinaus, um den betreffenden Befehl zu erteilen. Bei dieser Gelegenheit sah er den „Sohn des Geheimnisses" und den „Sohn der Treue". Der erstere war von der Seribah herabgekommen, seinen Busenfreund zu begrüßen. Er nahm sie beide mit in die Kajüte, um sie an der nun notwendigen Beratung teilnehmen zu lassen.

Diese dauerte fast bis Mitternacht, dann legte man sich zur Ruhe. Die Schläfer wurden schon beim Sonnenaufgang durch das laute Morgengebet der Soldaten geweckt. Schwarz und Pfotenhauer standen auf. Sie hatten beschlossen, nach der Seribah zu gehen, um den Kommandanten zu bewegen, ihnen eine Abteilung seiner Leute mitzugeben.

Der Ungar hatte während der ganzen Fahrt sich Schwarz unentbehrlich zu machen gesucht. Er war eifersüchtig auf jeden andern und sah es nur ungern, daß die schwarzen Diener mehr um den Herrn sein mußten als er. Kaum schloß er aus dem durch die dünnen Kajütenwände dringenden Geräusch, daß Schwarz wach sei, so trat er nach vorherigem Anklopfen ein und meldete, ohne dem Grauen einen Blick zu gönnen, in deutscher Sprache: „Es seinte wieder da Besuch von Seribah, hiesiger. Willte sprechte Herrn Doktor, geehrten." — „Wer ist's?" erkundigte sich Schwarz. — „Hasab Murat, Herr von Seribah. Seinte kommen schon, als noch warrr gewesste

Nacht, finstere." — „Und da hat er bis jetzt gewartet?" — „Ja. Er wollte nicht gehen, ohne zu sprechen gehabte mit Effendi, hochgeborenem." — „Laß ihn herein, und sorge für Kaffee und Pfeifen!"

Hasab Murat war ein behäbiger Aegypter, der eher das Aussehen eines biederen Teppichhändlers, als dasjenige eines Sklavenjägers hatte. Er verbeugte sich fast bis zur Erde und wartete, bis man ihn anreden werde. Schwarz winkte ihm zu, sich zu setzen, und beobachtete ein würdevolles Schweigen, bis der Kaffee und die Pfeifen gebracht worden waren. Erst als man die Tassen geleert und die Meerschaumspitzen im Munde hatte, begann er: „Ich vernehme, daß du der Gebieter von Madunga bist. Du wünschest, mich zu sprechen. Ich höre deine Worte."

Der Angeredete besann sich einige Augenblicke, wie er auf diese zurückhaltende Ansprache beginnen solle, und antwortete dann: „Ich kam während der Nacht von der Reise zurück und erfuhr deine Gegenwart. Ich ging sogleich an Bord der Dahabiëh, um dir meine Ehrfurcht zu erweisen." — „Ich habe keinen Anspruch darauf, denn du bist älter als ich." — „Der Abgesandte der Regierung ist bejahrter als der älteste Greis." — „Du irrst. Ich bin nicht das, wofür du mich hälst."

Ueber das Gesicht des Aegypters glitt ein demütigpfiffiges Lächeln. Sein Auge schweifte mit einem bezeichnenden Blick umher, womit er deutlich genug sagte: Mich machst du nicht irre; ich weiß genau, woran ich bin! Und dann antwortete er: „Nur Allah darf den Mund des Menschen öffnen; ich aber achte deine Verschwiegenheit. Wie lange wirst du hier an meiner Mischrah bleiben?"

„Bis ich mit dir gesprochen habe. Du handelst noch mit Sklaven?"

„Effendi!“ fuhr der Mann erschrocken auf. „Das Gesetz verbietet seit einiger Zeit dieses Geschäft, und ich bin ein gehorsamster Untertan der Obrigkeit.“

„Kannst du das beweisen?“

„Fordere Beweise, und wenn es in meiner Macht liegt, so gebe ich sie.“

„So sage mir aufrichtig, ob Abu el Mot noch auf Ghasuah zieht.“

„Er tut es; er fängt noch Sklaven. Allah verdamme ihn.“

„Du sagst die Wahrheit; ich weiß es. Eben jetzt will er wieder eine Ghasuah unternehmen, und ich bin gekommen, ihn dabei abzufangen. Was sagst du dazu?“

Das Gesicht Hasab Murats glänzte vor Freude, als er die Bestätigung dessen vernahm, was ihm sein Leutnant gemeldet hatte. Abu el Mot war sein bedeutendster Konkurrent und zugleich sein persönlicher Feind; ihm gönnte er alles Böse. Wurde diesem Mann das Handwerk gelegt, so blühte es für die Seribah Madunga doppelt auf. Darum antwortete er: „Möge ihm geschehen, was er verdient hat! Ich bitte zu Allah, seine Sünden über ihn kommen zu lassen.“

„Das ist ein Beweis, daß du gelernt hast, die Sünde des Menschenhandels zu hassen. Ich wünsche, die Nähe deiner Seribah von diesem Sklavenjäger zu befreien; aber ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird. Ich hörte zu spät, daß Abu el Mot neue Leute angeworben hat, und befürchte nun, daß meine Truppen nicht zahlreich genug sind, diesen Mann unschädlich zu machen.“

Als Hasab Murat diese Worte hörte, fühlte er sich entzückt. Er zögerte keinen Augenblick, die Antwort zu geben, welche Schwarz erwartet hatte: „Effendi, es ist Pflicht eines jeden Untertanen, die Obrigkeit in der Aus-

übung der Gerechtigkeit zu unterstützen. Darf ich dir meine Leute anbieten?"

„Ja. Ich erwarte das von dir. Aber was verlangst du für diesen Dienst?"

„Nichts, gar nichts. Ich würde mir meine Hand abhauen, wenn sie auch nur einen Piaster von dir nehmen wollte! Ich bitte dich nur um das eine, daß ich selbst mitkommen darf. Meine Leute sind gewöhnt, daß ich sie kommandiere: natürlich aber stehe ich unter deinem Oberbefehl und werde streng und genau nach deiner Weisung handeln."

„Das versteht sich ganz von selbst. Du darfst mitgehen und stehst unter mir. Wieviel Köpfe wirst du zusammenbringen?"

„Ich darf die Seribah nicht entblößen, doch suche ich die besten Krieger aus und werde ihrer über dreihundert zählen. Sie sind sehr gut bewaffnet, und für Lebensmittel ist stets gesorgt."

„Dreihundert! Mit ihnen wäre ich des Sieges gewiß; leider aber muß ich auf eine so zahlreiche Schar verzichten. Ich kann nur so viele mitnehmen, als mein Schiff noch faßt."

„So willst du den Zug nicht zu Lande unternehmen?"

„Wenigstens von hier aus nicht. Wir würden volle drei Tage brauchen, nur um die Seribah Abu el Mots zu erreichen, und ich muß noch eher dort sein. Oder gibt es Schiffe in der Nähe?"

„Es gibt welche, Effendi."

„Wo? Bei wem?"

Diese Frage versetzte den Aegypter in große Verlegenheit; er wand sich hin und her, bis er erklärte: „Effendi, ich habe mein Wort gegeben, es nicht zu ver-

raten. Wer hier ein Schiff besitzt, der versteckt es, wenn er es nicht braucht. Es gibt Maijehs, die mit dem Flusse in Verbindung stehen und deren Eingang durch das Rohr und Schilf verdeckt wird. An solche Orte verbirgt man die Fahrzeuge, wenn man ihrer für längere Zeit nicht bedarf."

„Du sprichst nicht von einem Schiff, sondern von Schiffen. So stehen dir wohl mehrere zur Verfügung?"

„Zwei Noger sind's, die ich bekommen kann, gerade bequem genug für dreihundert Krieger."

„Und wann spätestens können sie hier sein?"

„Wenn ich mich beeile, so können wir mit den voll bemannten Fahrzeugen gerade am Mittag absegeln."

„Gut, so spute dich! Ich werde so lange warten und die Fahrt aber pünktlich um diese Zeit beginnen."

Der Mann eilte fort, innerlich jubelnd über diesen Erfolg seines Frühbesuches bei dem Manne, dessen Ankunft ihn in so große Sorge versetzt hatte.

Ebenso froh war aber auch Schwarz. Eine so ansehnliche Hilfstruppe zu bekommen, daran hatte er gar nicht gedacht. Zunächst suchte er den Hauptmann auf, der eine besondere kleine Kajüte bewohnte, und teilte ihm mit, was beschlossen worden war. Soldaten gab es auf der Dahabiëh nur so viele, als zur Bewachung des Schiffes nötig waren. Die andern waren alle schon nach der Seribah gegangen, wo sie gestern abend gute Kameradschaft geschlossen hatten.

Sie hatten die Seribah vor sich liegen. Ueber deren Tor war die Fahne des Propheten als Kriegszeichen aufgepflanzt, und überall, wohin das Auge blickte, sah es die Leute mit den Vorbereitungen zum Aufbruch beschäftigt. Nur an einer Stelle, gleich wenn man den Haupteingang hinter sich hatte, gab es eine Anzahl

Müßiger, die einen Kreis gebildet hatten, um einer Rede des Ungarn zuzuhören.

Er stand auf Brettern, welche auf zwei Pulverfässer gelegt waren, neben ihm sein Freund und Zankgenosse, der „Vater des Gelächters". Der kleine Sohn der Blattern erzählte soeben, als Schwarz und Pfotenhauer hereinkamen, von dem Ueberfall an der Quelle des Löwen. Er tat dies, um seine Zuhörer zur Rache gegen Abu el Mot anzufeuern. Daran schloß er die Geschichte von der Erlegung der Löwen. Jedenfalls hatte er es sich vorher vorgenommen gehabt, von dieser Heldentat zu sprechen, denn er führte als Beweis der Wahrheit seiner Worte die vordere Hälfte des Löwenfells mit sich, wogegen er seinen Federturban auf dem Schiff zurückgelassen hatte; er trug die Löwenhaut so, wie die alten Deutschen ihre Bären- und Ochsenfelle trugen, nämlich solchergestalt, daß sein Kopf im Schädel des Löwen steckte und das Fell ihm über den Rücken hinabhing.

Auch der „Vater des Gelächters" hatte seine Hälfte mit. Sie war so um seine Schultern gelegt, daß die Schwanzspitze bis auf die Bretter herabreichte.

„Ja, ihr Männer des Krieges und der Tapferkeit, vernehmt die Heldentat, durch welche wir Assad-Bei, den Würger der Herden, töteten!" rief er laut. „Wir haben ihn und seine Frau besiegt und dann noch seinen Sohn gefangen genommen. Hadschi Ali, sag, ob es so ist! Spreche ich die Wahrheit?"

Der „Vater des Gelächters" nickte und antwortete: „Es ist keine Lüge." Er wollte das durch ein sehr ernstes Gesicht bekräftigen, zog aber statt dessen eine solche Fratze, daß die Zuhörer in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Was habt ihr zu lachen?" fuhr der Ungar fort. „Diesen ‚Vater des Gelächters' mögt ihr immerhin aus-

lachen, doch nur nicht etwa mich; ich vertrage keinen Spott! Also wir saßen am Feuer und glaubten uns an demselben vollständig sicher; da erscholl die Stimme des Löwen aus der Ferne. Sag, ob das wahr ist, Hadschi Ali! Du hast das Brüllen doch auch gehört."

„Es ist genau so, wie du sagst," bestätigte der Genannte, indem er ein Gesicht zog, als ob er sich totlachen wolle.

„Ja, ich sage die Wahrheit. Der ‚Vater des Mordes', der Herr mit dem dicken Kopfe kam herbei. Die Araber und Händler versteckten sich aus Angst hinter das Gepäck, aber ich und dieser mein Freund, der hier neben mir steht, wir hielten tapfer zu dem ‚Vater der vier Augen'. Dieser Effendi steht hinter euch. Betrachtet ihn, und laßt euch von ihm die Wahrheit meiner Worte bestätigen!"

Die Blicke aller wendeten sich auf Schwarz, der inzwischen mit Pfotenhauer herangekommen war. Dann fuhr der Slowak fort, zu erzählen, wie der Löwe erlegt worden war und die Löwin dann herbeigesprungen kam.

„Wir glaubten, fertig zu sein," sagte er. „Aber die Frau des Herdenwürgers hatte die Stimmen unsrer Gewehre gehört und eilte herzu, ihrem Manne zu helfen oder seinen Tod zu rächen. Das war eine große, eine entsetzliche Gefahr, nicht wahr, Hadschi Ali?"

„Ja, es war fürchterlich," antwortete der „Vater des Gelächters", indem er trotz der großen Gefahr, die geschildert wurde, eine Grimasse zog, als ob er am ganzen Körper gekitzelt werde.

Der Slowak führte seine Erzählung zu Ende und schilderte dann die Teilung des Felles. „Mir als dem Tapfersten fiel die vordere Hälfte zu," berichtete er. „Und sodann — — —"

„Schweig!" fiel ihm sein Freund und Genosse in

die Rede. „Der Effendi war der Tapferſte. Du aber biſt nicht mutiger geweſen als ich. Deine Hälfte iſt dir durch das Los zugefallen, weshalb wir dich noch heute wegen des großen Maules, welches der Löwe hat, und das auch du beſitzeſt, Abu el buz, ‚Vater des Maules' nennen."

„Schweig du ſelbſt!" antwortete der Kleine zornig. „Mein Maul iſt nicht größer als das deinige. Es iſt jedenfalls ruhmvoller, den Kopf des Löwen zu haben, als den Schweif. Oder hältſt du es etwa für eine große Ehre, Abu ed daneb, ‚Vater des Schwanzes' genannt zu werden. Siehe dich nur an, wie lächerlich dich deine hintere Hälfte kleidet!"

„Selber lächerlich!" ſchrie der andre. „Wenn du mich ſo fort beſchimpfeſt, verzehre ich dich mit meinem Zorn und vernichte dich mit meinem Grimm!" Er wollte ſein fürchterliches Geſicht machen; es bekam aber ein ſolches Ausſehen, als ob er infolge eines guten Witzes gar nicht aus dem Lachen herauskommen könne.

„Ich verachte deinen Zorn!" antwortete der Kleine. „Weißt du nicht, daß ich ein berühmter Gelehrter bin und ſogar Latein verſtehe, wovon du keine Ahnung haſt!"

„Und ich kenne alle Völker und Dörfer der Erde, und alle Länder und Einwohner des Weltkreiſes nenne ich mit Namen. Mache mir das nach, wenn du es kannſt!"

„Gut! Ich werde es dir nachmachen; aber mache mir es nur erſt vor!"

„Das werde ich tun, um dich vor dieſen vielen Zeugen zu blamieren, daß du dich ſcheuen ſollſt, jemals wieder einen Menſchen anzuſehen. Wage es doch einmal, mich nach meinen Völkern und Dörfern zu fragen!"

„Gleich werde ich fragen! Wie heißen die Inſeln, welche weſtlich von der großen Sahara im Meere liegen?"

„Bilad el adſcham[1])."

„Falſch! Wie heißt das Land, das die Spitze von Afrika bildet?"

„Bilad el moskob[2])."

„Falſch! Wie heißt das Land, das ganz im Norden von Europa liegt?"

„Sailan[3])."

„Noch falſcher! Und wie heißt das größte Reich der Erde, das den Oſten von Aſien bildet?"

„Dſchebel et Tarik[4])."

Da ſchlug der Slowak die Hände zuſammen, lachte laut auf und rief: „O du ‚Vater des Schwanzes', wie haſt du dich jetzt ſo lächerlich gemacht! Die Inſeln jenſeits der Wüſte heißen Dſcheſajir kanara[5]). An der Spitze von Afrika liegt das Bilad er ras[6]). Das nördlichſte Land von Europa heißt Bilad el lap[7]), und im Oſten von Aſien liegt das größte Reich der Erde, Bilad ed dſchin[8]). Du haſt alſo lauter falſche Antworten gegeben!"

„Beweiſe es!" ſchrie der Geograph, indem er in größter Wut mit den Füßen die Bretter ſtampfte, ſo daß der Löwenſchwanz den Takt mit ihnen ſchlug.

„Die Worte eines Mannes, welcher Latein verſteht, ſind ſtets richtig; er braucht nichts zu beweiſen," antwortete der andere würdevoll. „Deine Antworten ſind eben alle falſch. Du kennſt kein einziges fremdes Volk und keine einzige fremde Stadt. Du biſt ſo dumm, daß ich über dich weinen möchte!"

„Beweiſe es doch! Beweiſe es!" brüllte der „Vater des Gelächters", jetzt faſt außer ſich vor Wut, daß er vor ſo vielen Zuhörern bloßgeſtellt wurde. „Es iſt ſehr

[1]) Perſien. — [2]) Rußland. — [3]) Ceylon. — [4]) Gibraltar. — [5]) Kanariſche Inſeln. — [6]) Kapland. — [7]) Lappland. — [8]) China.

leicht, ſo etwas zu behaupten; aber den Beweis zu liefern, das iſt die Hauptſache! Zeige doch dein Latein und deine Wiſſenſchaft! Beweiſe es doch, daß du die Völker und Dörfer der Erde beſſer kennſt als ich! Ich werde dich fragen, ganz ſo, wie du mich gefragt haſt!"

„Tue das! Man wird ſehen, wie du über die Klugheit meiner Antworten ſtaunen wirſt."

„Wollen ſehen! Sage mir alſo einmal, wo liegt der berühmte Ort Al Hutama?" Dieſes Wort iſt ein Beiname der Hölle, der ihr in der hundertvierten Sure gegeben wird. Der ſchlaue „Vater des Gelächters" wendete ſich alſo klugerweiſe auf ein Feld, auf das der Slowak ihm nicht folgen konnte.

„Das weiß ich freilich nicht," mußte dieſer geſtehen. „Ich habe von dieſer Stadt noch nie gehört." Ein allgemeines Gelächter war die Folge dieſer Antwort, denn als Mohammedanern war allen Anweſenden das Wort bekannt.

„Schau! Deine Wiſſenſchaft läßt dich ſchon bei meiner erſten Frage im Stich!" jubelte der Hadſchi, indem er ein Geſicht zog, infolgedeſſen das Gelächter ſich verdoppelte. Er aber fuhr, davon unbeirrt, fort: „Jetzt ſage mir, in welchem Lande der berühmte Tasnim entſpringt!" Tasnim iſt eine Quelle im Paradies. Sie wird in der dreiundachtzigſten Sure erwähnt.

„Auch dieſen Namen kenne ich nicht," antwortete der Kleine. Ein rundum laufendes Murmeln ließ ihn erkennen, daß man ſich über ſeine Unwiſſenheit wundere.

„So ſage mir wenigſtens, wo Sidſchin liegt!" Dieſer Name befindet ſich in derſelben Sure und bezeichnet einen Ort in der Unterwelt, wo das Verzeichnis der Handlungen aller böſen Menſchen und Geiſter aufbewahrt iſt; auch dieſes Verzeichnis ſelbſt wird Sidſchin genannt.

„Weißt du es denn selbst?“ brummte der Rotfrackige.

„Natürlich weiß ich es. Wir alle wissen es; du aber nicht!“

„Frage weiter!“ sagte der Kleine, ohne eine direkte Antwort zu geben.

„So sage mir nur noch, wo al' Ahkaf liegt!“ Al' Ahkaf bedeutet eigentlich Sandhaufen und ist der Name eines sehr sandigen Tales in der Provinz Hadramaut, wo die Aditen, von denen der Koran wiederholt spricht, gewohnt haben sollen. Dieses Tal wird im 21. Vers der sechsundvierzigsten Sure erwähnt, und darum wird diese ganze Sure Al' Ahkaf genannt.

„Auch das weiß ich nicht,“ gestand der Ungar kleinlaut.

„So hast du mir nun schon zum viertenmal nicht antworten können! Ich wollte dir hundert und noch mehr ähnliche Fragen vorlegen, und du würdest bei jeder schweigen müssen. Wer ist nun der Kluge von uns beiden?“

„Keiner! Du hast mir nicht antworten können und ich dir nicht, folglich ist einer so klug wie der andere. Du kennst deine Völker und Dörfer und ich meine Wissenschaften und mein Latein. Wir wollen uns unsre Gelehrsamkeit in Zukunft nicht mehr streitig machen. Habe ich recht? Stimmst du mir bei?“

„Vom ganzen Herzen!“ antwortete der „Vater des Gelächters“ gerührt, wobei er aber ein Gesicht machte, als ob er sich über den Kleinen krankachen wolle.

„So reiche mir deine Hand, und küsse mich! Wir sind Brüder und sind versöhnt. Mein Feind ist auch dein Feind, und deine Freunde sind auch meine Freunde!“

„So soll es sein jetzt und in alle Ewigkeit. Allah

l' Allah!" Sie umarmten und küßten sich, sprangen vom Podium herab und schritten Arm in Arm von dannen.

„Sonderbare Kerle!" lachte der Graue. „So 'was hab' i fast noch nit g'schaut. Erst wollen s' sich fressen, und dann küssen s' sich die G'sichter und trollen vergnügt davon. Kommt das denn öfters vor?"

„Täglich mehrere Male. Und dabei haben sie sich wirklich aufrichtig lieb. Diese beiden können ohne einander gar nicht leben, notabene, wenn sie sich streiten dürfen. Sie gestehen selbst, daß das die Liebe erneuere."

„I dank' gar schön! Aber hören S'! Was geht da los? Die Gebetstund' ist doch noch nit da; die kommt erst zum el Deghri, also des Mittags wieder."

Der Fakir stand nämlich auf dem Minaret und schlug das Klangbrett an. Dann erhob er seine Stimme, aber nicht um zum Gebet zu rufen, sondern er verkündete mit lauter Stimme, so daß es über die ganze Seribah vernommen werden konnte: „Auf, ihr Gläubigen, versammelt euch, um die Stunde des Glücks zu befragen! Eilt zum Versammlungsplatz, um zu hören, ob ihr am Mittag aufbrechen dürft!"

Und dann ertönte der Schall der Darabukka[1]), die Soldaten zum Sammeln zu rufen.

„Das ist die Trommel," sagte der Graue.

„Wissen S', wie trommeln im Arabischen heißt?"

„Ja, dakk...ettal."

„Richtig! Das Wort ahmt den Schall der Trommel nach: dakk...ettal — dakk...ettal, gerade wie wir im Deutschen sagen rumdibum, rumdibum. Auch der Name Darabukka ist nur die Nachahmung dieses Schalles. Jetzt schaun S' mal, wie die Kerls alle laufen! Wollen wir auch mit?"

[1]) Topftrommel, Handpauke von Ton.

„Ja. Wir müssen doch sehen, wie es gemacht wird, das Schicksal zu befragen, ob eine gewisse Stunde eine glückliche ist.“

Sie fanden alle Bewohner der Seribah auf dem Versammlungsplatz beisammen, die Gesichter nach einem Tokul gerichtet, auf dessen Spitze das Zeichen des Halbmonds angebracht war. Das war die Hütte des Fakirs.

Eben als die beiden dort anlangten, kam Hasab Murat, der Herr der Seribah, aus seiner Behausung. Als er sie erblickte, ging er auf sie zu, um sie unter tiefen Verbeugungen zu begrüßen.

„Wird der Fakir sich befriedigend aussprechen?“ fragte Schwarz.

„Ja, Effendi,“ antwortete der Aegypter.

„Woher weißt du das?“

„Daher!“ Er griff, indem er listig mit den Augen blinzelte, in die Tasche und zog zwei Mariatheresientaler hervor, die er ihnen heimlich zeigte, um sie sogleich wieder einzustecken. „Nach so einem Opfer ist die Stunde allemal glücklich,“ fügte er hinzu. „Allah sieht es gern, daß man seinen Dienern Geschenke macht.“

Er eilte fort, um im Tokul des Fakirs zu verschwinden. Nach einiger Zeit kam er mit diesem heraus, und der Fakir verkündete mit lauter Stimme: „Hört es ihr Gläubigen! Ich habe das Buch des Schicksals aufgeschlagen und die Stimme der Gewährung gehört. Ich verkündige euch Sieg und dreimal Sieg. Ihr werdet die Feinde schlagen und ihre Seelen in die Hölle schicken. Allah ist Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“

„Allah ist Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“ wiederholten über vierhundert Stimmen.

Dann ging die Versammlung auseinander. Hasab

Murat erteilte seinem Bascha Muni[1]) den Befehl, Tabak und Merissah zu verteilen, was mit großem Jubel aufgenommen wurde, und lud dann Schwarz und Pfotenhauer ein, um sie bei sich zu bewirten.

Er bediente sie in eigener Person und setzte ihnen das Beste vor, was die Seribah zu bieten vermochte. Es lag ihm daran, sie sich möglichst wohlgesinnt zu machen. Später kam ein Neger und flüsterte ihm eine Meldung zu. Als der Schwarze gegangen war, sagte er: „Effendis, ich hörte soeben, daß die beiden Schiffe unten an der Mischrah angekommen sind. Wenn ihr sie sehen wollt, so könnt ihr das jetzt ungestört tun, da die Soldaten noch nicht eingeschifft sind. Erlaubt mir, euch zu begleiten!"

Er führte sie hinab an den Fluß, wo die beiden Noger neben der Dahabieh vor Anker lagen. „Seht sie euch an!" sagte er in hörbarem Stolz. „Euer Fahrzeug ist gewiß ein guter Segler; ich habe das schon heute früh erkannt; aber meine Schiffe sind nach meiner eigenen Angabe auf der Mangarah[2]) von Qaun gebaut worden. Ihr Bug ist scharf; sie durchschneiden das Wasser mit Leichtigkeit, und ich habe noch kein Fahrzeug auf dem Nil gesehen, das es mit ihnen aufnehmen könnte, eure Dahabieh ausgenommen."

„Das ist mir lieb," antwortete Schwarz. „An der Schnelligkeit meines Schiffes habe ich nichts auszusetzen, und so werden die drei Fahrzeuge wohl leicht beisammenbleiben können, ohne daß das eine auf das andre zu warten hat."

Sie bestiegen die beiden Schiffe, deren Inneres nichts Außergewöhnliches bot. Dann führte Schwarz den Aegypter auf die Dahabieh. Auf deren Verdeck angekommen, sagte er: „Jetzt will ich dir etwas zeigen,

[1]) Herr der Vorräte, Materialverwalter. — [2]) Schiffswerft.

was du heute früh wohl nicht gesehen hast. Folge mir zunächst nach hinten!" Sie stiegen auf das Verdeck oberhalb der Kajüte, wo ein langes, schmales und niedriges Holzhäuschen stand, das auf Rädern beweglich war und dessen Zweck ein Uneingeweihter wohl nicht gleich erraten hätte. „Was meinst du, was sich darin befindet?" fragte Schwarz.

„Das kann ich nicht erraten," antwortete Hasab Murat.

„Erraten Sie es vielleicht?" fragte Schwarz den Grauen.

„Vielleicht," antwortete dieser deutsch. „Wohl eine Drehbasse oder Drehkanone, die durch das Häuschen maskiert wird, damit der Feind nit zu früh bemerkt, was er zu derwarten hat?"

„Erraten! Da sehen Sie!" Er öffnete vorn die Tür und schob das Häuschen nach hinten über die Kanone hinweg. Der Lauf lag auf einem Zapfen, so daß er im Kreise rundum nach allen Richtungen bewegt werden konnte.

„Medfa', Omm ed dauwar — eine Kanone, eine Mutter des Drachens!" rief der Aegypter, indem er für die Drehbasse sofort einen bezeichnenden Namen erfand. „Das ist gut! Da werden und müssen wir siegen!"

„Ich hoffe es," antwortete Schwarz. „Das ist für einen Kampf zu Wasser. Für ein Gefecht zu Lande habe ich etwas noch viel Besseres. Laßt es euch zeigen!" Er führte sie nach dem Vorderteil des Schiffes, wo ein hoher Haufen von Matten zu liegen schien. Dieser bestand aber aus nur fünf Stück. Als Schwarz diese entfernt hatte, zeigte sich eine Kanone, deren Lafette und Räder mit Stricken befestigt waren, daß sie feststand und nicht über Bord gehen konnte.

„Noch eine Kanone!“ rief Hasab Murat. „Aber wie ist sie gebaut! So eine habe ich nie gesehen!“

„Das glaube ich gern,“ antwortete Schwarz. „Das ist eine Konstruktion, die selbst bei den Europäern neu ist. Der Khedive hat einige aus Bilad el ingeliz[1]) geschenkt bekommen und zwei davon dem Jaffar Pascha zum Gebrauch gegen die Sklavenräuber nach Chartum geschickt. Mit der einen ist diese Dahabiëh armiert worden, und ich denke, daß sie uns gute Dienste leisten wird, zumal wir einen tüchtigen Vorrat von Munition besitzen. Sie ist eigentlich für den Kampf zu Lande bestimmt, kann aber auch hier auf dem Deck gebraucht werden.“

„Wie heißt denn diese Konstruktion?“ fragte der Graue.

„Es ist eine Maximkanone, aus der in der Minute recht gut fünfhundert Kugeln abgegeben werden können; das kann, wenn es erforderlich ist, sogar bis auf sechshundert gesteigert werden.“

„Alle Wetter! Da können wir ja in zwei Minuten diesen Abu el Mot mit samt seinen Leuten derschießen!“

„Da müßten sie sehr eng beisammenstehen. So schlimm, wie Sie denken, ist es freilich nicht; aber ein solches Geschütz ersetzt eine ganze Anzahl von Leuten. Die Hauptsache ist eine Taktik, die es ermöglicht, diese Kanone zur Wirkung kommen zu lassen.“

„Na, daran soll's nit fehlen. I bin zwar kein Moltke und auch kein Napoleon, aber ein paar Sklavenhändler so zusammenzutreiben, daß man mit dieser Kanone auf sie schießen kann, das trau' i mir schon zu, doch nur unter der Voraussetzung, daß nit gar auf mi selber zielt wird.“

[1]) England.

Das Geſchütz wurde wieder verhüllt, und dann war die Zeit zum Einſchiffen der Soldaten gekommen. Gegen Mittag war man fertig. Die dreihundert Mann des Aegypters befanden ſich auf den beiden Noqers und die hundertfünfzig aus Faſchodah auf der Dahabiëh. Der Unterſchied dieſer beiden Schiffsarten beſteht darin, daß die Dahabiëh größer und gedeckt iſt, während der Noqer offen iſt und kein Verdeck beſitzt.

Zwölftes Kapitel.

Die Verfolgung des Sklavenhändlers.

Gerade um Mittag, als von der Seribah herab der Schall des Klangbrettes ertönte und die Leute darauf ihr Gebet verrichtet hatten, wurden die Anker gehoben und die Landseile an Bord gezogen.

Mit dem bekannten Ausrufe „ja rabb, ja rabb — o Herrgott, o Herrgott", womit die Arbeiter an ihr Werk zu gehen pflegen, stießen die Bahriji[1]) die Schiffe vom Ufer ab, wo die Frauen und Kinder der Soldaten standen. Die Herren mancher Seriben erlauben nämlich ihren Untergebenen, ihre Angehörigen mitzubringen, und zwar aus Berechnung, weil die Soldaten dadurch mehr an den Ort gekettet werden. Diese Weiber und Kinder riefen den Scheidenden ihr schrilles Lululululu nach, den gewöhnlichen Abschiedsgruß, der noch lange über den Fluß schallte, als die Segel aufgezogen waren und, den günstigen Wind fangend, die Schiffe aufwärts trieben.

Nun zeigte es sich, daß Hasab Murat die Wahrheit gesagt hatte: seine Nogers segelten ebensogut wie die Dahabiëh, und Schwarz sah zu seiner Freude, daß dieser günstige Umstand die Bemannung der Fahrzeuge zum Wetteifer trieb.

---

[1]) Matrosen.

Die Dahabiëh hatte natürlich ihren geschulten Reïs[1]) und einen ebenso erfahrenen Mustamel[2]). Beide hatten jetzt dem Deutschen zu gehorchen. Auch auf jedem der beiden Noqer befand sich ein Reïs und ein Mustamel. Jeder dieser drei Reïsihn[3]) war eifersüchtig auf die Schnelligkeit der andern Fahrzeuge und bestrebte sich, es ihnen vorzutun. Es entstand infolgedessen ein Wettkampf wie zwischen konkurrierenden Mississippidampfern. Die Reïsihn befahlen ihren Matrosen, zu den Stoßstangen zu greifen, und die Soldaten halfen aus Leibeskräften.

Ganz besonders zeichnete sich El Schacher, der alte „Schnarcher", aus, der als Reïs den einen Noqer befehligte. Seine rasselnde Stimme erscholl unausgesetzt. Er feuerte nach der bekannten Art dieser arabischen Kapitäne seine Leute bald durch Schmeichelworte und bald durch die kräftigsten Schimpfreden an. „Ja Allah, ja Nabi!" schrie er. „Amahl, amahl, ja Allah, amahl — o Gott, o Prophet, macht, macht, o Gott, macht! Ja Allah, ja Sahtir, amahl, amahl — o Gott, o Helfer, macht, macht! Eschhetu mu la il laha ilallah; sallam aaleïna be baraktak — bezeugt, daß es nur einen Gott gibt; begnadige uns mit deinem Segen! Sallah en nabi — preist den Propheten!!"

Seine Leute arbeiteten in der Sonnenhitze, daß ihnen der Schweiß in Strömen über die Gesichter lief. Sein Noqer war der hintere; die Dahabiëh segelte voran. Er wollte den andern Noqer ausstechen und bestrebte sich also, ihm den Wind wegzufangen. Wenn ein Reïs den Wind teilen oder schneiden will, so sticht er sein Messer in den Mast und ruft dabei den Namen Gottes an. Darum zog der „Schnarcher" sein langes, gekrümmtes

[1]) Kapitän. — [2]) Steuermann. — [3]) Plural von Reïs.

Messer, hob es hoch empor, um es seinen Leuten zu zeigen, und rief dabei mit einer Stimme, als ob er Tote erwecken wolle: „Kamahm, kamahm! Schnir, schdid — schnell, schnell! Seid fleißig, seid stark! Stoßt, schiebt, arbeitet, arbeitet, ihr Kräftigen, ihr Geschickten! Laßt nicht nach, ihr Helden! O arbeitet, ihr Hunde, ihr Feiglinge, ihr Faulenzer! Seht hier mein Messer, seht ihr es? Schneidet den Wind! Nehmt diesem Roqer den Wind, daß seine Segel schlottern. Macht, macht, ihr Kinder, ihr Söhne, ihr Lieblinge! Arbeitet, ihr Trauten, ihr Auserwählten! Jetzt kommt der Augenblick; jetzt ist er da! Sikkini, sikkini, hai sikkini — mein Messer, mein Messer, hier ist mein Messer!"

Er trat zum Mast und holte zum Stoß aus. In dem Augenblick, als er mit seinem Segel das des voranfahrenden Roqer deckte, stieß er das Messer in den Mast und rief: „Be issm, billahi, amahl, amahl, ja mobarekihn — im Namen Gottes, arbeitet, arbeitet, ihr Gesegneten! Wir haben ihn, wir haben diesen Roqer! Seht, wie ihm der Atem vergeht! Likuddam, likuddam — vorwärts, vorwärts! So ist's recht; wir kommen vorüber; wir haben ihn ausgestochen! Aaïb aaleïhu, hamdulillah — Schande über ihn, Allah sei Dank!"

Das Segel des andern Roqer war flau gefallen; es klatschte an den Mast. Da der Steuermann, dies nicht beachtend, das Ruder festhielt und die Matrosen gerade in diesem Augenblick am Steuerbord ihre Kraft auf die Stoßstangen legten, so fiel der Roqer nach Backbord ab, und der alte „Schnarcher" segelte an ihm vorüber. Hüben jubelten die Matrosen und Soldaten. Drüben ertönten Flüche und Verwünschungen, und man arbeitete mit doppelter Anstrengung, diese Schande wett zu machen.

Nun richtete der „Schnarcher" seine Absicht darauf,

auch die Dahabiëh auszustechen; aber dies gelang ihm nicht, da ihre Segel höher standen und auch größer waren als die seinigen; er konnte ihr den Wind nicht wegfangen. Aber dieser Wetteifer hatte zur Folge, daß die Schiffe eine ganz ungewöhnliche Fahrt machten, was auch durch den Umstand unterstützt wurde, daß der Nil hierorts frei von hindernden Schilffeldern und schwimmenden Inseln war.

Noch vor dem Nachmittagsgebet erreichte die Dahabiëh die Krümmung, hinter welcher Pfotenhauer den Schiffen Abu el Mots begegnet war. Er machte Schwarz darauf aufmerksam. „So hat er," sagte dieser, „einen Vorsprung vor uns, der nicht ganz einen Tag beträgt. Wir werden die ganze Nacht segeln. Das Wasser leuchtet, und die Sterne scheinen. Auch denke ich, daß der Mond sich zeigen wird. Auf diese Weise bringen wir den größten Teil dieses Vorsprungs ein."

„Werden die Matrosen es aushalten?" fragte der Graue. „Diese Kerls arbeiten ja wie die Riesen. Sie schwitzen, daß i glaub', es gibt eine Ueberschwemmung unten in Kairo."

„Sie mögen sich in zwei Wachen teilen; es sind ja genug Soldaten zur Unterstützung vorhanden. Ich werde Hasab Murat das wissen lassen."

Er schickte das kleine Boot zu dem Genannten ab, der sich auf dem von dem „Schnarcher" geführten Nacer befand. Die beiden Deutschen saßen im Schatten des großen Segels auf einem Serir[1]) und beobachteten den Lauf des Schiffes und die Szenerie des Flusses. Da trat Abd es Sirr, der „Sohn des Geheimnisses", zu ihnen und fragte Schwarz: „Effendi, hast du jetzt Zeit, die Antwort zu hören, die ich dir heute noch geben wollte?"

[1]) Holzgestell mit Kissen.

„Ja, setze dich zu uns!“

Das war eine ehrende Auszeichnung, die der Jüngling mit bescheidener Würde entgegennahm. „Einiges habe ich dir schon gesagt,“ begann er; „die Hauptsache aber wirst du jetzt zu hören bekommen. Wer mein Vater war, weiß ich nicht; aber ein Araber ist er ganz gewiß gewesen, denn die Worte, die mir aus jener Zeit geblieben sind, gehören alle der arabischen Sprache an.“

„Und welcher Mundart? Es wäre von großer Bedeutung, wenn du das wüßtest.“

„Das ist schwer zu sagen, denn es sind der Worte, die ich gemerkt habe, nur sehr wenige.“

„Und wohin hat der Räuber dich geschafft?“

„Auch das weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich mich bei Schwarzen befunden habe, und daß eine Frau, welche weniger schwarz als die andern war, mich sehr lieb hatte. Sie ging mit mir fort, weit fort. Ich weiß, daß sie mich viele Tage auf ihren Armen getragen hat, in ein fernes, fernes Land. Dann legte sie sich hin und stand nicht wieder auf. Ich war sehr müde und schlief ein. Als ich erwachte, lag sie noch da und regte sich nicht. Sie war tot, vor Hunger und Erschöpfung gestorben. Auch ich hatte Hunger und weinte sehr, ohne Aufhören. Da kam ein Weib, das meine Stimme gehört hatte und mich fand. Sie nahm mich mit sich in ein nahes Dorf, wo sie mir zu essen und zu trinken gab. Es kamen viele Schwarze, die meine Arme, meine Beine und meinen Leib betasteten und mir mehrere Tage nur immerfort zu essen gaben. Wenn ich nicht essen wollte, so bekam ich Schläge.“

„Ah, Menschenfresser!“

„Ja, Effendi; es waren welche, wie ich später hörte. Auch an dem Ort, von dem die gute Frau mit mir floh,

hatte ich so viel essen müssen; darum denke ich, daß diese Schwarzen auch Menschenfresser waren."

„Und wo befandest du dich nun jetzt? Weißt du das?"

„Ja; ich war bei den Jambarri."

„Am obern Kongo! Das ist weit, weit von hier!"

„Sehr weit! Dann kam ein weißer Mann, der einen grünen Turban auf dem Kopfe und grüne Bantuflat[1]) an den Füßen hatte. Er war sehr freundlich mit mir und nahm mich mit sich über den Fluß hinüber nach Mawembe."

„Dem Hauptort der Kororu!"

„Du kennst die Namen dieser Völker, Effendi?"

„Ja, aus Büchern. Weißt du, wer oder was dieser weiße Mann gewesen ist?"

„Ja, ein wandernder Imam, der von einem Volk zum andern reiste, um den Islam zu verbreiten. Er war auch zu den Jambarri gekommen und hatte erfahren, daß ich gegessen werden solle. Da kaufte er mich ihnen ab, um mich zu seinem Sohn zu machen. Das tat er, weil er die Worte verstand, die mir meine Mutter immer vorgebetet hatte und die mir noch nicht entfallen waren, nämlich die Worte Allah il Allah, Mohammed rassuhl Allah."

„Er hatte aus diesen Worten ersehen, daß dein Vater ein Moslem gewesen war, und so erforderte sein Glaube, sich deiner anzunehmen."

„Er verstand auch die Worte, die ich außerdem konnte. Er gab sich viele Mühe, noch weiteres aus mir herauszubringen, doch vergebens, denn ich wußte nichts. Über den Räuber mußte ich ihm beschreiben. Dessen Gesicht war das Einzige, an das ich mich genau er-

[1]) Pantoffel.

innern konnte, und der Imam ſagte, daß ich darauf ganz allein die Hoffnung, meine Eltern wiederzufinden, ſtützen müſſe. Darum mußte ich ihm dieſes Geſicht faſt täglich ſo genau beſchreiben, daß mir ſein Bild niemals wieder entſchlüpfen konnte. Dieſer ſeiner Klugheit habe ich es zu danken, daß ich nun weiß, wer der Räuber war."

„Lebt er denn noch?"

„Ja. Du wirſt nachher ſeinen Namen erfahren. Der Imam liebte mich wie ſeinen eigenen Sohn. Er nahm mich mit von Land zu Land, von Volk zu Volk, deren Sprachen ich nach und nach kennen lernte; er aber ſprach nur arabiſch mit mir. Auch lehrte er mich alles, was er ſelbſt wußte; er unterrichtete mich im Schwimmen, Rudern und Schießen. Er ließ mir, wohin wir kamen, auch in andern Dingen Unterricht erteilen, ſo daß ich vieles lernte, was andre nicht können und erfahren. Als ich zwölf Jahre bei ihm war, kamen wir zu den Bongo, wo er plötzlich ſtarb. Er hinterließ mir ſeine wenige Habe und ſeinen reichen Segen, der ſich auch ſofort bewährte, denn nur wenige Tage nach ſeinem Tod kam ein Mann zu den Bongo, um Krieger anzuwerben, und in dieſem erkannte ich auf den erſten Blick denjenigen, der mich geraubt hatte. Ich verriet mich nicht. Ich wollte mich auch anwerben laſſen, um mitgehen und mich an ihm rächen zu können; aber ich war ihm zu jung, und er wies mich ab."

„Hörteſt du ſeinen Namen?"

„Ja — und du wirſt ihn hören! Ich erlauſchte, daß die Krieger zum Sklavenraub gemietet ſeien, und daß ſie nilaufwärts nach einer Seribah ſegeln würden. Da verſteckte ich das beſte Boot, das die Bongo-Leute beſaßen, legte vier Ruder, zwei als Vorrat, ein Segel und meine Waffen hinein, brachte einen Vorrat von Kisrah und

Früchten hinzu und wartete nun, bis der Fremde auf seinem Noqer, der am Ufer lag, mit den Bongo aufbrechen werde. Als dies geschah, stieg ich in mein kleines Boot und ruderte ihnen heimlich nach."

„Das war kühn von einem so jungen Menschen!"

„Effendi, die Rache macht stark und verwegen. Ich mußte von ihm erfahren, wer mein Vater ist, und wollte ihn dann töten. Ich ruderte und segelte volle drei Tage hinter seinem Noqer her. Gleich am ersten Tage war ich auf eine Wurzel gestoßen, und mein Boot fiel um, mit allem, was sich darin befand. Nun hatte ich weder Waffen noch Speise mehr. Ich hielt zwei Tage den Hunger aus, dann aber konnte ich ihn nicht länger ertragen. Der Noqer kam an einer Mischrah vorüber, von welcher er sich sehr vorsichtig fern hielt. Darum vermutete ich, daß die dort wohnenden Menschen dem Manne, welchem ich folgte, feindlich gesinnt seien. Das gab mir den Mut, dort anzulegen, mir ein wenig Durrah oder Kisrah zu erbitten und mich zugleich nach dem Noqer zu erkundigen. Der erste Mann, den ich am Ufer traf, war el Schachar."

„Der ‚Schnarcher', der mit uns fährt?"

„Ja. Er nahm sich meiner an und beantwortete meine Fragen. Ich teilte ihm mein Geheimnis nicht mit, doch wußte ich nun, daß ich die Verfolgung aufgeben konnte. Ich blieb einige Zeit auf der Seribah Hasab Murats und suchte unbemerkt zu erfahren, ob dieser wohl zu einem Kampf mit meinem Feind zu bringen sei. Das war aber nicht der Fall; er haßte ihn zwar, doch fühlte er sich zu schwach, ihn anzugreifen. Allein konnte ich nichts ausrichten. Ich hätte meinen Entführer wohl heimlich überfallen und töten, aber nicht von ihm erfahren können, wer mein Vater ist. Ich mußte mir andre Verbündete suchen. Die Dschur hatten ihre Dörfer in

der Nähe. Ich fuhr zu ihnen und versteckte meinen Kahn am Ufer. Ich wagte mich sogar in das Dorf, welches ganz in der Nähe der Seribah meines Feindes liegt. Aber leider erfuhr ich, daß die Dschur seine Verbündeten seien."

„Ah, jetzt weiß ich, wer es ist!" sagte der Graue. „Abu el Mot ist es. Du kanntest den dicken Häuptling der Dschur und sein Dorf."

„Nein, nicht dieser, sondern Abd el Mot ist es, den Allah verderben möge! Ich fuhr weiter, um Leute zu suchen, welche mir helfen würden. So kam ich zu den Sandeh, die ihr Niam-niam nennt. Sie nahmen mich sehr freundlich auf, und der Sohn des Häuptlings wurde mein Freund. Ihm, dem ‚Sohn der Treue', teilte ich mein Geheimnis mit, und er versprach, mir zu helfen. Offen den Krieg predigen durften wir nicht, denn Abu el Mot hatte die Niam-niam noch nicht beleidigt; aber heimlich streuten wir den Haß gegen ihn aus, und nach und nach reifte der Plan, ohne Wissen des Königs, des Vaters meines Freundes, mit einer kleinen Schar junger Krieger, die mich lieben, nach der Seribah Abu el Mots aufzubrechen, meinen Feind herauszuholen und ihn als Gefangenen heimzubringen. Dann konnte ich ihn zwingen, mir den Namen meines Vaters und alles, was ich wissen wollte, mitzuteilen."

„Du bist ein kühner und doch vorsichtiger, kluger Mann," sagte Schwarz. „Jetzt liegen die Verhältnisse freilich noch viel vorteilhafter für dich."

„Ja, Effendi. Eben wollten wir den Plan ausführen, da mußte der ‚Sohn der Treue' nach Faschodah zu dir. Er kannte den größten und gefährlichsten Teil des Weges genau, denn wir waren oft im geheimen, wenn der König glaubte, daß wir auf den in seinem Ge-

biete liegenden Maijehn zur Jagd abwesend seien, herab nach der Seribah gesegelt, um zu erfahren, daß mein Feind sich noch dort befinde. Dann wurde deinem Bruder und dem ‚Vater des Storches' hier die Zeit zu lang; sie glaubten dich in Gefahr und wollten dir entgegengehen. Ich sagte ihnen, daß ich den Fluß kenne, und durfte als Steuermann mit ihnen fahren. Was dann geschehen ist, hat dir der ‚Vater des Storches' erzählt."

„Ich danke dir für deine ausführliche Erzählung und werde dir natürlich behilflich sein, dein Ziel zu erreichen."

„Ich bin dein Diener, Effendi." Er wendete sich ab und ging.

„Ein charaktervoller junger Mensch!" meinte Schwarz, indem er ihm nachblickte. „Glücklich der Vater, der so einen verlorenen Sohn wiederfindet!"

„Ja, i hab' ihn auch herzlich lieb g'wonnen und — — — schaun S', da kommen sie! Ja, bei meiner Seel', da kommen sie!" Er war plötzlich aufgesprungen und deutete in die Luft.

„Wer denn, wer?" fragte Schwarz beinahe erschrocken.

„Sehen S' denn nit? Da kommen's g'flogen, grad übers Wasser herüber!"

„Ah, diese Vögel?"

„Natürlich! Wissen S', was für welche 's waren?"

„Ibisse, und zwar heilige — ibis religiosa."

„Richtig! Die haben weißes G'fieder. Und wie heißt die andre Art lateinisch?"

„Ibis falcinellus," antwortete Schwarz, sehr belustigt über diese Prüfung.

„Ja; die haben schwarze Federn. Und wie wird der Ibis hier g'nannt?"

„Herehz oder Abu mingal.“

„Das ist arabisch; ich meine aber sudanesisch!“

„Nädsche, und zwar, weil sein Geschrei so klingt.“

„Sehr richtig! Der Sudanese nennt die Tiere gern nach ihrer Stimm' oder sonstigen augenfälligen Eigenschaften. Der heilige Ibis heißt Nädsche abi ad, weil er weiß ausschaut, und der andre Nädsche os wud, weil er schwarz aussieht. Sie scheinen gar kein übler Vogelkenner zu sein. Mit Ihrem Bruder bin i auch sehr zufrieden g'west, denn er hat niemals falsch oder vielleicht gar nit g'antwortet, sondern alles gleich richtig g'wußt. Das hat mi sehr g'freut von ihm, und i hoff', daß i mit Ihnen auch so gut z'frieden sein kann. A hübscher Vogel is mir halt lieber als zehn Säugetiere und zwanzig Fisch', und darum ist's mir sehr egal, ob die da vorn mit ihren Angeln jetzt was fangen oder nit; das ist ja nur zum Essen und nit zum Beobachten.“ Er deutete nach dem Vorderteil des Schiffes, wo mehrere Soldaten ihre Angeln ausgeworfen hatten, und andre mit den Hakenspeeren dabei standen, um die Beute anzuwerfen, falls diese so schwer sein sollte, daß die Angelleine sich als zu schwach erweise.

„Nun, mitessen würden Sie wohl doch?“ fragte Schwarz.

„Ja freilich. Aber was tu' i wissenschaftlich mit dem Fisch? Nehmen S' dagegen so einen Ibis, wie wir 'n g'sehen haben! Der war schon im Altertum a heilig's Tier und wurd' einbalsamiert und mit Königen begraben. Haben S' schon mal eine Ibismumie g'schaut?“

„Viele.“

„I auch; die erste schon als Bub', als i noch in die Schul' gangen bin. Unser Professor von der Naturg'schicht' hat eine g'habt, die er mit ganz b'sonderm Stolz

vorg'zeigt hat, wann die Lehr' auf die ſtorchartigen Vögel 'kommen iſt. Er war gar kein übler Ornitholog; das muß i ſagen, obgleich er mi gar nit gern g'habt hat. Und wiſſen S' auch, warum?"

„Nun?"

„Weil i immer nach Dingen g'fragt hab', die ſelbſt dera größte G'lehrte nit beantworten kann. Dafür hat er mi aber bei b'ſonderer G'legenheit richtig ausg'zahlt. Das war damals, als wir in der dritten Klaſſ' Examen hatten. I hab' mi ſehr auf dasſelbige g'freut und das beſte Vorleghemd und den bunten Schlips um den Hals g'macht. In dieſem Staat hab' i ſo ſauber und blank ausg'ſchaut, daß es mir im Examen gar nit fehlen konnt'. Und doch iſt's nit ſo glatt abg'laufen, wie i's mir vorg'ſtellt hab', denn als i an die Reih' kommen bin, da hat er mi g'fragt — was glauben S' wohl, was?"

Schwarz wußte noch nicht, daß dies das Lieblingsthema des Grauen war. Er machte ein dieſen nicht ganz befriedigendes Geſicht, da er die Geſchichte ſchon einmal gehört hatte, was Pfotenhauer doch wohl wiſſen mußte.

„Na, was machen S' denn für a G'ſicht?" fuhr dieſer fort. „Faſt grad ſo wie das meinige, damals, als i die Frag' bekommen hab'! I red' ſonſt nit davon, weil's fremde Leut nix angeht, doch unter Bekannten braucht man ſich nit zu genieren, und darum ſollen S' derfahren, daß er mi g'fragt hat, warum die Vögel Federn haben."

„Das weiß ich ſchon," bemerkte Schwarz.

Er meinte, daß er die Geſchichte kenne; der Graue bezog dieſe Worte aber auf die Federn und antwortete: „Jetzund weiß i's natürlich auch; aber damals hab' i's noch nit g'wußt, und darum bin i erſt eine ganze Weil' dag'ſtanden und hab' den Mund offen g'habt, bis i endlich — — —"

„Samki, samki, samki el kebir, samki el tkil — ein Fisch, ein Fisch, ein großer Fisch, ein schwerer Fisch!“ jubelten in diesem Augenblick zehn, zwanzig und dreißig Stimmen vom Vorderteil her, so daß der Graue in seiner Erzählung innehielt. „Ischadd, ali, a'la; hai hu, aho — zieht, hoch, höher; da ist er, da ist er!“ Sie brachten einen Fisch von gewiß drei Ellen Länge auf das Deck, wo er sofort getötet wurde; dann schleiften sie ihn nach dem Hinterdeck, damit die Effendina sich über die Beute freuen möchten. Es war ein Wels, eine Fischgattung, woran der obere Nil sehr reich ist. Die alten, großen Welse schmecken nicht gut und sind schwer verdaulich; dieser aber war ein noch junges Exemplar, weshalb sich die Leute besonders freuten. Als Schwarz sie gelobt und beglückwünscht hatte, schafften sie ihn nach der Matbach[1]).

Während dieser Szenen und Gespräche hatte Schwarz sein Fernrohr in der Hand gehabt und mit dessen Hilfe wiederholt die beiden Ufer abgesucht, um zu erfahren, ob Abu el Mot während der Nacht am Ufer angelegt habe. Hatte dieser die Fahrt unterbrochen, so mußte das in der Gegend gewesen sein, die man jetzt passiert hatte. Dreihundert Ruehrs hätten mehr als nur eines Lagerfeuers bedurft, und die betreffende Stelle mußte unbedingt durch das Rohr in das Auge fallen. Aber es war keine Spur einer Lagerstätte zu sehen. Schwarz kam also zu der Ueberzeugung, daß der Sklavenjäger die ganze Nacht hindurch gefahren sei, und so galt es, ihm an Eile wenigstens gleichzukommen.

Es kam die Zeit zum Sonnenuntergangsgebet und dann auch die der Abendandacht. Nach dem Essen zog Schwarz sich mit Pfotenhauer in die Kajüte zurück. Sie krochen in ihre Moskitonetze, mit denen Schwarz für sich

[1]) Küche.

und seine Soldaten reichlich versehen war, und legten sich zur Ruhe. Für den Neuling ist eine Nacht auf dem Nil verleitend genug, ihn wach zu erhalten; die beiden aber kannten diesen durch die Stechfliegen verschmälerten Genuß zur Genüge.

Sie erwachten schon am frühen Morgen und erfuhren von dem „Sohn des Geheimnisses", daß die Schiffe auf kein Hindernis gestoßen seien und eine tüchtige Fahrt gemacht hätten.

Der heutige Tag verging langsam, ohne etwas Neues zu bringen. Einmal kam Hasab Murat an Bord der Dahabiëh, um sich mit Schwarz zu unterreden. Das war die einzige Unterbrechung, die es gab. Die folgende Nacht wurde auch fortgesegelt. Das wurde nur dadurch ermöglicht, daß es hinreichend freies Fahrwasser gab und die Matrosen so durch die Asaker unterstützt wurden, daß sie sich in zwei einander ablösende Wachen teilen konnten.

Gegen Abend war Tolo aus seinem lethargischen Schlaf, der von ganz vorteilhafter Wirkung gewesen war, erwacht; die Aufregung seiner Nerven hatte sich vollständig gelegt — er war gesund, worüber sich niemand so sehr wie sein Schicksalsgenosse Lobo freute, dessen Wunden sich im Zustand bester Heilung befanden.

Auch der Vormittag des nächsten Tages verging ohne ein erwähnenswertes Ereignis. Nun aber war man der eingeäscherten Seribah so nahe gekommen, daß es galt, vorsichtig zu sein. Schwarz sandte den „Sohn des Geheimnisses" und seinen Freund, den „Sohn der Treue" voraus, um die Brandstätte zu durchspähen. Man hatte, als man die Seribah Madunga verließ, das Boot, auf dem der Graue mit den Niam-niam gekommen war, ins Schlepptau genommen. Es wurde mit denselben

Ruderern wieder bemannt, und dann stieß es mit ihnen und den beiden Jünglingen von der Dahabiëh ab, um, von vierzig ausgeruhten, starken Armen getrieben, den drei Schiffen voranzueilen. Der „Sohn des Geheimnisses" hatte so genaue Weisungen erhalten, daß auf ein Gelingen fast mit Sicherheit zu rechnen war. Seiner Berechnung nach mußten die Schiffe zur Zeit des Aschia, des Abendgebets, bei Einhaltung der bisherigen Geschwindigkeit die Seribah erreichen. Darum ließ Schwarz die Leute jetzt noch fleißig an den Staken oder Stoßstangen arbeiten, welche Hilfeleistung sie erst dann einstellten, als der Sonnenuntergang nahe war.

Als es dann zu dunkeln begann, postierte Schwarz selbst sich an den Bug seiner noch immer voransegelnden Dahabiëh, um nach dem verabredeten Zeichen auszuschauen. Aber noch bevor die Gegend erreicht wurde, wo es hatte gegeben werden sollen, kamen diejenigen, denen es aufgetragen war, selbst zurück. Sie legten an der Seite an und kamen an Bord. Schwarz zählte sie und sah zu seiner Freude, daß keiner fehlte. Daß sie gegen die Verabredung zurückkehrten, konnte aber immerhin Schlimmes bedeuten.

„Erschrick nicht, Effendi," beruhigte ihn der „Sohn des Geheimnisses"; „es ist alles gut gegangen."

„Hat euch niemand bemerkt?"

„Uns konnte kein Auge sehen, so gut hatten wir uns am Ufer versteckt. Ich durfte nicht nach der Seribah, weil die Dschur mich vor einigen Tagen dort gesehen hatten. Falls sie mich heute schon wieder erblickten, mußten sie Verdacht schöpfen. Darum ging der ‚Sohn der Treue' allein nach der Seribah, und er ist dort nur von einem einzelnen Dschur gesehen worden."

„Dieser Dschur wird es Abu el Mot verraten!"

„Nein; das kann er nicht, denn Abu el Mot ist nicht mehr dort, sondern bereits den Aufrührern nach.“

„Mit wieviel Leuten?“

„Mit allen. Die Seribah liegt so verlassen da, wie er sie gefunden hat. Nur der eine Dschur suchte in den Trümmern, ob er vielleicht noch etwas finde, was er brauchen könne.“

„Da ging ich zu ihm hin,“ fiel der „Sohn der Treue“ ein, „um mich bei ihm zu erkundigen. Ich lief gar keine Gefahr, denn es war noch heller Tag, und ich konnte also weit um mich sehen. Ich sagte ihm, daß ich von der Helle[1]) Melan gekommen sei, um mich von Abu el Mot anwerben zu lassen, und er antwortete mir, daß ich nur gleich wieder umkehren könne, da mein Wunsch nicht zu erfüllen sei.“

„Du fragtest ihn doch aus?“

„Ja. Es war ein geschwätziger Alter, der gar nicht auf meine Fragen wartete, sondern mir fast ganz von selbst alles sagte und erzählte, was ich wissen wollte.“

„Was hast du da erfahren?“

„Folgendes: die fünfzig Aufrührer liegen mit den fortgeführten Waren und Herden zwei und eine halbe Tagereise oberhalb der Seribah am rechten Ufer des Niles. Dort wollen sie die Rückkehr Abd el Mots erwarten, seine Leute zum Uebertritt bewegen, ihm alles abnehmen und ihn vielleicht töten.“

„Woher will man denn das wissen?“

„Durch einen Unteroffizier, der zurückgekehrt ist, um auf Abu el Mot zu warten und es ihm zu sagen. Dieser Mann hat seinem Gebieter treu bleiben wollen, ist aber von dem alten Feldwebel und den andern gezwungen worden, mitzugehen. Er als der einzige gegen

[1]) Dorf.

Fünfzig hat gehorchen müssen, um sein Leben zu retten, ist ihnen aber bei der ersten passenden Gelegenheit entflohen. So hat er erzählt; aber ich glaube es nicht."

„Du meinst, er lügt?"

„Ja. Er hat ganz gewiß freiwillig mitgemacht, denn als Unteroffizier hatte er einen ansehnlichen Teil der Beute zu erwarten und dann, wenn der Feldwebel eine Seribah gründet, auch eine bessere als seine bisherige Stelle. Er wird sich aber unterwegs mit diesem veruneinigt haben und auf den Gedanken gekommen sein, daß es für ihn vorteilhafter sei, zu Abu el Mot zu gehen, den Unschuldigen zu spielen und sich von ihm für seinen Verrat belohnen zu lassen."

„Dieser Verrat wird ihm keinen Vorteil bringen, denn die Fünfzig, denen er entflohen ist, werden geahnt haben, was er beabsichtigt, und sogleich aufgebrochen sein, um sich vor Abu el Mot in Sicherheit zu bringen."

„O nein. Sie halten ihn für tot. Er ist des Abends mit zweien von ihnen an das Wasser gegangen, hat so getan, als ob er hineinfalle, und ist dann untergetaucht, nachdem er einigemal um Hilfe gerufen hat. Während sie nun glauben, daß er ertrunken und von den Krokodilen gefressen sei, ist er eine Strecke davon wieder an das Ufer geschwommen und davongelaufen. Dann hat er sich aus Omm Sufah ein Floß und aus Schilf und zwei langen Aesten ein paar Ruder gemacht und ist schleunigst und ununterbrochen nach der Seribah gefahren. Das ging abwärts so schnell, daß er heute mittag angekommen ist, gerade als Abu el Mot mit seinem Sandal und seinem Noger eben auch angelangt war. Dieser war erschrocken gewesen, die Seribah verwüstet zu finden. Als er von dem Unteroffizier hörte, von wem das geschehen sei, hat er vor Wut förmlich geschäumt. Dann ist er in

das Dorf der Dschur gekommen, um diese auszufragen, und darauf hat er die dreihundert Ruehrs und den Unteroffizier gleich wieder auf die Schiffe genommen und ist abgesegelt, um die Empörer zu bestrafen."

„So ist also wirklich keiner seiner Leute mehr bei der Seribah?"

„Kein einziger. Ich habe mich ganz genau überzeugt, den Landeplatz gesehen und sogar auch den Wald durchsucht, solange es hell genug war. Dann kehrte ich zum Boote zurück, und wir hielten es für geraten, nicht liegen zu bleiben, sondern dich zu benachrichtigen."

„Das war recht von euch. Aber wie kommt es, daß Abu el Mot den Wasser- und nicht den Landweg eingeschlagen hat? Die Schiffe segeln doch langsamer, als die Pferde und Kamele gehen!"

„Er konnte keine Tiere bekommen, weil Abd el Mot sie alle den Dschur schon abgeliehen hatte. Er will Tag und Nacht segeln und glaubt, daß er in zwei Tagen an Ort und Stelle sein werde."

„Ich bin überzeugt, daß alles genau so ist, wie du sagst; aber ich muß ganz sicher gehen und mich durch meine eigenen Augen überzeugen. Ihr rudert mich jetzt nach der Seribah zurück. Während die Schiffe langsam nachkommen, werde ich dort Umschau halten. Wie weit ist es bis dahin?"

„In einer halben Stunde sind wir dort."

„Die Schiffe sonach in einer Stunde. So habe ich Zeit genug, mich genau umzusehen. Also wieder hinab in das Boot!"

Die beiden Freunde begaben sich in dasselbe, und er folgte nach, sobald er sich bewaffnet und dem Reïs die nötigen Befehle erteilt hatte. Der „Sohn des Geheimnisses" führte das Steuer. Er suchte das ruhige Wasser

auf, vermied die hindernde Strömung, und so entwickelte das Boot eine Schnelligkeit, die es noch vor der angegebenen Zeit an Ort und Stelle brachte.

Der junge Steuermann hatte beabsichtigt, den Zeitverlust, der mit dem Aufsuchen einer verborgenen Landestelle verbunden war, zu vermeiden und direkt nach dem Ankerplatz zu lenken. Da Abu el Mot fort war, hatte man ja nichts zu befürchten. Aber als sie sich dieser Stelle näherten, sahen sie dort ein großes, helles Feuer brennen. Die Niam-niam zogen sofort die Ruder ein, und nur zwei von ihnen gebrauchten die ihrigen so, daß das Boot keine Rücktrift bekam, sondern seine Lage behauptete.

„Ein Feuer!“ sagte Schwarz. „Wer mag sich dort befinden! Solltet ihr euch doch von dem Dschur haben täuschen lassen? Sollte Abu el Mot noch da oder doch aus irgend einem Grunde zurückgekehrt sein?“

„Gewiß nicht!“ antwortete der „Sohn des Geheimnisses“. „Sicherlich sind dort nur Dschurneger!“

„Zu welchem Zweck?“

„Um zu fischen. So lange die Seribah bewohnt war, sind sie vom Fluß auf dem direkten Wege abgeschnitten gewesen. Sie mußten einen weiten Umweg machen, um zum Wasser zu gelangen. Darum werden sie das Versäumte nun fleißig nachholen. Der Ertrag ist des Nachts reicher als am Tage, wenn man ein Feuer anbrennt, das die Fische herbeilockt.“

„Du wirst wohl das Richtige vermuten; aber dennoch will ich die Vorsicht nicht außer Acht lassen. Wir wollen schon hier anlegen. Dann schleichen wir uns zum Feuer, um zu sehen, wen wir vor uns haben.“

Das Boot wurde nach dem Ufer gelenkt und dort befestigt. Die Ruderer blieben sämtlich darin zurück.

Schwarz stieg mit Abd es Sirr und Ben Wafa aus und näherte sich, von den Bäumen gedeckt, der Stelle, wo das Feuer brannte.

Als sie so nahe an dasselbe gelangt waren, daß sie die dort Befindlichen erkennen konnten, hielten sie an und musterten die nächtliche Szene. Ja, es waren fünf Neger aus dem Dorfe der Dschur, die sich hier befanden. Sie hatten aus Schilf ein Floß gebaut und mit einer Erdschicht belegt, um ein Feuer darauf anbrennen zu können. Dieses Floß war mehrere Schritte vom Ufer entfernt, im Wasser verankert und trug nur einen Mann, der die Flamme zu unterhalten hatte. Die übrigen lagen am Ufer und spähten in das bis auf den Grund erleuchtete Wasser, um, die kleineren Fische unbeachtet lassend, die größeren zu speeren oder, falls dies nötig war, mit einer kurzen, widerhakigen Lanze, an der sich eine Leine befand, zu harpunieren. Sie hatten schon eine reiche Beute gemacht. Man sah beim Schein des Feuers eine Anzahl Fische in der Größe von zwei Fuß bis über zwei Ellen am Ufer liegen.

„Gehen wir hin?“ fragte der „Sohn des Geheimnisses“.

„Noch nicht,“ antwortete Schwarz. „Ich will auch nicht das Mindeste versäumen und möchte also vorher hinauf, wo die Seribah gelegen hat.“

„So komm! Es ist nicht weit. In einer Minute sind wir durch den Wald.“

Sie stiegen leise am Ufer empor. Als sie den Rand des Waldes erreichten, sah Schwarz die Brandstätte vor sich liegen. Nichts regte sich in der Nähe. Er konnte gar nicht zweifeln, daß Abu el Mot den Ort verlassen habe, und kehrte also zufriedengestellt zum Feuer zurück. „Bleibt hier stehen!“ sagte er. „Diese Leute ken-

nen euch, weil ihr schon in ihrem Dorf gewesen seid, und brauchen euch nicht zu sehen. Sprechen sie arabisch?"

„Viele von ihnen nicht. Der Dicke aber, der dort in der Mitte liegt, ist der Häuptling, welcher diese Sprache zur Genüge versteht, um dir Auskunft geben zu können."

Schwarz trat unter den Bäumen hervor und grüßte die Schwarzen. Sie erschracken außerordentlich, als sie so unerwartet eine fremde Stimme hinter sich hörten. Sie sprangen auf, und als sie die hohe, breite Gestalt des Deutschen erblickten, erhoben sie ein lautes Angstgeschrei und flohen, alles im Stiche lassend, von dannen. Auch den einen, der sich auf dem Leuchtflosse befand, ergriff ein solcher Schreck, daß er sich kopfüber in das Wasser warf und, gar nicht an die hier so häufigen Krokodile denkend, eine Strecke abwärts schwamm, um dort ans Ufer zu gehen und schleunigst zu verschwinden. Es war das in der Nähe des Bootes, dessen Insassen es aber für geraten hielten, ihn ihre Anwesenheit nicht bemerken zu lassen.

Nur einer war nicht entkommen, nämlich der dicke Häuptling. Sobald dieser Miene gemacht hatte, davonzulaufen, war er von Schwarz mit starker Hand bei der Haarfrisur ergriffen und festgehalten worden. Er wehrte sich nicht; er wagte keine einzige Bewegung; aber er heulte vor Angst so entsetzlich, daß seine Stimme wohl bis weit über das jenseitige Ufer drang.

„Sei still!" gebot Schwarz dem Negerhäuptling. „Ich tue dir nichts."

„Ja schetan, ja schetan, ja schetan el mlih, amahn, amahn, rahmi — o Teufel, o Teufel, o guter Teufel, Gnade, Gnade, Erbarmen!" zeterte er, indem er weder von der Stelle zu gehen noch sich zu rühren wagte.

„So schweige doch, Bursche! Ich bin nicht der

Schetan, ſondern ein Menſch wie du. Es ſoll dir nichts geſchehen. Du ſollſt mir nur einige Fragen beantworten, und dann gehe ich wieder.“

„So gehe, gehe gleich jetzt; ich bitte dich!“

Er ſagte das in ſo angſtvoll flehendem Tone, daß Schwarz lachen mußte. Doch hielt der letztere ihn noch immer feſt, um ihn an der Flucht zu verhindern, indem er antwortete: „Ich gehe, doch erſt dann, wenn du mir Beſcheid gegeben haſt. Je ſchneller du mir Auskunft gibſt, deſto eher wirſt du frei von mir ſein.“

„So frage, frage raſch!“

„Gut! Aber ich erwarte, daß du mir die Wahrheit ſagſt. Belügſt du mich, ſo binde ich dir Hände und Füße zuſammen und werfe dich als Speiſe für die Krokodile in das Waſſer!“

„Ich ſchwöre dir zu, daß ich dich nicht belügen werde!“ verſprach der Dicke, welcher zitternd zu Boden blickte und noch immer nicht wagte, dem Deutſchen in das Geſicht zu ſehen.

„Wo iſt Abu el Mot?“ — „Fort.“ — „Wann?“ — „Eine Stunde vor Sonnenuntergang.“ — „Wer iſt mit ihm?“ — „Fünf Araber und die Ruehr, die ſich auf den Schiffen befunden hatten.“ — „Wen hat er hier zurückgelaſſen?“ — „Niemand.“ — „Verſchweige mir nichts, ſonſt biſt du verloren! Blieb wirklich keiner von ſeinen Leuten hier?“ — „Kein einziger.“ — „Wo will er hin?“ — „Dem Feldwebel nach, um ihn zu beſtrafen.“ — „Und dann?“ — „Dann will er wiederkommen, und wir ſollen ihm helfen, die Seribah neu aufzubauen.“ — „Wo lagert der Feldwebel?“ — „Zwei und einen halben Tagemarſch von hier, am Nil, wo ſich die große Maijeh befindet, die Maijeh Huſan el bahr[1]) genannt wird.“ —

[1]) Maijeh des Nilpferdes.

„Wann wird Abu el Mot dort ankommen?“ — „Er gedachte übermorgen dort zu sein, da er auch des Nachts segeln will; aber ich glaube, daß er längere Zeit braucht.“ — „Warum?“ — „Weil er schon gegen Morgen, vor Anbruch des Tages, an eine Stelle kommen wird, wo man mit großen Schiffen am Tage nur sehr schwer und langsam, des Nachts aber gar nicht durch die Omm Sufah kommen kann. Er muß dort warten, bis es hell wird, und es dauert ganz gewiß eine lange Zeit, bis er wieder in freies Fahrwasser kommt.“ — „Kennst du den Sejad ifjal?“ — „Den Elefantenjäger? Ja; er war bei uns, gerade als die Seribah brannte.“ — „Weißt du, wo dieser Mann her ist?“ — „Nein. Niemand weiß es.“ — „Hat er dir gesagt, wohin er gehen will?“ — „Nein. Er tauschte bei mir zwei Kamele ein. Als wir früh erwachten, war er fort.“ — „Hat sich sonst jemand nach Abd el Mot und Ombula erkundigt?“ — „Ja. Ein Fremder war hier, ein Weißer, der nach diesem Dorf wollte. Er verlangte einen Führer von mir; aber ich sagte ihm, daß die Belanda unsre Todfeinde seien, und daß man das Leben wage, wenn man sie von hier aus aufsuche. Da ging er fort.“ — „Wohin?“ — „Er hat es mir nicht gesagt; jedenfalls dahin, woher er gekommen ist.“ — „Hast du heute mit Abu el Mot gesprochen?“ — „Ja. Er kam zu uns, und ich mußte ihm alles, was während seiner Abwesenheit geschehen war, erzählen.“ — „Hast du auch den Elefantenjäger erwähnt?“ — „Nein.“ — „Aber doch vielleicht den fremden Weißen, der einen Führer nach Ombula haben wollte?“ — „Auch diesen nicht, denn Abu el Mot hatte es sehr eilig, weil er fort wollte.“ — „Wie waren die Ruehr bewaffnet?“ — „Einige von ihnen hatten Gewehre, die meisten aber hatten Pfeile, Spieße, Messer und Schilde von Dschild

Hufan el bahr[1])." — „Aber Abu el Mot selbst und die fünf Araber waren gut bewaffnet?" — „Sie hatten Gewehre, Pistolen und Messer." — „Wie stand es mit dem Pulver?" — „Es war nur so viel davon vorhanden, wie sie in den Kuruha el barud[2]) bei sich hatten. Darüber war Abu el Mot sehr zornig, denn der Feldwebel hat den ganzen Vorrat mitgenommen. Auch Blei zu den Kugeln fehlte." — „So! Ich danke dir! Damit du erkennst, daß ich es nicht bös mit dir meine, will ich dir einen Abu Noktah schenken. Hier hast du ihn!"

Erst jetzt ließ er die Hand von dem Schopf des Dicken, zog den Beutel aus der Tasche und gab ihm einen Mariatheresientaler. Das war das richtige Mittel, dem Neger Vertrauen einzuflößen. Er wagte es, an der hohen Gestalt des Deutschen bis zu dessen Gesicht emporzublicken und fragte: „Herr, soll dieser Abu Noktah wirklich mein sein?" — „Ja." — „Dann bist du wirklich kein Schetan, sondern ein sehr wohltätiger Mensch. Du bist gütiger und verständiger als der fremde Weiße, der mir Geld versprach und doch nur armselige Perlen gab. Ich sehe ein, daß ich mich vor dir nicht zu fürchten brauche." — „Ja, rufe oder hole deine Leute wieder her und fische ruhig fort. Ich gehe jetzt. In kurzer Zeit wirst du drei Schiffe hier vorüberfahren sehen; aber auch vor diesen brauchst du dich nicht zu ängstigen. Sie werden nicht anhalten." — „Schiffe? Wem gehören sie? Wo kommen sie her, und wo wollen sie hin? Vielleicht zu einer Sklavenjagd?" — „Nein. Es befinden sich keine Sklavenjäger, sondern nur gute Menschen darauf!" — „Und werden sie wirklich nicht hier halten?" — „Nein. Verlasse dich auf mein Wort! Gute Nacht!"

Er ließ ihn stehen und trat in das Dunkel des

[1]) Flußpferdhaut. — [2]) Pulverhörner.

Waldes zurück. Seine beiden Begleiter hatten von dem nahen Baum aus, unter dem sie verborgen gewesen, die Unterredung angehört. Als er nun mit ihnen nach dem Boote ging, bemerkte der „Sohn der Treue“: „Effendi, jetzt erkenne ich, daß ich nicht klug gewesen bin, als ich vorhin mit dem Dschur sprach.“ — „Inwiefern?“ — „Ich habe nur nach Abu el Mot gefragt, nicht aber nach den andern nötigen Dingen, die du jetzt erfahren hast. Nun wissen wir alles.“ — „Ja, ich weiß nun freilich viel, viel mehr, als ich erfahren zu können glaubte. Es war ein Glück, daß diese Leute sich hier befanden.“

Sie hatten das Boot erreicht, stiegen ein und ruderten zurück. Aber die Strecke, welche sie zu fahren hatten, war nicht groß, denn schon nach kurzer Zeit sahen sie das Licht der Dahabiëh und dann auch diejenigen der beiden Noqer erscheinen. Um Hasab Murat zu unterrichten, ließ sich Schwarz zunächst an dessen Schiff und dann erst nach der Dahabiëh rudern. An Bord gestiegen, gab er dem Reïs die nötigen Befehle.

Am Bug der drei Schiffe brannten große Feuer, um das Fahrwasser zu erleuchten. In dem Schein, den sie auf den Strom warfen, sah man häufig Fische emporschnellen. Der Wind war von Anfang an sehr günstig gewesen und war es noch jetzt. Er spielte mit der Flamme drüben am Ufer, wo man die Dschur stehen sah, die mit ihren Blicken die vorüberziehenden Schiffe verfolgten.

Oft, wenn man eine Krümmung des Flusses erreichte, wurde der Wind von der vorspringenden Uferspitze aufgefangen, und die Segel fielen schlaff zusammen. Später, gegen Mitternacht, schlief der Luftstrom plötzlich ein, ohne wieder zu erwachen. Das war fatal und es gab dabei nur den Trost, daß Abu el Mot unter derſel-

ben Flaue zu leiden hatte und also auch nicht vorwärts kommen konnte.

„Wann's nur wenigstens Tag wär'," sagte der Graue zu Schwarz, „daß wir uns am Zugseil schleppen lassen könnten, wo das Ufer dazu paßt. Wie weit ist denn eigentlich Abu el Mot vor uns?"

„Er ist eine Stunde vor Sonnenuntergang von der Seribah abgesegelt. Zwei Stunden später kamen wir dort vorüber; also beträgt der Vorsprung nur drei Stunden. Morgen holen wir ihn ein."

„Und was gedenken S' da zu tun? Ihn anzugreifen?"

„Ja."

„Mein Plan wär' ganz anders. Ich ließ ihn ruhig voraus bis zum Lager des Feldwebels. Dort würden sich die beiden einander umbringen, denn ohne Gegenwehr wird sich der Abtrünnige wohl nit ergeben, und wann s' sich dann halb derwürgt haben, fallen wir über sie her."

„Diesen Gedanken habe auch ich gehabt, aber er taugt nichts."

„Was? Er taugt nix? Das ist kein großes Lob und Schmeichelwort für mi!"

„Ueberlegen Sie sich die Sache! Mit unsern drei Schiffen und vierhundertfünfzig Mann sind wir Abu el Mot überlegen. Er hat wenig Gewehre und fast kein Pulver, während wir mit beidem wohl versehen sind. Wir können also, wenn wir ihn auf dem Fluß fassen, kurzen Prozeß mit ihm machen, ohne befürchten zu müssen, große Verluste zu haben. Lassen wir ihn aber bis zur Maijeh kommen, so gelangt er zu Blei und Pulver, und selbst wenn er insgesamt auch kaum vierzig Gewehre zusammenbringt, so ist das ganz hinreichend,

ein halbes Hundert von uns oder gar noch mehr zu töten. Das will ich vermeiden."

„Hm! Daran hab' i freilich noch nicht gedacht."

„Und noch eins. Auf dem Fluß haben wir ihn so, daß er uns nicht entkommen kann. Lassen wir ihn aber landen, so herrscht bei uns zwar gar kein Zweifel darüber, daß wir ihn besiegen, aber es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er flieht, sobald er seine Sache verloren sieht. Was nun dann? Ich will ihn fangen; ich muß ihn persönlich haben, um ihn dem Mudir von Faschodah zu schicken."

„Sehr richtig! Hören S' mal, Sie sind doch aan andrer Kerl als i! Auf meine Fachwissenschaft versteh' i mi schon gut, aber mit dera Strategie, da tät' es wohl g'waltig hapern. Sie hätten Off'zier werden sollen. Vielleicht wären S' jetzt schon Oberst oder gar noch mehr!"

„Danke! Ich habe meine Pflicht als Soldat getan; im übrigen bin ich mit meinem Beruf ganz zufrieden."

„So! Also Soldat sind S' g'wesen? I nit."

„Doch nicht als untermäßig oder zu schwach? Sie haben mehr als die erforderliche Länge und sind wohl auch gesund."

„G'sund wie der Fisch im Wasser, und auch lang g'nug. I hab' ganz g'wiß glaubt, daß man mi nehmen wird, und doch bin i loskommen."

„Aus welchem Grunde denn?"

„Das fragen S' mi? Sehen S' das den nit?"

„Nein," antwortete Schwarz ganz aufrichtig, indem er die Gestalt Pfotenhauers mit einem prüfenden Blick überflog.

„Sie haben halt keine Augen! Nämlich als i bei dera Militärkommission erschienen bin, so haben die Herren erst mi ang'schaut, dann sich ang'schaut, nachher

wiederum mi und wiederum ſich, und endlich ſind ſ' in a Gelächter ausg'brochen, das gar nicht hat enden wollen. I hab' dag'ſtanden wie der Milchbub', der den Topf zerbrochen hat, und mein G'ſicht wird wohl nit allzu klug dreing'ſchaut haben, denn ſie haben immer wieder von neuem g'lacht, bis endlich der Vorſitzende, welcher Major g'weſen iſt, aufſtand, zu mir herankam, mi im G'ſicht geſtreichelt und freundlich zu mir g'ſagt hat, daß i gehen kann und für immer frei bin."

„Aber den Grund, den Grund! Hat er Ihnen den nicht genannt?"

„Freilich hat er ihn mir g'nannt. Er hat den Zollſtab vom Tiſch genommen und lang damit an meiner Naſ' herumg'arbeitet. Dann hat er g'ſagt: ‚Es geht nit; es geht wirklich nit; es geht beim beſten Willen nit! Dieſer Rekrut tät' ſeinem Vordermann mit dera Naſ' das G'nick einſtoßen! Und doppelten Abſtand nehmen wegen ihm, das kann man auch nicht tun. Und wann er rechtsumkehrt machen muß, ſo dauert es drei volle Stunden, eh' er die Naſ' herumbringt. Wir müſſen ihn laufen laſſen.' So hat der Major g'ſagt, und folglich hab' i's nur meiner Naſ' zu verdanken, daß i Anno ſechsundſechzig oder ſiebzig nit mit derſchoſſen worden bin."

Er erzählte das mit einem ſo vergnügten Lachen, daß Schwarz darin einſtimmte.

„Da lachen S' auch?" fuhr er fort. „Damals iſt mir's freilich nit wie lachen g'weſen, denn i hab' mi für einen Mordskerl und Adonis g'halten. Heute laß i's gelten. I hab' meine Naſ' und bin mit ihr zufrieden, zumal i überzeugt bin, daß aus mir kein großer Kriegsheld g'worden wär'. Das ſeh' i eben jetzt grad ein, wo Ihr Plan zehnmal klüger iſt, als der meinige war. Ja, wir müſſen Abu el Mot zu Schiff angreifen. Er wird

ſich wundern, wenn er die Kanone donnern hört. Aber haben S' denn jemand, der ſie zu behandeln verſteht?"

„Ja. Es iſt ein Mann, auf den ich mich in dieſer Beziehung verlaſſen kann: ich ſelbſt."

„Sie? Auch mit Kanonen können S' ſchießen? Sie ſcheinen gerade alles g'lernt zu haben!"

„Wenn auch das nicht, aber ein Geſchütz weiß ich zu laden, zu richten und auch abzufeuern. Ich war Einjähriger bei der Artillerie."

„So! Dann will i's glauben. I aber verſteh' von dera Artillerie ſo viel wie nix. I glaub', i ſtellt' mich vor den Lauf, wann i abdrücken ſollt'. Doch weiter jetzt mit unſerm Plan! Was werden S' denn tun, wann wir Abu el Mot und auch den Feldwebel haben?"

„Die Antwort iſt ſehr leicht zu geben. Wir erwarten an der Maijeh, wo jetzt der Feldwebel lagert, welchen Ausgang die Ghaſuah nach Ombula nimmt. Mag dieſer Zug gelingen oder nicht, ſo muß Abd el Mot zurück und alſo in unſre Hände fallen."

„Und Ihr Bruder?"

„Den muß ich freilich einſtweilen ſeinem Glück und Geſchick überlaſſen. Er iſt der Spur Abd el Mots gefolgt und wird gewiß auf ihr zurückkehren. Treffen müſſen wir ihn alſo auf jeden Fall, wenn ihm nicht unterwegs ein Unglück zugeſtoßen iſt, was leider auch im Bereich der Möglichkeit liegt."

„I hoff' auf gutes Gelingen, denn er befindet ſich in guter Geſellſchaft."

„So hat der Elefantenjäger Ihnen gefallen?"

„Ja. Er iſt g'wiß kein gewöhnlicher Mann und muß viel erfahren und erlebt haben. Auch hat er klug und überlegen g'nug ausg'ſchaut, ſo daß i ihm gern zutrau', daß er ſich nit übereifrig in Gefahr begibt."

„Um so besser! Doch, sehen Sie dort den ‚Vater der elf Haare'! Er blickt beständig her, als ob er mir etwas sagen wolle. Ich werde ihn einmal fragen. Ich weiß, daß er nur Ihretwegen nicht herkommt."

„Gehen S' nit hin, sondern bleiben S' da, und rufen S' ihn her! Wann i nit mit ihm zusammentreff', kann i den Fehler, den i begangen hab', nit gutmachen."

Schwarz winkte dem Slowaken, und so sah dieser sich gezwungen, zu ihm zu kommen. Auf die Frage, ob er vielleicht ein Anliegen habe, antwortete er: „Ich hatt wirklich eine Bitte, ergebenste. Wir hatt gesprocht von Wind, entschlummertem, und von Fahrt, langsamiger. Wenn wir gewollte kommen an Abu el Mot, vorausigen, so muß fahrte Schiff mit Schnelligkeit, größerer. Darum wir hatt beschließte, daß wir aussetzte Boote, alle vorhandene, sie spannte vor Schiff, müßiggängerisches, und ruderte es vorwärts mit Eile, zufriedenstellender."

„Ach so! Du machst den Vorschlag, die Boote vorzuspannen?"

„Ja, alle!"

„Ich habe schon daran gedacht. Boote wären ja da. Die Dahabiëh hat außer der Feluka noch ein kleineres Boot; jeder Noqer hat zwei Kähne und außerdem ist das große Boot der Niam-niam vorhanden. Aber ich habe den Befehl nicht geben wollen, weil ich nicht glaube, die Leute so anstrengen zu dürfen."

„Leute haben gesprochte davon. Sie wollte stellen Freiwillige, hinreichende. Hatt mich gebeten, zu meldente es Effendi, kommandierendem."

„Also hat man sich freiwillig zum Rudern erboten? Das ist mir sehr lieb. Zwingen wollte ich niemand. Da du der Beauftragte dieser Freiwilligen bist, so sage ihnen,

daß ich ihren Wunsch erfüllen werde. Ich ernenne dich zu ihrem Chef. Rufe sie zusammen!"

Ueber das pockennarbige Gesicht des Kleinen glitt der Ausdruck freudiger Genugtuung. Er warf einen stolzen Seitenblick auf den Grauen und sagte: „Wenn ich seinte Chef, so wernte ich machte ein Oberst, tüchtiger. Ich hatt schon stets besitzte Eigenschaft, geeignete, zu kommandierte Kompagnie und Bataillon mit Leichtigkeit militärischer. Und da ich hatt Frack, schönen und roten, so werd' ich erfüllte Pflicht, meinige, mit Erfolg, ausgezeichnetem. Zu Befehl, Effendi!" Er legte die zwei Finger salutierend an seinen Federturban und stolzierte steif wie ein Storch und erhobenen Hauptes von dannen.

„Nun ist er zufriedeng'stellt," lachte Pfotenhauer. „Auch eine Ansicht! Weil er einen roten, schönen Frack hat, hält er sich für geeignet, ein Bataillon zu kommandieren!"

„O, tragen Sie keine Sorge um ihn! Ich bin überzeugt, daß er die Ruderer zusammennehmen und anfeuern wird, daß es eine Lust ist. Passen Sie auf!"

Der Kleine brachte nach wenigen Minuten gegen dreißig Soldaten herbei, welche gelernt hatten, ein Ruder zu führen; diesen schlossen sich die Niam-niam an, und der „Sohn des Geheimnisses" und der „Sohn der Treue" meldeten sich zum Steuern. Die Feluka und das zweite Boot wurden hinabgelassen und bemannt; man hing sie ebenso wie das Boot der Niam-niam an ein Tau, welches an das Vorderteil der Dahabiëh befestigt wurde, und dann setzten sich fünfzig Arme in Bewegung, das Schiff, welches nun nur noch mit Hilfe der Stoßstangen bewegt worden war, in schnelleren Lauf zu bringen.

Kaum wurde das von den Noqers bemerkt, so ertönte die Stimme des Schnarchers durch die Nacht. „Ja radschal, flajik linahr — auf, ihr Männer, die Boote ins Wasser! Arbeitet, macht, macht! Soll die Dahabiëh uns zum Gelächter machen? Schnell eilt, ihr Söhne, ihr Gelobten, ihr Fleißigen! Oder wollt ihr schlafen, ihr Söhne von Hunden, ihr Taugenichtse!"

Bald hatten sich die Boote auch vor die beiden Noqer gespannt, und nun gingen die Schiffe schneller vorwärts, wenn auch nicht so, als wenn sie von einem guten und günstigen Wind getrieben worden wären. Die Ruderer, deren Arbeit eine sehr anstrengende war, wurden in zwei Wachen geteilt, die einander stündlich ablösten.

Im vorderen Boote saß der Ungar, dessen hochroter Frack im Scheine des Bugfeuers leuchtete. Seine Stimme war stets zu hören; seine bewegliche Zunge ruhte keinen Augenblick, und es klang gar sonderbar, wenn er wieder und immer wieder kommandierte: „Tabor, lakuddam! Kull el ordi, biladschel, mudschtahid, mudschtahid — Bataillon vorwärts, vorwärts! Ganzes Armeekorps, schnell, fleißig, fleißig!"

So ging es durch die ganze Nacht. Als Schwarz nach kurzem Schlafe früh aufstand, meldete ihm der Reïs, daß man mit den Ruderern zufrieden sein könne. Sie befanden sich jetzt wieder an Bord, denn mit der Sonne hatte sich ein neuer Wind erhoben, der die Segel prächtig schwellte und die bisherige Nachhilfe unnötig machte. Die Leute, die sich während der Nacht so sehr angestrengt hatten, lagen jetzt unter ihren Decken, um die versäumte Ruhe nachzuholen.

Dreizehntes Kapitel.

Kanonendonner.

Während Schwarz mit dem „Vater des Storches" beim Kaffee saß, kam der „Sohn des Geheimnisses" zu ihnen und bat in bescheidenem Ton: „Effendi, erlaube mir, dich auf etwas, was du vielleicht vergessen könntest, aufmerksam zu machen!" — „Nun?" fragte Schwarz. — „Du kennst den Fluß noch nicht, und so muß ich dir sagen, daß wir gleich die Schilffelder erreichen werden, von denen gestern abend der Schech der Dschur sprach. Vor diesem Omm Sufah hat Abu el Mot ganz sicher liegen bleiben müssen. Er konnte erst mit Aufgang der Sonne weiter, und auch das nur sehr langsam, da er seinen Schiffen das Schilf aus dem Wege räumen muß; darum ist es gewiß, daß wir ihm nahe sind." — „Dieser Ansicht bin ich auch." — „Soll da nicht vielleicht ein kleines Boot vorangehen, um nach ihm auszuschauen?" — „Ja. Dieser Vorschlag ist gut. Willst du das übernehmen?" — „Mein Freund und ich sind bereit dazu." — „So nehmt das kleinste Boot, welches nicht leicht bemerkt werden kann!"

Wenige Minuten später schoß der leichte Kahn vom Schiffe ab, um die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen. Dann kam der Beweis, daß der „Sohn des Geheimnisses" den Nil genau kannte. Mächtige Omm Sufah-

felder bedeckten seine ganze Breite, ursprünglich kaum so viel Raum lassend, daß ein kleines Boot sich hindurchwinden konnte; jetzt aber war eine breitere Bahn frei geworden, auf der man den Kahn der beiden Freunde um die nächste Krümmung verschwinden sah. Der Reïs deutete auf diese offene Bahn und sagte: „Gestern noch ist sie zugewesen. Abu el Mot hat sie brechen müssen. Wir folgen ohne Arbeit hinterdrein, und ich denke, daß wir ihn bald zu sehen bekommen."

Seine Voraussetzung bewahrheitete sich schneller, als er vielleicht selbst gedacht hatte, denn als kaum eine Viertelstunde vergangen und man aus der Omm Sufah herausgekommen war, kehrte der Kahn zurück, und der „Sohn des Geheimnisses" rief herauf: „Laß die Segel fallen, Effendi! Wir haben die Schiffe gesehen. Wenn du weiterfährst, wirst du von ihnen bemerkt." — „Sind sie im freien Wasser?" fragte Schwarz. — „Nein. Sie befinden sich abermals an einem Rohrfeld, durch das sie müssen. Es können drei Stunden vergehen, bevor sie sich Bahn gebrochen haben." — „Gut! So lassen wir die Segel und Anker fallen und sehen uns die Schiffe einmal an."

Die drei Fahrzeuge manövrierten so, daß sie dicht nebeneinander zu liegen kamen, was den Verkehr und die Verständigung bedeutend erleichterte. Dann bestiegen Schwarz, Pfotenhauer, Hasab Murat, Abd es Sirr und Ben Wasa ein Boot, um zu rekognoszieren.

Sie ruderten zwischen so hohem Schilf dahin, daß sie darin vollständige Deckung fanden; die offene Mitte des Stromes aber mußten sie vermeiden, wenn sie nicht bemerkt sein wollten. Eine scharfe Krümmung des Flusses lag vor ihnen. Als sie diese passiert hatten, sahen sie die Schiffe liegen, und zwar in einer so geringen Ent-

fernung, daß man sie mit dem Boot binnen zehn Minuten hätte erreichen können.

Schwarz und Pfotenhauer nahmen ihre Fernrohre zur Hand, um die Lage, in der Abu el Mot sich befand, zu betrachten. Es gab dort ein Schilffeld, das von einem bis zum andern Ufer des gerade hier sehr breiten Flusses reichte, und wo die Schiffe sich festgefahren hatten. Um nicht noch tiefer hineinzukommen, waren die Segel niedergelassen worden. Neben und vor den Fahrzeugen waren die Boote beschäftigt, mit allerlei Werkzeugen, wie sie jedes Nilschiff besitzt, die Hindernisse aus dem Weg zu räumen.

„Kennst du dieses Feld?" fragte Schwarz den „Sohn des Geheimnisses".

„Ja. Wir haben Mühe gehabt, es mit unserm Boot zu durchbrechen," antwortete dieser. „Es ist so lang, daß, wie ich dir bereits sagte, wohl drei Stunden erforderlich sind, ehe Abu el Mot hindurchkommt."

„Und wie ist dann die Strecke?"

„Sie ist nur einige hundert Bootslängen frei. Dann kommt wieder ein Feld, das den ganzen Fluß bedeckt, aber auch das letzte in dieser Gegend ist."

„So gibt es keine bessere Stelle zum Angriff als eben diese. Zwischen diesen beiden Feldern nehmen wir ihn fest. Er kann weder vorwärts noch zurück, wenn wir es recht beginnen."

„Aber an die Ufer kann er," warf Hasab Murat ein.

„Das machen wir ihm unmöglich. Die beiden Schiffe müssen von allen vier Seiten eingeschlossen werden, so daß weder ein Schiff noch ein Mann entkommen kann. Lassen wir sie erst durch das Feld, an dem sie jetzt arbeiten. Auf der dahinterliegenden kurzen, freien

Strecke wird Abu el Mot angefallen. Vor sich hat er das zweite Feld, durch das er nicht entkommen kann. Links von ihm gehe ich mit meiner Dahabieh vor Anker. Hinter ihm, so daß er nicht zurück kann, legen sich ihm unsre beiden Noger in den Weg — — —"

„So kann er aber doch rechts an das Ufer!" warf Hasab Murat ein. „Dort muß einer meiner Noger liegen!"

„Nein! Wenn ich auf ihn schieße, würde ich dein Schiff mit treffen und beschädigen. Du nimmst hundert deiner Leute und gehst mit ihnen an das Ufer, wo du dich festsetzest und verbirgst, daß du nicht gesehen werden kannst."

„O, ich verstehe! Das ist gut; das ist eine schlaue Falle!"

„Das tust du bald, noch ehe Abu el Mot jetzt durch das erste Feld gekommen ist. Du bist also vor ihm dort und hast die Aufgabe, weder ein Boot noch einen Menschen an das Land zu lassen. Deine übrigen Leute werden auf die Noger verteilt, also je hundert Mann auf einen. Auf diese Weise haben wir ihn zwischen uns, und es müßte ein wahres Wunder geschehen, wenn wir ihn nicht mit seiner ganzen Mannschaft in die Hand bekämen. Seid ihr einverstanden?"

Der Plan war vorzüglich; alle erklärten sich einverstanden, und man kehrte zurück.

Nun wurde sofort ans Werk gegangen, die hundert Mann, die mit Gewehren versehen waren, auszuschiffen. Da alle Kähne dabei tätig waren, so hatte man sie binnen einer Viertelstunde an das linke Flußufer gebracht. Diese Leute standen also unter Hasab Murats eigenem Kommando. Dennoch glaubte Schwarz, sich nicht allzusehr auf ihn verlassen zu dürfen, und darum erklärte er, einst-

weilen mit ihnen gehen zu wollen, um den Kampfplatz aus größerer Nähe in Augenſchein zu nehmen.

Der hart an das Ufer tretende Wald hatte zwar Unterholz, aber es war nicht ſo dicht, daß es ein großes Hindernis geboten hätte. Die Leute marſchierten flußaufwärts, möglichſt nahe am Ufer hin, Schwarz und Haſab Murat an der Spitze.

Nach zehn Minuten ſahen ſie zu ihrer Linken die Maſten des Sandal und des Noqer hoch aus dem Schilfe ragen. Sie befanden ſich alſo parallel mit Abu el Mot. Weiter ging's, an dem Schilffelde hin, bis dieſes zu Ende war. Da gab es zu Schwarzens Freude an dieſer Seite freies Waſſer, das bis an das Ufer reichte. Dortſelbſt ſtanden Büſche genug, hinter denen ſich die Leute aus der Seribah Madunga vollſtändig verbergen konnten.

„Hier bleibt ihr alſo, bis der Sandal und der Noqer kommt," ſagte Schwarz. „Ich werde ihnen ſofort folgen, denn ich darf ihnen keine Zeit laſſen, wegen des neuen Schilffeldes wieder in die Kähne zu ſteigen. Sobald ihr ſeht, daß die Boote bemannt werden ſollen, ſchießt ihr jeden weg, der hineinſteigen will."

„Werden unſre Kugeln die Schiffe erreichen?" fragte Haſab Murat.

„Ja, denn ſie werden ſich in die Nähe dieſes Ufers halten, weil das jenſeitige nicht ſo ſchilffrei iſt, wie ihr ſeht. Ich habe euch einen wichtigen Poſten anvertraut; ich hoffe, daß ihr eure Pflicht tun werdet!"

Jetzt kehrte er nach der Stelle zurück, wo das Boot auf ihn wartete, das ihn nach der Dahabiëh bringen ſollte. Dort angekommen, ließ er ſogleich die Anker heben, um mit den drei Schiffen möglichſt weit vorzurücken und ſich dort wieder feſtzulegen. Ein Poſten wurde im kleinſten Boot vor ins Uferſchilf geſandt. Er

erhielt das Fernrohr mit und hatte den Auftrag, den Sandal und Noqer unausgesetzt zu beobachten und sofort zurückzukehren, wenn er sehe, daß diese beiden Fahrzeuge die Segel wieder hissen würden. In diesem Fall waren sie durch das erste Schilffeld gedrungen, und man mußte ihnen schleunigst folgen.

Jetzt machte Schwarz die beiden Kanonen bereit. Er ließ Munition zur Drehbasse bringen und lud sie mit einer Vollkugel. Dann wurde auch die Maximkanone so befestigt, daß man Schüsse aus ihr abgeben konnte. Der Lauf wurde nach Backbord gerichtet und dann wieder mit den Decken belegt. Einige der Asaker waren Artilleristen in Aegypten gewesen. Diesen vertraute er die Drehbasse an und erklärte ihnen deren Gebrauch; er selbst wollte die Maximkanone bedienen und beorderte einige Mann zu leichter Handreichung hinzu.

Nun erhielt der Reïs und der Mustamel genaue Anweisung, wie sie zu manövrieren hätten. Ben Wafa mußte die Reïsahn der beiden Noqers holen, damit auch diese erfuhren, wie sie und ihre Leute sich zu verhalten hätten. Ueber diesen Vorbereitungen waren fast zwei Stunden vergangen, und man konnte nun für jeden Augenblick den ausgesandten Posten zurückerwarten. Jeder Soldat stand an seinem Platz, möglichst gedeckt vor den Kugeln der Feinde. Da man wußte, aus welcher Richtung diese Kugeln kommen würden, so war es nicht schwer, für genügenden Schutz zu sorgen.

Pfotenhauer hatte sich fleißig, aber wortkarg an den bisherigen Arbeiten beteiligt. Jetzt stand er, sein Gewehr in der Hand, neben Schwarz und sagte: „Nun wollen wir mal schau'n, ob i wirklich zum Soldat nix taugen tu' und ob meine Nas' wirklich mir und andern im Weg' ist. Vielleicht wird mir a Stück davon wegg'schossen, wo-

mit i auch zufrieden sein müßt'. I freu' mich nur auf die Gesichter, die sie machen werden, wann s' uns sehen. Schön wär's, wenn wir an sie kommen könnten, ohne daß sie uns vorher bemerkten!"

„Das ist sehr leicht möglich," antwortete Schwarz.

„Wirklich? Sie werden doch nit bloß nach vorn schauen!"

„Nein; aber es gibt Sandals und Noqers, welche Heckſegel führen, die so weit hinten herabgehen, daß sie die Aussicht nach rückwärts verdecken."

Und sich zu dem in der Nähe befindlichen „Sohn des Geheimnisses" wendend, fragte er diesen, ob die Schiffe Abu el Mots nur die gewöhnlichen Segel führten. Der junge Mann hatte sich das Gewehr und die Munition eines der nun als Kanoniere verwendeten Asaker geben lassen. Er antwortete: „Diese Schiffe sind plumpe Fahrzeuge; darum hat man ihnen, damit sie viel Wind fassen, noch ein Kalakafal[1]) gegeben."

„Es ist so, wie ich dachte," erklärte Schwarz dem Grauen. „Vielleicht gelingt es uns, so nahe an sie zu kommen, daß sie uns nicht eher bemerken, als bis wir uns an ihrer Seite befinden."

„Dann wären s' Ohrfeigen wert!"

„Warum? Ihr Augenmerk ist nur nach vorn gerichtet, und da sie nicht ahnen können, daß wir sie verfolgen, und ihnen das Segel den Ausblick verwehrt, so würde es gar kein Wunder sein, wenn sie uns nicht sähen. Da! Es geht los! Dort kommt der Posten in seinem Boot. Mag's gut von statten gehen! Reïs, die Segel in die Höhe, und die Anker auf!"

Die Ankerketten rasselten; die Leinwand stieg empor, der Wind legte sich hinein, und die Fahrzeuge setzten sich

[1]) Heckſegel, Hinterſegel.

in Bewegung, die Dahabiëh voran, die Noqer hinterdrein, nachdem der zurückgekehrte Posten an Bord genommen worden war.

Schwarz stieg hinauf zum Steuermann, bei dem der Kapitän stand. Die Dahabiëh bog in die Krümmung des Flusses ein, und nun sah man jenseits davon das durchbrochene Omm Sufahfeld. Die Leute Abu el Mots hatten durch dasselbe einen Kanal gebahnt, durch den jetzt die beiden Schiffe segelten. Man konnte die Decks nicht sehen, da sie durch die tief herabgehenden Hintersegel verborgen wurden.

„Wir sehen sie nit und sie uns nit," sagte der „Vater des Storches", der mit heraufgekommen war. „Nun glaub' i auch, daß wir ihnen zum Handreichen nahe sein werden, bevor sie uns bemerken. Das wird aan Schreck' für sie!"

Auf den drei Fahrzeugen herrschte lautlose Stille. Wenn ja zwei miteinander sprachen, so taten sie das flüsternd. Es geht jedem Kampf eine solche Stille voran. Desto lauter wird es dann, wenn die Feindseligkeiten begonnen haben.

Schwarz hatte den Befehl gegeben, Abu el Mot womöglich nicht zu töten, und demjenigen, der ihn lebendig fangen und ihm überbringen werde, eine entsprechende Belohnung versprochen. Nun war das Augenmerk eines jeden darauf gerichtet, sich womöglich diesen Preis zu verdienen.

Jetzt hatten der Sandal und der Noqer den offenen Kanal passiert, und die Dahabiëh fuhr in diesen ein. Sie kam den beiden Fahrzeugen schnell näher. Abu el Mot sah erst jetzt, daß sich ihm nach kurzer, offener Strecke wieder ein neues Schilffeld in den Weg legte. Er befahl infolgedessen, die Segel abermals einzuziehen

und die Anker zu werfen. Er saß rauchend bei seinen fünf Homrarabern, den Gefährten seiner Untaten, die damals nach dem verunglückten Ueberfall an der Quelle des Löwen glücklich mit ihm entkommen waren. Sie hatten von ihrem Vorhaben, den Feldwebel zu überfallen und zu züchtigen, gesprochen; es war ihnen jede Minute kostbar, und nun wurde der Lauf ihrer Schiffe schon wieder von dem dichten Schilf aufgehalten! Es gab zwar eine Bahn hindurch, aber diese war nur für einen Kahn, nicht aber für größere Fahrzeuge breit genug. Der Schnabel seines Sandals war gerade auf diese gerichtet gewesen und fuhr, ehe der Anker Grund faßte, ein Stück hinein, rechts und links das Rohr auseinanderdrängend. Der Noqer kam hinterdrein und legte rechts von dem Sandal bei, während die Segel aus dem Winde fielen.

Dadurch wurde der Blick nach hinten wieder frei, und nun hörte Abu el Mot zu seinem Erstaunen den Ruf des Reïs: „Ein Schiff hinter uns! Eine Dahabiëh! Allah 'l Allah, wer kann sich das denken!"

Er sprang auf und seine Homr mit ihm, um das so unerwartet erschienene Schiff zu sehen. Daß hinter diesem zwei Noquers kamen, konnte man nicht bemerken, da die Dahabiëh sie vollständig verdeckte.

Kaum hatte Abu el Mot sein Auge auf das Fahrzeug geworfen, so entfärbte er sich. „Kull mlajiki wa schejatin — alle Engel und Teufel!" rief er erschrocken, „das ist eine Dahabiëh des Vizekönigs!"

„Unmöglich!" antwortete einer der Homr. „Wie kannst du das behaupten?"

„Bist du blind? Siehst du nicht das Wappen vorn am Bug, die Pyramide mit der Sphinx? Und, bei Allah, es sind Soldaten darauf!"

„Was wollen sie?“

„Weiß ich es denn? Uns gilt diese Fahrt der Dahabiëh jedenfalls nicht. Wir haben nichts zu befürchten, solange der Offizier nicht weiß, daß ich Abu el Mot bin.“

„Wenn man es ihm nun verrät!“

„Wer sollte das tun? Ihr nicht, die Ruehr nicht, weil sie sonst als Leute von mir ergriffen würden, und die Schiffer, die ich gut bezahle, auch nicht. Und so denke ich, daß — — — Allah akbahr! Es kommt noch ein Schiff hinterher und dann gar ein drittes! Zwei Noqer! Das ist ja eine wirkliche Amara[1])!“

„Laß sie! Du sagst ja selbst, daß es nicht uns gilt.“

„Das sagte ich, doch — doch — — Himmel und Hölle! Ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht doch mir gälte! Diese beiden Noqers kenne ich sehr genau. Sie gehören meinem Todfeinde Hasab Murat auf der Seribah Madunga. Wie kommt er, der Sklavenjäger, mit einem Regierungsschiff zusammen? Sollten sie ihn auf einer Ghasuah ertappt und ihm die Noqer weggenommen haben! Seine Leute kennen mich; sie werden mich verraten.“

„So verstecke dich!“

„Das bringt keinen Nutzen, denn der Offizier wird zu uns kommen und alles untersuchen. Ich leugne, so lange es geht, und dann wehren wir uns. Macht euch zum Kampf fertig! Seht, da ist die Dahabiëh. Sie will sich links neben uns legen, und hinter uns werfen die Noqer die Anker. So bleibt im Notfall immer noch Rettung an das jenseitige Ufer, wohin der Weg frei ist. Ich werde antworten, wenn er fragt. Sagt den Ruehrs, daß sie sich bereit halten sollen! Zum Teufel, daß wir so

[1]) Flotte.

wenig Feuergewehre und faſt gar kein Pulver bei uns haben!"

Die Dahabiëh war da, zur linken Seite des Sandals; ſie ließ ungefähr vierzig Schritte von ihm entfernt den Anker fallen und trieb dann an der Kette desſelben ein Stück zurück, ſo daß ſie nicht Bug gleich Bug, ſondern mehr rückwärts zu liegen kam. So war es ihr möglich, das Deck des Sandals und auch des Noqers mit ihren Kugeln zu beſtreichen. Die Lage war alſo folgende: vorn, mit dem Bug ein Stück in dem Rohrdickicht, lag der Sandal, neben ihm der kleinere Noqer. Seitwärts von beiden, und zwar eine halbe Schiffslänge rückwärts, die Dahabiëh. Hinter dieſen drei Fahrzeugen die beiden Noqers aus Madunga, ihnen ſo nahe, daß von dorther die Flintenkugeln ihr Ziel noch treffen konnten.

Schwarz hatte ſich hinter die Maximkanone geſetzt, ſo daß er von dem Deck des Sandals aus nicht geſehen werden konnte. Beim Reïs ſtand der Hauptmann aus Faſchodah, der zuerſt ſprechen ſollte. Er tat dies, indem er hinüberfragte: „Was iſt das für ein Sandal und für ein Noqer? Wem gehören dieſe Schiffe?"

„Mir," antwortete Abu el Mot, der am Rande ſeines Fahrzeugs ſtand und mit Befriedigung die kriegeriſche Haltung ſeiner Ruehr bemerkte. „Ich heiße Juſſuf Helam und bin Händler."

„Wo biſt du her?"

„Aus Wau."

„Und wohin willſt du?"

„Stromaufwärts, um zu handeln und zu tauſchen."

„Mann, ich glaube, du lügſt!"

„Allah erleuchte dein Gehör! Ich habe die Wahrheit geſagt; haſt du ſie nicht gehört, ſo ſind deine Ohren ſchuld; du hörſt anders als man ſpricht!"

„Spotte nicht; ich kenne dich!“

„Und ich habe dich noch nicht gesehen!“

„Du bist Abu el Mot, der Sklavenräuber.“

„So erleuchte Allah auch deine Augen; denn du siehst Dinge und Menschen, die gar nicht vorhanden sind!“

„Ich sehe sehr richtig. Ich sehe sogar die fünf Männer, die hinter dir stehen. Gehören sie nicht zu den Homr, von denen auch Abu el Mot stammt?“

„Nein. Sie sind auch Handelsleute aus Wau, die ihre Waren auf meinen Schiffen transportieren.“

„Das ist nicht wahr. Ich kenne dich und sie. Der Mudir Ali Effendi Abu hamsah miah in Faschodah läßt euch grüßen. Er sucht nach euch und hat mich beauftragt, euch nach Faschodah zu bringen.“

„Suche die, welche er haben will! Wir sind es nicht.“

„Ihr seid es. Oder wäret ihr wirklich nicht diejenigen, die an der Quelle des Löwen, westlich von Faschodah, einen fremden Effendi überfielen, um ihn zu töten?“

„W'allah! Das wird schlimm!“ raunte Abu el Mot seinen Homr zu. „Es kommt zum Kampf. Wehrt euch gut!“ und laut antwortete er: „Wir sind niemals in jene Gegend gekommen und haben nichts mit einem Effendi zu tun gehabt!“

„Auch nicht mit mir?“ fragte jetzt Schwarz, indem er aufstand und sich sehen ließ.

Ein grimmiger Fluch entfuhr den Lippen Abu el Mots. Man sah deutlich, daß er erbleichte. Diesen Fremden hier, so weit von der Quelle des Löwen entfernt, zu sehen, das hätte er für unbedingt unmöglich gehalten. Und zudem mit drei Fahrzeugen und Soldaten! Er wußte wirklich nicht, was er antworten, ob er gestehen oder leugnen solle.

„Er iſt's," ſagte einer der Homr hinter ihm. „Aber wir fürchten uns nicht. Die beiden Noqers tun uns nichts. Es ſind ja doch nur die gefangenen Leute Haſab Murats darauf, und mit der Dahabiëh werden wir wohl fertig!"

Dieſe Worte gaben Abu el Mot ſeine Faſſung und ſein Selbſtvertrauen zurück, und als jetzt Schwarz ſeine Frage wiederholte, rief er ihm zornig zu: „Ja, mit dir habe ich zu tun gehabt, du Hund, du Enkel eines Hundes. Und nun ſollſt du zum letztenmal mit mir zu tun bekommen! Gehe zur Dſchehennah!"

Er riß ſein Gewehr an die Wange und drückte ab. Schwarz bückte ſich blitzſchnell hinter die Kanone nieder, und die Kugel flog über ihn hinweg.

„Gebt Feuer! Schießt!" rief Abu el Mot ſeinen Leuten zu. „Schießt den Offizier weg!"

Seinem Befehl wurde augenblicklich Folge geleiſtet. Auf dem Sandal ſtanden zweihundert und auf dem Noqer einhundert Ruehr. Sie ſahen auf der Dahabiëh nur halb ſo viel Soldaten und waren überzeugt, mit dieſen bald fertig zu ſein. Ihre Gewehre knallten, und eine Wolke von Pfeilen und Wurflanzen flog von ihnen herüber. Aber die Soldaten hatten für Deckung geſorgt. Sie bückten ſich hinter die Deckſchanze, hinter die Maſten, hinter Kiſten, Körbe und andre Gegenſtände, die zu dieſem Zweck vorher auf das Deck geſchafft worden waren. Es wurden ihrer nur einige leicht verwundet.

Schwarz hatte den Kopf und die Arme unter die Decken geſteckt, die auf der Kanone lagen, um ſie zu maskieren. Er zog die oberſte ein wenig zur Seite, ſo daß er zielen konnte, und richtete den Lauf. Dabei ſah er, daß Abu el Mot, die doppelläufige Flinte, von der nur ein Lauf abgeſchoſſen war, in der Hand, nach ihm ſuchte. Die zweite Kugel ſollte ihn beſſer treffen als die erſte.

Da ertönte als Antwort auf den Angriff Abu el Mots und der Nuehr das Kommando des Hauptmanns. Seine Leute richteten sich auf und schossen. Der Erfolg war bedeutend, wie man sehen und auch hören konnte. Viele der Feinde stürzten nieder; alle aber schrien auf vor Wut und Kampfbegier.

Jetzt erhob sich auch Schwarz wieder. Sobald Abu el Mot ihn erblickte, legte er das Gewehr an, zielte, drückte ab und rief zugleich: „Hier hast du den Tod! Dieses Mal sicher!“

Aber dem scharfen und geübten Auge des Deutschen war die kleine Bewegung des drückenden Fingers nicht entgangen. Er machte eine schnelle Drehung zur Seite, wurde abermals nicht getroffen, riß dann die Decken weg und rief antwortend: „Desto sicherer treffe ich, aber nicht dich, denn dich muß ich lebendig haben!“

Er ließ den Mechanismus spielen, und die Folgen waren derart, daß Abu el Mot vor Schreck kein Glied zu rühren vermochte. Die Toten und Verwundeten brachen zusammen; alles, was eine Stimme hatte, heulte, schrie und brüllte. Die Geschosse hatten nicht nur das Deck des Sandals, sondern auch dasjenige des Nogers bestrichen. Dazu kam, daß nun die Kanoniere auch die Drehbasse ertönen ließen und auf den beiden hinten liegenden Nogers aus Madunga die Schüsse krachten.

Jetzt erkannte Abu el Mot, daß sich auf diesen beiden Fahrzeugen keine Gefangenen befanden. Und um ihn völlig von dieser Ansicht zu bekehren, ertönte von dahinten eine laute, schnarrende Stimme, die er sehr genau kannte: „Das war gut getroffen; das war herrlich! So ist es recht. Ihr Männer, ihr Helden, ihr Tapfern! Ladet schnell wieder, schnell, und gebt es ihm!

Möge Allah dieſen Abu el Mot verdammen! Schießt, ſchießt, ihr Feigen, ihr Faulen, ihr Halunken!"

„El Schachar, der ‚Schnarcher'!" rief Abu el Mot ſeinen Homr zu, die ſich um ihn verſammelt hatten. „Haſab Murat, der Sohn einer räudigen Hündin, hat ſich mit dem Fremden und den Soldaten verbunden. Schießt, ſchießt! Zielt auf den Offizier und dieſen Chriſtenhund!"

Aber ſie trafen die beiden nicht, denn der Hauptmann ſtand ſicher hinter dem Maſt und Schwarz hatte ſich wieder gebückt, um die Kanone zu laden. Auch die Kanoniere hinter der Drehbaſſe, welche Kugel um Kugel abgaben, hatten ſich durch das vorgeſchobene Häuschen gedeckt, das mit ſtarkem Eiſenblech gefüttert war und wie eine Panzerplatte die Kugeln auffing.

Die zweite Salve der Maximkanone wirkte noch vernichtender als die erſte. Die Ruehr, welche erſt ſo kampfesmutig geweſen waren, warfen ihre Waffen weg und verbargen ſich im Innern der Fahrzeuge. Abu el Mot ſah ein, daß er ſich unmöglich halten könne. Er rief ſeinen Ruehrs zu: „Schnell in die Boote und an das Ufer! Dorthin iſt der Weg noch frei!"

Abu el Mots Befehl ſollte augenblicklich Folge geleiſtet werden. Aber kaum erſchienen die dunklen Geſtalten der Ruehr an den Rändern der Fahrzeuge, um hinabzuſteigen, ſo knallten von dem Ufer her, das Abu el Mot für unbeſetzt gehalten hatte, die Schüſſe der hundert Soldaten Haſab Murats.

Dieſe waren bisher hinter den Büſchen verſteckt geweſen. Jetzt kamen ſie hervor, um ſich zu zeigen. Haſab Murat ſchwang ſeine Flinte und rief: „Komm herüber, Abu el Mot, komm doch her! Wir werden dich feſtlich empfangen, denn wir lieben dich!"

Abu el Mot sah diesen Ausweg abgesperrt. Links hatte er die Dahabiëh, rechts das besetzte Ufer, hinter sich die Noger und vor sich das undurchdringliche Schilf — undurchdringlich für seinen Sandal, aber nicht für einen Kahn. Dieser letztere Umstand bot ihm den einzigen Rettungsweg.

„Ihr seht, daß wir umzingelt sind und eine Uebermacht gegen uns haben, der wir unterliegen müssen," sagte er zu den fünf Homr, die ebenso wie er noch unverletzt waren; sie hatten bei ihm gestanden, wohin niemand die Kugel gerichtet hatte, da man ihn lebend haben wollte. „Kommt mit mir in die Kajüte!"

Das Gefecht war keineswegs zu Ende. Zwar schwiegen die beiden Kanonen, weil sie keinen Erfolg mehr haben konnten, da die Nuehr sich versteckt hatten; aber diese sandten ihre Pfeile noch immer aus dem Verborgenen hervor, und wenn einer von ihnen einmal seinen Kopf oder einen sonstigen Körperteil sehen ließ, so flogen gleich von allen Seiten die Kugeln der Asaker nach der betreffenden Stelle. Bald mußten die Nuehrs die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage einsehen.

Abu el Mot wußte nur zu gut, was seiner wartete. Er mußte fliehen, und zwar so schnell wie möglich, denn er sah, daß ihm nur noch Minuten dazu vergönnt seien.

Außer der Kajüte, das heißt dem verdeckten Raum im Hinterteil des Schiffes, war ganz vorn am Bug ein noch leichter Bretterverschlag errichtet. Dorthin führte er jetzt seine fünf Gefährten. Als sie eingetreten waren, riegelte er die Tür hinter sich zu und sagte: „Wir müssen fort und dürfen die Nuehrs nichts davon wissen lassen, sonst drängen sie sich herbei, leiten die Aufmerksamkeit der Feinde auf uns und machen uns das Entkommen zur Unmöglichkeit."

„Ja, wir müſſen ſchnell fort," antwortete einer der Homr. „Aber wie? Ich ſehe keinen Weg zur Flucht."

„Aber ich kenne einen, den einzigen, den es gibt. Habt ihr vergeſſen, daß eins unſrer Boote hier am Vorderteil hängt? Der Feind kann es nicht ſehen, weil auf dieſer Seite unſer Noqer liegt und es ſich ſo ſeinem Blick entzieht."

„Ich weiß, daß es ſich hier befindet; aber wir können doch nicht hinein. Sobald wir über Bord wollen, ſchießt man uns weg."

„Wir gehen eben nicht über Bord. Haben wir nicht einen Kadduhm, ein Balta und auch eine Firra'a[1]) hier? Die Seiten des Sandal beſtehen über dem Waſſer aus dünnem Holz und ſind leicht zu durchbrechen. Kein Menſch wird uns in das Boot ſteigen ſehen."

„Aber dann, wenn wir davonrudern, ſehen und fangen ſie uns!"

„Nein. Du haſt ja geſehen, daß der Schnabel des Sandal in das Schilf ragt, gerade da, wo der ſchmale, offene Kanal hindurch führt. Dorthin fliehen wir. Haltet eure Sachen bereit; denn es muß ſehr ſchnell gehen! Und nun greift zu den Beilen!"

Er ſelbſt nahm die Axt und ſchlug gegen das dünne Holz, daß es ſchon beim zweiten Hieb nachgab. Zwei Homr halfen mit den Beilen, und in Zeit von nicht viel mehr als einer Minute war eine Oeffnung entſtanden, groß genug, einen Mann hindurchzulaſſen. Sie lag nahe oberhalb der Waſſerlinie.

Abu el Mot bog ſich hinaus, ergriff den Strick, woran das Boot hing, und zog es herbei. Er ſtieg hinaus; ein andrer folgte ihm. Die übrigen vier reichten

[1]) Eine Axt, ein großes und ein kleines Beil.

erſt ihre Sachen hinaus, die ſie nicht zurücklaſſen mochten, und kamen dann nach.

Das Boot war ein ſechsruderiges. Es wurde losgebunden; die Homr ergriffen die Ruder und ſchoben ſich langſam nach vorn, zwiſchen der Schiffswand und dem Schilf hindurch, bis ſie ſich im freien Waſſer befanden. Abu el Mot hatte ſich an das Steuer geſetzt, um das Boot zu lenken.

„Bis jetzt ging alles gut," ſagte er. „Aber nun kommt die Gefahr. Sobald wir hier vom Sandal abſtoßen und durch den offenen Kanal fahren, wird man uns von der Dahabiëh aus ſehen und auf uns ſchießen. Legt euch alſo ſo kräftig wie möglich an die Riemen, damit wir ſchnell aus dem Bereich der Kugeln kommen. Jetzt vorwärts! Allah beſchütze uns und verderbe unſre Feinde!"

Die Homr ſenkten die Ruder in das Waſſer, zogen an, und das Boot flog vom Bug des Sandals ab in den Kanal hinein.

Infolge der noch von allen Seiten fallenden Schüſſe hatten die Ruehr, die ſich im Sandal befanden, das Geräuſch der Axt- und Beilhiebe nicht gehört oder nicht beachtet. Sie ahnten nicht, daß ſie von ihrem Anführer treulos verlaſſen werden ſollten.

Schwarz war hinauf zur Drehbaſſe geſtiegen, um durch einige Vollkugeln die feindlichen Schiffe leck zu ſchießen und dadurch die Bemannung zur Uebergabe zu zwingen. Sein Blick fiel ganz zufälligerweiſe nach einer andern Seite, als wohin er den Lauf zu richten hatte, und da ſah er das Boot, das ſoeben hinter der Spitze des Sandals hervor- und in den zwiſchen dem Schilfe liegenden engen Waſſerweg hineinſchoß. Sofort die Sachlage erkennend, beeilte er ſich, zu laden. Und ebenſo

schnell kam ihm der Gedanke, daß er, falls seine Kugel nicht treffe, das Boot mit der zweiten kaum mehr erreichen werde. Darum rief er mit lautester Stimme zum Ufer hinüber: „Hasab Murat, hallo! Dort entflieht Abu el Mot mit einem Boote. Spring mit deinen Leuten aufwärts, und gib ihm und den Homr die Kugeln. Schone ihn ja nicht mehr!“

Der Genannte hatte die Worte gehört und verstanden. Man sah ihn mit allen seinen Leuten fortrennen.

Aber das war für Schwarz nicht genug. Er rief dem „Sohn der Treue“ zu: „Abd es Sirr, schnell mit deinen Leuten in euer Boot! Hier am Sandal vorüber, den Flüchtigen nach! Stephan Uszkar, nimm fünf gute Schützen und steige mit ins Boot. Holt ihr Abu el Mot ein, so bringt ihn lebendig oder tot. Müßt ihr ihn aber entkommen lassen, so treibt ihn wenigstens an das rechte Ufer des Flusses, und sucht sein Boot zu erwischen! Schnell vorwärts, schnell!“

Das Boot der Niam-niam hing seitschiffs an der Dahabiëh. Die Schwarzen sprangen hinein, der „Sohn des Geheimnisses“ voran. Der Slowak folgte schnell mit der angegebenen Zahl von Soldaten, die er aufgerufen hatte.

Inzwischen war die Drehbasse geladen. Schwarz richtete sie in gerader Linie nach dem fliehenden Boot, schätzte mit sicherm Blick dessen Geschwindigkeit ab, zielte ein wenig darüber hinaus und zog ab. Der Schuß krachte. Den Blick auf das Boot gerichtet, erwartete er die Wirkung. Er hatte vortrefflich gezielt; aber er kannte das Geschütz und die Munition nicht genau, und das Zielobjekt war zu klein. Die Kugel schlug hart neben dem Boot, kaum sechs Fuß davon entfernt, in das Wasser, das man hoch aufspritzen sah.

Zugleich war zu sehen, daß die Homr erschraken und ihre Anstrengung verdoppelten. Schwarz lud schnell wieder, zielte und schoß. Die Kugel schlug hinter den Fliehenden ein, prallte nahe an ihnen vorüber und sank nach dem dritten Sprung unter. Der Deutsche versuchte noch einen dritten Schuß, erreichte aber das Boot nicht mehr.

Unterdessen hatten die Niam-niam ihr Boot an dem Bug des Sandals vorübergeschoben. Es war so schnell bemannt und in Fahrt gesetzt worden, daß es schon bei dem zweiten Schuß des Deutschen den Kanal erreicht hatte, und die Jagd begann. Die Niam-niam waren bessere Ruderer als die Araber. Wie unter dem Druck ihrer Riemen das Boot davonflog, war vorauszusehen, daß sie Abu el Mot einholen würden, falls er nicht rechtzeitig sich nach dem Ufer wendete.

Der alte Sklavenräuber war, als die Kugel neben dem Boot einschlug, in keine geringe Angst geraten. „Rudert, rudert!“ schrie er auf. „Der Hund schießt mit der Kanone auf uns. Er zielt wie ein Teufel. Macht, macht, sonst sind wir verloren! Wenn er uns trifft, so bekommt das Boot ein Loch, und die Krokodile fressen uns.“

Als die nächste Kugel an ihnen vorüberflog und das Wasser zweimal aufspritzen machte, wiederholte er diesen Ruf, aber als die dritte das Boot nicht erreichte, jubelte er auf: „Hamdulillah! Wir sind gerettet; er kann uns nicht mehr erreichen.“

Bald hatten sie das Schilffeld durchfahren, und der Strom lag frei und offen vor ihnen. „Rechts hinüber!“ gebot er den Homr. „Drückt die Ruder links tiefer ein! Wir landen dort und machen, daß wir schnell zu Abd el Mot kommen. Mit seinen fünfhundert Mann sind wir diesem fremden Hund überlegen.“

Aber kaum hatte er dem Boote die angegebene Richtung erteilt, so tauchte drüben Hasab Murat mit seinen Leuten auf. Dieser Mann hätte sich verbergen und Abu el Mot herankommen und aussteigen lassen sollen, um ihn dann lebendig zu ergreifen, was ihm bei der großen Anzahl Asaker, die er bei sich hatte, unbedingt gelingen mußte. Aber er war zu eifrig, ließ sich sehen und schoß auf das Boot.

„Allah!“ rief der Alte. „Da hat der Fremde diese Hunde auf uns gehetzt. Wir können nicht landen. Aber bald wird der Wald so dicht, daß sie uns nicht folgen können. Arbeitet, daß wir einen Vorsprung bekommen! Dann gehen wir ans Ufer, und sie mögen hinter uns hersehen.“

Er hielt wieder auf die Mitte des Stromes zu, wo ihn die Kugeln der Asaker nicht erreichen konnten. Dadurch erhielten die rückwärts sitzenden Ruderer den Blick auf den Kanal, den sie zurückgelegt hatten, und sahen das Boot, das ihnen nachgeschickt worden war. „Ein Boot, ein großes Boot mit vielen Leuten,“ rief einer der Homr. „Man verfolgt uns auch hier, nicht nur am Ufer.“

Abu el Mot drehte sich um und beobachtete das Fahrzeug der Niam-niam eine kurze Zeit; dann sagte er: „Die Hölle komme über sie! Sie rudern schneller als wir und müssen uns einholen, wenn wir in dieser Richtung bleiben!“

„So werden wir kämpfen!“

„Dummkopf! Was nützt uns das? Es sind ihrer viermal so viele als wir. Nein, gekämpft wird nicht. Es gilt jetzt, das Leben zu retten. Wir müssen nach links hinüber. Wir müssen uns anstrengen, das rechte Ufer zu erreichen. Gewinnen wir es vor ihnen, so sind wir sie los.“

„Aber das Boot auch!“

„Das werden sie freilich nicht für uns am Ufer lassen.“

„Aber wie kommen wir dann wieder über den Fluß? Wir müssen doch an die linke Seite des Flusses zurück, wenn wir zu Abd el Mot wollen!“

„Wir bauen uns ein Floß. Rudert nur, rudert, und wenn euch das Blut aus den Fingern spritzt! Erreichen sie uns, so sind wir verloren; entkommen wir, dann aber wehe diesen Hunden! Sie sollen mir den heutigen Tag mit tausend Qualen und Schmerzen bezahlen!“

Jetzt sah man das Boot der Niam-niam aus dem Kanal hervorschießen. Die Angst gab den Homr dreifache Kraft. Ihr Fahrzeug flog nur so über das Wasser, das zum Glück für sie hier eine nicht allzu große Breite hatte. Sie näherten sich schnell dem rechten Ufer; sie erreichten es, ergriffen ihre Sachen und sprangen an das Land, ohne sich erst Zeit genommen zu haben, das Boot anzubinden. Es trieb wieder in den Strom hinaus.

Der Ungar hatte, seinen „Elefantenmörder“ in der Hand, in der Mitte des Bootes gestanden und die Ruderer fleißig angefeuert. Jetzt sagte er enttäuscht: „Sie entgehen uns! Da seht, sie springen ans Land! Aber eine Kugel gebe ich ihnen noch!“

„Laß das!“ meinte der „Sohn des Geheimnisses“. „Du kannst nicht ruhig zielen.“

„Ich ziele gut. Ich erschieß' den Kerl!“

Er nahm das schwere Gewehr auf, zielte auf Abu el Mot, der eben hinter einen Strauch verschwinden wollte. Die Ruderer, die mit dem Rücken nach dem Ufer saßen, blickten sich um; sie wollten die Wirkung des Schusses sehen. Dadurch verlor das Boot die Glattheit der Fahrt, es wankte, der Slowak drückte ab, erhielt von dem Ge-

wehr einen Rückschlag, der einer tüchtigen Ohrfeige glich, kam ins Taumeln und stürzte über Bord.

Einer der mitgenommenen Soldaten war so glücklich, den „Elefantenmörder" zu erwischen, sonst wäre das Gewehr ins Wasser geschleudert worden. Ein andrer erfaßte ebenso glücklich den Schoß des roten Frackes und hielt ihn fest. Man zog daran den Kleinen empor, ergriff ihn bei den Armen und hob ihn herein. Aber naß geworden war er durch und durch. „Ich sagte es dir," meinte der „Sohn des Geheimnisses" gleichmütig, „daß du ihn nicht treffen würdest."

„Ich hätte ihn getroffen, wenn ihr nicht geschaukelt hättet!" antwortete der Ungar, indem er das Wasser, das ihm in Mund und Nase gekommen war, von sich sprudelte. „Wie leicht wäre ich ertrunken oder von den Krokodilen gefressen worden! Was tun wir jetzt? Verfolgen wir ihn am Land?"

„Nein, denn wir würden ihn doch nicht bekommen. Wir fischen das Boot auf und kehren zurück."

„So ist er uns für immer verloren!"

„Das glaube ich nicht. Dieser Mann ist voller Wut und Rache. Er wird zu seinen Leuten eilen, die nach Ombula sind, und sie holen, um sich an uns zu rächen. Da kommt das Boot getrieben. Nehmt es auf!" —

Die Ruehr waren voller Zorn über die Flucht ihres Anführers, der sie in größter Not verlassen hatte. Sie hatten, seit er entflohen war, keinen einzigen Schuß mehr abgegeben, und ihr Häuptling war der Ansicht, daß es geraten sei, sich zu ergeben und die Sieger nicht durch eine Fortsetzung des Kampfes zu erbittern. Dem Beispiel Abu el Mots zu folgen und in derselben Weise das Weite zu suchen, das war ihnen unmöglich. Es hing keines der Boote mehr so bequem für diesen Zweck, und

sodann war mit Sicherheit anzunehmen, daß die Feinde nun ihr Augenmerk sehr scharf auf den Kanal richten würden.

Diese Vermutung bestätigte sich. Schwarz bemannte ein Boot mit Soldaten und schickte es um das Vorderteil des Sandals herum, wo es dann im Kanal Posto fassen mußte. An eine Flucht nach dieser Seite konnte nun nicht mehr gedacht werden.

Der Kampf ruhte jetzt vollständig. Die Schüsse waren verstummt, und Freund und Feind schienen, bevor etwas Ferneres zu unternehmen sei, die Rückkehr des zur Verfolgung ausgesandten Bootes erwarten zu wollen. Die Ruehr versuchten, ob sie sich ohne Gefahr zeigen dürften. Hie und da erschien ein Arm, ein Kopf über dem Rande der beiden Fahrzeuge. Da darauf kein Schuß erfolgte, so folgten andre Köpfe nach, und endlich ließen sie sich in voller Gestalt sehen.

Schwarz hatte dem Hauptmann den Befehl gegeben, das Schießen einstweilen einzustellen und erst dann wieder damit zu beginnen, wenn es den Ruehr einfallen sollte, die Feindseligkeiten zu erneuern. Er saß jetzt noch oben bei der Drehbasse. Pfotenhauer war zu ihm heraufgekommen und unterhielt sich mit ihm über den Verlauf des Gefechts, das durch die Wirkung der Maximkanone so außerordentlich abgekürzt worden war.

„Glauben S', daß die Schwarzen wieder anfangen werden?" fragte er.

„Nein, ich glaube es nicht," antwortete Schwarz. „Sie müssen doch eingesehen haben, daß wir ihnen nicht nur in Beziehung auf die Waffen, sondern auch der Zahl nach überlegen sind. Und da Abu el Mot sie verlassen hat, sind sie überdies führerlos geworden."

„Sie haben ihren Häuptling!"

„Bah! Dieſer Mann wird es wohl nicht wagen, ſich mit uns zu meſſen! Es ſollte ihm auch ſchlecht bekommen. Unſre Aſaker verſtehen es, mit ihren Gewehren umzugehen. Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen ſagen, daß ich mich über Sie gefreut habe: Sie haben wacker geſchoſſen und ſind aus dem Feuern gar nicht herausgekommen!“

„Ja, g'ſchoſſen hab' i brav. Aber wiſſen S' auch, wen und wohin?“

„Nein.“

„So will i's Ihnen ſagen. I hab' halt immer nur nach der Friſur g'zielt, a bißchen höher als der Kopf. I hab' g'meint, daß man keinen Menſchen ganz derſchießen ſoll, wann man mit der Friſur auch einen guten Erfolg haben kann. Und wie!“ lachte der Graue. „Sie hätten's nur ſehen ſollen! Aber Sie haben ſo mit dera Kanone zu tun g'habt, daß Sie das gar nit beobachten konnten. Aber haben S' denn die hohen und großen Schöpfe der Nuehr gar noch nit g'ſehen? Wiſſen S' nit, woraus ſie g'fertigt werden?“

„Nein. Ich hatte keine Zeit, in der Gegend der Nuehr ſo eingehende Studien zu machen. Ich bin ſchnell hindurchgefahren.“

„Nun, ſie laſſen das Haar lang wachſen, ſtreichen es in die Höh' und ſchmieren einen Teig aus Aſch' und Kuh-Urin hinein, was gegen g'wiſſe Tierchen helfen ſoll, von denen die Negerköpfe ſtets ſehr zahlreich bevölkert ſind. Dadurch wird aus dera Friſur eine hohe, kompakte und harte Maſſe, die ſo feſt auf dem Schädel ſitzt, daß ſie zu ihm zu g'hören ſcheint. Wann nun eine Kugel hindurchg'ſchoſſen wird, ſo gibt das dem Nuehr einen Schlag, der ihn zu Boden wirft. Er kann da gar wohl meinen, daß ihm die Kugel durch den Kopf 'gangen iſt.

Wenigstens ist keiner von allen, die i mit meinen Kugeln niederpelzt hab', wieder aufg'standen. Vielleicht ist ihnen die Frisur ebenso teuer wie der Schädel selbst; darum lassen s' sich lieber gar nit wieder sehen, um sich diesen schönen Schmuck nit weiter verschimpfieren zu lassen."

„Das ist freilich lustig. Uebrigens stimme ich Ihnen vollständig bei, wenn Sie sagen, daß man einen Menschen nur in der höchsten Not töten soll. Es hat mir leid getan, die Kanone brauchen zu müssen; aber es galt, Abu el Mot zu zeigen, daß mit uns nicht zu spaßen ist. Hätte ich das nicht getan, so wäre der Kampf von viel längerer Dauer gewesen und hätte auf unsrer Seite bedeutende Opfer gefordert. Lieber sollen drei Sklavenjäger fallen als einer von unsren Soldaten. Freilich, hätte ich ahnen können, daß Abu el Mot eine Gelegenheit zur Flucht finden werde, so hätte ich dem Gefechte sofort dadurch ein Ende gemacht, daß wir ihn und seine fünf Homr gleich beim Beginn niedergeschossen hätten. Die Ruehr wären dadurch so erschreckt worden, daß sie vielleicht sogleich zu dem Entschluß gekommen wären, sich uns zu ergeben."

„Haben S' das Gesicht g'sehen, was er zog, als das lange Laster Sie erblickte?"

„Ja."

„Das war, als ob ihn der Schlag 'troffen hätt'. So etwas hat er nit vermuten können, und — — — Ah, was ist das? Schaun S', da kommen sie! Sehen S' nur hinauf! Wissen S', was für welche das sind?"

Es kamen zwei große Vögel über den Fluß geflogen. Trotz der schwierigen, ja gefährlichen Lage, worin sich die Menschen hier unten, und der Graue mit ihnen, befanden, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit hinauf zu den Vertretern seiner Lieblingstierklasse. Er war auf-

gesprungen und verfolgte ihren Flug mit scharfem Auge, wobei seine Nase sich auch emporrichtete, als ob sie ganz dasselbe lebhafte Interesse wie ihr Besitzer empfinde.

„Ja, das weiß ich," antwortete Schwarz lächelnd. „Balaeniceps rex."

„Wahrhaftig, Sie wissen's! Und wie wird dieser Vogel hier g'nannt?"

„Abu Merkub, ‚Vater des Schuhes'."

„Warum?"

„Weil der obere Schnabel die Form eines Schuhes hat."

„Richtig! Da sehen S' wieder mal, daß die Leut' hier den Tieren ihre Namen nach gewissen Eigenschaften geben. Sonst fliegt der Abu Merkub nicht so hoch. Er muß aufg'scheucht worden sein. Er kam aus dera Gegend, wohin die Boote g'fahren sind, von dorther, wo — — — schauen S', da kommt es, unser Boot! Sehen S' es, ganz da draußen im Kanal?"

„Ja. Es schleppt ein zweites hinter sich her. Jetzt werden wir erfahren, welchen Erfolg die Jagd gehabt hat."

Die beiden Fahrzeuge wurden auch von den andern bemerkt. Die Leute machten einander durch laute Zurufe auf sie aufmerksam. Auch die Ruehr, soweit sie nicht mit ihren Toten und Verwundeten zu tun hatten, richteten ihr Augenmerk auf sie. Als sie näher kamen, stellte es sich zur Enttäuschung der Sieger heraus, daß Abu el Mot entkommen war. Die Niam-niam und Asaker kehrten vollzählig und unverletzt zurück, und das Boot, worin der Sklavenjäger die Flucht ergriffen hatte, war leer. Es hatte also keinen Kampf gegeben.

Die Niam-niam legten bei der Dahabieh an, und der „Vater der elf Haare" war der erste, der an Bord

stieg und zu Schwarz kam, um ihm seine Meldung zu machen. „Wie siehst du aus?“ fragte dieser. „Du bist ja ganz naß!“

Der Kleine nahm seinen Turban ab, strich dessen ganz trübselig aussehende Federn mit der Hand und antwortete: „Ich warrr gefallte in Wasser, triefendes.“

„Wie ist das gekommen?“

„Ich hatt geschoßte auf Abu el Mot, miserablen, und da mußte schaukelnte derrr Kahn, unvorsichtiger; da hatt ich machte Wasserplumps, kopfübergen.“

„So ist also Abu el Mot entkommen?“

„Ja; errr ist fahrte an Ufer, von uns unerreichtes, und gelaufte davon in Busch, gesträuchigen.“

„Die Homr mit ihm?“

„Seinte auch entflüchtete, die Homr, fünfige!“

„So konntet ihr das Boot also nicht einholen?“

„Nein, denn es hatt gehabte Vorsprung, übermäßigen; wir es nicht kann einholte trotz Anstrengung, aller und fast übermäßiger. Aber wir hatt auffangte Boot, seiniges, und bringte es herr in Triumph, siegreichem.“

„An welches Ufer hat er sich denn gerettet? Etwa an das linke?“

„Nein, sondern an rechtiges, von uns hier aus aber linkiges, weil wir habte Stellung aufwärtsige in Fluß.“

„So ist er also fort!“ sagte Pfotenhauer. „Er wird sich nit wieder sehen lassen!“

„Das meine ich nicht,“ widersprach Schwarz. „Wir haben ihm eine Schlappe beigebracht, wie er sie in seinem ganzen Leben gewiß noch nicht erlitten hat. Klug wäre es freilich von ihm, sich nicht nur von uns, sondern auch überhaupt in dieser Gegend niemals wieder sehen zu lassen; aber wie wäre das mit seinem Charakter zu

vereinbaren! Es handelt sich bei ihm nun darum, sich nicht nur an mir, sondern auch an Hasab Murat zu rächen, und darauf wird er auf keinen Fall verzichten. Ich bin vielmehr überzeugt, daß er sich damit sehr beeilen wird."

„So meinen S' also, daß er nach Ombula gehen wird, um Abd el Mot mit seinen Leuten herbeizuholen? Ja, das ist freilich wahrscheinlich. Das sind fünfhundert gut bewaffnete Leut', mit denen er es schon wagen kann, uns anzugreifen. Aber nach der Maijeh Husan el bahr ist nit so weit wie bis Ombula. Vielleicht geht er erst dorthin?"

„Das glaube ich nicht. Er mit den fünf Homr? Gegen fünfzig Aufrührer? Das ist ein zu großes Wagnis."

„Aber er muß doch hin, da er nur dort die Munition, die ihm fehlt, erlangen kann! Er mag vielleicht der Ansicht sein, daß diese Leut', wann er ihnen verzeiht, sich wieder zu ihm halten."

„Möglich ist das; aber er wird dennoch nach Ombula gehen und erst von dort aus mit hinreichender Macht den Feldwebel aufsuchen."

„Ja, wenn Sie die Sach' so erklären, so wird sie schon richtig sein. Und nun, wie gedenken S' dann, wohin wir gehen? Nach der Maijeh oder Ombula?"

„Nach der Maijeh. Ich habe meine guten Gründe dazu. Erstens wird Abu el Mot glauben, daß wir ihm nach Ombula folgen, und sein Verhalten nach dieser Voraussetzung einrichten. Indem ich es nicht tue, stelle ich mich also in den Vorteil gegen ihn. Ferner wird es ihm leichter, sich gegen uns zu wehren, als wenn wir ihn an einem andern Ort, den wir selbst auswählen, während des Heimzugs überrumpeln. Und sodann haben

wir, wenn wir den Feldwebel mit seinen Leuten vorher festnehmen, den Rücken frei, was nicht der Fall wäre, wenn wir direkt nach Ombula gingen und also zwischen zwei Lager kämen."

„Aber Sie müssen halt dennoch mit dem Umstand rechnen, daß er den Feldwebel aufsucht. Die Klugheit erfordert das; er muß ihn, um die Herden und alles andre zu retten, auf irgend eine Weis' vor uns warnen."

„Das habe ich schon in Betracht gezogen. Ich muß suchen, ihm zuvorzukommen. Darum werde ich einstweilen mit der Dahabieh voranfahren. Die hundertfünfzig Soldaten, die sich auf ihr befinden, sind mehr als ausreichend für die Ueberwältigung des Feldwebels. Jetzt aber gilt es, hier mit den Ruehr zu Ende zu kommen. Ich werde mit dem Häuptling in Verhandlung treten."

Diesen letzteren sah man auf dem Deck des Sandals sitzen. Seine Leute lagen oder standen um ihn her und unterhielten sich unter lebhaften Gebärden. Schwarz trat an den Rand der Dahabieh und rief ihn an. Der Häuptling stand auf und ging an die Brüstung des Sandals.

„Ich habe mit dir zu reden," sagte Schwarz. „Komm herüber auf mein Schiff!"

„Du kannst ebenso auf das meinige kommen!"

„Ich glaube, es ist Sitte, daß der tiefer Stehende zu dem Höhern, der Besiegte zu dem Sieger kommt."

„Noch bin ich nicht besiegt!"

„Weil wir euch geschont haben. Wir werden es aber nicht länger tun, wenn du dich weigerst, meiner Aufforderung Folge zu leisten."

„Wie kannst du von mir verlangen, zu dir zu kommen und mich also in deine Hände zu liefern!"

„Das verlange ich nicht. Ich will nur mit dir sprechen. Ich möchte euch nicht töten. Wenn du kommst, werde ich dir nichts tun und dich auch nicht zurückhalten.“

„Sagst du die Wahrheit? Ich kann zu meinen Leuten zurück, selbst dann, wenn ich nicht mit dir einig werde?“

„Gewiß; ich verspreche es dir.“

„Schwöre es mir beim Propheten!“

„Nun wohl! Mohammed ist mein Zeuge, daß du gehen kannst, sobald es dir beliebt.“

„So komme ich.“

„Auch nit übel!“ lachte Pfotenhauer. „Schwört dieser Naturforscher Schwarz auf den alten Mohammed! Man derlebt doch sonderbare Sachen, wann man die Nas' in fremde Länder steckt!“

Jetzt kam der Häuptling in einem Boot herbei. Schwarz befahl Kaffee und Pfeifen und begab sich mit Pfotenhauer in die Kajüte, wo er den Neger empfing.

Dieser war sehr gut gebaut, die schmale, enge Brust abgerechnet, welche alle Völker haben, die in Flußniederungen und sumpfigen fiebererzeugenden Gegenden wohnen. Quer über die Stirn trug er drei parallele Narben. Die Eltern bringen den Knaben schon in der Jugend diese Schnitte bei; die Narben gelten als Schönheit. Ferner hatte er in der Unterkinnlade keine Vorderzähne; die Nuehrs haben die Sitte, diese den Kindern auszubrechen, weshalb, das ist schwer zu sagen. Dadurch bekommt ihre Sprache etwas Eigentümliches, was sehr schwierig nachzuahmen ist.

Auf die Einladung des Deutschen setzte er sich nieder, trank seine Tasse Kaffee aus und ließ es gerne geschehen, daß der schwarze Diener ihm die Pfeife in Brand steckte. Als er zwei oder drei Züge getan hatte,

ließ er ein wohlgefälliges, ja entzücktes Grunzen hören. Er hatte bisher stets nur mit andern Blättern vermischtes schlechtes Tabakspulver rauchen können. Der Wohlgeruch und Wohlgeschmack dieser Pfeife versetzte ihn in Entzückung. Schwarz begann: „Du sagtest, daß wir euch noch nicht besiegt hätten. Hältst du es vielleicht für möglich, uns noch zu entkommen?"

„Nein," gestand der Schwarze in kindlicher Aufrichtigkeit.

„Was gedenkst du zu tun?"

„Zu kämpfen bis auf den letzten Mann."

„Was hättest du davon?"

„Wir würden viele von euch töten. Und sind wir nicht dazu gezwungen?"

„Nein."

Der Häuptling machte ein außerordentlich erstauntes Gesicht. Fast wäre ihm dabei die Pfeife ausgegangen. Er bemerkte das, tat schnell einige Züge und fragte dann: „Du willst wirklich nicht weiter mit uns kämpfen?"

„Nein, denn es hat keinen Zweck. Was meinst du denn, was geschehen soll? Der Sieger tötet entweder die Besiegten, oder er macht sie zu Sklaven. Und ich will weder von dem einen noch vom andern etwas wissen. Ich will euch nicht töten und brauche keine Sklaven. Ich bin ein Christ."

„Ein Christ?" Er suchte in seinem Gedächtnis nach, um darüber, was man unter einem Christen zu verstehen habe, klar zu werden. Endlich dämmerte eine Erinnerung in ihm auf, und er fuhr fort: „Sind das die Leute, welche Schweinefleisch essen dürfen?"

„Ja. Doch ist das nicht etwa das Hauptzeichen, das uns von den Bekennern des Propheten unterscheidet.

Unsre Religion gebietet uns, zu lieben anstatt zu hassen und selbst unsern Feinden Gutes zu erweisen."

Der Nuehr sah ein, daß dieses Gebot sehr vorteilhaft für ihn sei, und fragte: „Und ihr gehorcht dieser Religion auch wirklich?"

„Ja."

„Du weißt doch wohl, daß wir deine Feinde sind?"

„Allerdings."

„So mußt du uns Gutes erweisen!"

„Das beabsichtige ich auch zu tun," antwortete Schwarz, innerlich belustigt über die schlaue Logik dieses Mannes.

„Und worin soll das bestehen?"

„Das wird ganz auf dich ankommen. Sage mir aufrichtig, wozu Abu el Mot euch angeworben hat!"

„Um bei den Niam-niam Sklaven zu machen."

„Was bot er euch dafür?"

„Speise und Trank, Kleider, wie sie bei unserm Volk getragen worden, jedem eine Flinte und sodann für jeden Sklaven, den wir machen würden, einen Abu Noktah."

„Das ist sehr wenig! Ihr seid also bloß zum Sklavenfang angeworben worden. Warum habt ihr da gegen uns gekämpft?"

„Weil Abu el Mot es so wollte, weil wir seine Genossen, seine Verbündeten sind und ihn also verteidigen mußten."

„Ihr habt erfahren, wie gefährlich es ist, der Genosse eines Sklavenjägers zu sein! Eure Freundschaft für ihn hat euch viele Tote und Verwundete gekostet."

„Ja, es sind ihrer viele," antwortete der Häuptling niedergeschlagen. „Deine Medfa[1]) hatte großen Hunger;

[1]) Kanone.

ſie hat mehr von uns aufgefreſſen, als ihr kleiner Mund verſchlingen kann.“

„Haſt du ſie gezählt?“

„Ja. Es ſind über dreißig Tote und doppelt ſo viel Verwundete. Mehrere ſind ſogar durch die Compirah[1]) geſchoſſen! Was ſoll weiter werden?“

„Sage vorher, wem die Schiffe gehören!“

„Einem Mann in Diakin.“

„Iſt er Sklavenhändler?“

„Nein. Die Schiffe ſind ſein einziges Eigentum, und er wird ſehr arm werden dadurch, daß du ſie verbrennſt.“

„Wer ſagt dir, daß ich ſie verbrennen werde?“

„Jeder Sieger würde das tun oder ſie für ſich behalten.“

„Hat er ſie dazu vermietet, daß mit ihnen eine Ghaſuah unternommen werden ſolle?“

„Nein. Sie ſollten uns nach der Seribah bringen und dann umkehren. Aber weil der Noqer Abu el Mots verbrannt worden war, mietete er ſie weiter.“

„So ſoll dieſer Mann ſeine Schiffe wieder bekommen. Sage ihm, daß ich ſie ihm ſchenke!“

„Das wollteſt du tun? Herr, deine Güte iſt ganz ohnegleichen! Aber wie ſoll ich ihm das ſagen?“

„Sobald du nach Diakin kommſt.“

„Komme ich denn hin?“

„Ja, du und deine Leute. Ich ſchenke euch die Freiheit.“

Da ließ der Schwarze die Pfeife fallen, ſprang auf und rief: „Die Freiheit? Allen? Auch mir?“

„Allen und auch dich mit eingeſchloſſen; aber ich mache meine Bedingung!“

[1]) Friſur.

„Sage sie; sage sie!“ forderte der Schwarze ihn freudig auf. „Wir werden alles tun, was du verlangst, wenn es nur möglich ist.“

„Ihr gebt alle eure Waffen ab!“

„Die sollst du erhalten. Wir haben genug andre daheim.“

„Ihr macht fernerhin keinen Versuch, Abu el Mot aufzufinden, sondern ihr fahrt in euren Schiffen so schnell wie möglich heim. Ich werde nur mit der Dahabiëh diese Stelle verlassen, und meine Noqer bleiben hier, um dafür zu sorgen, daß diese Bedingung auch genau erfüllt werde. Sie sollen euch folgen. Sobald ihr Miene macht, umzukehren, werden sie euch angreifen und vernichten. Beachte das wohl!“

„Herr, wir werden froh sein, nach Hause fahren zu dürfen, und es fällt uns gar nicht ein, zurückzubleiben. Dieser Abu el Mot hat uns schmählich und heimtückisch verlassen, und wenn ich ihn ja einmal wiedersehe, so ist es um ihn geschehen.“

„Gut, wir sind also fertig und — —“

„Nein, wir sind noch nicht fertig,“ fiel der Graue ein, natürlich in arabischer Sprache. „Ich habe auch ein Wort zu sagen und stelle noch eine Bedingung.“ Seine Nasenspitze wippte in so lächerlicher Weise auf und nieder, hin und her, daß einer, der ihn kannte, überzeugt sein mußte, seine Bedingung werde eine wenig tragische sein.

„Sage sie!“ forderte der Häuptling ihn auf; „ich hoffe, daß es möglich ist, sie zu erfüllen.“

„Nun gut! Ich verlange, daß ihr euch eure Compajir[1]) abschneidet und an mich abliefert!“

Die Wirkung dieser Bedingung war keine geringe.

---

[1]) Plural von Sowirah = Frisur.

Der Schwarze erschrak auf das heftigste. Er trat einen Schritt zurück, warf die Arme in die Luft, rollte die Augen, schrie laut auf und antwortete dann: „Herr, das darfst du nicht verlangen!“

„O doch! Ich verlange es. Es sind ja scharfe Sekakin[1]) genug da, und außerdem haben wir einige Makassa[2]) hier, mit denen wir sie schnell herunterschneiden können.“

„Warum willst du uns solche Schmerzen erleiden lassen?“

„Schmerzen? Nehmt euch nur in acht, dann wird es nicht wehe tun!“

„Du irrst. Andern kann man die Compirah leicht nehmen, weil sie das Haar lose tragen. Unsre Compajir aber sind hart und fest gebaut wie Stein. Man weiß nicht, wo der Kopf aufhört und wo die Compirah beginnt.“

„Wenn ihr es nicht wißt, so weiß ich es, denn ich bin Tabib[3]) und kenne den Bau des Kopfes ganz genau. Und wenn ich ja einem von euch ein Stück vom Schädel mit wegschneide, so heile ich es ihm sofort wieder an.“

„Nein, nein, Herr! Ich glaube gern, daß du ein großer und berühmter Tabib bist, denn du hast eine Nase, welche fürchterlich groß ist, und wir Abdi[4]) wissen recht gut, daß ein Mensch desto klüger und gelehrter ist, je länger seine Nase ist; aber wenn du uns die Compajir auch wirklich schmerzlos herunterschneiden kannst, so wirst du uns doch nicht die Schande antun, uns unsres Schmuckes zu berauben und uns zu zwingen, daheim ohne die größte männliche Zierde vor unsre Frauen zu treten.“

„Ich kann nicht anders,“ behauptete der Graue. „Strafe muß sein!“

[1]) Messer. — [2]) Scheren. — [3]) Arzt. — [4]) Neger.

„Wenn du uns strafen willst," fuhr der Ruehr voller Angst fort, „so will ich dir einen Vorschlag machen. Ein Ruehr stirbt lieber, als daß er der Lieblichkeit seiner Vorzüge entsagt. Das Los mag unter meinen Leuten entscheiden. Die Hälfte von ihnen mögen mit ihren Compajir nach Hause gehen dürfen, und die andern magst du töten und ihnen den Schmuck nehmen. Dazu magst du noch außerdem die Compajir unsrer Toten bekommen."

Daß er sich in größter Sorge befand, bewies dieser Vorschlag. So ernst er die Sache nahm, so große Mühe hatten die Deutschen, das Lachen zu verbeißen. Pfotenhauer fragte: „Also deine Leute sollen losen? Du doch auch mit?"

„Ich? Nein, denn ich bin der Anführer und als solcher über das Los erhaben. Bedenke doch, daß ich auch sterben würde, wenn es mich träfe!"

„Ach so! Du willst aber nicht sterben? Nun, das kann ich keinem Menschen übel nehmen und auch dir nicht. Aber mein Gerechtigkeitsgefühl empört sich dagegen, daß einer auf alle Fälle leben bleiben soll, während die andern ihr Leben von dem Zufall abhängig machen müssen. Darum will ich nicht bloß gegen dich milde sein, sondern auch die andern mit meiner Barmherzigkeit erleuchten. Ich verzichte hiermit auf die Compajir, verlange aber, daß du mir an deren Stelle deine Boneta el badschak[1]) überlieferst."

„Meine Bornata el lulu[2])?" rief der Schwarze aus, indem er sich mit beiden Händen nach der bereits beschriebenen Kopfbedeckung fuhr und seine Züge sich vor Entsetzen verzerrten. „Herr, das kannst du nicht wollen;

[1]) Muschelmütze. — [2]) Perlenhut.

das kannst du nicht verlangen! Diese Bornata ist das Zeichen meiner Häuptlingswürde."

„Das weiß ich wohl, geht mich aber nichts an. Bedenke, daß du damit das Leben von über hundert Nuehrs, auf die das Los fallen würde, retten kannst!"

„Mögen sie sterben; ich habe nichts dagegen! Kein Schah und kein Malik[1]) gibt seine Tadscha[2]) her, ohne um sie gekämpft zu haben. Was soll dir die meinige nützen, da du doch nicht König der Nuehr wirst sein wollen!"

„Diese Absicht habe ich freilich nicht. Aber du bist besiegt und hast ein Zeichen der Unterwerfung an uns abzuliefern. Etwas andres wäre es, wenn du dich entschließen könntest, dir meine Gnade dadurch zu erwerben, daß du bei uns bleibst und unser Freund und Verbündeter wirst. Dann brauchtest du uns weder deine Tadscha noch eure Compajir abzuliefern und würdest vielmehr manches von uns erhalten, was dir nützlich ist und dich erfreuen kann."

Als der Neger diese Worte hörte, holte er tief und erleichtert Atem und antwortete: „Herr, du machst meine Seele wieder leicht. Ich habe große Angst ausgestanden. Sage mir, in welcher Weise ich euer Verbündeter sein soll!"

„Du sollst mit uns gegen Abu el Mot ziehen, der euch so hinterlistig euerm Schicksal überlassen hat."

„Herr, das tue ich gern, sehr gern!" lautete die eilige und energische Antwort. „Er hat uns geopfert, um nur selbst entkommen zu können, und dadurch unsre Rache verdient. Indem er dies tat, hat er den Bund mit uns zerrissen, und ich knüpfe nun einen neuen mit euch, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen."

[1]) Kaiser und König. — [2]) Krone.

„Gut! Ihr habt gesehen, daß wir stärker sind als er, und so gebietet euch schon die Klugheit, es lieber mit uns, als mit ihm zu halten. Wir schenken euch dafür das Leben, die Waffen, die Compajir, kurz alles, was euch gehört, und dir auch deine Bornata el lulu. Dazu sollt ihr einen Teil der Beute haben, die wir machen werden. Die Herden und Vorräte Abu el Mots werden in unsre Hände fallen, auch seine Soldaten, denen wir die Gewehre nehmen, um sie euch zu geben. Ihr werdet dann besser bewaffnet sein, als alle Stämme an und zwischen den Flüssen und sie euch leicht unterwerfen können."

„Herr, das ist ja weit, weit mehr, als wir von Abu el Mot erhalten hätten!" jubelte der Ruehr. „Du gibst uns Gnade und Leben, anstatt Rache und Tod. Ihr werdet Freunde an uns haben, auf die ihr euch selbst in der größten Gefahr verlassen könnt!"

„Ich will es dir glauben. Außerdem habt ihr noch einen großen Vorteil, den ihr bei Abu el Mot nicht gefunden hättet. Nicht ich allein bin Tabib, sondern dieser Effendi, mein Freund, ist ein noch größerer und berühmterer als ich. Wir werden uns eurer Verwundeten annehmen, deren größter Teil bei Abu el Mot wohl nicht hätte gerettet werden können. Hast du, um den Bund mit uns abzuschließen, die Zustimmung deiner Leute zu erbitten?"

„Was denkst du von mir!" antwortete der Häuptling stolz. „Ich bin der König meines Stammes, und meine Krieger haben mir zu gehorchen. Aber denke ja nicht, daß sie das nicht gern tun werden! Sie erwarteten den Tod, und anstatt des Verderbens bringe ich ihnen das Glück. Sie werden meine Nachricht mit Entzücken empfangen."

„Gut, so seid ihr von jetzt an unsre Freunde und Bundesgenossen. Gib uns die Hand darauf und kehre dann auf den Sandal zurück. Wir werden hören, was deine Leute dazu sagen, und dann hinüberkommen, um die Verwundeten zu verbinden."

Der Neger gab beiden seine Hand und ging dann fort, um sich nach dem Sandal rudern zu lassen.

„Nun, sind S' einverstanden? Hab' i's gut-g'macht?" fragte der Graue Schwarz.

„Ja," antwortete dieser. „Wir sind zwar auch ohne die Nuehr stark genug, um es mit Abu und Abd el Mot aufzunehmen, aber Feinde in Freunde zu verwandeln, ist stets vorteilhaft, und wir können doch vielleicht in eine Lage kommen, in der dieser Zuwachs an Leuten uns von Nutzen ist. Aber warum haben Sie den armen Teufel vorher in Beziehung auf die Frisuren in solche Angst getrieben?"

„Weil's meine Absicht war, in den Besitz seiner Spitzhaube zu kommen. I hätt' sie halt gar zu gern als ethnographische Seltenheit mit heimg'bracht. Da er aber mit Leib und Seel' daran hängt, so mag er sie b'halten. Nun kommen S'! Wir wollen schauen, was seine Leut' für G'sichter machen. Sie scheinen froh zu sein; hören S', wie sie schreien und brüllen?"

Die beiden hatten die Kajüte nicht zugleich mit dem Nuehr verlassen; sie waren darin zurückgeblieben. Trotz der zugemachten Tür vernahmen sie jetzt ein Getöse menschlicher Stimmen, als ob die Schreienden gepfählt werden sollten. „Ja sefa, ja bacht, ja fahra — o Wonne, o Glück, o Freude!" nur diese drei Worte waren es, welche die Nuehr riefen, aber sie brachten mit ihnen ein solches Stimmengewirr fertig, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen. Und als die Deutschen aus der

Kajüte auf das Deck traten, ſahen ſie die Schwarzen auf ihren beiden Schiffen ſpringen und tanzen, als ob ſie wahnſinnig geworden ſeien.

„Da hab' i ſchönes Unheil ang'richtet!“ lachte der Graue. „Jetzund möcht' man Irrenarzt ſein, um die Kerls wieder zu Verſtand zu bringen.“

Der Häuptling trat an den Rand des Sandals und rief herüber: „Seht ihr die Freude meiner Krieger? Sie ſind voller Wonne und werden euch treu dienen und ihr Leben für euch wagen. Nun kommt auch herüber, und nehmt euch der Verwundeten an, die mit Schmerzen auf euch warten!“

Bevor Schwarz dieſer Aufforderung Folge leiſtete, beorderte er die Reïſahn der beiden Noqer zu ſich. Haſab Murat erhielt die Weiſung, ſeine Leute wieder einzuſchiffen und mußte auch mit nach der Dahabiëh kommen. Hier erfuhren ſie, daß die Ruehr von jetzt an als Verbündete zu betrachten und zu behandeln ſeien, und ſie nahmen dieſe Nachricht mit großer Befriedigung auf.

Da es nun galt, keine Zeit zu verlieren, ſondern wieder aufzubrechen, um Abu el Mot zuvorzukommen, ſo wurden ſämtliche Kähne mit Leuten bemannt, welche die durch das Schilffeld führende ſchmale Bahn verbreitern mußten. Indeſſen konnten die beiden Deutſchen den Verwundeten Hilfe leiſten. Als ſie in die Kajüte gingen, um die chirurgiſchen Beſtecke zu holen, kamen ſie an dem „Sohn des Geheimniſſes“ vorüber, und Schwarz nahm die Gelegenheit wahr, ihn zu fragen: „Wir müſſen nach der Maijeh Huſan el bahr. Weißt du, wo dieſer Ort liegt?“

„Ja, Effendi, ich kenne ihn. Ich bin mit Ben Wafa einige Mal, wenn wir von der Seribah Abu el Mots kamen, dort geweſen. Er iſt berühmt wegen der vielen Nilpferde, die es dort gibt.“

„Wann denkst du, daß wir hinkommen werden, falls wir guten Wind behalten?"

„Fahren wir auch während der Nacht, was wir ja tun können, da es in dieser Jahreszeit weder Regen noch Stürme gibt und von hier aus der Fluß wieder stets offen ist, so kommen wir morgen abend an."

„Könnte auch ein Fußgänger bis zu dieser Zeit dort sein?"

„Ja, wenn er sich beeilt. Er kann die gerade Richtung einschlagen, während wir den Krümmungen des Stromes folgen müssen."

„Das zu hören ist mir nicht lieb. Es ist möglich, daß Abu el Mot nach der Maijeh geht."

„So müssen wir es machen wie in der vergangenen Nacht. Wir spannen die Boote vor. Das wird uns nicht anstrengen, denn wir sind zahlreich genug, um einander oft ablösen zu können. Die Ruehr werden uns dabei sehr nützlich sein, da sie weit bessere Ruderer als die Asaker sind."

„Komm mit in die Kajüte, um uns die Medizinkästen zu tragen! Du bist geschickt und kannst uns bei dem Verbinden der Verwundeten helfen."

Diese Worte hörte der Slowak. Er trat sofort herzu und sagte: „Effendi, auch ich besitze Geschicklichkeit, bedeutende. Ich hatt verbindete schon Wunden, vielige. Ich hatt Ihnen schon einmal erzählte von Storch, beingebrochtem und von mir verbindetem; ich will auch helfen bei Ruehr, geschießten und blessierten!"

„Gut, so komm also auch mit, mein guter Istvan!"

Und der „Vater der elf Haare" warf sich in die Brust und maß den Vogelnazi mit einem triumphierenden Blick. — — —

Vierzehntes Kapitel.

An der Nilpferd-Maijeh.

Am nächsten Tag, zwischen dem Asr- und Mogreb-Gebet, also vielleicht kurz nach der vierten Nachmittagsstunde, erreichten die fünf Schiffe eine Stelle, wo der Strom sich so verbreiterte, daß er einen See bildete, dessen Ufer wohl eine volle Ruderstunde voneinander entfernt waren.

„Das ist der Ort," sagte der „Sohn des Geheimnisses" zu Schwarz und Pfotenhauer, mit denen er vorn am Bug der Dahabiëh stand. „Laß nach dem Ufer halten, damit wir dort anlegen! Wir dürfen nicht weiter, da wir sonst gesehen werden könnten."

„Liegt der Feldwebel mit seinen Leuten denn am See?"

„Nein. Biegen wir rechts in den See ein und fahren wir bis nach dessen hinterem Teil, so kommen wir an eine Stelle, wo ein schmaler Eingang in einen Busen führt, der nicht fließendes, sondern stehendes Wasser hat. Er ist an einigen Punkten sehr tief, weshalb er selbst im heißesten Sommer nicht austrocknet. An den seichteren Stellen wächst Schilf und Rohr; an andern gibt es Grasinseln, die auf der Oberfläche schwimmen, sich aber nur dann bewegen, wenn der Wind sie treibt oder ein

Flußpferd, an ihren Wurzeln naschend, sie in Bewegung setzt. Das ist die Maijeh Husan el Bahr."

„So brauchen wir doch nicht hier am Fluß zu bleiben, sondern können in den See einbiegen, um dort zu ankern."

„Der Feldwebel lagert am Ufer des Maijeh. Es ist möglich, daß einer seiner Leute nach dem See kommt. In diesem Fall würden wir gesehen, und das willst du doch wohl vermeiden?"

„Allerdings. Ich werde also den Befehl zum Ankern geben, und dann mag der Onbaschi uns Auskunft erteilen."

Onbaschi heißt Korporal, Unteroffizier. Bei den Nuehr hatte sich nämlich der Unteroffizier befunden, der dem Feldwebel entflohen war, um Abu el Mot dessen Lager zu verraten. Er hatte, als er die Waka'a en nahr[1]) verloren sah, mit großer Sorge dem entgegen gesehen, was nun mit ihm geschehen werde, und war dann freudig überrascht gewesen, sich mit den Nuehr begnadigt zu wissen.

Die Dahabieh ging so nahe wie möglich an das Ufer und ließ dort die Anker fallen. Die beiden Noger taten dasselbe. Die Schiffe aus Diakin segelten nicht so gut; sie waren zurück, kamen aber nach einiger Zeit auch und legten hinter den andern an. Nun ließ Schwarz den Onbaschi zu sich kommen und fragte ihn: „Kennst du die Stelle, wo wir jetzt liegen?"

„Nein, Effendi."

„Aber den See, an dessen Eingang wir uns befinden?"

„Auch nicht."

---

[1]) Schlucht im Flusse.

„Ich glaubte, du seist an dessen Ufer gewesen. In ihn mündet nämlich die Maijeh, wo der Feldwebel lagert."

„Solange ich bei ihm war, ist keiner von uns nach dem See gekommen. Die Maijeh bot uns alles, was wir brauchten: Schilf zum Brennen, Wasser und Fische, soviel wir haben wollten."

„Aber wenn ich mit dir nach der Maijeh ruderte, so würdest du die Stelle finden, wo deine frühern Kameraden sind?"

„Ganz gewiß. Sie lagern an ihrer Spitze, an der Stelle, die am weitesten in das Land hineinragt. Die ist selbst in der Dunkelheit leicht zu finden."

„Steht der Wald bis dicht ans Wasser?"

„Ja."

„Und ist er licht, oder gibt es Strauchwerk, welches das Gehen erschwert?"

„Sträucher gibt es nur außerhalb des Waldes, der schmal ist und nur aus Bäumen besteht, zwischen denen man leicht fortkommen kann. Soll ich dich führen?"

„Ich will es mir überlegen," antwortete Schwarz zurückhaltend.

„Effendi, du traust mir nicht!"

„Allerdings. Das will ich dir ganz offen gestehen. Du hast deine Kameraden verraten."

„Weil sie selbst Verräter waren!"

„Aber du warst ihr Mitschuldiger, und sie verließen sich auf dich!"

„Ich hatte mich geweigert. Ich war der einzige Onbaschi, der mit dem Feldwebel zurückgelassen worden war. Er war Gefangener, und ich hatte ihn zu bewachen. Da beredete er mich, mit ihm und meinen

fünfzig Asakern bei den Niam-Niam eine neue Seribah zu gründen."

„Das fehlte noch! Müßt ihr denn das Verderben weiter und immer weiter tragen? Und welch ein Wagnis! Fünfzig Mann wollen nach Süden gehen, um ein großes Volk in ihre Netze zu ziehen! Da sieht man, wie wenige Teufel dazu gehören, um ganze Völkerschaften unglücklich zu machen. Aber weiter!"

„Ich ließ mich bereden, denn er versprach mir, daß ich mit ihm Gebieter sein solle; aber schon am ersten Tag gebärdete er sich als der alleinige Herr, und da ging ich fort."

„Also nicht aus Reue, sondern aus Rache?"

„Verkenne mich nicht, Effendi! Du darfst mir trauen. Zu Abu el Mot kann ich nicht wieder und gehe ich nicht wieder. Ich habe heute früh mit Hasab Murat gesprochen. Er nimmt mich mit nach der Seribah Madunga, wo ich mit demselben Rang, als Onbaschi, bei ihm eintreten werde. Daraus magst du ersehen, daß ich dir treu dienen werde."

„Ich will versuchen, dir zu glauben. Du magst uns also führen, wenn wir an das Land gegangen sind."

Während er das sagte, fiel sein Auge auf einen kleinen Punkt, der sich vom jenseitigen Ufer des Sees aus näherte. Er hielt ihn für ein Boot und ging, sein Fernglas zu holen. In den Verhältnissen, unter denen er sich hier befand, mußte ein Kahn seine Aufmerksamkeit, ja, sein Mißtrauen erregen. Das Rohr zeigte ihm, daß er sich nicht geirrt hatte. Es war ein sehr kleines Boot, worin ein einzelner Mann, ein Schwarzer, saß. Sofort nahm der Deutsche die zwei kräftigsten Ruderer in das kleine Boot, bewaffnete sich mit seinem Gewehr

— die Revolver trug er stets im Gürtel — und stieg selbst mit ein, um den Neger abzufangen.

Dieser hatte jetzt die Mitte des Sees, also den eigentlichen Strom erreicht und hielt ein wenig aufwärts, um den durch die Strömung verursachten Abtrieb auszugleichen. Dadurch wurde seine Absicht klar, den diesseitigen Teil des Sees zu erreichen und dann vielleicht nach der Maijeh zu rudern.

Schwarz ließ ihn noch näher kommen und stieß dann vom Schiffe ab. Sein Boot befand sich in ruhigem Wasser und gehorchte den Rudern also mit weit größerer Schnelligkeit als dasjenige des Schwarzen. Es war klar, daß dieser die abwärts am Ufer liegenden Schiffe noch gar nicht gesehen hatte: bald aber erblickte er das Boot. Er hielt für einige Augenblicke im Rudern inne, wohl um sich zu überlegen, was er tun solle. Dann wendete er sich zur Flucht dem südlichen Ufer der diesseitigen Seehälfte zu. Das konnte das Zeichen eines bösen Gewissens, aber auch die einfache Folge des Mißtrauens sein, das jeder einsam wohnende Mensch, zumal ein Neger, gegen jede fremde Erscheinung hegen muß. Aber obgleich er seine Kräfte bis auf das Aeußerste anstrengte, kam ihm das Boot des Deutschen immer näher und näher.

„Ein Abaka-Neger!“ sagte einer der beiden Niamniam. „Ich sehe es am Kopfputz.“

Schwarz rief dem Mann ein gebieterisches Halt zu, doch ohne Erfolg. Schießen wollte er nicht, einesteils weil er dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zog, falls einer oder mehrere der Leute des Feldwebels am See sich befanden, und anderenteils weil er den Mann sicher erreichen mußte, denn die Entfernung zwischen den beiden Booten verringerte sich von Augenblick zu Augenblick.

Als sie höchstens noch dreißig Ellen betrug, legte er sein Gewehr auf ihn an und drohte: „Halt an, sonst schieße ich dich tot!“

Jetzt zog der Mann die Ruder ein. Sein Atem flog und seine Brust keuchte vor Anstrengung. Einige Augenblicke später war er erreicht. Schwarz zog das kleine Boot Bord an Bord und fragte: „Wer bist du?“

„Ich sein Hahli,“ antwortete der Neger in gebrochenem Arabisch.

„Von welchem Stamm?“

„Akaba.“

„Wo wohnst du?“

„Dort am Wasser.“ Er zeigte nach dem rechten, östlichen Ufer des Sees und Flusses.

„Allein?“

„Die Akaba wohnen auf Murrh[1]).“

„Wohin willst du?“

„Hahli darf nicht sagen. Es ihm verboten.“

„Von wem?“

„Darf auch nicht sagen.“

„Ich weiß es dennoch. Ein Weißer hat es dir verboten?“

„Woher das wissen?“

„Es sind sechs Araber zu euch gekommen?“

Der Mann antwortete nicht, machte aber ein sehr erstauntes Gesicht, das leicht erraten ließ, daß Schwarz das Richtige getroffen hatte. Er war groß, kräftig und noch jung, wurde aber durch eine große entzündete Wulst auf der einen Wange, die dicker als eine Männerfaust war, entstellt.

„Der eine dieser Männer war sehr lang und sehr dürr?“ fragte Schwarz weiter.

[1]) Viehweide.

„Woher das wissen?“

„Er hat dich da hinüber nach der Maiseh gesandt?“

„Warum fragen, wenn schon wissen?“

„Ich weiß nur, daß du ein Bote dieses Mannes bist, und ich will wissen, was du den Asakern da drüben zu berichten hast.“

„Darf nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Sonst Hahli müssen sterben.“

„So! Dann steig einmal zu uns herüber!“

„Warum? Hahli freilassen!“ Er sagte das in ängstlichem Ton.

„Wir tun dir nichts. Du wirst bei uns zu essen bekommen; auch will ich dir ein wenig Duhchan[1]) schenken; dann kannst du wieder gehen.“

Bei dem schönen Worte Duhchan begann das Gesicht des Mannes zu glänzen. Er fragte: „Wohin Hahli soll mit?“

„Auf unser Schiff.“

Sofort wurde seine Miene wieder ängstlich. „Schiff?“ fragte er. „Haben drei Schiff? Dahabiëh und zwei Noqers?“

Durch diese Frage verriet er, daß Abu el Mot ihn vor diesen drei Schiffen gewarnt hatte. Schwarz antwortete: „Nein. Wir haben nicht drei, sondern fünf Schiffe.“

„Das sein gut, sehr gut! Wenn hätten bloß drei Schiffe, dann sein schlimme Menschen.“

„Wir sind gute Menschen; das werde ich dir beweisen. Ich werde dir nicht nur Tabak geben, sondern dich auch gesund machen. Macht dir der Duhdi[2]) im Gesicht nicht große Schmerzen?“

[1]) Tabak. — [2]) „Wurm“ = Filaria.

„Ja. Sehr viele bei uns haben Duhdi.“

„Womit heilt ihr ihn?“

„Mit heiß Wasser.“

„Das genügt nicht; da frißt er sich nur noch tiefer ein. Ich werde dir zeigen, wie man ihn entfernt.“

„Dann Hahli gern mit dir gehen. Duhchan erhalten und Wurm heilen! Wollen schnell auf Schiff!“ Er stieg herüber, band seinen Kahn an das Boot, und dann lenkte Schwarz nach der Dahabiëh um.

Die Filaria, der Guinea- oder Medinawurm, wird im Sudan Frendit genannt. Er ist so dick wie eine Violinsaite und kann bis zwei Meter lang werden. Er scheint nur mit dem Trinkwasser in den Menschen zu kommen, wandert durch dessen Körper und verursacht an den Ausbruchstellen dicke Eiterbeulen. Durch einen einzigen Schluck unreinen Wassers können mehrere dieser berüchtigten Tiere in das Innere des Menschen gelangen, und dann ist die Wirkung eine grauenhafte. Arme, Beine, Brust und Rücken bilden eine einzige geschwollene und mit Geschwüren bedeckte Masse, die dem Betreffenden entsetzliche Schmerzen verursachen und sehr oft den Tod zur Folge haben.

Daß der Abaka-Neger den Wurm im Gesicht hatte, war ein Fall, der glücklicherweise nur selten vorkommt. Er stieg mit großem Vergnügen an Bord, und Schwarz nahm ihn sogleich mit sich zur Kajüte, um ihm durch das Messer das Geschwür zu öffnen. Das muß sehr vorsichtig geschehen, damit die Filaria nicht zerschnitten wird. Das beste Mittel, sie zu entfernen, ist nämlich, sie nach und nach auf ein Hölzchen aufzuwickeln, eine Maßnahme, die mehrere Tage erfordert. Es gelang Schwarz, den Kopf mit dem vorderen Teil des Körpers zu erwischen. Er wickelte ihn auf, befestigte ihn, so daß er

nicht zurückschlüpfen konnte, und gab dann dem Neger die Unterweisung für sein weiteres Verhalten.

„Das sehr gut!“ lobte der Schwarze. „Wurm heraus und Hahli gesund. Hahli auch andern sagen, wie Wurm entfernen. Aber nun ihm auch Duhchan geben!“

Er bekam eine kleine Quantität Tabak, die aber für ihn einen solchen Wert hatte, daß er einen Freudensprung machte und entzückt ausrief: „Oh, oh, ah! Jetzt Hahli rauchen und stolz sein, denn andre nicht Duhchan haben! Weißer Mann gut sein, nicht so bös wie Leute auf Dahabiëh und zwei Noger!!“

„So! Was sind das denn für Leute?“

„Das sein Sklavenjäger und Diebe.“

„Das hat der lange, dürre Araber gesagt?“ erkundigte sich Schwarz, wohl wissend, daß er und seine Leute mit diesen Dieben gemeint seien.

„Ja, dieser.“

„Wann kam er denn zu euch?“

„Nicht lange Zeit her.“

„Ist er noch dort?“

„Nein.“

„Wohin ging er mit den andern fünf Männern?“

„Immer am Fluß, weiter nach Süd.“

„Und weißt du, wer er war?“

„Armer Mann: Diebe ihm alles genommen. Wollen auch nach Maijeh, wo Asaker sind, und ihnen alles rauben. Darum Hahli hinüber und es ihnen sagen.“

„Sollst du ihnen denn auch sagen, daß der lange Mann dich sendet?“

„Nein, das verschweigen.“

„Aber sie werden dich doch fragen, wer dich schickt?“

„Dann Hahli sagen, daß er zufällig hinkommen, daß

er gesehen drei Schiffe, er hören sprechen die Diebe am Ufer und daß sie sagen, nach Maijeh gehen wollen."

„Und was hat der Mann dir für einen Lohn gegeben?"

„Nichts. Er sagen, daß Asaker mir etwas geben. Vielleicht mir geben Mikajil[1]), dann Hahli sehr glücklich sein."

„Trinkst du ihn so gern?"

„Oh, oh, ah, sehr!" Er zog dabei ein Gesicht, das trotz der Geschwulst vor Wonne glänzte.

„Ich habe auch Mikajil, echten, guten Mikajil. Willst du ihn einmal kosten?"

„Sehr, sehr, viel sehr!"

Schwarz hatte von dem Mudir von Faschodah mehrere Flaschen starken Araki geschenkt bekommen. Er goß ein großes Glas voll, führte den Neger an einen Ort, wo er nicht gestört werden konnte, gab ihm das Glas und sagte ihm, daß er ihm nun erlaube, alle Viertelstunden einen ganz, ganz kleinen Schluck zu nehmen. Dort ließ er ihn allein, überzeugt, daß der Schwarze von dem ihm ungewohnten und sehr starken Traubenbranntwein schnell einen tüchtigen Rausch bekommen und dann in tiefen Schlaf versinken werde.

„Dieser Besitzer der Filaria wird den Feldwebel heute nit warnen," sagte Pfotenhauer, der zugehört und zugesehen hatte.

„Das beabsichtigte ich," antwortete Schwarz. „Ich wollte ihm nicht gern Zwang antun und habe mit dem Araki das gleiche Ziel erreicht."

„Also ist Abu el Mot da drüben in einem Dorf g'wesen. Nun ist's klar, daß er oberhalb über den Fluß

[1]) Branntwein.

gehen und sich nach Ombula wenden wird. Vielleicht kommen wir dort noch vor ihm an!"

„Ich hoffe es. Zwar werden wir diese Nacht an der Maijeh zubringen, aber Abu el Mot muß auch schlafen und kann nicht in der Dunkelheit seinen Weg fortsetzen. Er ist, da er mit uns Schritt gehalten hat, von gestern an bis jetzt die ganze Nacht hindurch gegangen, was ungeheuerlich gewesen sein muß; eine zweite Nacht wird er es nicht versuchen, denn er muß sehr ermüdet sein. Wir aber sind frisch und munter und können also gut marschieren. Mehrere von uns können sich doch auch mit Hilfe der Tiere, die wir bei dem Feldwebel finden werden, beritten machen."

„Wann überfallen wir diesen?"

„Nicht eher, als bis es dunkel geworden ist. Wir rudern in den Booten über den See bis an den Eingang der Maijeh, den der ‚Sohn des Geheimnisses' uns zeigen wird. Dann steigen wir aus, und der Onbaschi wird uns am Ufer der Maijeh hin nach dem Lager des Feldwebels führen. Sehen Sie sich einmal diesen Abaka-Neger an!"

Als der Graue in den Winkel blickte, sah er den Schwarzen mit geschlossenen Augen und verklärtem Gesicht lang hingestreckt dort liegen. Er hatte den Araki in einem einzigen Zug hinuntergegossen, und der Rausch war nun viel schneller über ihn gekommen, als Schwarz gedacht hatte. „Der schläft gut und bis morgen früh," lachte Pfotenhauer. „Es ist g'wiß, daß er uns keinen Schaden tut."

Während der Schwarze gefangen wurde, war der Tag vollends vergangen, und der Abend hatte sich auf den gewaltigen Strom gesenkt. Die Boote lagen klar

und die für den Ueberfall ausgewählten Männer standen zum Aufbruch bereit.

Kurz nach der Dämmerung leuchten die Sterne noch nicht so hell wie später, und der Mensch, der sich in einer wilden Gegend befindet, erwartet einen etwaigen Ueberfall gewöhnlich erst nach Mitternacht. Darum hatte Schwarz diese frühe Stunde gewählt. Die Leute stiegen in die Boote, und man stieß von den Schiffen ab.

Der „Sohn des Geheimnisses", der den See kannte, steuerte das erste Fahrzeug. Die andern folgten so eng hintereinander, daß sie einander nicht verlieren konnten. Es ging über die breite Wasserfläche hinüber, bis sich die Ufer den Männern in unheimlicher Dunkelheit entgegenstellten. Das Landen war nicht leicht; es gab dichtes Schilf in Menge, durch das sich die Boote mühsam arbeiten mußten, ohne allzuviel Geräusch zu verursachen; das nahm sehr viel Zeit weg, wurde aber endlich doch zu stande gebracht.

Nun stellte sich Schwarz mit Pfotenhauer an die Spitze, den Onbaschi in der Mitte. Es war allerdings zu vermuten, daß er sich vor dem Feldwebel nicht sehen lassen werde; aber es lag in der Möglichkeit, daß er die stille Absicht hegte, die Flucht zu ergreifen und nach Ombula zu Abu und Abd el Mot zu entkommen. Darum hatten die beiden nicht nur scharfe Augen auf ihn, sondern sie nahmen auch so enge Fühlung mit ihm, daß sie es gemerkt und also Zeit zum schnellen Zugreifen bekommen hätten, wenn er sich mit einer raschen Bewegung hätte entfernen wollen. Doch dieses Mißtrauen war glücklicherweise überflüssig; er zeigte sich jetzt und auch später als vollständig zuverlässig.

Die Leute hatten jetzt den See hinter sich und standen, von diesem aus gerechnet, am rechten Ufer der Mai-

jeh. Ein nicht allzu breiter Baumschlag, außerhalb von einzelnen Büschen umstanden, zog sich rund herum. Der Unbaschi führte die sich möglichst lautlos verhaltende Schar zwischen den Bäumen hindurch zu den Büschen, wo sie den freien Himmel über sich und ein leichteres Fortkommen als unter den Wipfeln der Bäume hatten.

Einer sich dicht hinter dem andern haltend, ging es nach der Spitze der Maijeh. Dort gab es eine hell erleuchtete Stelle. Zwei große Feuer brannten da, und weiter hinaus nach der in dichter Finsternis liegenden Ebene zählte Schwarz zehn kleinere Feuer, die einen Halbkreis bildeten und den vor der Maijeh liegenden freien Platz umschlossen. „Dort am Feuer liegt der Feldwebel?“ fragte er den Unbaschi.

„Ja, Herr,“ antwortete dieser. „Wenn wir näher gehen, kannst du ihn und seine Leute sehen.“

„Das werden wir jetzt noch nicht tun. Was sind das für kleine Feuer da draußen?“

„Das sind die Feuer der Wächter, damit die Tiere nicht des Nachts ausbrechen sollen.“

„Also zehn Wachen? Weißt du, in welcher Weise sie abgelöst werden?“

„Nur einmal, gerade um Mitternacht.“

„Eine nicht sehr kluge Einteilung, die uns aber die Ausführung unsres Vorhabens erleichtert, denn wir werden durch die Ablösung nicht gestört werden.“

„Worin, Effendi?“

„In der Aufhebung dieser Wachtposten, deren wir uns natürlich erst versichern müssen, ehe wir uns nach dem Lagerplatz verfügen. Du sollst dabei helfen!“

„Gern, Effendi! Ich merke gar wohl, daß du mir noch nicht traust; aber ich werde dir beweisen, daß du dich irrst. Was habe ich zu tun?“

„Du kennst diese Leute alle genau?“

„Natürlich! Sie waren ja meine Untergebenen.“

„Das ist sehr gut. Ich habe hundert Mann bei mir. Zwanzig mögen mir jetzt folgen, für jeden Posten zwei.“

Er bestimmte diejenigen, die ihm als die geeignetsten erschienen, ließ sie näher treten, damit sie seine leisen Worte verstehen könnten, und erteilte ihnen seine Weisung.

„Wir haben Stricke und Schnüre in hinreichender Anzahl mitgebracht,“ sagte er. „Nehmt so viele mit, als nötig sind, zehn Mann zu fesseln. Ich gehe mit dem Onbaschi voran, und ihr kommt leise hinterdrein. Wenn wir den ersten Posten erreichen, legt ihr euch nieder, um nicht von ihm gesehen zu werden. Der Onbaschi geht näher zu ihm hin und ruft ihn bei seinem Namen. Der Mann wird kommen und sich höchlichst wundern, den totgeglaubten Unteroffizier lebendig vor sich zu sehen. Dieser spricht einige Worte mit ihm und währenddem schleiche ich mich von hinten an den Mann und fasse ihn so fest bei der Kehle, daß er nicht um Hilfe rufen kann. Ihr bleibt liegen, um nicht etwa vom nächsten Posten gesehen zu werden; aber einer von euch schleicht herbei, um den Mann zu binden.“

„Was soll ich denn zu ihm sagen?“ fragte der Unteroffizier.

„Was dir gerade einfällt. Ein langes Gespräch wird es überhaupt nicht geben; ich werde schnell handeln und du kannst dir denken, daß er über dein Erscheinen so betroffen sein wird, daß ihm die Worte im Munde stecken bleiben. Die Hauptsache ist, daß du ihn so weit vom Feuer weglockst, daß es euch nicht mehr hell beleuchten kann, und daß du dich so stellst, daß er mir den

Rücken zukehren muß. Dies wird es mir ermöglichen, leichter an ihn zu kommen. Verstanden?"

„Ja, Effendi. Ich werde meine Aufgabe so ausführen, daß du mit mir zufrieden sein wirst."

„Gut für dich, Onbaschi! Denn wenn du Verrat üben würdest, so bekämst du augenblicklich meine Kugel in den Leib. — Bei jedem überwältigten Posten bleiben dann zwei Leute, einer, der sich an seiner Stelle an das Feuer setzt, um die Herde zu bewachen, und ein zweiter, der bei dem Posten bleibt, um ihn augenblicklich niederzustechen, falls er fliehen wollte. Dieser Zweite hat sich mit seinem Gefangenen möglichst weit vom Feuer zurückzuziehen, damit er nicht gesehen wird. Er kommt dann, wenn ich den Feldwebel gefangen genommen habe und einen Boten hierher sende, mit dem Gefesselten zu uns ins Lager. Habt ihr das alles genau verstanden?"

„Ja," antworteten die Zwanzig.

„Gut, so kann es beginnen. Die andern bleiben hier, bis ich zurückkehre, und haben sich ganz ruhig zu verhalten. Sollte unser Vorhaben aber mißlingen, so werde ich einen lauten Pfiff ausstoßen. In diesem Falle müssen alle Zurückgebliebenen sich schleunigst dort auf das Lager werfen und den Feldwebel mit seinen Leuten überwältigen. Jetzt kommt!"

Sie brachen auf, Schwarz und der Graue wie bisher an der Spitze. Auch der Slowak schloß sich ihnen an. Sie gingen in einem kleinen Bogen auf das erste Postenfeuer zu und kamen dabei an diejenige Stelle, von wo aus der Elefantenjäger mit Josef Schwarz das Lager des Feldwebels beobachtet hatte. Dort waren sie nur noch dreißig Schritte von dem Feuer entfernt, das, wie auch die übrigen neun, bei weitem nicht die Größe der

beiden hatte, die dort links im Lager brannten. Sein Schein drang also gar nicht weit in die Nacht hinaus.

Schwarz befahl den Leuten, mit Pfotenhauer hier zurückzubleiben, und schlich sich mit zwei Asakern und dem Unteroffizier näher. Nachdem sie die Hälfte der geringen Entfernung zurückgelegt hatten, legte er sich mit den beiden auf die Erde nieder; der Onbaschi aber sollte noch einige Schritte weiter gehen.

„Weißt du seinen Namen?" fragte Schwarz leise, indem er auf den Posten deutete, der regungslos am Feuer saß.

„Ja," antwortete der Unteroffizier. „Er heißt Salef und ist einer meiner besten Kameraden gewesen."

„So mach! Aber stelle dich, wenn du mit ihm sprichst, mit dem Rücken gegen das Feuer, damit er mir den seinigen zukehren muß!"

Der Onbaschi tat noch fünf oder sechs Schritte und blieb dann stehen. Er war zehn Schritte von dem Feuer entfernt, dessen Schein die Dunkelheit der Stelle, wo er stand, kaum durchdrang. „Salef!" rief er mit unterdrückter Stimme.

Der Posten horchte auf.

„Salef!" wiederholte der Onbaschi.

Der Posten blickte nach rechts hinüber zum nächsten Feuer. Er glaubte, von dorther gerufen worden zu sein. Dieses Feuer war vielleicht siebzig Schritte entfernt, und man konnte nicht einmal die Gestalt des dort befindlichen Wächters sehen.

„Salef!" rief der Onbaschi zum drittenmal, diesmal mit etwas lauterer Stimme.

Jetzt merkte der Posten, woher der Ruf kam. Er stand schnell auf, blickte sich um, ergriff sein Gewehr und fragte: „Wer ist da?"

„Ich. Kennst du mich denn nicht mehr?“

Der Posten sah einen Mann stehen, konnte aber seine Gesichtszüge nicht unterscheiden. Die Gestalt kam ihm bekannt vor, ebenso die Kleidung. Das beruhigte ihn.

„Sag deinen Namen und komm näher!“

„Ich darf nicht.“

„Warum?“

„Weil man mich sonst sehen könnte. Dein Feuer ist zu hell. Komm her zu mir!“

Der Posten machte eine Bewegung der Ueberraschung und sagte: „Allah schütze mich! Stehen die Toten auf? Bist du es wirklich, Onbaschi?“

„Ja, ich bin es.“

„Oder ist's dein Gespenst!“

„Nein; ich selber. Fürchte dich nicht!“

„Aber du bist doch tot, ertrunken im Fluß und gefressen von den Krokodilen!“

„Fällt mir gar nicht ein! Ich bin mit Absicht in den Fluß gefallen. Jetzt habe ich dir etwas zu sagen, was für dich sehr wichtig und vorteilhaft ist. Aber wenn ich zu dir an das Feuer komme, könnte mich der andre Posten sehen.“

„O, ihr Propheten und Kalifen! Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Der Onbaschi lebt; er ist nicht gestorben!“

„Schrei nicht so! Es ist nicht nötig, daß man hört, daß du mit jemand sprichst!“

Der Mann kam langsam und zögernd näher. Er traute doch nicht recht. Er war abergläubisch und hatte große Angst vor Geistern und Gespenstern. Er betrachtete den Onbaschi, ergriff ihn am Arm, drehte ihn herum, so daß er selbst mit dem Rücken gegen Schwarz zu stehen kam, und sagte dann aufatmend: „Allah sei

Dank! Es ist kein Gespenst, sondern du bist es wirklich! Aber, Mann, sage mir doch, weshalb du ins Wasser gesprungen bist!"

„Aus Klugheit. Ich wollte fort von hier."

„Fort von uns, die wir herrlich und in Freuden leben? Das nennst du Klugheit? Sind dir denn deine Gedanken — —?"

Er konnte nicht weitersprechen, denn die Hände des Deutschen legten sich in diesem Augenblick so fest um seinen Hals, daß ihm der Atem verging; das Gewehr entfiel ihm.

„Binden!" raunte Schwarz den darauf wartenden Asakern zu, indem er den Ueberraschten noch weiter vom Feuer weg in die Dunkelheit hineinzog.

Sie kamen herbei und fesselten den Mann, der dann niedergelegt wurde. Nun erst nahm ihm Schwarz die Hände vom Halse, zog sein Messer, beugte sich über ihn, setzte ihm dessen Spitze auf die nackte, unbekleidete Brust und drohte: „Sag kein lautes Wort, sonst ersteche ich dich!"

„Allah — — Allah — —" hauchte der Gefangene, nach Atem schnappend.

„Beruhige dich!" antwortete Schwarz. „Ich beabsichtige nicht, dir Böses zu tun. Gehorchst du meinem Befehl, still zu sein und nicht zu rufen, so wird dir nichts geschehen. Erhebst du aber deine Stimme auch nur so laut, daß sie an deinem eigenen Feuer gehört werden kann, so wird der Mann, den ich hier lasse, dir das Messer augenblicklich in das Herz stoßen. Das merke dir!"

„Wer bist du denn, und was wollt ihr hier?"

„Das geht dich nichts an. Also, wirst du schweigen, oder soll ich dir etwa einen Knebel in den Mund stopfen?"

„Nein, nein, da könnte ich ersticken! Ich schweige; ich sage kein Wort, keine einzige Silbe!"

„Das rate ich dir, dein Leben hängt an einem dünnen Haar!“

Nun setzte sich ein Asaker an das Feuer, ganz so, wie vorhin der Posten daran gesessen hatte. Ein zweiter Soldat kauerte sich bei dem im Dunkeln liegenden Gefangenen nieder und zog sein Messer, um es zum tödlichen Stoß bereit zu halten. Ihm sagte Schwarz: „Schicke ich dann den Baten, so lösest du ihm die Fesseln von den Füßen, daß er gehen kann, und bringst ihn zu mir. Aber an den Händen bleibt er gebunden, damit er dir nicht entkommen kann. Jetzt weiter!“

Nun kam Pfotenhauer mit den übrigen herbei und sagte leise: „Das haben S' gut g'macht! Wann's bei den andern ebenso g'lingt, so können wir zufrieden sein!“

Da antwortete der „Vater der elf Haare“ leise, aber in hörbar wegwerfendem Ton: „Hatt Sie dachte, daß es nicht kann gelungte? Herr Doktor Schwarz hatt beweiste schon bei Gelegenheit, öfteren, daß er gekonnte anschleichte alle Feinde, seinige und unsrige mit Sicherheit, vornehmer und tadelloser.“

„Vornehmer Sicherheit! Auch nit übel!“ brummte der Graue.

„Still!“ bat Schwarz. „Nicht etwa gar jetzt zanken!“

„Fällt mir gar nit ein!“ antwortete Pfotenhauer.

Der Onbaschi wollte auf das wohlverdiente Lob nicht verzichten und fragte: „Wie habe ich meine Sache gemacht, Effendi? Bist du mit mir zufrieden?“

„Sehr! Wenn du bei den andern Neun mit derselben Vorsicht und Klugheit verfährst, so sollst du eine Belohnung von mir bekommen.“

„Ich werde sie mir verdienen; diese Versicherung gebe ich dir! Da sind wir schon beim zweiten Feuer.“

„Kennst du den Namen auch dieses Mannes?“

„Ich kenne sie alle, wie ich dir bereits gesagt habe. Dieser Posten wird noch viel mehr erstaunt sein als der vorige, denn er stand dabei, als ich mich in das Wasser fallen ließ."

„So wird er umso leichter überrascht werden. Also hin zu ihm!"

Dieser zweite Wächter wurde auch unschädlich gemacht, und nach ihm auch die weiteren acht. Der Onbaschi fand sich außerordentlich gut in seine Rolle; er bediente sich stets derselben Worte, die kein einziges Mal ihre Wirkung versagten.

Als man mit dem letzten Posten fertig war, kehrten die vier, nämlich Schwarz, Pfotenhauer, der Kleine und der Onbaschi auf demselben Weg, den sie jetzt gemacht hatten, zu den auf sie Wartenden zurück. Bei dieser Gelegenheit überzeugten sie sich davon, daß an den Wachtfeuern alles in Ordnung war.

An der Stelle, wo die Asaker in tiefster Stille geharrt hatten, angekommen, sagte Schwarz zu dem Grauen: „Sie werden hier bei den Leuten bleiben; ich aber schleiche mich nach dem Lager, um es in Augenschein zu nehmen."

„Ist das notwendig?" fragte Pfotenhauer. „I tät gar nit viel Umständ' mit den paar Kerlen machen und gleich über sie herfallen."

„Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie recht. Aber wenn ich mich vorher anschleiche, bekomme ich wahrscheinlich manches zu hören, was uns von Vorteil ist."

„Aber Sie begeben sich in G'fahr!"

„O nein! Ich verstehe mich darauf, an jemand zu kommen, ohne daß er es bemerkt. Komme ich aber ja in Not, so werde ich schießen. In diesem Falle eilen Sie

mir sofort mit allen Leuten zu Hilfe. Solange ich dieses Zeichen nicht gebe, befinde ich mich in vollkommener Sicherheit. Sie brauchen also keine Sorge um mich zu haben, wenn ich längere Zeit fortbleibe."

Er ging. Pfotenhauer blickte ihm nach, bis er ihn nicht mehr sehen konnte, und räusperte sich dann unwillig. „Haltet euch bereit," sagte er zu den Asakern. „Ihr habt gehört, was der Effendi sagte. Sobald er schießt, springen wir nach dem Lager. Es ist tollkühn, sich ganz allein in eine Gefahr zu begeben, die man so leicht umgehen kann!"

Diese Worte ärgerten den „Vater der elf Haare". Er durfte nicht dulden, daß das Verhalten seines geliebten Herrn getadelt wurde; aber er wollte dem Tadler auch nicht vor den Soldaten entgegentreten, darum sagte er in deutscher Sprache, die nicht von ihnen verstanden wurde: „Was Herrrrr Doktor Schwarz hatt gemachte, seinte ganz gut und richtig!"

„So!" brummte der Graue. „Was versteht aan Dschelab davon!"

„Ich verstante gar wohl davon! Ich sein gewesene Zeit, sehr lange, bei Effendi, doktorigen, und hab' lernen kennte Person, seinige, sehr genau. Was er hatt gemachte, das hatt er gemachte stets richtig."

Der Graue nahm diese Belehrung oder Zurechtweisung ruhig hin. Er wollte jetzt, wo es galt, still und vorsichtig zu sein, allen Zwist vermeiden. Der Kleine wandte sich stolz, keine Entgegnung gefunden zu haben, den Asakern zu und erzählte ihnen, auf welche Weise die Posten überrumpelt worden seien. Er wollte dabei seine Person in den Vordergrund stellen, wurde aber von dem „Vater des Gelächters" zurückgewiesen, indem ihm dieser

erklärte: „Was du uns da erzählst, das haben wir schon gewußt.“

„So? Warst du denn dabei?“

„Nein. Aber der Effendi erklärte vorhin doch, wie es gemacht werden solle, und da es genau so geschehen ist, so brauchst du es uns nicht zu erzählen.“

„Aber weißt du denn, wie ich mich dabei verhalten habe?“

„Ja. Du hast gar nichts getan, sondern nur zugesehen. Oder willst du etwa von Heldentaten sprechen, die du gar nicht getan hast?“

„Schweig! Du warst nicht dabei und kannst also unmöglich wissen, welche Verdienste ich mir errungen habe. Willst du etwa behaupten, daß ich ein unbrauchbarer Mensch bin?“

„Nein, denn jeder Mensch, selbst der allerdümmste, ist zu etwas nütze!“

„Oho!“ stieß der Kleine zornig hervor. „Kommst du mir so? Nennst du mich den allerdümmsten Menschen? So wisse denn, daß ich sämtliche Wissenschaften studiert habe und auswendig kann! Was aber hast du gelernt? Nichts, gar nichts!“

„Laß mich in Ruhe mit deinen Wissenschaften! Wir wissen sehr genau, was wir davon zu halten haben. Ich bin dir da weit überlegen, denn ich kenne alle Völker und Dörfer, alle Länder und Einwohner des Erdkreises.“

„Das machst du mir nicht weis!“

„Ich habe es bewiesen auf der Seribah Madunga, wo du meine Fragen nicht beantworten konntest.“

„Und du ebensowenig die meinigen, du dreimaliger und zehnmaliger ‚Vater des Gelächters‘ und der Lächerlichkeit!“

„Schimpfe nicht! Wie lautet denn dein Name?

‚Vater der elf Haare', rechts sechs und links fünf kleine Borsten!"

„Was meinen Namen betrifft, so brauche ich mich seiner nicht zu schämen. Man nennt mich Abu el buz, ‚Vater des Maules', weil die vordere Hälfte des Löwen mein Eigentum geworden ist. Du aber hast dich mit der hinteren zufrieden geben müssen, du armer ‚Vater des Schwanzes'!"

„Weil das Los so gefallen ist. Wie lautet denn dein eigentlicher Name, den du in deiner Heimat trägst? Ich habe ihn mir gemerkt. Uszkar Istwan heißt er. Wer einen so kurzen Namen trägt, kann kein berühmter Mann sein. Höre dagegen den meinigen! Ich bin Hadschi Ali Ben Hadschi Ishak al Fareſi Ibn Otaiba Abu l'Oscher Ben Hadschi Marwan Omar el Gandeſi Hafid Jacub Abd' Allah el Sandschaki!"

„Um Allahs willen, halt ein!" rief der Kleine. „Du ziehst diesen ewig langen Namen ja aus dem Munde, wie der Effendi heute den Wurm aus der Beule des Abaka-Negers gewickelt hat!"

„Willst du wohl schweigen!" fuhr ihn der Graue an. „Du schreist ja, daß man es dort beim Feuer hören muß. Willst du, daß man auf uns aufmerksam wird und der Effendi deinetwegen in Gefahr gerät!"

Das half. Der Kleine war still; aber nach einer Weile trat er nahe an den „Vater des Gelächters" heran und fragte ihn leise: „Aergerst du dich, Hadschi Ali?"

„Ja," antwortete dieser. „Du dich aber wohl auch?"

„Natürlich!"

„Wer ist schuld daran?"

„Ich!"

„Nein, ich!"

„Also alle beide?"

„Ja. Darum ist der eine gerade so viel wert wie der andre. Verzeihst du mir?“

„Ja. Und du mir auch?“

„Ganz gern. Gib mir deine Hand! Wir wollen uns nicht wieder zanken.“

„Nein. Wenigstens heute nicht mehr. Das verspreche ich dir!“

Indessen hatte Schwarz die Nähe des Lagers erreicht. Dieses befand sich an einer Stelle des Ufers, wo die Büsche aus der Ebene unter die Bäume zurückgewichen waren, ein Umstand, der dem Deutschen sehr lieb sein mußte. Die nackten Baumstämme allein hätten ihm kein vollständig sicheres Versteck geboten. Da sich aber das Gesträuch zwischen ihnen befand, so konnte er sich hinter und in diesem leichter nähern.

Die Sklavenjäger saßen zwischen den beiden Feuern, so daß sie von den hier am Wasser sehr zahlreichen Stechfliegen weniger belästigt werden konnten. Ueber der einen Flamme hing ein tönernes Gefäß, worin Fische gesotten wurden, die man in der Maijeh gefangen hatte. Die mitgenommenen Sklavinnen rieben Durrah zu Mehl und buken am andern Feuer die bekannten Fladen.

Die Männer hatten alle ihre Pfeifen im Munde. Der Vorrat des aus der Seribah entführten Tabaks war ein so bedeutender, daß die Abtrünnigen vom Morgen bis zum Abend rauchen konnten. Jenseits der Feuer lag das Gepäck unter den Bäumen; ob es viel oder wenig war, konnte Schwarz nicht sehen. Er kroch auf Händen und Füßen näher und immer näher, bis er zwei Büsche erreichte, die sich kaum fünf Schritte weit von dem ersten Feuer befanden. Sie standen nahe beisammen. Unter und zwischen ihnen war Raum für einen Menschen. Der Deutsche schob sich langsam und vorsich-

tig hinein und zog dann seinen Körper möglichst zusammen, um wenig Raum einzunehmen.

Er konnte nun den Kreis der Männer überblicken. Sie mußten wohl alle anwesend sein, denn er zählte einundvierzig. Der erste Blick gleich zeigte, welcher von ihnen der Feldwebel war. Er saß dem Lauscher nahe und führte das Wort. Schwarz konnte alles hören.

„Es tut mir leid," sagte der Alte soeben, „daß er ertrunken ist; aber schade ist es eigentlich nicht um ihn. Allah hat es gewollt, und so ist es das beste gewesen. Dieser Onbaschi war uns nicht sicher genug. Er haßte Abd el Mot, aber er hing zu sehr an Abu el Mot. Wir konnten uns nicht auf ihn verlassen. Ich hatte ihn stets im Verdacht, daß er uns entlaufen werde, um uns zu verraten."

„Das konnte er gar nicht wagen," bemerkte einer.

„Warum nicht?"

„Weil Abu el Mot ihm sofort als Verräter eine Kugel gegeben hätte."

„Das glaube ja nicht! Er hätte ihn begnadigt. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß der Onbaschi die Sache so dargestellt hätte, daß auf ihn gar keine oder nur sehr wenig Schuld gefallen wäre. Wehe aber dann uns! Fielen wir infolge eines solchen Verrats Abu el Mot in die Hände, so würde er sich alle möglichen Qualen ausdenken, um sie uns erleiden zu lassen."

„Das ist wahr. Und darum sollten wir nicht hier liegen bleiben!"

„O, wir sind hier ganz sicher!"

„Das glaube ich nicht. Wenn der Herr nach der Seribah kommt und sie verwüstet findet, so geht er zu den Dschur, von denen er alles erfährt. Dann kommt er

uns mit den Rüehr, die er anwerben wollte, nach, und wir sind verloren."

„Ja, wenn! Aber er wird eben jetzt noch nicht kommen."

„Weißt du das denn?"

„Ich vermute es. Sage mir doch einmal, ob er von der Ghasuah weiß, die Abd el Mot nach Ombula unternommen hat!"

„Kein Wort weiß er. Abd el Mot hat sie auf sein Risiko unternommen."

„Würde dieser wohl nach Ombula gegangen sein zu einer Zeit, während welcher der Herr zurückkehrt?"

„Das ist nicht wahrscheinlich."

„Nun, so sage ich euch, Abd el Mot ist noch nicht von Ombula zurück, folglich kehrt auch Abu el Mot noch nicht heim. Wir sind also ganz sicher vor diesem ‚Vater des Todes' und können in aller Ruhe und ohne Sorgen hier bleiben und die Rückkehr der Ghasuah erwarten."

„Wenn du dich nur mit dieser nicht täuschest! Es fragt sich, ob die Kameraden von Abd el Mot zu uns überlaufen."

„Sie kommen; darauf könnt ihr euch verlassen. Ich kenne meine Leute."

„Wollen es hoffen! Ich glaube es auch, da keiner von allen diesen Abd el Mot gern leiden mag. Freilich werden wir uns dann vielen und großen Mühen und Beschwerden zu unterziehen haben. Bedenke, daß die Ghasuah eine Menge von Sklaven und Tieren mitbringen wird. Dazu die Herden, die wir hier haben. Das gibt einen Transport, der sehr schwierig ist. Wir kommen, wenn wir damit nach Süden wollen, nur höchst langsam fort, und da steht zu befürchten, daß Abu el Mot uns mit seinen Ruehrs einholen wird."

„Meinst du, daß ich das nicht auch bedacht habe? Aber wenn die Leute der Ghasuah zu uns übergehen, so sind wir stark genug gegen die Ruehr, obgleich wir ihre Zahl nicht kennen. Zweihundert, höchstens dreihundert wird er bringen. Wir aber zählen weit über fünfhundert Mann. Und was die Tiere betrifft, so werden wir uns nicht mit ihnen zu schleppen brauchen. Wir verkaufen sie."

„Das ist schwierig!"

„O nein. Man muß das Geschäft nur verstehen. Wir vertauschen sie gegen Elfenbein."

„Allah! Welch ein Gedanke!"

„Gefällt er dir?"

„Er ist kostbar. Aber die Sache hat Eile. Wir bleiben doch nicht noch wochenlang hier!"

Der Feldwebel tat einen tiefen Zug aus der Pfeife, blies den Rauch von sich, strich sich den Bart und sagte, wohlgefällig lächelnd: „Ja, da seht ihr wieder einmal, was ihr jetzt für einen Anführer habt! Ich ritt gestern hier fort und kehrte erst heute gegen Abend zurück. Wo bin ich wohl gewesen?"

„Du hast es uns ja gesagt: nach Ombula zu, um dich heimlich zu unterrichten, wie es dort steht."

„Ist mir nicht eingefallen. Ich war bei den Dor-Negern, die fast einen ganzen Tagesritt entfernt wohnen."

„Wirklich? Wegen des Elfenbeins?"

„Ja."

„Das ist gut, das ist gut!"

Nicht bloß der eine rief dies aus, sondern es stimmten alle mit ihm ein. Die lästigen Tiere gegen Elfenbein, das man mit großem Gewinn verkaufen konnte, los zu werden, war ihnen allen höchst willkommen.

„Die Dor-Neger sind die berühmtesten Elfenbein-

händler," fuhr der Feldwebel fort. „Ich habe ihre Gruben gesehen. Sie sammeln das Bein jahrelang und verstecken es in Gruben, bis sich eine Gelegenheit bietet, es gegen Rinder zu vertauschen. Diese Gruben halten sie geheim, damit ihre Schätze ihnen nicht gestohlen werden; aber als ich ihnen sagte, was ich wollte, da öffneten sie eine davon, um mir deren Inhalt zu zeigen. Ich sage euch, daß ich mit Staunen dabei stand. Und der Preis, den sie forderten, war so gering, daß wir ein Geschäft machen werden, wie Abu el Mot noch keins gemacht hat."

„Hast du denn bereits mit ihnen gehandelt?"

„Ich habe ihnen gesagt, wie viele Tiere sie von uns erhalten können, und so wollen sie morgen kommen und den Handel abschließen. Sie bringen viele Lasten Elfenbein mit."

„Morgen also? Um welche Zeit?"

„Ich sagte ihnen, daß wir Eile haben. Sie werden infolgedessen schon heute aufbrechen, die ganze Nacht hindurch marschieren und bereits mit Anbruch des Tages hier sein."

„Das ist — — — —"

Der Sprecher wurde unterbrochen. Man vernahm den nahenden Hufschlag eines Pferdes. Eine laute Stimme ertönte von dem ersten, nach Süden gelegenen Postenfeuer herüber, eine andre antwortete. Man hörte darauf einen Ausruf der Ueberraschung, und dann kam der Reiter herbei.

Die Leute waren aufgesprungen und blickten dem Nahenden erwartungsvoll entgegen. Wer mochte es sein? Er kam aus südlicher Richtung, und dort lag Ombula. War er vielleicht ein Bote von Abd el Mot?

Diese Vermutung bestätigte sich. Als der Reiter das Feuer erreicht hatte und sie sein Gesicht sehen konnten,

rief der Feldwebel aus: „Babar, du bist es? Sei willkommen und steige vom Pferd!“

Der Angekommene sprang aus dem Sattel, trat in den Kreis seiner Kameraden, von deren Abfall er noch keine Ahnung hatte, sah einen nach dem andern erstaunt an und rief: „Bei Allah, ich weiß nicht, ob ich meinen Augen trauen darf! Sehe ich denn recht? Ihr hier, die ich in der Seribah vermute! Und auch du mit, Feldwebel! Du warst ja Gefangener!“

„Ich bin frei, wie du siehst,“ antwortete dieser.

„Wer hat dir denn die Freiheit wiedergegeben? Abu el Mot? Ist er schon zurück?“

„Davon später! Jetzt sage mir erst einmal, ob die Ghasuah Erfolg gehabt hat.“

„Einen ungeheuern. Wir haben wohl an die tausend Sklaven.“

„Und nun kommt ihr zurück?“

„Noch nicht. Das Glück hat Abd el Mot unternehmend gemacht. Er überfällt noch ein andres Dorf, wo er vielleicht ebensoviele Schwarze fangen wird.“

„So ist er also nicht mehr in Ombula?“

„Nein. Diese Gegend wurde ihm zu unsicher. Man kann sich dort nicht verteidigen, da alles niedergebrannt ist, und doch steht zu erwarten, daß die Belanda sich versammeln werden, um uns unsern Raub wieder abzujagen. Darum hat er seine Asaker geteilt. Mit dreihundert ist er weitergezogen, um noch mehr Sklaven zu machen, und zweihundert sind eine Strecke rückwärts gegangen, bis an einen Ort, wo man sich gegen einen Ueberfall leicht wehren kann.“

„Wo ist dieser Ort?“

„Einen halben Tagemarsch von hier, und ganz ebenso weit von Ombula. Es ist ein nicht ganz aus-

getrocknetes Regenbett, wo wir auf dem Hinmarsch zwei Weiße fingen, die nach Ombula wollten, um den Belanda unsre Ghasuah zu verraten. Hinter diesem Regenbett liegt eine Maijeh, und zwischen beiden lagern wir."

„Und wo willst du hin?"

„Nach der Seribah zu Abu el Mot."

„Allah! Ist er zurück?"

„Das mußt du doch besser wissen als ich! Abd el Mot meint, daß er nun heimgekehrt sein müsse, und sendet mich zu ihm, um ihm zu sagen, er möge mit den Ruehr schnell nachkommen, da wir an Zahl zu wenig sind, so viele Sklaven zu transportieren und, wenn wir angegriffen werden, zugleich auch zu verteidigen."

„Teufel!" rief der Feldwebel. „Abu el Mot schon zurück! Wer konnte das denken! Vielleicht ist er schon hinter uns her!"

„Hinter euch her? Wie habe ich das zu verstehen? Seid ihr denn ohne seine Erlaubnis aus der Seribah fort?"

„Ja."

„Ist's möglich? So stehen die Tokuls verlassen?"

„Sie stehen nicht verlassen, sondern sie stehen überhaupt nicht mehr; sie sind verbrannt."

„Verb — — —"

Das Wort wollte nicht über seine Lippen. Der Feldwebel nickte ihm mit einem zweideutigen Lächeln zu und fuhr fort: „Die ganze Seribah liegt in Asche. Setze dich mit uns ans Feuer! Ich werde dir erzählen, was geschehen ist...."

Dies und manches andere hatte Schwarz gehört und gesehen; nun aber glaubte er genug zu wissen. Er kroch in die Büsche zurück und schlich sich davon. Als er bei seinen Leuten ankam, sagte Pfotenhauer: „Das war halt eine

lange Zeit, die wir auf Sie warten mußten, wohl über eine ganze Stund'. Haben S' denn was g'hört?"

„Genug, mehr als genug! Mein Bruder ist gefangen!"

„Tausend Teufel! Wissen S' das aber auch g'wiß?"

„Ja. Einen halben Tagemarsch von hier ist er mit dem Elefantenjäger in die Hände Abd el Mots geraten."

„Und wo ist er jetzt?"

„Das weiß ich nicht. Ich wollte nicht so lange warten, bis alles erzählt war. Aber ich werde es erfahren."

„So machen S' schnell! Wir müssen natürlich rasch aufbrechen, um die beiden herauszuholen."

„Das versteht sich ganz von selbst. Aber diese Nacht müssen wir noch hier bleiben. Die Ghasuah ist gelungen. Ombula steht nicht mehr. Tausend Sklaven befinden sich in den Händen Abd el Mots, und er will sogar noch mehr haben!"

„So! Das ist ja ganz entsetzlich! Nun, wir werden ihm einen Querstrich durch die Rechnung machen, der ihm gar vielleicht durchs Leben geht. Aber erzählen S' deutlicher, was dort an den Feuern g'sprochen worden ist. Wenn Ihr Bruder, der Sepp, mein Spezial, g'fangen worden ist, so muß i doch ebensogut wie Sie derfahren und wissen, wie dieser Abd el Mot das ang'fangen hat. Nachhero kann man sich besser überlegen, wie man ihn wieder herausbekommt."

Schwarz erzählte ihm Wort für Wort, was er gehört hatte. Darüber geriet der Graue in einen fürchterlichen Zorn. Er stieß, als Schwarz geendet hatte, mit unterdrückter Stimme hervor: „So steht's also, so! Den Sepp haben s' mir wegg'fangen, und wer weiß, was sie mit ihm machen werden! Erfahren haben s', daß er die Neger hat warnen g'wollt. Also werden sie eine große

Rach' auf ihn haben und ihn wohl nit wie einen willkommenen Kirmisgast b'handeln. Aber i komm', i, der Vogelnazi, komm' schon hin, und wehe euch, wenn ihr ihm aan einzig Haar gekrümmt habt! Jetztund aber schnell hin ans Feuer, sonst müssen wir g'wärtig sein, daß uns die G'schichte gar noch mißrat!"

„Das steht zwar nicht zu befürchten, aber möglich ist es, daß der Feldwebel jetzt schleunigst eine Bestimmung trifft, die uns die Sache erschwert.

„Welche denn?"

„Er weiß nun, daß Abu el Mot wieder zurück ist. Dieser kann sich zur Verfolgung schon unterwegs befinden, und darum wird der Feldwebel wohl auf den Gedanken kommen, ihm einen Sicherheitsposten entgegenzuschicken."

„Na, das wär' auch kein Unglück für uns, denn diesen Posten würden wir gleich wegfangen. Aber i mag keine Minute länger warten. Wollen machen, daß wir an sie kommen!"

„Ja, es ist Zeit. Wir teilen uns. Achtzig Mann haben wir, mit denen wir sie vollständig einschließen müssen, so daß kein einziger entkommen kann. Ich nehme davon nur dreißig und führe sie dahin, wo ich jetzt gewesen bin. Wir legen uns zwischen das Lager und die Maijeh unter die Büsche und Bäume. Sie umzingeln mit den übrigen fünfzig Mann das Lager nach der Ebene hin, indem Sie sich zwischen den zwei Feuern und den Tieren, die da rechts lagern, hindurchschleichen. Ihre Leute müssen eine halbe Kreislinie bilden, die an ihren beiden Enden auf die gerade Linie stößt, wo meine Leute liegen. Ist das geschehen, so gibt es keine Lücke mehr, und wir dringen auf die Kerls ein. Töten wollen wir nicht. Wir werfen sie einfach nieder. Der Schreck

wird unser Gehilfe sein. Nur wenn sich einer mit der Waffe wehrt, wird er getötet."

„Hatten sie die G'wehr bei sich?"

„Nein; die standen bei dem Gepäck; aber Messer und Pistolen gab es in den Gürteln. Die Hauptsache ist, daß wir schnell über sie kommen und sie gleich erdrücken. Was mich betrifft, so schlage ich diejenigen, die ich erreichen kann, nieder, daß sie die Besinnung verlieren und leicht gebunden werden können."

„Das ist das klügste, was es geben kann. Achtzig gegen vierzig? Wann wir sie schonen und nur mit der Faust niederringen wollen, so können uns leicht welche entgehen. I sag' meinen Leuten, daß sie gar nix sagen, gar nit reden sollen; sie sollen still auf sie eindringen und mit den Kolben zuschlagen. Jeder Hieb einen Mann, und zwar auf den Kopf. Nicht wahr?"

„Ja, das halte auch ich für das beste."

„Aber wie derfahr i, wann Sie bereit sind, oder Sie, daß i es bin?"

„Wir müssen uns ein Zeichen geben."

„Gut. Nehmen wir die Stimme eines Vogels! Kennen S' vielleicht den Abdimistorch?"

„Ja."

„Wie heißt er lateinisch?"

„Sphenorhynchus Abdimi."

„Richtig! Und arabisch?"

„Simbil oder Simbila."

„Und sudanesisch?"

„Schumbriah."

„Sehr gut!" lob der Graue, der selbst jetzt das Examinieren nicht lassen konnte. „Dieser Storch läßt, wenn er schlafen 'gangen ist und g'stört wird, aan schnarrendes Klappern hören. Kennen S' das?"

„Ja.“

„Aber nachmachen können S' nit?“

„Sehr gut sogar; es ist nicht schwer.“

„Gut. Das soll das Zeichen sein. Wer zuerst fertig ist, der gibt es. Und wann der andre es wiederholt, so ist das der Augenblick, wo zug'schlagen werden soll. Also los!“

Die achtzig Männer wurden unterrichtet, wie sie sich zu verhalten hatten, dann gingen sie in zwei Abteilungen auseinander. Denen, welche Schwarz anführte, war die schwierigere Aufgabe zugefallen. Sie hatten sich in das Gebüsch zu schleichen und dort festzusetzen, wobei jedes Geräusch vermieden werden mußte. Dabei war Schwarz gezwungen, jedem seine Stelle anzuweisen, was Zeit erforderte. Hie und da stieß einer gegen die Zweige, daß sie raschelten. Glücklicherweise war das Gespräch, das jetzt am Feuer geführt wurde, ein so lautes, daß dieses Rascheln vom Feinde nicht bemerkt wurde.

Schwarz selbst postierte sich in die Mitte seiner Aufstellung, gerade hinter dem Feldwebel, den sein erster Hieb treffen sollte. Die Hauptperson aber für ihn war Babar, der Bote Abd el Mots. Von diesem allein konnte er erfahren, was er wissen wollte und wissen mußte; darum richtete er auf ihn sein Hauptaugenmerk.

Eben hatte er sich niedergekauert, als der Graue das verabredete Zeichen ertönen ließ. Zu gleicher Zeit hörte er, daß der Feldwebel den Boten fragte: „Nun sei klug und wähle! Ich habe dir alles erklärt und auseinandergesetzt. Zu wem willst du halten, zu mir oder zu Abu el Mot?“

„Zu dir natürlich,“ erklärte Babar. „Bei dir wird es ein ganz andres Leben geben als bei ihm, und ich sage dir, daß die meisten von uns, wenn sie kommen, sich

auf deine Seite stellen werden. Freilich ist's ein Wagnis. Wenn Abu el Mot kommt, sind wir verloren."

„Noch nicht. Ich fürchte mich nicht."

„Bedenke, fünfzig sind wir; er aber bringt einige Hundert mit!"

„Wir werden mehr als fünfzig sein. Wie die Sachen stehen, muß ich meinen Plan ändern. Ich darf nicht hier liegen bleiben und mich von Abu el Mot abwürgen lassen. Morgen mit dem Frühesten kommen die Dor mit dem Elfenbein. Ich schließe den Handel so rasch wie möglich ab, und dann brechen wir nach Ombula auf. Wenn ich die Fahne der Empörung entfalte, fallen mir alle Kameraden zu, und dann mag Abu el Mot kommen. Ich gebe ihm eine Kugel, und damit hat seine Herrschaft ein Ende."

„Und die deinige beginnt!" stimmte der Bote bei.

Er sollte nicht recht behalten, denn gerade jetzt wurde dafür gesorgt, daß die Herrschaft des Feldwebels gar nicht beginnen sollte. Schwarz gab das Zeichen, sprang vor und schlug den Alten mit solcher Macht gegen die Schläfe, daß er lautlos zur Seite fiel und da wie tot liegen blieb. Im nächsten Augenblick schmetterte seine Faust den Boten nieder.

Das geschah so schnell, daß die Sklavenjäger gar nicht Zeit fanden, eine abwehrende Bewegung zu machen. Sie saßen auch dann noch vor Schreck lautlos da, als die Angreifer von allen Seiten über sie herfielen. Erst als die meisten von ihnen niedergeschlagen waren, erhoben die andern ihre Stimmen und versuchten, sich zu wehren, doch ohne den geringsten Erfolg.

Das war ein ganz eigenartiger Kampf, wie ihn der mehr als lebhafte Sudanese, der nichts ohne Geschrei tun kann, eigentlich gar nicht kennt. Die Angreifenden

kamen ihrer Weisung wörtlich nach. Keiner von ihnen sprach ein Wort; sie schlugen mit den Kolben zu, und fast jeder Hieb fällte seinen Mann. Die wenigen, welche die gegen sie gerichteten Schläge mit den Armen aufgefangen hatten, baten um Gnade. Sie sahen ein, daß Widerstand vergeblich sein werde.

Jeder Asaker hatte sich mit einem Strick, einer Schnur oder etwas Aehnlichem versehen, und noch keine Viertelstunde, nachdem Schwarz das Zeichen des Grauen erwidert hatte, lag die ganze Mannschaft des Feldwebels, und auch er selbst, gefesselt da.

Es läßt sich denken, welche Augen er machte, als er aus seiner Ohnmacht erwachte. Er wollte sich mit der Hand an die Stelle langen, wo ihn die Faust des Deutschen getroffen hatte; aber er konnte nicht, denn er war gefesselt. Er riß die Augen auf und blickte im Kreise umher. Da sah er die Seinen gebunden und rundum standen die Gestalten der Asaker, stumm und die Hände auf ihre Gewehre gestützt. Sein Auge fiel auf Schwarz und Pfotenhauer; er sagte noch immer nichts; auch kein andrer sprach. Dann traf sein Blick einen — —

„Allah ia sillib — Gott allmächtiger!" schrie er auf, indem er sich vor Entsetzen aufbäumen wollte, aber nicht konnte. „Herr, schütze mich vor dem neunundneunzigmal gesteinigten Teufel! Wandeln die abgeschiedenen Geister auf der Erde umher?"

Der Onbaschi war es, den er sah. Dieser antwortete: „Ja, sie wandeln. Es sind die Dschinn el intikam[1]), welche den Wortbrüchigen verfolgen. Du verführtest mich, indem du sagtest, daß ich mit dir gebieten solle. Du hieltest nicht Wort und wolltest mir befehlen. Nun ereilt dich die Strafe."

[1]) Geister der Rache.

Der Alte antwortete nicht. Er ſtarrte den Unteroffizier noch immer mit einem faſt ſeelenloſen Blick an. Dieſer fuhr fort: „Ich ſprang mit Abſicht in das Waſſer und ſchwamm darunter fort, um Abu el Mot zu holen. Allah hat es anders gefügt. Ihr ſeid nun nicht in ſeine Hände gefallen, ſondern ihr ſeid die Gefangenen dieſer beiden Effendina, in deren Hände euer Leben gegeben iſt.“

„Er lebt! Er iſt nicht tot!“ ſtieß der Feldwebel jetzt hervor. „Er iſt nicht ertrunken, ſondern — — — er iſt ein Verräter! Allah verbrenne ihn! Wer aber ſind die Männer, die es gewagt haben, uns zu überfallen, ohne daß wir ſie beleidigt haben. Bindet uns augenblicklich los!“

Dieſe Worte waren an Schwarz gerichtet. „Nur Geduld!“ antwortete dieſer. „Du wirſt deine Feſſeln nicht immer tragen.“

„Nicht eine Stunde, nicht eine Minute, nicht einen Augenblick länger will ich ſie tragen! Mache mich frei, ſonſt biſt du verloren! Du weißt nicht, daß wir uns nicht allein hier befinden. Wir haben noch mehr Krieger da!“

„Du meinſt da draußen die zehn Wächter? Die liegen ſeit faſt zwei Stunden bei ihren Feuern, ebenſo gefeſſelt wie du. Der Mann, welcher Babar hereingelaſſen hat, war einer meiner Leute, nicht aber ein Kamerad von euch.“

„Woher kennſt du meinen Namen?“ fragte der Bote.

„Ich kenne ihn; das iſt genug. Und nun hört, was ich euch ſagen werde!“

Er ſetzte ſich vor dem Feldwebel und Babar nieder und fuhr fort: „Ihr habt euch gegen Abu el Mot empört; aber ihr ſeid nicht aus dieſem Grunde gefangen genommen worden. Auch ich bin ſein Feind und derjenige von Abd el Mot. Ich überfiel euch nur darum, weil ihr zu

ihm gehört habt. Ob ich euch die Freiheit wiedergebe, das kommt auf euch an. Euer Leben liegt in meiner Hand."

„Effendi, wer bist du?" fragte der Feldwebel.

„Das brauchst du in diesem Augenblick nicht zu erfahren. Ich will dir sagen, daß Abu el Mot zurück ist. Er kam mit dreihundert Muehr. Ich überfiel und besiegte ihn, und nun befindet er sich auf der Flucht nach Ombula. Ich werde ihn auch dort überfallen und — —"

„Laß uns frei! Wir helfen dir!" rief der Feldwebel.

„Ich bedarf eurer Hilfe nicht. Ihr habt euch gegen euren Herrn empört und ihm euer Wort gebrochen; ich kann euch nicht gebrauchen. Euer Handwerk ist ein Verbrechen, und Abu el Mot ist ein großer Sünder. Dennoch seid ihr Meineidige gegen ihn, und ich mag nichts mit euch zu schaffen haben. Ihr habt alle den Tod verdient; aber ob ich euch richte oder euch euerem Gewissen überlasse, das soll dieser Mann entscheiden."

Er deutete auf den Boten.

„Ich, Effendi?" fragte dieser.

„Ja, du. Auf dich allein soll es ankommen, ob ich euch begnadige oder nicht."

„Was soll ich tun?"

„Mir aufrichtig antworten"

„Frage mich! Wenn ich kann, werde ich dir alles sagen, was ich weiß."

„Du kannst, wenn du nur willst. Ihr habt eine halbe Tagereise von hier zwei weiße Gefangene gemacht?"

„Ja."

„Sag vor allen Dingen, leben sie noch?"

„Ja. Sie sind gesund und wohl, aber Abd el Mot will sie töten."

„Wann?"

„Wenn er in die Seribah zurückgekehrt ist."

„Gott sei Dank! So ist es also noch nicht zu spät! Wer sind diese Männer."

„Der eine ist ein fremder Effendi, ein Giaur, dessen Gesicht dem deinigen ähnlich ist, und der zweite ist ein Emir, ein Araber."

„Kennst du seinen Namen?"

„Abd el Mot nannte diesen, als er ihn an der Maijeh zuerst erblickte, dann aber nicht wieder. Er hieß ihn Emir von Kenadem, Barak el Kasi."

Da ertönte ein lauter Schrei. Derselbe kam von den Lippen des „Sohnes des Geheimnisses". Dieser sprang hervor, auf Babar zu und rief, indem sich in seiner Haltung, seiner Stimme und auf seinem Gesicht die größte Erregung aussprach: „Wie war das? Welche Namen sagtest du?"

„Emir von Kenadem."

„Ke—na—dem! Kenadem!" wiederholte er erst langsam und dann schnell. Auf seinen Wangen kam und ging die Röte, und sein Atem flog, als er fortfuhr: „Kenadem! O, mein Kopf, mein Gedächtnis, meine Erinnerung! Allah, Allah! Kenadem, Kenadem! Welch ein süßes, welch ein herrliches Wort! Ich kannte es; es lag in mir begraben, nein, nicht begraben, sondern es schlief nur und brauchte bloß aufgeweckt zu werden! Aber ich fand keinen Menschen, der es nannte, der es aussprach. Kenadem, so hieß meine Heimat, so hieß der Ort, wo meine Eltern wohnten! Kenadem, Kenadem! Wo liegt es? Wer weiß, wo es liegt?"

Er sah sich im Kreise um, mit einem Blick, einem Gesichtsausdruck, als ob von der Antwort sein Leben abhängig sei.

„Es liegt in Dar Runge," antwortete Schwarz. „Südlich vom See Rahat Gerasi."

„Kennſt du es, Effendi, biſt du dort geweſen?“

„Nein; aber ich habe dieſen Namen in Büchern geleſen und auf Karten gefunden.“

„In Büchern und auf Karten! Allah, o Allah! Iſt's wahr? Iſt's möglich? O, Herr, o, Effendi, wie glücklich machſt du mich durch dieſe Worte!“ Nun wendete er ſich wieder an Babar: „Und welchen Namen führte der Emir?“

„Barak el Kaſi.“

„Ba—rak—el—Ka—ſi— —“ wiederholte Abd es Sirr, indem er die Hand an die Stirn legte, als ob er dort eine Erinnerung herauspreſſen wolle. Dann zuckte er zuſammen und rief aus: „Ich hab' es; ich weiß es! Ja, ja, ſo iſt es. Barak el Kaſi[1]), ſo wurde mein Vater genannt. Wenn er einen Untertan beſtrafen oder einen Sklaven peitſchen ließ, ſo ſtand er finſtern Angeſichts dabei und ſagte: ‚Ihr nennt mich Barak el Kaſi, nun wohl, ſo will ich es auch ſein!‘ Darum haßte ich dieſen Namen, und meine Mutter erbleichte, wenn ſie ihn hörte. Und der Mann, den Abd el Mot gefangen hält, iſt Barak el Kaſi, der Emir von Kenadem?“

„Ja.“

„Mein Vater, mein Vater! Ich muß zu dir, zu dir! Effendi, laß uns aufbrechen! Ich muß augenblicklich fort, um ihn aus den Händen ſeines Peinigers zu befreien!“

„Komm zu dir! Beherrſche dich, Abd es Sirr!“ bat der Deutſche. „Gedulde dich bis zum Morgen; dann brechen wir auf.“

„Bis zum Morgen! Welch eine Ewigkeit! Aber du haſt recht, Effendi; mein Herz will fort, aber mein Kopf rät mir Geduld. Und wie haſt du mich ſoeben genannt?

[1]) Barak der Strenge.

Abd es Sirr, Diener oder ‚Sohn des Geheimnisses'! So hieß ich viele Jahre lang; aber nun werfe ich diesen Namen von mir; denn von jetzt an ist er eine Lüge. Das Geheimnis ist jetzt offenbar. Ich heiße Mesuf; also ist mein Name Mesuf Ben Barak el Kasi el Kenademi! Ich kenne meinen Namen; ich kenne meine Heimat! O, Effendi, halte mich nicht! Ich muß fort in die Nacht und in die Einsamkeit, sonst zerspringt mir die Brust und das Herz!"

Er eilte davon. Schwarz wollte ihm eine Warnung nachrufen, tat es aber doch nicht. Er kannte den Jüngling und wußte, daß er zurückkehren werde, sobald er sich beruhigt hatte.

Pfotenhauer drehte sich um, damit man die Tränen nicht sehen möge, die ihm in den Augen standen, und brummte: „Blitzbub, sakrischer! Wann i auch so einen hätt'! Und da reden und schreiben daheim die G'lehrten, daß die halbwilden Völker weder Herz noch Seel' besäßen! Sie mögen nur herkommen und sich die Leut' mit eigenen Augen b'sehen! Was meinen S', hab' i recht?"

„Gewiß!" antwortete Schwarz, an den diese Frage gerichtet war. „Diese Szene ist auch mir ans Herz gegangen. Aber wir müssen jetzt auch noch anderes erfahren."

„Von Ihrem Bruder, meinem Spezi? Ja! Fragen S' nur schnell weiter!"

Schwarz wendete sich wieder an Babar: „Du sagtest, daß Abd el Mot diesen Emir kannte. Erkannte dieser auch ihn?"

„Ja, er nannte ihn sogar beim Namen."

„Hast du ihn vielleicht gemerkt?"

„Ja; er lautete Ebrid Ben Lassa."

„Wo befinden sich diese beiden Weißen? Sind sie mit bei den zweihundert Mann, die an der Maijeh liegen, oder bei den dreihundert, die mit Abd el Mot weitergezogen sind.“

„Effendi, bist du allwissend?“ antwortete der Mann erstaunt. „Ich war überzeugt, der einzige zu sein, von dem man hier erfahren könne, daß unsre Truppe geteilt worden ist.“

„Du siehst und hörst, daß ich zwar nicht alles, aber vieles weiß, und daß ich es unbedingt merken muß, wenn du mir nicht die Wahrheit sagst. Ich will und muß diese beiden Gefangenen befreien. Bist du mir dazu behilflich, so schenke ich euch allen die Freiheit.“

„Gibst du uns hierauf dein Wort?“

„Ja.“

„So werde ich dir alles sagen. Ich führe dich nach dem Chor und der Maijeh, zwischen denen sich das Lager befindet.“

Jetzt wurden die zehn gefangenen Wachtposten gebracht. Schwarz hatte gleich nach der Ueberwältigung der Lagerbesatzung einen Boten fortgeschickt, sie herbeizuholen. Hatten diese Leute vielleicht die Hoffnung gehegt, daß der Feldwebel sie befreien werde, so fiel diese jetzt in nichts zusammen. Sie sahen, daß die andern Kameraden auch gefangen waren. Schwarz gab ihnen den Befehl, sich zu ihren Schicksalsgenossen zu setzen. Sie gehorchten und suchten mit ihren Augen nach dem Unteroffizier; dieser aber hatte sich so gelagert, daß die Blicke derer, die er verraten hatte, nicht auf ihn fallen konnten.

Die Asaker lagerten sich um die Gefangenen her. Einige von ihnen untersuchten die vorhandenen Vorräte und brachten manches herbei, was ihnen angenehm war, besonders Tabak und große Krüge voll Merissah.

Die Sklavinnen hatten vollauf zu tun, das vorhandene Mehl zu Fladen zu verbacken.

Inzwischen ließen Schwarz und-Pfotenhauer sich von Babar alles erzählen, was während des Zuges nach Ombula geschehen war. Er hatte sich viel in der Nähe Abd el Mots und der beiden Gefangenen befunden und konnte berichten, was er mit ihnen gesprochen hatte. Er beschrieb ihnen das Lager und dessen Lage sehr genau, sagte ihnen, in welchem Teile sich die Gefangenen befänden, und mußte viele Fragen des Deutschen, deren Zweck er nicht verstand, beantworten. Selbst der Graue sah manchmal verwundert auf, wenn sein Kollege eine Frage aussprach, die ihm ganz unnötig oder gar lächerlich vorkam.

Ferner sagte Babar, daß Abd el Mot übermorgen von seinem weiteren Raubzug zurückkehren werde und vorher den strengen Befehl gegeben habe, daß, falls das Lager überfallen werde, man die beiden weißen Gefangenen sofort töten solle. Kaum hatte Schwarz dies gehört, so wandte er sich an diejenigen der Asaker, die in seiner Nähe saßen: „Wer von euch getraut sich, jetzt bei Nacht im kleinen Boote nach der Dahabiëh zurückzukehren?"

„Ich," antwortete der „Vater der elf Haare" schnell. „Ich kann gern fahrte nach Dahabiëh unsriger."

„Aber es ist gefährlich!"

„Hatt Sie mich nicht lernte kennen als Magyar, unfurchtbarer?"

„Ja, ich weiß, daß du nicht furchtsam bist. Aber allein über den See? Ich werde noch zwei Asaker mitsenden. Es gibt wilde Tiere in der Nähe."

„Ich hatt nie gefürchtete Vieh, unkultiviertes!" sagte der Kleine verächtlich. „Ich seinte sogarrr gewesteSieger über zwei Löwen, verheiratete."

„Da war ich Zeuge. Aber es gibt hier noch andre Tiere, vor allen Dingen Nilpferde, welche abends zu Lande und früh wieder zu Wasser gehen. Wenn dir so eine Bestie begegnete!“

„Das wernte sein mir von Gleichgültigkeit, ganz egaler. Ich hatt noch niemals fürchtete Pferd, landiges, also wernte ich auch nicht fürchten Pferd, flussiges. Ich nehmte doch mit mein Gewehr, elefantentöteriges!“

„Das dir bei jedem Schuß eine Backpfeife gibt? Nein, allein lasse ich dich nicht fort. Suche dir also zwei Begleiter aus!“

„Wenn Sie befehlte, muß ich gehorchte. Aber was sollte ich auf Dahabiëh machte?“

„Du überbringst Hasab Murat die Weisung, sämtlichen Reïsahn zu sagen, daß die fünf Schiffe morgen mit dem Früheſten, also schon beim ersten Tagesgrauen, aus dem Fluß in den See kommen und da, wo wir mit den Booten gelandet sind, anlegen sollen. Du kannst auf der Dahabiëh sagen, daß hier alles in Ordnung sei, und meinem Diener überbringst du den Befehl, harziges Holz und Fett anzubrennen, um mir eine Handvoll Ruß zu bereiten.“

„Schön! Ich wernte ausrichten Befehl mit Sorgfältigkeitlichung, gewohnter, und auch gebte Diener Auftrag, letzten und rußigen. Wann aber mußte kehr' zurück ich wieder nach Lager hiesigem?“

„Du kannst, wenn sich die Schiffe früh in Bewegung setzen, voranrudern, um mir ihre Ankunft zu melden.“

„Soll wernte ausrichten mit Vergnügen, ergebenheitlichem!“

Er grüßte wie ein Soldat, bestimmte zwei Asaker zu seiner Begleitung und entfernte sich mit ihnen.

„Ruß?“ fragte der Graue. „Wozu brauchen S' denn dieses Zeug?“

„Um einen Neger aus mir und vielleicht auch aus Ihnen zu machen.“

„Sind S' g'scheit oder nit?“

„Ich spreche im Ernst.“

„Meine Nas' paßt nit zu solchem Firlefax. I hab' niemalen eine Maskerad' mitmachen 'konnt. Und wissen S' warum?“

„Nun?“

„Hab' i eine Larv' vorlegen wollen, so ist die Nas' zu groß g'wesen und hat sie mir aus dem G'sicht g'stoßen. Und hab' i ohne Larv' gehen wollen, so bin i wegen eben dieser Nas' sofort von allen erkannt worden.“

„Das ist unangenehm. Und ich sehe freilich ein, daß Sie mit dieser Nase einen sehr unwahrscheinlichen Neger vorstellen würden. Ich muß also leider auf Ihre Hilfe verzichten, weiß aber keinen andern, dem ich diese Rolle anvertrauen könnte.“

„Welche Rolle meinen S' denn?“

„Sie hörten doch, daß im Falle eines Angriffes auf das Lager die beiden Gefangenen getötet werden sollen. Wollen wir dasselbe überfallen, so müssen sie vorher herausgeholt, gerettet werden. Und dazu ersehe ich kein andres Mittel, als daß ich mich als Neger einschleiche.“

„Und da wollen S' noch einen dazu haben?“

„Ja.“

„Das ist was ganz andres. Da geh' i sofort mit. Streichen Sie mi also in Allahs Namen so schwarz an wie möglich!“

„Zur Beruhigung will ich Ihnen sagen, daß wir dieses Wagnis des Abends unternehmen. Ich werde das Lager vorher umzingeln lassen. In der Dunkelheit

laufen wir auch nicht Gefahr, daß Ihre wenig negerartige Naſe Verdacht erweckt. Und erwiſcht man uns ja, ſo werden die Unſrigen auf ein Zeichen zu Hilfe kommen. Uns zu wehren, bis ſie da ſind, wird wohl möglich ſein."

„Natürlich! I geh' als Schwarzer mit. Abg'macht! I freu' mich ſchon darauf."

„Aber wir müſſen uns faſt ganz entkleiden und den ganzen Leib mit Ruß und Fett einſalben!"

„Das tut nix; das macht nix, wann i nur ſpäter wieder in den Beſitz meiner kaukaſiſchen Abſtammung gelang'. Wegen einemmal wird man noch lange nicht für immer aan Neger. Alſo punktum und abg'macht; es bleibt dabei!"

Fünfzehntes Kapitel.

Gefährliche Abenteuer.

Die Aufgabe dieſes ereignisreichen Tages war gelöſt, und man hätte ſich nun zur Ruhe begeben können. Die Aſaker ſchliefen auch, wenigſtens diejenigen, die nicht zur Bewachung der Gefangenen munter bleiben mußten. Schwarz und Pfotenhauer aber fanden keinen Schlaf. Der eine wußte ſeinen Bruder in Gefahr, den auch der andre als ſeinen „Spezi" herzlich lieb hatte, und ſo ließ beiden die Sorge nicht die ſo notwendige Ruhe finden.

Zu ihnen geſellte ſich ſpäter ein dritter, der „Sohn des Geheimniſſes". Er kehrte zwar ziemlich beruhigt zurück, konnte aber nicht ſchlafen, aus Freude, das Dunkel ſeiner Herkunft endlich gelichtet zu ſehen, und aus Sorge um ſeinen Vater.

Nach Mitternacht wurden die Wächter der Herden abgelöſt, und dann legten ſich auch die drei nieder, eingehüllt in die Fliegennetze. Sie wollten wenigſtens verſuchen, einzuſchlafen. Aber von Zeit zu Zeit bemerkte der eine, daß der andre ſich immer noch ruhelos bewegte, und als es gegen Morgen war, richtete Schwarz ſich auf und ſchälte ſich aus dem Netz, um einen Rundgang zu den Poſten zu unternehmen. Sofort fuhr Pfotenhauer auch empor und fragte: „Haben S' geſchlafen?"

„Nein.“

„I auch nicht. I leg' mi überhaupt niemals wieder an einer Maijeh nieder. Dieſes Teuxelszeug, die Fliegen, ſind nit auszuſtehen. Da hatten einige den Weg ins Netz 'reing'funden; das möcht' noch gehen, wann ſie mir nur in die Stiefelſohlen g'ſtochen hätten; aber ſie hatten's ſamt und ſonders auf meine Naſ' abg'ſehen. Dieſe Kreatur hat nit den mindeſten klaſſiſch-äſthetiſchen G'ſchmack. I ſteh' alſo auch auf. Was tun wir aber nun?“

„Ich will die Poſten beſuchen.“

„Das hat keinen Zweck. I möcht' Ihnen was Beſſeres vorſchlagen.“

„Was denn?“

„Eine Jagd auf Nilpferde. Es wär' doch eine Sünd' und Schand', wann wir an der Nilpferd-Maijeh g'weſen wären, ohne eins wenigſtens zu G'ſicht bekommen zu haben. Machen S' mit? Es iſt jetzt grad die Zeit, um die ſie ſich am Ufer g'äſt haben und ins Waſſer zurückkehren.“

„Dieſer Vorſchlag iſt ausgezeichnet. Ich gehe mit.“

„Schön! Aber wie ſteht's mit den Waffen?“

„Ich habe mein Gewehr.“

„Das reicht nit aus. Mit einem Schuß oder zweien legen S' kein Nilpferd nieder, außer Sie haben Exploſionskugeln g'laden.“

„Die habe ich nicht bei mir, ſondern auf dem Schiff.“

„Schade! I hab' hier welche, aber ſie paſſen nit für Ihr Kaliber. Wiſſen S' denn auch, wo das Nilpferd ſeine Achillesferſe hat?“

„Ja, zwiſchen dem Auge und Ohr.“

„Nit übel! Aber beſſer noch iſt's, man trifft es hinters Ohr. Weiß man die Stell' genau, ſo reißt die

Sprengkugel den Schädel auf und treibt das G'hirn aus'nander. Sie kommen vom Norden und haben diese Jagd wohl noch nit versucht; aber i und Ihr Bruder, der Sepp, haben schon manches Flußpferd auf diese Weis' erlegt. I werd' gleich Sprengkugeln laden; dann gehen wir."

Als er sein Gewehr schußfertig gemacht hatte, verließen sie das Lager. Eben begann der Osten sich heller zu färben, und sie konnten nun wenigstens die Bäume und Sträucher sehen, zwischen und unter denen sie sich langsam und scharf ausspähend fortbewegten.

Sie wandten sich nicht nach dem See, sondern gingen am Ufer der Maijeh hin, weil dort eher ein Nilpferd zu treffen war als am ersteren. Es wurde heller, so daß sie nun deutlich sehen konnten. Der Graue hatte auf alles acht. Einmal blieb er stehen und deutete auf eine eigenartige Fährte.

„Wissen S', wer da g'laufen ist?" fragte er.

„Natürlich ein Hippopotamus!"

„Ja. Sehen S' sich die Spur g'nau an! Dieser Behemot ist da aus dem Wasser kommen, und man sieht seine Spur deutlich im weichen Moor. Rechts und links eine Reihe von Stapfen, einen vollen Fuß im Durchmesser, und in der Mitt' einen Streifen auf der Erd', auf der er den Bauch schleift. Das ist — — ah, haben S' g'sehen?"

„Ja."

„Was war's? Es fuhr da aus dem hohlen Stumpf heraus, wo es ganz g'wiß Ameisen gibt."

„Ein Erdferkel."

„Lateinisch?"

„Orycteropus aethiopicus."

„Richtig! Und arabisch?"

„Abu Batlaf, ‚Vater der Klauen‘.“

„Ja, weil's so lange Nägel hat. I hab' eine solche Klau' zum erstenmal bei unsrem Professor von dera Naturg'schicht g'sehen, der in seiner Sammlung viele solche Raritäten g'habt hat. Er war gar kein übler Lehrer, und i hab' gar viel von ihm profitiert, aber leiden hat er mi nit können.“

„Das ist doch sonderbar,“ meinte Schwarz, indem sie wieder vorwärts schritten.

„Ja, wissen S', i hab' ihm halt oft Fragen vorg'legt, die selbst der klügste Mensch nit beantworten kann. Das hat ihn g'ärgert, und er ist auf den Gedanken 'kommen, mir das bei Gelegenheit zurückzuzahlen. Die ist auch bald eingetreten. Wissen S', wann?“

„Nun?“ fragte Schwarz gutmütig.

„Beim Examen. Da hat er mi in eine Verlegenheit g'bracht, die i niemals nit vergessen werd'. I sprech' zwar nit davon, denn es hat keinen Zweck für andre, aber gegen einen Freund braucht man nit so zugeknöpft und verschlossen zu sein, und darum will i's Ihnen anvertrauen. Sie sagen's doch nit weiter?“

„Fällt mir nicht ein!“ beteuerte Schwarz.

„Nun, das war nämlich so! Es sollt Examen sein, grad' als i in dera dritten Klass' g'sessen bin. Das war natürlich aan Ehrentag, und so hab' i mi fein sauber g'macht und einen blütenweißen Brustlatz vorgebunden mit breitem Kragen und den neuen, bunten Schlips drumrum. So fein ausgestattet, wie i da g'wesen bin, hat mir's im Examen natürlich gar nit fehlen konnt. I war also ganz sicher und g'wiß und wartete auf die Frag', die an mi kommen werd'. Sie ist auch kommen, aber was für eine! Raten S' doch einmal!“

„Bitte, erzählen Sie lieber weiter!“

„Ja, das kann i tun, denn erraten können S' diese Frag' doch g'wiß nimmermehr. Er hat g'meint, i soll ihm sagen, warum die Vögel Federn haben. Was sagen S' denn nun dazu?"

„Was soll ich sagen? Ich bin doch nicht gefragt worden, sondern Sie sind es! Was haben Sie denn geantwortet?"

„Nun, zunächst hab' i gar nix g'sagt. I hab' halt nur so da gestanden und den Professorn ang'schaut, wie der Mops den Mond zur Mittagszeit, denn i hab' mir gar nit derklären konnt, wie er zu dieser Fragen kommen ist. Nachhero aber hat mi die Pfiffigkeit ergriffen und i bin — —"

Er hielt mitten in der Rede inne, denn es war ein Schuß gefallen, und zwar nicht weit von ihnen. Es hatte nicht wie von einem gewöhnlichen Gewehr, sondern wie von einem Böller gekracht.

„Wer mag da g'schossen haben?" fragte der „Vater des Storches". „Das könnt man fast für einen Kanonenschuß nehmen!"

„Der Slowak muß es gewesen sein," antwortete Schwarz, „denn sein Katil elfil hat diesen Krach. Vielleicht befindet er sich in Gefahr. Darum schnell hin zu ihm!"

Sie sprangen eiligst weiter, des Gestrüpps und Schilfes nicht achtend, das ihnen das Vordringen erschwerte. Schon nach wenigen Sekunden hörten sie eine Stimme angstvoll rufen „Mussa'adi — to jest hrozné — zu Hilfe, zu Hilfe!"

„Ja, das ist er; er spricht arabisch, slowakisch und deutsch in einem Atem," fuhr der Doktor fort. Und mit laut erhobener Stimme fügte er hinzu: „Gleich, gleich, Stephan; wir kommen schon!"

Der um Hilfe Rufende hatte ihn an der Stimme erkannt, denn er antwortete zeternd in seinem bekannten Deutsch: „Kommte schnellte, schnellte, schnellte! Ungeheuer freßte mich bei Leibte und Lebte! Sperrte auf den Rachte schon!"

Er sprach von einem „Rachen" und befand sich also einem gefährlichen Tier gegenüber. Was für eins es war, das sahen die beiden, als sie um ein vorspringendes Gebüsch gebogen waren. Dort bildete das Wasser eine kleine Bucht, und das an dessen Ufer niedergestampfte Schilf deutete an, daß da ein Nilpferd aus der Maijeh an das Land zu wechseln pflege. Es war des Nachts in den Busch gegangen, um zu äsen, und nun zurückgekehrt. Unglücklicherweise war gerade um dieselbe Zeit der „Vater der elf Haare" aus seinem Boot gestiegen und dem Tier in den Weg gelaufen. Das mutige Kerlchen hatte, anstatt dem Nilpferd auszuweichen, auf dasselbe geschossen und war, da seine Kugel nicht einzudringen vermocht hatte, von ihm ganz regelrecht gestellt worden. Es hielt ungefähr acht Schritte vom Ufer entfernt, und gerade zwischen ihm und dem letzteren stand der Slowak. Er hatte das abgeschossene Gewehr fallen lassen und seine Hände an den Leib gelegt. So starrte er voller Angst auf den Behemot, der sich ebensowenig wie er bewegte und, ohne zu schnauben oder sonst einen Laut von sich zu lassen, den Rachen offen hielt, und zwar so weit, daß er selbst einen starken Mann damit um den Leib hätte fassen können. Man konnte nicht sehen, wo die Kugel aufgetroffen hatte, doch schien es, daß das Untier davon für den Augenblick gelähmt worden sei. Im andern Fall wäre das Abenteuer dem Kleinen schlecht bekommen.

Dieser wagte zwar nicht, Hand oder Fuß zu rühren,

hielt es aber, als er die beiden Helfer kommen sah, nicht für gefährlich, wenigstens die Lippen zu bewegen, denn er schrie: „Schießte rasch auf Niltepfernte, sonst verschlingte mich mit Haut und Haarnte! Treffte gut das Ungetümte; sonst sind verlornte alle drei!“

Schwarz war stehen geblieben und hatte sein Gewehr erhoben, aber der „Vater des Storches“ rief ihm zu: „Nit Sie! Ihre Kugel hat zu wenig Kraft. Sie sollen schauen, wann S' gut aufpassen, wie rasch das Viehzeug unter dera meinigen zusammenbrechen wird.“

Er stand so, daß er hinter das Ohr zu zielen vermochte, und drückte ab. Auf den Knall des Gewehres folgte blitzschnell ein zweites Krachen, und zwar im Kopfe des Tieres. Fleischfetzen und Knochensplitter flogen umher; das Nilpferd wankte und brach vorn nieder, raffte sich wieder auf, neigte den unförmlichen Körper erst auf die rechte und dann auf die linke Seite und stürzte dann zu Boden. Es hatte, sobald es von der Explosionskugel getroffen war, den Rachen wieder geschlossen. Die dicke Haut zog sich in zuckende, feichte Falten und glättete sich dann wieder; der Tod war eingetreten.

Jetzt tat der „Sohn der Blattern“ einen gewaltigen Satz zur Seite, als ob er soeben erst dem gefährlichen Geschöpf begegnet sei, und rief: „Greifte nicht an! Nilpferd verstellente sich gern. Wenn es noch lebente, beißte es alle drei!“

„Unsinn!“ lachte der Bayer. „Es fallt dem alten Onkel gar nit ein, sich zu verstellen. Warum springen S' denn eigentlich davon? Das hätten S' doch vorher tun sollen!“

Obgleich der Slowak die Lage noch für gefährlich hielt, nahm er sich doch die Zeit, über diese Worte zornig

zu werden. Er antwortete: „Könnte springte denn Sie etwa, wenn vor Ihnen stehnte Niltepferd? Wenn ich hättente bewegte mich, so hättente es auch bewegte sich und mir Kopf meinigen gebeißte weg."

„Nein, mein Lieber. Sie müssen dies Tier irgendwo an den Kinnbacken getroffen haben, wovon es halt die Maulsperr' bekommen hat. Weil ihm das noch nie passiert g'wesen ist, war es so verschrocken darüber, daß es halt gar nit vom Fleck hat kommen können. Der Schreck ist ihm in alle Glieder gefahren."

Der Kleine blickte ihn zweifelnd an und antwortete: „Das kannt nicht glaubte ich. Die Maulbesperrt sein Krankheit, menschliche, aber nicht Krampfanfall, nilpferdlicher."

„So! Nun, wann S' das besser verstehen als i, so sollen S' recht behalten. I hab' freilich auch noch kaan Nilpferd mit der Maulsperr' g'sehen. Aber wann wir nit kommen wären, so hätten S' halt auf ihrer letzten Pfeif' geblasen g'habt. Mir scheint, daß Ihnen die Sach' selbst bedenklich vorkommen ist. Oder nit?"

„Ja," gestand der „Vater der elf Haare". „Ich hatt geschießte Elefant und Niltepfernte auch, aber ich hatt noch nie stehente so nahe an Vieh, entsetzliches. Sie seinte Lebensretterer meiniger, und ich wernte Ihnen gebte gern Hand meinige, wenn ich hatt vorher gesehente, daß Hippopotamuste wirklich tot."

Er streckte zwar die Hand aus, wagte sich aber nicht zu Pfotenhauer hin, weil dieser zu dem Nilpferd getreten war, um es zu untersuchen. Das Sprenggeschoß hatte diesem ein tiefes Loch in den Kopf gerissen und den größten Teil des Gehirns herausgetrieben.

„Ein starkes, ausgewachsenes Tier, sicherlich über

vier Meter lang," meinte Schwarz, indem er die kolossalen Formen betrachtete.

„Ja, es ist halt nur ein Baby," antwortete Pfotenhauer. „Aber dennoch wird er unsren Leuten ganz vortrefflich schmecken."

„Wahrscheinlich. Ich aber habe noch kein Nilpferdfleisch gegessen."

„So müssen S' halt mal kosten. I sag' Ihnen, daß es gar nit übel schmeckt, und der Speck wird selbst von Kennern gar als Leckerbissen betrachtet. Meinen S' nit auch, Herr Häuptling Winnetou?"

Diese höfliche und in sehr freundlichem Ton vorgebrachte Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht. Der „Vater der elf Haare" besaß ein gutes Herz; er erkannte an, daß Pfotenhauer ihn aus einer großen Gefahr befreit habe, trat jetzt herzu, ergriff seine Hand und antwortete: „Ja, Speck seinte große Delikatesse. Ich hatt schon gegeßte Speck, rohen und Speck, gebratenen, und sein gewesen Leckerbißte, großartiger. Aber wenn Sie wärnte nicht gekommte, so würd' seinte ich selbst ein Leckerbißte, was gar nicht konnte sein Wunsch meiniger. Sie sein gewesste Feind meiniger, und ich Feind Ihriger; das soll — —"

„O nein, nein," unterbrach ihn Pfotenhauer. „I bin nit Ihr Feind g'wesen; wir haben uns nur zuweilen mal nit recht genau verstanden."

„O, ich hatt verstehnte Sie sehrrr gut, aber Sie wollt nicht begreifen Bildung und Wißtenschaft meinige. Doch wenn Nilpferd hätt beißte mich tot, so wär' gewesste pfutscht auch alle Kenntnis, lateinischte und meinige. Darum will vergebte ich all Beleidigungte Ihnen und von jetzt an seinte Freund Ihriger und vortrefflicher. Machte mit auch Sie?"

„Natürlich mach' i mit! Aan Freund ist halt alle-

mal beſſer als aan Feind; das iſt g'wiß. Hier alſo meine Hand. Schlagen S' kräftig ein! Von jetzund an ſoll's weder Hader noch Zank zwiſchen uns geben."

Er wurde von dem Kleinen an der rechten Hand gehalten und reichte ihm bei den letzten Worten auch die linke hin. Der Slowak ergriff dieſe, ſah ihm vertraulich in das lachende Angeſicht und ſagte: „Ich ſein einverſtehente ganz und gar. Freundſchaft unſrige ſoll ſein ewig und noch viel innigter als Sie hatt geſagte, wollen hier an Leiche dieſer und nilpferdiger mach Brüderſchafte auf Lebte und Sterbte. Sagte ich Smollis meiniges, und ſagte Sie Fiduzit Ihriges!"

„Dazu hab' i halt gerade kaan rechtes Fiduz. Wiſſen S', es iſt nit pietätvoll, an aaner Leich' Brüderſchaft zu machen. So aan Smollis muß mit Bier begoſſen werden, und da dies hier nit vorhanden iſt, ſo wollen wir noch aan wengerl warten, bis wir mit'nander nach Bayern kommen. Dann kann die Sach' flott vor ſich gehen."

„Das ſeinte Anſicht, ſehr richtige," ſtimmte der Kleine bei. „Brüderſchaft naſſe iſt beſſer als Brüderſchaft trockene. Woll alſo bleibte noch bei Sie, höfliches; Freundſchaft kann ſein trotzdem ſehrrr treu und ewigkeitliche."

„Natürlich! Sie ſollen ſchauen, was für aan Freund i ſein kann, wann's an den Mann kommt. Aberſt nun vor allen Dingen, was tun wir mit dem Tier? Laſſen wir's liegen, ſo machen ſich die Krokodile drüber her."

„Stephan mag Wache halten," antwortete Schwarz, „und wir kehren zum Lager zurück, um Leute herzuſenden. Mit unſrem Morgenſpaziergang iſt es doch nun aus."

„Ja. Es ist heller Tag worden, und die Schläfer werden indessen aufg'wacht sein."

Der „Vater der elf Haare" hob sein Gewehr auf, um den abgeschossenen Lauf zu laden, und die beiden Deutschen wendeten sich dem Lager zu. Sie hätten wohl Veranlassung zur Unterhaltung gehabt, aber es kam ganz zufälligerweise nicht zu einer solchen, und nur diesem Umstand war es zuzuschreiben, daß Schwarz eine Entdeckung machte, die ihm sonst entgangen wäre. Er schritt voran und hielt die Augen auf den Boden geheftet. Noch war nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, so blieb er plötzlich stehen, deutete nach rechts auf eine junge, umgebrochene Farnpflanze und sagte in leisem Tone: „Halten Sie an! Hier muß jemand gegangen sein."

„Möglich," antwortete Pfotenhauer gleichgültig, aber ebenso leise.

„Sie scheinen das sehr leicht zu nehmen. In unserer Lage muß man auf alles achten."

„Es wird jemand von unsern Leuten g'wesen sein."

„Nein. Hierher ist niemand gekommen."

„So ist halt irgend aan Tier vorüberg'laufen und hat den Farn umgeknickt."

„Wollen es untersuchen."

Er bückte sich nieder, um die feuchte, sumpfige Erde zu untersuchen. Als er sich wieder aufrichtete, hatte sein Gesicht einen bedenklichen Ausdruck angenommen. Pfotenhauer sah das und fragte darum: „Was gibt's? Was haben S' g'schaut. Ihr G'sicht gefallt mir nit."

„Es ist ein Mensch hier gewesen, barfuß und vor ganz kurzer Zeit."

„Nit gestern schon?"

„Nein, denn in diesem Fall würde der Tau an dem

Farn haften; da er aber abgestrichen ist, so wurde die Pflanze abgebrochen, nachdem es getaut hat."

„Wer weiß, wer uns g'sucht hat. Man hat uns vermißt, und so ist uns jemand nachg'laufen."

„Nein. Die Fährte führt nicht vom Lager her, sondern zu ihm hin. Folgen wir ihr und vermeiden wir dabei jedes Geräusch!" Er schritt wieder voran, langsam, um die Spur nicht zu verlieren. Diese folgte genau der Richtung, woher er vorhin mit Pfotenhauer gekommen war; dann führte sie nach links ab, wo sie nun viel leichter zu erkennen war. Schwarz blieb stehen, deutete auf die Eindrücke nieder und flüsterte seinem Gefährten zu: „Der Betreffende ist ein unkluger Mensch. Er ist bisher fast genau in unsere Spuren getreten und muß also wissen, daß sich zwei Menschen vom Lager entfernt haben. Wenn diese zurückkehren, müssen sie doch unbedingt die deutliche Fährte sehen, die er von hier an zurücklassen muß."

„Vielleicht gehört er doch zu uns und hat also keine Veranlassung, so außerordentlich vorsichtig zu sein."

„Wäre dies der Fall, so wäre er ausgegangen, um uns zu suchen, und also unsrer Fährte gefolgt; auch hätte er gerufen. Da dies nicht geschehen ist, so haben wir es ganz gewiß mit einem Fremden zu tun und müssen also vorsichtig sein. Schauen Sie scharf vorwärts, damit wir ihn eher bemerken als er uns."

Sie wandten sich nun auch nach links, welche Richtung sie zwischen das Lager und die Spitze der Maijeh bringen mußte. Dort war gestern abend zwischen den Büschen alles niedergetreten worden, ein Umstand, der das Suchen auf einer neuen Fährte sehr erschweren mußte; darum schritt Schwarz so schnell wie möglich vorwärts, um den Gesuchten noch vorher zu erreichen.

Das Schilf trat nun zurück; die Bäume standen licht und ziemlich weit auseinander, und über den feuchten Humusboden zog sich ein weiches, dichtes Flechtengewebe hin, das die Fußeindrücke tief aufgenommen hatte. Die beiden schritten von Baum zu Baum, hinter den Stämmen Deckung suchend. Eben wollte Schwarz hinter einem mehr als mannsstarken Lubahn hervortreten, um den nächsten Baum in schnellen Sprüngen zu erreichen, da hielt der Bayer ihn hinten fest und raunte ihm hastig zu: „Bleiben S' da! I hab' den Kerl jetzt g'schaut."

„Wo?" fragte Schwarz leise zurück, indem er schnell wieder hinter den Baum trat.

„Es ist möglich, daß i mi geirrt hab', aber i glaub's halt nit. Zählen S' mal sechs Bäume gradaus; dann kommt rechts davon wiederum aan Lubahn, fast noch stärker als dieser hier, an dem wir stehen. Dort hat sich was bewegt, und i denk', es wird der Kerl sein, den wir suchen."

Schwarz blickte nach der angegebenen Richtung; sein Auge war schärfer und auch geübter als dasjenige Pfotenhauers; er sah nicht nur den Baum, sondern auch den Mann, der dort stand. „Sie haben recht," flüsterte er dem Gefährten zu. „Es steht jemand dort."

„Wer ist's?"

„Das weiß ich freilich nicht. Jedenfalls ist's keiner, der zu uns gehört. Er trägt einen Mantel von Affenfellen, ganz von der Farbe der Baumstämme, so daß er nicht leicht von dem Lubahn zu unterscheiden ist."

„Weshalb bleibt er dort stehen? Warum geht er nit weiter?"

„Vielleicht hat er vom Lager her ein Geräusch ge-

hört, das ihn zur Vorsicht mahnt. Er will uns jedenfalls beschleichen. Wahrscheinlich ist er nicht allein."

„Was tun wir dann? Wann er uns derblickt, so läuft er davon und wir haben das Nachsehen!"

„Er soll uns erblicken, oder vielmehr nicht mich, sondern nur Sie. Wenn wir uns jetzt näher schleichen, so hört er uns, weil er gerade jetzt mißtrauisch geworden zu sein scheint. Schleichen Sie nach links und über ihn hinaus. Dann wenden Sie sich wieder gerade nach rechts und tun so, als ob Sie nach dem Lager wollten. Er befindet sich zwischen mir und Ihnen. Sie richten es so ein, daß er Sie sehen muß, tun aber so, als ob sie ihn gar nicht bemerkten. Wenn Sie dann ziemlich nahe an ihm vorübergehen, wird er seine ganze Aufmerksamkeit auf Sie richten und mich nicht eher bemerken, als bis ich ihn bei der Kehle habe."

„Hm, dieser Gedank' ist gar nit so übel. Greifen's nur fest zu, daß er Ihnen nit entwischt!"

„Haben Sie keine Sorge. Uebrigens werde ich Sie rufen, sobald ich ihn fasse. Sie kommen schnell herbei, und wir zwei werden wohl mit so einem Schwarzen fertig werden. Jetzt machen Sie schnell, ehe er weiter geht!"

Pfotenhauer huschte fort; Schwarz verlor ihn aus den Augen und beobachtete nun den Unbekannten. Dieser machte nach kurzer Zeit eine schnelle Bewegung, als ob er etwas Verdächtiges gehört habe, und duckte sich am Stamm nieder, hinter dem er vorsichtig auslugte; er hatte Pfotenhauer bemerkt. Das war die richtige Zeit für Schwarz. Er schlich sich möglichst schnell weiter, von Baum zu Baum, bis er nur noch wenige Schritte zu demjenigen hatte, hinter dem der Fremde kauerte. Von diesem war gar nichts zu sehen, da er den Mantel über den Kopf gezogen hatte, damit er von der Umgebung

nicht unterschieden werden könne. Soeben ging Pfotenhauer vorüber, langsam, scheinbar ganz in Gedanken versunken, und so nahe, daß Schwarz ihn sehen konnte. Dieser letztere hatte jetzt den Fremden ergreifen wollen, zog es aber vor, zu warten, bis er sich wieder aufrichten werde. Dies geschah nach kurzer Zeit. Schwarz tat zwei Sprünge, faßte ihn an der Kehle, riß ihn nieder und hielt ihn fest. Der Mann stieß einen Schrei aus, wendete dem Angreifer das Gesicht zu und machte eine krampfhafte Anstrengung, sich zu befreien.

Fast hätte Schwarz ihn fahren lassen, als er sein Gesicht erblickte, von dem die rechte Hälfte samt der Nase fehlte. Das gab mit den vor Schreck und Anstrengung wild rollenden Augen einen entsetzlichen Anblick. Der Kopf des Mannes war unbedeckt, vollständig glatt geschoren und ebenso dunkel gefärbt wie sein Gesicht. Das Alter ließ sich also schwer bestimmen, doch konnte man annehmen, daß es ein ziemlich hohes sein müsse. Neben ihm lag eine Keule aus hartem Holz, deren Knauf mit kurzen, kräftigen Stacheln beschlagen war; sie bildete außer dem Messer, das er im Lendenschurz trug, seine einzige Waffe.

Auf den Schrei, den dieser Mann ausgestoßen hatte, war Pfotenhauer herbeigesprungen, mit dessen Hilfe Schwarz dem Gefangenen die Hände auf den Rücken band.

Bis dahin war kein Wort gefallen; nun aber fragte Schwarz in arabischer Sprache: „Wer bist du, und warum schleichst du dich hier umher?“

Der Mann betrachtete die beiden mit finsterem Blick und antwortete dann in ebenderselben Sprache: „Wer seid denn ihr, und warum überfallt ihr mich?“

„Weil ein Freund offen zu uns kommen würde und wir dich also für einen Gegner halten müssen.“

„Gehört ihr zu den Sklavenjägern, welche hier lagern?“

„Nein. Beantworte nun meine Frage! Wen oder was suchst du hier?“

„Ich komme, um Tiere und andre Dinge zu kaufen.“

„Ah, so bist du es, den der Feldwebel heut früh erwartet? Warum bist du da so heimlich gekommen?“

„Aus Vorsicht. Ich wollte mich überzeugen, ob der Feldwebel mir die Wahrheit gesagt hat. Ich höre, daß du ihn kennst, und doch sagst du, daß du nicht zu ihm gehörst. Wie habe ich das zu deuten?“

„Wir befinden uns auf einem Rachezug gegen die Sklavenjäger und haben den Feldwebel mit seinen Leuten gefangen genommen.“

„So ist auch alles, was er hat, in deine Hand geraten?“

„Ja. Du wirst aber trotzdem deine Absicht erreichen, denn ich bin gewillt, den Handel nun meinerseits mit dir abzuschließen.“

Die übrig gebliebene Hälfte des Gesichts verzog sich unter dem Einfluß des Zornes zur häßlichen Fratze, und der Mann antwortete: „Allah verdamme dich! Du bist mir zuvorgekommen, wirst aber den Raub nicht lange behalten. Gib mich augenblicklich frei, sonst müßt ihr alle, du und deine Leute heute zu der Stunde, da die Sonne am höchsten steht, in die Hölle wandern!“

„Wer soll uns die Tür dorthin öffnen?“

„Meine Krieger, die mit Macht über euch kommen werden, wenn ich nicht bald zu ihnen zurückkehre.“

„Wie groß ist ihre Zahl?“

„Ich gebiete über mehr Männer, als deine Leute Finger und Zehen haben.“

„Also neunmal mehr! Weißt du denn, wie viele Personen unter meinem Befehl stehen?"

„Ich brauche es gar nicht zu hören; ich kann es mir schon denken. Also gib mich frei, sonst seid ihr verloren."

„Und wenn ich dir diesen Wunsch erfülle, was wirst du dann tun?"

„Es ist nicht ein Wunsch, sondern ein Befehl, dem du gehorchen wirst. Dann werde ich den Raub, den du dem Feldwebel abgenommen hast, mit dir teilen."

„Hm!" lächelte Schwarz. „Wo befinden sich deine Leute?"

„Einige von ihnen sind ganz nahe hier; ich ließ sie zurück, als ich ging, das Lager zu erforschen. Komme ich nicht sehr bald zu ihnen, so werden sie der Hauptschar, die unterwegs ist, entgegeneilen, um sie zu benachrichtigen, daß ich in die Hände der Feinde gefallen bin. Dann wird weder Allah noch werde ich Erbarmen mit euch haben."

„Du sprichst im Tone eines Emirs, dem Tausende von Kriegern folgen, verheimlichst mir jedoch die Anzahl deiner Leute. Ich aber will dir offen zeigen, über wie viele ich gebiete. Stehe auf und folge mir!"

Schwarz sprach diese Aufforderung aus, weil soeben vom Wasser her eine laute, befehlende Stimme erklungen war und er also annehmen konnte, daß die Schiffe im Anzug seien. Er zog den Gefangenen von der Erde auf und führte ihn, natürlich von Pfotenhauer gefolgt, dem Ufer zu. Dort suchte er eine Stelle, die einen freien Durchblick bot, und sah, daß er sich nicht geirrt hatte. Man sah die Schiffe nahen, von Kähnen geschleppt und von einem günstigen Morgenwind getrieben. Die Kähne waren voller Ruderer und auf den Decks der großen Fahrzeuge wimmelte es von Menschen.

„Allah akbar! So viele Schiffe!“ rief der Mann erstaunt und betroffen. „Wer sind die vielen Menschen, und was wollen sie hier?“

„Sie wollen deine Krieger vernichten, sobald diese ankommen. Jetzt sage dir selbst, wer in die Hölle wandern wird, wir oder ihr.“

„Das ist ja eine wirkliche Flotte von Schiffen und eine ganze Armee von Kriegern!“

„Komm weiter! Ich will dir noch mehr Menschen zeigen.“

Er faßte ihn am Arm und führte ihn nach dem Lager. Als sie durch die Büsche ins Freie traten und der Mann die unerwartete Zahl der Anwesenden erblickte, rief er aus: „Da kommt ein wirkliches Heer zusammen! Herr, willst du den Sudan erobern?“

„Nein, ich will nur Abu el Mot bestrafen.“

„Abu el Mot?“ erklang es schnell. „Weiter willst du nichts? Du willst nicht die Dörfer der Bongo überfallen?“

„Nein. Ich will nur Abu el Mot unschädlich machen. Sobald dies geschehen ist, ziehen wir wieder fort.“

„Willst du das beschwören?“

„Ja.“

„Bei deinen Ureltern und bei deinem Bart?“

„Gern und sofort.“

„So segne dich Allah und verleihe dir einst den weichsten Platz im siebenten seiner Himmel! Wären meine Hände nicht gebunden, so würde ich dich umarmen und dich bitten, mich als deinen Freund und Verbündeten zu betrachten.“

„Ist dies dein Ernst?“

„Mein heiliger Ernst, Herr. Die Seriben sind wahre Höllen für die armen Bewohner dieses Landes, und Abu el Mot ist der oberste dieser Teufel in Menschengestalt. Niemand hat die Macht oder den Mut gehabt, sein Gegner zu werden, und so hat er das ganze Land in Ketten und Banden geschlagen. Wonach sein Herz begehrt, das nimmt er; jeder muß ihm gehorchen, und wer das nicht tut, der ist verloren, denn er wird entweder getötet oder in die Sklaverei geschleppt. Nun aber ein Emir kommt wie du, mit solcher Macht, da muß alle Angst verschwinden, und ich biete dir meine Dienste und meine Krieger an, um mit ihnen für dich gegen Abu el Mot zu kämpfen."

Er hatte mit Begeisterung gesprochen, und die linke Hälfte seines Gesichtes glänzte vor Freude. Das war nichts Gemachtes, das war keine Verstellung, und dennoch antwortete Schwarz: „So bist du also nicht ein Freund von Abu el Mot?"

„O nein, sondern ich hasse ihn."

„Und dennoch kommst du, um mit seinem Feldwebel Handel zu treiben?"

„Handel?" lachte der Mann grimmig. „Ja, handeln wollte ich, aber nicht, wie der Feldwebel es dachte. Ich habe nichts zum Bezahlen mitgebracht. Ich wollte diese Hunde überfallen und töten. Darum wurde ich zornig, als ich hörte, daß sie und ihre Habe bereits in deine Hände gefallen seien. Nun aber magst du alles behalten; ich gönne es dir. Sage mir nur, wo Abu el Mot sich befindet! Es kann nicht so gut wie früher mit ihm stehen, da der Feldwebel von ihm abgefallen ist. Nur dies gab mir den Mut, aus dem versprochenen Handel einen feindlichen Ueberfall werden zu lassen."

„Wie ist dein Name?"

„Abu ed Dabbuhs[1]), weil ich nur mit der Keule zu kämpfen pflege und noch keiner mich in dieser Waffe überwunden hat.“

„Und wie viele Männer hast du jetzt bei dir?“

„Zweihundert.“

„So viele brauchtest du, um fünfzig zu überfallen?“

„Zum Ueberfallen allein nicht, denn, Herr, wir sind keine Feiglinge; aber zum Transport der Tiere braucht man viele Menschen, und es mußte alles sehr schnell gehen und jede Spur rasch verwischt werden, da Abu el Mot nicht erfahren durfte, was hier an dieser Maijeh vorgegangen war. Der Feldwebel mußte mit allem, was bei ihm war, spurlos verschwinden, und um dies zu bewerkstelligen, sind vierhundert Hände nicht zu viel. Willst du Vertrauen zu mir haben? Sage mir, was du beschlossen hast!“

Schwarz band ihm die Fessel auf und antwortete dabei: „Ich gebe dir die Freiheit. Finde ich alles so, wie du sagst, so sollst du mein Verbündeter sein und an meiner Seite stehen, wenn Abu el Mot als Besiegter vor mir im Staube liegt.“

„Herr, ich habe die Wahrheit gesagt. Erlaube, meine Begleiter herbeizuholen, damit einer von ihnen zurückreiten und den Kriegern melden kann, welche Aenderung eingetreten ist!“

„Das hat noch Zeit. Du sprichst vom Reiten. Sind deine Leute zu Pferd?“

„Nein, sondern auf Kamelen. Auch habe ich Kamele mitgebracht, welche bestimmt waren, den Raub zu tragen, den wir hier machen wollten!“

„Ihr werdet auch einen Teil davon bekommen. Daß

[1]) Vater der Keule.

du so viele Kamele bei dir hast, das ist mir lieb, denn das wird unsern Zug beschleunigen."

„Wohin?"

„Nach Ombula im Belanda-Lande. Abd el Mot ist dort und hat das Dorf zerstört, die Unbrauchbaren getötet und die Kräftigen zu Sklaven gemacht."

Der Vater der Keule stand einige Augenblicke bewegungslos; dann schrie er förmlich auf: „Das möge Allah verhüten, denn wir leben mit den Belanda im Bunde und haben Verwandte dort!"

„Allah hat es nicht verhütet, denn es ist ja bereits geschehen."

„Weißt du das genau?"

„Ja. Gestern abend kam ein Bote hierher, um es zu erzählen. Abd el Mot steht im Begriff, noch weitere Sklaven zu machen, und Abu el Mot befindet sich auf dem Weg zu ihm."

„Dann laß uns schnell aufbrechen, Herr, um diesen Hund umzubringen! Wir sind ja nun mächtig genug, dies zu tun."

„Wir werden noch heute den Zug beginnen. Komm jetzt mit hin zu den andern, wo wir das übrige besprechen können!"

Sie hatten bis jetzt noch am Rande des Gebüsches gestanden. Nun begaben sie sich mitten in das Lager, wo die Leute des Feldwebels noch gebunden an der Erde saßen oder lagen. Als der letztere den neuen Ankömmling erblickte, rief er aus: „Der Schech, welchen wir erwarten! Das ist gut, denn er wird zu unsrem Besten reden."

Der Schech aber versetzte ihm einen derben Fußtritt und antwortete: „Schweig, du Abkömmling eines räudigen Hundes! Euch ist ganz recht geschehen. Und

hätte nicht dieser fremde Emir euch gefangen genommen, so wäret ihr von mir erwürgt worden. Mögt ihr dereinst in dem Feuer brennen, das ewig schmerzt und niemals tötet!"

Alle Anwesenden blickten auf den Schech, keiner aber mit solchen Augen und solchem Ausdruck wie Abd es Sirr, der „Sohn des Geheimnisses". Er hatte mit dem „Sohn der Treue" abseits gesessen und war, als er den Fremden erblickte, aufgesprungen, um den Blick nicht wieder von ihm zu lassen.

„Was hast du? Wer ist es? Kennst du ihn?" fragte Ben Wafa.

„Ich — — ich — — ja, ich muß ihn kennen," antwortete Abd es Sirr, indem seine Augen immer größer wurden.

„Nun, wer ist er?"

„Das — das — — weiß ich nicht. Ich — ich kann mich nicht besinnen."

Er legte die Hände an den Kopf, wie um mit dieser Berührung von außen seinem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, doch vergeblich. Er ging hin und her, sprach halblaut mit sich selbst, setzte verschiedene Namen aus Silben zusammen, kauerte sich dann wieder neben Ben Wafa nieder, kurz, er tat ganz so wie einer, dem, wie man sich auszudrücken pflegt, ein Wort auf der Zunge liegt, ohne daß es über die Lippen will.

Indessen hatten Schwarz und Pfotenhauer dem Schech erzählt, was dieser wissen mußte, um mit der gegenwärtigen Lage vertraut zu werden. Er erfuhr, wer die beiden seien, und konnte sich vieles, ja das meiste nicht erklären. Nur das eine begriff er, daß es mit Abu el Mot aus sei, daß dieser ergriffen und dem gefürchteten „Vater der Fünfhundert" in Faschodah ausgeliefert

werden solle. Das entzückte ihn, und er wäre am liebsten gleich jetzt marschiert, wenn seine Leute dagewesen wären.

„Wir sind unser genug, um des Erfolges sicher zu sein," bemerkte Schwarz. „Leider aber bin ich der Nuehrs nicht sicher. Wenn ich sie mitnehme, so ist ihnen zuzutrauen, daß sie zu Abu el Mot übergehen. Lasse ich sie aber hier, so muß ich ihnen viele Wächter stellen, die ich nicht gut entbehren kann."

„Wenn nur das dir Sorge macht, so kann ich dir helfen," antwortete der Schech.

„Wodurch?"

„Durch den Chatib[1]) meines Stammes. Allah hat ihm die Gabe begeisternder Rede verliehen, so daß ihm selbst das härteste Herz nicht zu widerstehen vermag. Wenn der Geist über ihn kommt, so verläßt er uns und geht auf Reisen, bis ins Land der Schilluk hinunter. Er kennt die Nuehrs genau und weiß mit ihnen zu sprechen. Erlaube ihm, die Schiffe zu besteigen und ihnen zu predigen. Du darfst sicher sein, daß sie dann darauf brennen, im Kampf gegen Abu el Mot ihr Blut zu vergießen."

„Wollen es versuchen! Und jetzt gehen wir zu deinen Leuten, um einen Boten an die übrigen abzusenden, der ihnen sagen soll, daß sie sich sputen mögen."

Sie gingen weiter. Gar nicht sehr entfernt vom Lager, unweit der Stelle, wo Josef Schwarz und der Elefantenjäger dasselbe beobachtet hatten, hielten drei Kamelreiter zwischen den Büschen; sie hatten ein viertes, lediges Kamel bei sich, dasjenige des Schechs. Dieser letztere kam mit Schwarz zu ihnen, um einen von ihnen fortzusenden und die andern mit in das Lager zu

[1]) Priester, Wanderprediger.

nehmen. Er sprach jedes Wort so, daß Schwarz es deutlich hörte und also die Ueberzeugung erhielt, daß der neue Verbündete es wirklich ehrlich meine. Der Bote ritt davon und die andern kamen mit ihren Kamelen in das Lager.

Dort war Abd es Sirr noch immer mit dem nicht aufzufindenden Namen beschäftigt. Er fing immer wieder an mit „Abu — Abu en —" konnte aber die Fortsetzung nicht finden. Da meinte sein junger Freund, der Niam-niam: „Weißt du denn nicht, wo du ihn gesehen hast?"

„Nein."

„So nützt es dir auch nichts, nach seinem Namen zu suchen."

„O doch! Wenn ich den Namen finde, so fällt es mir auch ein, wo ich ihn kennen gelernt habe. Es ist mir ganz so, als ob mir dieser Mann einen großen Dienst erweisen könne."

„Ich an deiner Stelle würde den Mann fragen, wie er heißt."

„Ja, daran dachte ich auch bereits; ich werde es versuchen." Er stand auf, trat vor und fragte, als Schwarz und der Schech vorüber wollten, den letzteren: „Herr, würdest du mir wohl deinen Namen nennen? Ich bin noch jung und soll eigentlich warten, bis ich vom Alter angeredet werde; aber Allah wird dir die Erfüllung meiner Bitte vergelten."

„Jawohl will ich ihn dir nennen," antwortete der Scheik. „Ich heiße Abu ed Dabbuhs."

Abd es Sirr drehte sich, nachdem er gedankt hatte, zu seinem Freunde um und sagte enttäuscht: „Das war der Name nicht, den ich meine."

„So ist es auch der richtige Mann nicht," meinte Ben Wafa.

„Er ist es ganz gewiß; dieses halbe Gesicht habe ich schon einmal gesehen, und zwar als es noch nicht geheilt war; ich muß damals ein noch kleiner Knabe gewesen sein."

„Bei uns ist es zwar nicht so; aber nicht wahr, die arabisch sprechenden Menschen wählen den Namen nach der Eigenschaft, die man besitzt?"

„Ja, oft ist es so."

„Nun, weißt du, wie ich diesen Mann nennen würde?"

„Wie?"

„Abu en Nuhß el Wihsch[1])."

Da schlug der „Sohn des Geheimnisses" die Hände zusammen und schrie auf: „Hamdulillah, ich hab's, ich hab's! Du nennst diesen Mann ‚Vater des halben Gesichtes'; aber sein Name war damals nicht so lang; er hieß nur Abu en Nuhß, ‚Vater der Hälfte'. Ich hab's, ich hab's! Allah und allen Propheten sei Dank!"

„Es freut mich, daß ich dir habe helfen können; aber ist es dir denn nun auch eingefallen, wo du diesen Namen gehört und also den Mann gesehen hast?"

„Ja, ich weiß es, ich weiß es. Er kam blutüberströmt in unser Zelt, und die Mutter reinigte und verband ihm die Wunde. Dann lag er lange Zeit krank bei uns. Er nahm mich oft zu sich auf das Serir[2]) und plauderte gern mit mir. Er scherzte viel, und ich mußte ihn immer nur den ‚Vater der Hälfte' nennen, weil er nur noch das halbe Gesicht hatte. Das war, wie vieles andere auch, ganz aus meinem Gedächtnis entschwunden und ist nun bei seinem Anblicke wieder zurück-

[1]) Vater des halben Gesichts. — [2]) Lager, Bett.

gekehrt. O Allah, Allah, ich werde mit ihm über meine Heimat und meine Mutter reden können!"

„Wenn er es wirklich ist!"

„Er ist's, er ist's; ich gehe hin zu ihm. Er kann kein andrer sein als Abu en Nuhß. Ich gehe hin!"

Er wollte fort, hatte aber gar nicht nötig, sich von seinem Platz zu entfernen. Seine Worte waren rundum gehört und auch von dem Schech vernommen worden. Dieser kam herbei und fragte: „Ich höre, daß du den Namen Abu en Nuhß nennst. Wen meinst du damit?"

„Dich, Herr," antwortete der „Sohn des Geheimnisses". „Ist das nicht dein Name?"

„Nein, aber zu einer gewissen Zeit wurde ich im Scherz so genannt, von einem kleinen Knaben, dessen Gesellschaft mir meine Leiden erleichterte und meine Schmerzen milderte."

„Wo war das? Sage es mir, o sage es schnell!"

Schwarz und Pfotenhauer waren auch herbeigekommen und noch andre kamen, um zu hören, was hier so erregt verhandelt werde.

„Das war zu Kenadem im Lande Dar Runga."

„Kenadem, o Kenadem!" jubelte Abd es Sirr auf.

„Kennst du es denn?" fragte der Schech.

„Nein, doch ich bitte dich um Allahs willen, antworte mir weiter, obgleich ich so viel jünger bin als du! Wie kamst du damals nach Kenadem?"

„Ich hatte ein Gelübde getan, das Grab des berühmten Marabuhs von Tundzur zu besuchen. Der Weg war weit, sehr weit, aber ich kam glücklich an das Ziel und brachte meine Gebete dar; dann reiste ich, von meinen Sünden frei, zurück; aber zwischen dem Rahat Gerari-See und Kenadem wurden wir Pilger von der

Raubkarawane überfallen. Einige von uns wehrten sich; ich befand mich unter ihnen. Wir wurden niedergehauen, und ich erhielt einen Säbelhieb in das Gesicht, der mir nicht nur die Nase raubte, sondern auch die Wange und das halbe Kinn abschälte. Allah nahm meine Seele einstweilen aus dem Körper, um mir die großen Schmerzen zu ersparen. So fand mich ein Reisender, der später kam und noch Leben in mir spürte. Er nahm mich mit nach Kenadem zu sich, wo ich erst erwachte, als ich verbunden wurde."

„Wie hieß dieser Mann, der dich rettete?"

„Es war Barak el Kasi, der Emir von Kenadem."

„Hast du sein Weib gesehen?"

„Viele, viele Male, denn die Frauen von Kenadem pflegen sich vor den Gästen ihrer Herren nicht zu verschleiern. Sie war mild und wohltätig wie der Mond, auf dessen Strahlen sich die Fruchtbarkeit des Taues zur Erde senkt. Alle Menschen liebten sie. Der Emir war finster und streng, aber unsre Seelen neigten sich zu einander; er hatte mir das Leben erhalten, und wir öffneten einander die Ader, um das Blut der Bruderschaft zu trinken. Sein Leben ist wie das meinige und mein Tod wie der seinige. Er liebte mich. Außer mir, und noch viel mehr als mich, hat er seine Frau und sein Kind geliebt."

„Du hast dieses Kind gekannt?"

„Diesen Knaben? Ja; er war das Geschenk Allahs, die Wonne seiner Mutter und die Hoffnung seines Vaters."

„Haben sich diese Hoffnungen erfüllt?"

„Das weiß ich nicht, denn ich bin seit jener Zeit nicht wieder nach Kenadem gekommen."

„Und der Emir, dein Blutsbruder, auch nicht zu dir?"

„Nein. Nur vor einem Monat, als ich nicht bei den Meinen war, ist ein Fremder gekommen, hat sich Barak el Kasi, Emir von Kenadem genannt und mit mir zu reden verlangt. Da ich nicht daheim war, ist er noch desselben Tages fortgegangen. Es muß ein Irrtum sein, denn mehrere meiner Krieger wollen in diesem Mann den berühmten Elefantenjäger erkannt haben."

„Der Emir von Kenadem und der Elefantenjäger sind dieselbe Person."

„Allah! Wie wäre das möglich!"

„Du sollst es bald erfahren. Weißt du, wie der Sohn des Emirs hieß?"

„Ja, es fehlte ihm an jedem Fuß die kleine Zehe; darum hatte man ihm den Namen Mesuf et Tmeni Sawabi-Flidschr, Mesuf mit den acht Zehen gegeben."

„Nun, so schau einmal her!" Er entblößte und zeigte erst den rechten und dann auch den linken Fuß.

„Schu halamr el adschib — welch ein Wunder! Auch du hast nur acht Zehen! Oder bist du etwa — —"

Er hielt in der Rede inne, betrachtete den „Sohn des Geheimnisses" genau und fuhr dann fort: „Deine Züge sind noch nicht so fest, daß ich nach so langer Zeit in ihnen diejenigen deines Vaters oder deiner Mutter zu erkennen vermöchte; aber eine innere Stimme sagt mir, daß du der Sohn meines Blutsbruders bist. Antworte mir; sage mir, ob meine Ahnung mich täuscht oder nicht!"

„Ich bin es, Herr; ich bin der Knabe, der mit dir spielen durfte und dich im Scherz Abu en Nuhß nennen mußte. Ich habe bisher nicht gewußt, wer ich bin; nur in letzter Zeit durfte ich einen Blick in meine Heimat werfen; nun ich aber dich erkannt habe, ist es mir so ge-

wiß, als ob der Prophet es mir selber sagte, daß ich jener Sohn des Emirs von Kenadem bin."

„So komm an mein Herz, du Sohn und Nachkomme meines Blutsbruders! Deine Freunde sind auch die meinigen, und meine Hand wird wider alle deine Feinde sein." Er ergriff den „Sohn des Geheimnisses" bei den Händen und zog ihn an seine Brust. Dann setzte er sich mit ihm nieder, und die beiden waren nun ganz ausschließlich miteinander beschäftigt. Es verstand sich ja ganz von selbst, daß sie sich gegenseitig so vieles zu fragen, zu beantworten und zu erzählen hatten.

Schwarz wendete sich von ihnen ab, diese sich selbst zu überlassen und dachte nun erst daran, daß der „Vater der elf Haare" noch immer allein bei dem erlegten Nilpferd stand und auf die Leute wartete, die ihm geschickt werden sollten. Er verkündete also mit lauter Stimme, daß ein großes, fettes Hufan el bahr getötet worden sei, was von seiten der Asaker mit großem Jubel aufgenommen wurde, und sandte den „Vater des Gelächters" mit einer Anzahl Soldaten nach der betreffenden Stelle, die er ihnen so genau beschrieb, daß sie dieselbe nicht verfehlen konnten.

Als sie dort ankamen, stand der Slowak mit geschultertem Gewehr bei dem Tiere und rief ihnen mißmutig entgegen: „Sind euch Flintenläufe in die Beine geraten, daß ihr sie nicht schneller bewegen könnt! Ich stehe nun über eine Stunde bei dem Ungeheuer, um nicht zu dulden, daß ihm das Leben wiederkehrt. Ist es nicht genug, daß ich es für euch erschossen habe? Soll ich es auch noch auf den Rücken nehmen, um es euch zuzutragen?"

„Wie? Du hast es geschossen?" fragte der „Vater des Gelächters".

„Ja. Wer denn sonst?“ antwortete der Kleine stolz.

„Ein andrer. Die Kugel deines Baruhdi er rad[1]) ist zwar sehr groß, aber ein solches Loch vermag sie doch nicht zu reißen. Das kann nur ein Rßaß scharmat[2]) gewesen sein, und ich weiß, daß nur der ‚Vater des Storches‘ solche Kugeln besitzt; er also hat das Tier getötet, und nicht du bist es gewesen.“

Während die Soldaten sich, ohne auf die Worte der beiden zu achten, mit ihren langen Messern über das Nilpferd hermachten, fuhr der Kleine seinen Freund zornig an: „Schweig! Bist du etwa dabei gewesen? Dein Maul ist zwar so groß wie dasjenige dieses Ungeheuers; aber dein Gehirn ist so gering und klein, daß keine Nimli[3]) sich daran zu sättigen vermöchte. Hast du denn nicht meine Flinte krachen hören?“

„Wir vernahmen zwei Schüsse und erwachten davon. Da Sihdi Aswad und der Vater des Storches‘ fehlten, so wußten wir sofort, daß diese beiden geschossen hatten. Nun willst du mir weismachen, daß du es gewesen bist. Das kannst du zwar bei einem andern versuchen, aber nicht bei einem, der alle Dörfer und Völker, alle Städte und Menschen der Erde kennt!“

„Sprich ja nicht von deinen Menschen und Dörfern! Ich glaube nicht einmal, daß du den Ort kennst, wo die Menschen vor Schreck davonliefen, als sie dein neugeborenes Gesicht erblickten. Ich aber kenne alle Sprachen der Welt und die lateinischen Wissenschaften. Mein Kopf kann aufgeschlagen werden wie ein Buch, worin alles steht, und wenn ich will, geht mein Verstand auf über die Unwissenden wie die Sonne, der nichts in der weiten Schöpfung gleicht.“

„Schu halalk, uskut — welch ein Geschwätz! Ver-

[1]) Donnerflinte. — [2]) Sprengkugel. — [3]) Ameise.

ſtumme!“ ſchrie der „Vater des Gelächters“ wütend, wobei er ein Geſicht zog, als ob er vor lauter Wonne überſtröme. „Als mein Geſicht zum erſtenmal auf Erden erſchien, da jubelte nicht nur die Sonne, ſondern das ganze Firmament. Kennſt du meinen Namen und weißt du, wer ich bin? Ich heiße Ali Ben Hadſchi Iſhak al Fareſi Ibn Hadſchi Otaïba l'Oſcher Ben Hadſchi Marwan Omar el Gandeſi Hafid Jacub Abd' Allah el Sandſchaki. Dein Name aber lautet nur Uszkar Iſtvan. Kann er ſich neben dem meinigen ſehen und hören laſſen?“

„Jawohl! Dein langer Name iſt nichts als ein Bandwurm, von dem man froh iſt, wenn er glücklich mit Kopf und Schwanz entfernt worden. Der meinige aber iſt voller Kraft, Klang und Wohllaut, und jeder, der ihn vernimmt, freut ſich ſeiner. Und wie der Name, ſo der Mann. Während du noch ſchliefeſt und durch dein Schnarchen das Weltall erzürnteſt, war ich bereits wach, um mit dem Rieſen der Tierwelt zu kämpfen. Schau her an den Unterkiefer! Siehſt du das Loch in der Haut? Meine Kugel iſt da ſo ſtark aufgetroffen, daß das Tier die Maulſperre bekommen hat und weder ein Glied zu rühren noch ein vernünftiges Wort zu reden vermochte. Nur durch dieſe meine Kugel iſt es zu ſeinen Vätern und Ahnen verſammelt worden, und nun ſage mir, ob jemals du ſo etwas fertig gebracht haſt oder fertig bringen wirſt!“

„Mit größter Leichtigkeit!“ antwortete der „Vater des Gelächters“. „Rufe nur ein Flußpferd herbei, und du ſollſt ſofort ſehen, welchen Schreck ich ihm einjagen werde.“

„Das glaube ich freilich, denn es braucht nur dein Geſicht zu ſehen, ſo rennt es augenblicklich davon.“

„Sprich nicht von meinem Geſicht!“ rief der Hadſchi

wütend. „Wer ist denn schuld an meinen immerwährenden Gelächter, als nur du allein?“

„Ich?!“

„Ja, nur du! Mein Gesicht war eine Perle der männlichen Schönheit. Meine Züge glänzten wie die Anfangsworte des Koran; meine Augen strahlten in Kraft und Milde, und meine Wangen leuchteten wie die Morgenröte, bevor ich dich erblickte. Da kamst du, und als ich dich sah, mußte ich über deinen Schnurrbart fürchterlich lachen und lache noch heute darüber. Ich kann erst dann auf Heilung dieses meines Leidens rechnen, wenn ich dich nicht mehr erblicke und für immer von dir geschieden bin.“

„So mache dich von dannen und wage es nicht, mir jemals wieder unter die Augen zu kommen!“ schrie nun seinerseits der Kleine im höchsten Zorn. „Du bist Mismahri et tabuht, der Nagel zu meinem Sarg, und es Sabab kabri, die Ursache meines Grabes. Seit ich dich kenne, gehe ich langsam ein, und der Aerger über dich frißt an den Knochen meines Lebens. Du hast meine Jugend gemordet und die Tage meines Alters im voraus verschlungen. Möge dir der Engel des Gerichtes dafür die Haut mit Nadeln bestecken, so dicht wie das Fell eines Pudelhundes!“

„Und dich möge er an den elf Haaren deines Schnurrbarts aufhängen, gerade über demjenigen Schornstein der Hölle, aus dem — —“

Er kam nicht weiter, denn der Slowak war in einem so hohen Grade zornig geworden, daß er sich bei der Erwähnung der elf Haare nicht länger zu beherrschen vermochte. „Uskut, dschidd ed dija w'esch schu' ub — halte den Mund, du Großvater der Dörfer und Völ-

ker!“ ſtieß er hervor. „Du ſollſt mich und meinen Schnurrbart ſofort kennen lernen!“

Indem er dieſe Drohung ausſprach, warf er ſich auf den Hadſchi, um ihn bei der Gurgel zu faſſen. In der Hitze des Wortgefechts hatten die beiden ihre urſprünglichen Standorte gewechſelt. Der Kleine war vorgerückt und der „Vater des Gelächters“ zurückgewichen, ſo daß er jetzt hart am Waſſer ſtand, dieſem den Rücken zugekehrt. Er wollte dem Angriff entgehen, tat einen Sprung nach rückwärts und verlor den Boden unter den Füßen.

„Ja mußabi, rah nirrak — o Unglück, wir werden ertrinken!“ kreiſchte er auf und verſchwand dann in der gerade hier ſehr tiefen Flut.

Es war ganz richtig, daß er nicht von ſich allein, ſondern in der Mehrzahl geſprochen hatte, denn der Kleine befand ſich in derſelben Gefahr. Er hatte zu kräftig ausgeholt und flog nun, da der andre ihm ausgewichen war, über das Ufer hinaus und gleichfalls in das Waſſer hinein, das über den beiden hoch aufſpritzte.

Die Soldaten ſchrien vor Schreck, als ob ſie ſelbſt hineingefallen ſeien. Es handelte ſich weniger um den Tod des Ertrinkens als vielmehr um die Gefahr, die ſeitens der Krokodile drohte, von denen die Maijeh wimmelte. Die anwohnenden Völkerſchaften des Nils ſind meiſt gewandte Schwimmer, die Soldaten ebenſo; das Waſſer an ſich bringt ihnen alſo keine Gefahr, aber vor den darin lebenden Ungetümen haben ſie ſich zu hüten.

Darum ſchauten die Aſaker zunächſt nicht nach der Stelle, wo die beiden im Waſſer verſchwunden waren, ſondern über deſſen ganze ſichtbare Fläche, ob da ſich vielleicht ein Krokodil ſehen laſſe. Und wirklich lagen abwärts auf einer kleinen Landzunge mehrere dieſer

Tiere, welche die Köpfe erhoben. Das Geschrei der Soldaten schüchterte sie so ein, daß sie nicht in das Wasser gingen. Es kommt häufig vor, daß ein Saurier, selbst wenn er hungrig ist, sich von den Stimmen vieler Menschen einschüchtern läßt.

Jetzt tauchte der Kleine auf; er war mit dem Wasser gut vertraut und blickte sich ängstlich um, zunächst nach Krokodilen und dann nach dem „Vater des Gelächters". Als er diesen nicht sah, rief er erschrocken aus: „Ma hai hu; wain fi jah — er ist nicht da; wo befindet er sich?"

„Ba'd taht el moi — noch unter dem Wasser," wurde ihm geantwortet.

„O Allah, so geht ihm die Luft aus, und er muß elendiglich ertrinken."

Der Streit war vergessen und er tauchte unter, um seinen Freund zu suchen. Einen Augenblick später erschien der „Vater des Gelächters" auf der Oberfläche und rief: „Wo ist der ‚Vater der elf Haare'? Ich sehe ihn nicht!"

„Er ist wieder hinunter, um dich zu suchen," lautete die Antwort.

„Der Gute, der Freundliche, der Vortreffliche! Er wird sich mir zuliebe den Tod holen. Ich muß zu ihm hinab!"

Er tauchte wieder nieder, und im nächsten Augenblick erschien der Slowak. Als er den andern auch jetzt noch nicht erblickte, schrie er auf: „Er ist tot! So lange hält es kein Mensch unter dem Wasser aus. Er ist erstickt; aber ich muß wenigstens seinen Leichnam retten!"

„Bleib oben!" wurde ihm gesagt. „Er war soeben da und ging wieder hinab, um nach dir zu suchen."

„Der Brave, der Liebe, der Herrliche! Aber ich darf

ihn nicht verziehen lassen, sonst bekommen ihn die Krokodile."

Er verschwand aufs neue; dann später erschienen zwei triefende Köpfe in ziemlicher Entfernung voneinander. Sie sprudelten das Wasser von sich und sahen sich um. Der eine erblickte den andern und rief erfreut: „Bist du es denn wirklich, du Freund meiner Seele, du Trost und Ruhe meines Herzens?"

„Ja, ich bin es, du Lust meiner Augen. Voller Wonne sehe ich dich gerettet, du Licht und Wärme meines Lebens!"

„So eile ich, um dich zu umarmen, o Glück meines Daseins!"

„Und ich schwimme an dein Herz, du Spender der seligsten Freude!"

Laut auffauchzend schossen sie aufeinander zu, um sich im Wasser zu umarmen, und kamen dann miteinander Hand in Hand auf das Ufer zugeschwommen. Eben als sie dieses erreichten und aus dem Wasser stiegen, rief einer der Soldaten, mit der Hand nach der Landzunge deutend: „Sie sind fort, die Krokodile; sie haben euch gesehen und kommen nun, euch zu fressen. Macht euch schnell vom Ufer fort!"

Mehrere sich rasch nähernde Furchen im Wasser bewiesen, daß er recht hatte. Nur einige Augenblicke später waren die Tiere da, deren dunkle, stumpfe Schnauzen man erscheinen sah.

„Hamdulillah, sie kommen zu spät. Du hast mich gerettet!" rief der Slowak, indem er den Arm um seinen Freund schlang.

„Scharafalillah, ja, sie haben sich verrechnet!" antwortete dieser. „Aber nicht ich habe dich, sondern du hast mich gerettet. Ohne dich wäre ich jetzt eine Speise dieser

Eidechsen und eine Mahlzeit dieser Ungeheuer, die Allah verdammen möge!"

„Ja, ihr Leben mag kurz sein und ihr Tod fürchterlich. Ihre Ahnen seien vergessen und ihre Enkel und Nachkommen zu ewigem Hunger verurteilt. Die Krankheit mag ihren Leib verzehren und der Kummer ihre Seele, bis sie aufrichtig Buße tun und es erkennen, daß es eine Sünde gegen Allahs Gebot ist, das Fleisch lebendiger Menschen zu verzehren!"

„Sie werden niemals Buße tun, denn ihre Herzen sind verhärtet, und ihre Ohren hören nicht auf die Stimme des Warners. Sie leben in ihren Sünden weiter und werden im ewigen Feuer brennen, ohne verzehrt zu werden. Wir aber wollen uns freuen, ihren Zähnen entgangen zu sein, und ihnen sagen, daß wir sie verachten jetzt und immerdar!"

Sie riefen nun in echt orientalischer Weise den Krokodilen die beleidigendsten Schimpfnamen zu und verwünschten sie in den tiefsten Abgrund der Hölle hinab. Dann aber rangen sie ihre Kleider aus und machten sich an die Arbeit, indem sie den Soldaten halfen, das Fleisch und den dicken Speck des Nilpferdes in lange Streifen zu zerlegen. Diese wurden dann auf Lanzen gespießt und nach dem Lager getragen, wo mittlerweile mehrere Feuer angesteckt worden waren, an denen der leckere Braten bereitet werden sollte.

Indessen hatten die Fahrzeuge sich dem Ufer genähert und die Anker ausgeworfen. Als die Insassen den Geruch des Bratens verspürten, begehrten sie, aussteigen zu dürfen, was Schwarz nicht gern erlaubte, da er wenigstens der Muehr nicht ganz sicher zu sein glaubte. Der „Vater der Hälfte" aber gab ihm den Rat, sich ihre Anhänglichkeit dadurch zu erwerben, daß er

ihnen Vertrauen zeige, und so durften sie die Schiffe verlassen. Doch erhielten die Soldaten heimlich den Befehl, auf sie zu achten, damit keiner von ihnen unbemerkt den Platz verlasse.

Das Nilpferd hatte eine ungeheure Menge Fleisch geliefert, so daß von den anwesenden Hunderten jeder ein tüchtiges Stück bekam, das er auf beliebige Weise zubereiten und verzehren konnte. Die Art und Weise, wie das geschah, hätte einem Maler Stoff zu einer ganzen Mappe voll Stimmungsbilder gegeben.

Schwarz saß mit Pfotenhauer, dem „Vater der Keule" und Hasab Murat zusammen. Sie aßen gebratenen Hippopotamusspeck, den der erstere ganz vortrefflich fand.

„Nit wahr, er ist ausgezeichnet?" fragte der „Vater des Storches". „Kaan Fleischer oder Selcher in Deutschland kann was Besseres aufweisen, und i kenn' hier am Nil nur aan einziges, was dem nit nur gleichkommt, sondern vielleichten gar noch delikater ist."

„Was ist das?" erkundigte sich Schwarz.

„Das ist aan Elefantenbraten; aber von der richtigen Stell' muß er halt sein. Haben Sie es kennen g'lernt?"

„Elefantenfleisch habe ich gegessen, doch weiß ich nicht, von welchem Körperteil es am besten ist."

„So muß i es Ihnen sagen. Es ist hier herum in dieser Gegend gar nit ausgeschlossen, daß uns mal so a Herr Elephas oder gar eine ganze Herd' davon begegnet; kommen wir da gut zum Schuß, so werd' i Ihnen den Beweis liefern. Wissen S', wo die Kugel den Elefanten treffen muß, wann er sogleich fallen soll?"

„Ja, dort, wo der Rüssel in den Kopf übergeht."

„Das ist schon richtig, obgleich man ihn mit der

Explosionskugel auch anderswo tödlich verwunden kann. G'rad' unter dieser Stell' muß man sich ein Stück aus dem Rüssel schneiden. Das gibt den besten Braten, den i jemals 'gessen hab'." Pfotenhauer verdrehte die Augen und schnalzte mit der Zunge, um den großen Wohlgeschmack des betreffenden Gerichts möglichst anzudeuten. Dabei nickte seine Nase höchst begeistert von oben nach unten, als ob sie die Absicht habe, seine Behauptung auf das kräftigste zu bejahen.

„Elefantenrüssel?" fragte Schwarz ungläubig. „Ich habe geglaubt, der müsse ziemlich zähe sein."

„O nein. Er ist so zart wie Renntierzunge. Aberst das Rüsselstück tut's nicht allein, sondern es muß in dem richtigen Fett gebraten werden, das dazu g'hört. Das ist nämlich das Fett im Zellgeweb' der Nieren, a Fett, sag' i Ihnen, was mit gar nix zu vergleichen ist. I wollt', es käm' gleich jetzt so aan Elefant g'laufen, damit i Ihnen zeigen könnt', was i leider nit zu beschreiben vermag!"

„Sie Feinschmecker!" lächelte Schwarz. „Ich glaube wirklich, Sie wünschen wegen dieses kleinen Rüsselstücks eine ganze Elefantenherde herbei. Denken Sie an die Verwirrung, welche diese Tiere hier anrichten würden!"

„Wann's ruhig kämen, hätt's gar nix zu sagen; aber freilich wenn's g'reizt werden, dann könnt's uns schlimm dergehen. Wissen's vielleicht, was man so einen ‚Einsiedler' nennt?"

„Ja. So nennt man alte männliche Elefanten, die wegen ihrer Bösartigkeit von den Herden nicht gelitten werden und infolgedessen allein umherirren müssen. Das sind höchst gefährliche Tiere. Wehe demjenigen, der einem solchen unvorbereitet oder gar auf offenem Plan begegnet!"

„Ja, wann so a Einsiedler käm', der könnt uns all unsre Tiere hier zu schanden machen; er tät sie wohl alle nach'nander aufspießen. Hab' selbst schon meine Erfahrung mit solch aan Einsiedler gemacht, droben am Bahr Dschur. Da saß i mit zwei Niam-niam zusammen und balgte die g'schossenen Vögel ab. Plötzlich wackelt die Erde unter uns, und es gab aan Gedröhn, als ob aan Erdbeben — — — horch! Was ist das? Hören's nix?"

Schwarz lauschte und antwortete dann: „Das klingt wie ein ferner kleiner Wasserfall. Aber hier gibt es doch keinen!"

„Nein. Das ist 'was ganz andres. Vielleicht hab' i gar den Teufel an die Wand g'malt, und nun kommt er herbei. Wann's nur noch Zeit ist, die Herd' in Sicherheit zu bringen!"

Er war aufgesprungen, legte die Hände wie ein Sprachrohr an den Mund und rief denjenigen Leuten, welche die Aufsicht über die Rinder zu führen hatten, mit weithin schallender Stimme zu: „Harisihn, ruh el bakar; b'id b'id ruh; el iffal, el iffal — Wächter, fort mit den Rindern, weit, weit fort; die Elefanten, die Elefanten!"

Dieser Ruf wurde im ganzen Lager vernommen. Wer saß, der sprang auf und griff zu den Waffen. Die Wächter eilten zu ihren Tieren und trieben sie mit den Lanzen unter lautem Geschrei hinaus in die Ebene, nach der Richtung, die Pfotenhauer ihnen andeutete, indem er mit beiden Armen winkte, so daß diese wie die Flügel einer Windmühle auf und nieder gingen.

Das starke Geräusch, das er gehört hatte, war nämlich von links her gekommen, aus dem Wald, der jenseits der Spitze der Maijeh lag. Es war jetzt nicht mehr zu vernehmen, da die Hirten schrien und die Soldaten ein-

ander Mut zubrüllten. Aber die Lunge Pfotenhauers war kräftiger als die aller andern. „Raha, hudu, ja nas, willa nihma maijit — Ruhe, Stille, ihr Leute, sonst sind wir verloren!“ donnerte er über die weite Fläche dahin.

Und nun war das Geräusch wieder zu hören, und zwar mit verdoppelter Stärke. Seit der ersten Warnung Pfotenhauers waren noch keine zwei Minuten vergangen, und nun dröhnte die Erde, wie wenn die schwache Mauer eines Häuschens von einem vorüberrollenden schweren Lastwagen zittert. Jetzt durchfuhr ein Ton die Luft, so stark, so schneidend, als ob er aus hundert Trompeten zugleich erschalle; dann kam der Goliath der vierfüßigen Tiere um die Ecke des Gebüsches gerannt, den Rüssel hoch erhoben und das kleine lächerliche Schwänzchen wie einen abwehrenden Stachel geradeaus gestreckt. Es fehlte ihm der eine Stoßzahn; der vorhandene war von außerordentlicher Größe und deutete das hohe Alter des Tieres an, das im Widerrist sicher eine Höhe von vier Meter besaß; die Länge betrug wohl einen ganzen Meter mehr.

Der Elefant bot mit dem erhobenen Rüssel, den klatschenden Riesenohren und der durchdringenden Trompetenstimme eine so gewaltige Erscheinung, daß ein unwiderstehliches Entsetzen die Sudanesen packte. Sie warfen ihre Waffen weg und rannten davon, um sich hinter den Büschen und Bäumen zu verbergen, und ließen dabei ein Angstgeheul hören, das den Elefanten aufmerksam machte.

Durch irgend etwas, das man noch nicht sehen konnte, in Wut versetzt, war er bisher wie blind gewesen; jetzt aber blieb er stehen, um den vor ihm liegenden Platz zu beäugen. Er sah die fliehenden Menschen und das kleine Häuflein der Stehengebliebenen, die den

Mut besaßen, ihm Widerstand leisten zu wollen; er schlug mit dem Rüssel ein Rad, hob ihn dann zum Schlag hoch empor und stürzte auf die wenigen Männer los.

Diese letzteren waren die Europäer, der „Sohn der Treue" und der wackere „Vater des Gelächters". Die andern alle, auch der „Vater der Keule" und Hasab Murat, waren verschwunden. Die gefangenen und gebundenen Leute des Feldwebels lagen mit diesem ganz bewegungslos, um ja die Aufmerksamkeit des Tieres nicht auf sich zu lenken.

Doch noch einen gab es, der nicht geflohen war — Abd es Sirr, der „Sohn des Geheimnisses". Dieser hatte sich, sobald der Elefant in Sicht kam, zu Boden geworfen und kroch, anstatt zu fliehen, ihm vielmehr rasch entgegen.

„Fliehe, um Allahs willen!" rief ihm der „Sohn der Treue" zu. „Er zerstampft dich ja. Es ist ein Hahschil." Dieses letztere Wort bedeutet einen Vagabunden, einen Herumtreiber. Das Tier war also so ein ausgestoßenes, wegen seiner Wildheit und Tücke selbst von seinesgleichen gemiedenes Ungeheuer.

„Ja, ein Hahschil," stimmte Pfotenhauer bei. „Eure Kugeln tun ihm nichts. Trifft die meinige nicht die richtige Stelle, so gnade uns Gott!"

Die Männer standen dicht beisammen, die Gewehre gegen das Tier erhoben. Aber die bereits erwähnte Stelle, auf die gezielt werden mußte, war nicht zu sehen, da der Elefant den Rüssel gerade aufwärts trug.

Das alles geschah selbstverständlich viel schneller, als es erzählt werden kann. Das Tier war bis auf höchstens vierzig Ellen herangekommen.

„Zerstreut euch und schießt von der Seite!" rief der „Vater des Storches", „da haben wir besseres Zielen."

Er sprang zur Seite und die andern folgten seinem Beispiel, den kleinen Slowaken ausgenommen, der niedergekniet war und den Lauf seines schweren Katil elfil auf den offenen Rachen des Tieres gerichtet hielt. „Allah, hilf der Kugel ins Gehirn," rief er aus, „sonst schlägt mir das Vieh den Schädel ein!"

Er drückte ab, und der Schuß hatte einen doppelten Erfolg. Der „Vater der elf Haare" erhielt nämlich von dem Gewehr einen solchen Rückschlag gegen den Kopf, daß er zu Boden stürzte. „Lisir'rack — prosit Mahlzeit; mit mir ist's aus!" schrie er, indem er die Augen starr auf den Elefanten gerichtet hielt.

Aber dieser senkte den Rüssel nicht, um den kleinen Schützen damit zu ergreifen oder zu zerschmettern. Er bewegte ihn gar nicht, ja, er bewegte sich selbst nicht mehr. Und das war der andre Erfolg des Schusses. Die große, schwere Kugel hatte ihn mitten im schnellsten Lauf zum Stehen gebracht; er hielt da wie gelähmt und ohne einen Zollbreit seines Körpers zu bewegen, freilich nur für wenige Augenblicke; aber dies genügte zur Rettung des Slowaken.

Der „Vater des Gelächters" sah nämlich die Gefahr, worin sein Freund schwebte, und rief ihm zu: „Lauf davon! Ich halte ihn auf!"

Er sprang vor und gab dem Tiere eine Kugel in den untern starken Teil des Rüssels, freilich ohne den beabsichtigten Erfolg. Er wäre mit samt dem Slowaken verloren gewesen, wenn nicht der „Sohn des Geheimnisses" während dieser kurzen Pause Zeit gefunden hätte, seine Absicht auszuführen.

Abd es Sirr hatte sich ein wenig seitwärts gehalten, und der Elefant war, ohne ihn zu sehen oder zu beachten, an ihm vorübergerannt und dann, von des

Kleinen Kugel getroffen, stehen geblieben. Gerade als der „Vater des Gelächters" seinen Schuß abgab, sprang der „Sohn des Geheimnisses" vom Boden auf, schnellte sich an das eine hintere Bein des Tieres, holte mit seinem langen Messer aus und versetzte ihm einen Hieb, um die Flechse zu durchschneiden. Hatte er nicht die richtige Stelle getroffen, oder war sein Messer nicht scharf genug, kurz, die Absicht mißlang, und der Elefant drehte sich schnell um, um den neuen Feind zu sehen. Aber er sah nicht nur diesen einen, sondern mehrere, viele.

Man hatte bisher nur auf diesen einen Elefanten geachtet, nicht aber darauf, was aus dem früheren Getöse, das doch auf eine ganze Herde schließen ließ, geworden war. Der alte Einsiedler hatte sich in die Nähe eines Trupps gewagt und war von ihm fortgejagt und verfolgt worden. Als er um die Ecke der Maijeh bog, war er seinen Verfolgern aus den Augen gekommen, und diese hatten eine kurze Zeit nach ihm gesucht. Jetzt kamen auch sie um die Ecke. Ihn sehen und mit entsetzlichem Trompeten auf ihn eindringen, war eins. Diese Feinde erschienen ihm jedenfalls fürchterlicher als die Menschen; er wendete sich schnell wieder um und rannte entsetzt weiter, ohne sich für die Verwundungen gerächt zu haben.

Die Zahl seiner vierfüßigen Gegner betrug zwölf, eine Schar, der er freilich nicht gewachsen war; sie gehörten jedenfalls einer Familie an, deren Oberhaupt, ein alter Bulle, voranrannte; ihm folgten vier Männchen, vier Weibchen und drei Junge. In ihrem Zorn über den Herumläufer nahmen sie nicht die geringste Notiz von den anwesenden Menschen und stampften mit kaum glaublicher Schnelligkeit vorüber und hinter ihm drein, — freilich nicht alle von ihnen.

Der Slowak und sein Freund waren dem „Vagabunden“ ausgewichen und also von seinen Füßen nicht getroffen worden. Als die Herde heranstürmte, hatte der „Vater des Storches“ gerufen: „Laßt die Männchen vorbei und zielt nur auf die Jungen! Die Weibchen sind uns dann sicher.“

Zugleich zielte er nach dem Rüssel des ersten Elefantenjünglings. Schwarz sah das und nahm den zweiten auf das Korn. Die beiden Schüsse krachten und nur wenige Sekunden später der dritte, denn Pfotenhauer hatte sofort auch dem dritten Jungen die Kugel des andern Laufes gegeben. Seine Explosionsgeschosse wirkten bei der Jugend der Tiere augenblicklich; die zwei Elefanten brachen mit zerschmetterten Stirnen zusammen. Auch Schwarz hatte genau die beabsichtigte Stelle getroffen; aber sein Schuß konnte keine so plötzlich zerstörende Wirkung hervorbringen. Der Getroffene blieb stehen, schwenkte den Rüssel wie einen Pendel hin und her, stieß ein markerschütterndes Schmerzensgeschrei aus und begann dann wie betrunken zu wanken.

„Auch der hat genug,“ rief Pfotenhauer. „Jetzt schnell hinter starke Bäume. Rasch, rasch!“ Er rannte, noch während er diese Worte ausstieß, fort, dem Waldesrand zu, und die andern folgten ihm augenblicklich, nur Abd es Sirr und Ben Wafa ausgenommen, die sich niederlegten und in dem Grase zu verstecken suchten.

„Warum fliehen?“ fragte der „Vater des Gelächters“, als er nun in der Nähe Pfotenhauers hinter einem Baum stand. „Wir haben doch gesiegt!“

„Seht da nach rechts hinüber; sie kommen schon,“ antwortete der Gefragte. „Ladet schnell die abgeschossenen Läufe wieder! Die Weibchen werden ihre Jungen rächen wollen.“

Er hatte recht. Die Mütter hatten das Geschrei des von Schwarz getroffenen Jungen gehört, die Verfolgung aufgegeben und waren schnell umgekehrt. Sie rannten trompetend der betreffenden Stelle zu. Dort angekommen, untersuchten sie ihre Jungen mit den Rüsseln. Die Mutter des tödlich getroffenen betastete die Wunde ihres Lieblings, streichelte diesen zärtlich und stellte sich eng neben ihn, Seite an Seite, um ihn zu halten und vor dem Umfallen zu bewahren. Ihre Liebkosungen und Anstrengungen waren vergeblich; das Junge neigte sich mehr und mehr zur Seite und fiel dann tot nieder. Nun ging eine Mutter zur andern, um deren Kind auch zu betrachten und zu untersuchen. Sie erkannten, daß die Jungen tot seien, erhoben die Rüssel und stießen klagende Trompetentöne aus.

„Nun kommt die Rache," sagte Pfotenhauer. „Sie werden uns wahrscheinlich aufsuchen."

„Mir ist es ganz so, als ob wir Strafe verdient hätten," antwortete Schwarz. „Sehen Sie den Schmerz dieser Mütter! Er ist ergreifend, und wer ein Herz hat, dem muß es wirklich leid um sie tun."

„Ja, da kommt halt das deutsche G'müt zum Vorschein. Der Mensch ist das schlimmste Raubtier, was es geben kann. Aberst schaun S'! Haben S' g'sehen?" Er deutete nach der Elefantengruppe.

„Ja. Die eine Mutter ist hinten niedergesunken und trompetet noch kläglicher."

„Und jetzt bricht die andre auch zusammen. Ah, ich weiß, was es ist. Wissen Sie's auch?"

„Sollte der ‚Sohn des Geheimnisses' etwa — —?"

„Ja, der ist's, und Ben Wasa mit ihm. Das sind mutige Jungens. Sie haben sich an die Tiere g'schlichen und ihre Messer in G'brauch genommen. Jetzund müs-

sen wir hinaus, sonst kommen s' noch gar in G'fahr. Auch dürfen wir die armen Tiere nit allzulang leiden lassen."

Die beiden Jünglinge hatten sich so gut im Gras versteckt gehabt, daß sie von den zurückkehrenden weiblichen Elefanten nicht gesehen worden waren. Sie schlichen, als diese bei den Jungen angekommen waren, sich von hinten an sie heran, was mit keiner großen Gefahr für sie verbunden war, da die Aufmerksamkeit der Mütter sich ausschließlich auf ihre Jungen richtete. Ungefähr bis auf zehn Schritte herangekommen, zog Ben Wafa seine Kulbedah, ein stark gekrümmtes, sichelförmiges und schweres Messer, das eine sehr gefährliche Waffe ist und sowohl zum Schlagen als auch zum Werfen in Anwendung kommt, sprang auf den ersten Elefanten ein und zerhieb ihm mit zwei schnellen Hieben die Flechsen der Hinterfüße. Dann schlich er sich an das dritte Tier und brachte ihm seine lähmenden Streiche gerade dann bei, als das zweite unter denen seines Freundes auch zusammenbrach.

Die vor Schmerz und Wut brüllenden Elefanten drehten sich zwar nach ihren Peinigern um, versuchten auch, rutschend zum Angriffe gegen sie vorzugehen, konnten sie aber nicht erreichen.

Es war ein Anblick wirklich zum Erbarmen. Glücklicherweise kamen jetzt die Weißen herbei und machten den Leiden der Tiere durch einige wohlgezielte Kugeln ein Ende. „So, jetzt fühlen s' nix mehr," sagte Pfotenhauer, indem er sein abgeschossenes Gewehr wieder lud. „Ist das a Jagd und aan Erfolg! Sechs Elefanten in kaum fünfzehn Minuten!"

„Eigentlich ein ganz unnützes Morden!" bemerkte Schwarz.

„Warum?“

„Weil wir dieſe Maſſen von Fleiſch gar nicht brauchen können. Und Stoßzähne haben weder die Weibchen noch die Jungen.“

„I bin halt andrer Meinung. Es kann ſogar kommen, daß wir das Fleiſch ſehr gut gebrauchen können. Wir wiſſen ja nit, ob wir auf unſrem Zug für alle ausreichend Eſſen finden.“

„Pah! Ich ſchätze jedes Weibchen zu achttauſend und jedes Junge zu zweitauſend Pfund; ein ausgewachſener Bulle kann zwölftauſend und ſogar noch mehr wiegen. Das ſind dreißigtauſend Pfund Fleiſch. Wie wollen wir dieſe Menge in höchſtens zwei Tagen verzehren? Länger hält es ſich ja nicht.“

„Da kennen S' halt unſre Sudaneſen ſchlecht. Sie ſollen mal ſchauen, wie die nit etwa eſſen, ſondern freſſen werden. Uebrigens beſteht doch nit der ganze Elefant aus Fleiſch. Es ſind Abfall und Knochen auch dabei, und was für Knochen! Aber laden S' nur Ihr G'wehr immer wieder! Wir ſind noch lang nit fertig.“

„Sie meinen, daß noch andre Elefanten kommen?“

„Andre nit, ſondern vielleicht diejenigen, die bereits dag'weſen ſind. Wann die Bullen merken, daß die Madamen fehlen, ſo laſſen ſie den ‚Einſiedler‘ laufen und kehren um, ſie zu ſuchen. Elefanten wiſſen der Fährte der Ihrigen ebenſo gut zu folgen wie die Menſchen.“

„Aber töten werden wir wohl keinen mehr?“

„Nein. Schad' freilich um die ſchönen Zähne der Männchen. Diejenigen des Bullen, der voranlief, konnten gegen hundertzwanzig Pfund wiegen pro Stück. Na, ſchauen S' ſich mal um! Nun die Arbeit g'macht iſt, wagen ſich unſre Sudaneſen wieder hervor.“

Die Leute kamen vorſichtig aus den Büſchen ge-

treten, und als sie sahen, daß keine Gefahr mehr vorhanden sei, riefen sie es den weiter zurück Befindlichen zu, und bald waren alle um die erlegten Elefanten versammelt. Sogar die Nuehrs hatten sich ohne Ausnahme eingestellt, ein Beweis, daß sie keine Absicht hatten, Abu el Mot oder seine Sklavenjäger aufzusuchen.

Nun wurden Gruppen mit Obmännern, die man besser als Verschneider bezeichnen konnte, um die Tiere zu zerlegen, bestimmt. Es herrschte in Erwartung der mehr als reichlichen Fleischportionen eine ungeheure Lustigkeit unter diesen Menschen, die aber nicht von langer Dauer war, denn kaum war mit der Arbeit begonnen worden, so hörte man von Westen her, wohin die Wächter die Rinder getrieben hatten, ein vielstimmiges Geschrei, in das sich die Stimmen brüllender Ochsen und Kühe mischten.

„Was mag das sein?" fragte Schwarz. „Ob die Herde scheu geworden ist?"

„Möglich. Wollen abwarten, ob sich was sehen läßt," antwortete Pfotenhauer.

Er brauchte nicht lange zu warten. Da er sich inmitten der vielen Menschen befand, verhüllten sie ihm die Aussicht nach der betreffenden Richtung, doch nur für kurze Zeit, denn plötzlich flogen sie alle unter lautem Geschrei nach rechts und links auseinander und davon. „El Hahschil, el Hahschil," so klang es voller Angst von allen Lippen und in der Zeit von wenigen Sekunden war kein einziger Sudanese mehr zu sehen; sie alle hatten wieder Schutz hinter den Büschen gesucht, die schon vorhin von ihnen als Zuflucht benutzt worden waren.

Nun hatten die wenigen Standhaften einen freien Blick nach West. Von dorther kam ein Stier gerannt, brüllend vor Angst und aus allen Kräften laufend.

Hinter ihm drein lief der alte Elefantenbulle, der vorhin von der Herde gehetzt worden war. Es war keine Täuschung möglich, da man ihn an dem Fehlen des abgebrochenen Stoßzahnes erkannte.

„Alle Teuxel, das schaut g'fährlich aus!" rief Pfotenhauer. „Es kommt alles darauf an, wohin der Stier sich wendet."

„Er ist verloren," meinte Schwarz. „Der Elefant läuft doppelt so schnell."

„Ja. Der Ochs kommt grad richtig auf uns zu, doch sieht man, daß er sogleich eingeholt sein wird. Verhalten wir uns ruhig, damit der Einsiedler uns dann nit bemerkt."

Jetzt hatte der Elefant den Stier erreicht. Anstatt ihn von hinten anzugreifen, machte er sich an dessen Flanke, stieß ihm den Zahn in die Seite und warf ihn mitten im Lauf empor. Man hörte den Krach, als der Stier die Erde wieder berührte. Er wollte sich trotz der gräßlichen Verwundung aufraffen, aber der Elefant war stehen geblieben und schleuderte ihn abermals empor, viel höher noch als vorher; dann trat er ihn mit Füßen und versetzte ihm mit dem Rüssel so gewaltige Streiche, daß der Besiegte bald eine weiche, formlose Masse bildete.

Die Wut des „Vagabunden" war durch die feindlichen Elefanten erregt und durch den Anblick der Rinderherde erhöht worden; der Tod des Stieres schien ihn nicht zu befriedigen; er sah sich nach neuen Opfern um. Da erblickte er die kleine, bewegungslose Männergruppe und setzte sich gegen sie in Bewegung, nicht etwa langsam laufend, sondern mit einer unheimlichen Schnelligkeit.

„Rettet euch in den Wald und auf die Bäume!" schrie Pfotenhauer. „Bei diesen Sprüngen ist von sicherm Zielen und Schießen keine Rede."

Jetzt kamen die Beine der sonst so furchtlosen Männer in ungewöhnliche Bewegung. Der „Vater der elf Haare", der kleinste von ihnen, brachte die größten und weitesten Sätze fertig. Er rannte nicht, o nein, sondern er schnellte förmlich vorwärts. Dabei rief er in deutscher Sprache: „Herr Doktor, schießte auf Elefant, schießte doch, schießte! Wenn Elefant uns auffangte mit Zahn seinigem, so fliegte wir in Luft, und seinte zerschmetterte Knochen, unsrige und ganze! Schießte schnell, schießte schnell!"

Der nächste hinter ihm war sein Freund, der „Vater des Gelächters". Er machte Sprünge wie ein Panther und brüllte dabei in einem Atem: „O Allah! O Vorsehung! O Ewigkeit! Er wird mich packen, der Elefant, der Verfluchte, der Ungläubige! Möge er vorher in die Hölle stürzen, da, wo sie am tiefsten ist und immer noch ein weiteres, neues Loch nach unten hat!"

Der Sudanese kann einfach nicht schweigen; er muß sprechen und er muß schreien, selbst wenn dies zu seinem größten Schaden ist.

Auch Abd es Sirr und Ben Wafa ließen ihre Stimme hören, vielleicht in der Absicht, den Elefanten von sich abzuschrecken. Sie rannten mehr nach rechts, während das Tier der geraden Linie folgte, die von dem Slowaken und seinem Freunde eingeschlagen worden war. Die andern hatten eine Schwenkung nach links gemacht. Sie bemerkten, daß sie das Tier nicht mehr hinter sich hatten, und hielten an.

„Meiner Six, so bin ich im Leben noch nit g'rannt!" sagte Pfotenhauer aufatmend. „Dort rennt die Bestie auf das Dickicht los. Sie hat es auf den Kleinen und auf den Großvater der Städte und Völker abgesehen.

Machen wir schnell, daß wir nachkommen, um beiden beizuspringen!"

„Halt!" hielt Schwarz ihm zurück. „Nur nicht unvorsichtig! Sehen Sie, daß die Kerls soeben das Gebüsch erreicht haben? Sie finden sichere Deckung dort und sind also gerettet. Wir aber würden uns in die Gefahr begeben, dem umkehrenden Tiere zu begegnen. Wenn wir folgen wollen, so müssen wir es von der Seite her tun und dürfen uns nicht von dem Elefanten sehen lassen. Kommen Sie!"

Jetzt hatte auch der „Herumtreiber" das Gebüsch erreicht. Er brach darin ein, als ob er nur Gras unter den Füßen habe. Dabei bog er Stämme von der Stärke eines Mannesschenkels auseinander oder brach sie ab. Der „Vater der elf Haare" hörte das gewaltige Knacken und Prasseln hinter sich. Er wagte sich nicht umzusehen und rannte nur immer gerade aus. Da blieb er mit dem Fuß an einem Schlinggewächse hängen und stürzte nieder. Der „Vater des Gelächters" flog an ihm vorüber. Er raffte sich schnell wieder auf und schoß vorwärts — fast in das tiefe Wasser der Maijeh hinein, an deren Ufer er sich befand. Neben sich sah er den gewaltigen Stamm eines Baumes. Emporblickend, bemerkte er die Füße seines Freundes. Er tat einen Sprung nach oben, erfaßte den Ast und schwang sich hinauf. Von da zum nächsten Ast war es nicht weit; erreichte auch diesen und wollte noch weiter empor, denn er befand sich nur so hoch, daß der Elefant ihn sehr leicht erreichen konnte, mußte aber darauf verzichten. Der Baum hatte nämlich durch Blitzschlag seine Krone verloren; es gab nur drei Aeste, und der dritte war abgebrochen und bestand nur aus einem Stumpf, auf dem nur eine Person Platz finden konnte. Da saß der Hadschi und zog ein Gesicht, als

ob er sich im siebenten Himmel Mohammeds, nicht aber in Lebensgefahr befinde.

„O Allah, was soll ich tun?“ rief der Kleine. „Konntest du nicht einen andern Baum wählen! Alle übrigen sind höher und haben mehr Aeste. Das Tier wird mich hier abpflücken wie eine reife Traube!“

„Wer hat dich geheißen, mir nachzuklettern?“ grinste der andre von oben herab. „Ich bin sicher. Bis herauf zu mir reicht der Rüssel nicht.“

„Aber bis zu mir! O Allah, Allah, was soll ich tun? Er kommt; er ist da, er ist da!“ Seine Angst war groß und auch gar wohlbegründet, denn es krachte und prasselte schon in nächster Nähe.

„Kriech' doch auf dem Ast weiter!“ riet ihm der Hadschi. „Er ist so dick wie du und reicht über das Ufer hinaus. Da kann das Untier dich nicht erreichen. Mach aber schnell, denn ich sehe ihn schon!“ Er erblickte von seinem höheren Sitz aus den Kopf des Elefanten, der ein ihm im Wege stehendes Bäumchen mit dem Rüssel faßte, samt den Wurzeln aus der Erde zog und dann zur Seite schleuderte.

„Ja, ich krieche, ich krieche,“ rief der Kleine entsetzt. „Es ist der einzige Rettungsweg, den es gibt.“

Er turnte sich auf Händen und Füßen und mit außerordentlicher Schnelligkeit auf dem Ast fort, bis dieser sich unter der Last fast bis zum Wasser niederbog. Dort konnte er von dem Elefanten nicht erreicht werden und atmete erleichtert auf, aber nur für einen kurzen Augenblick, denn unter ihm regte sich etwas, und als er niedersah, fiel sein Auge auf ein Nilpferd, das im Wasser stand, so daß nur die Nüstern, Augen und Ohren herausragten. „Allah kerihm,“ rief er erschrocken aus;

„ana fohk l'iſchſch el Huſan el bahr — Gott ſei mir gnädig; ich hänge über dem Neſt eines Nilpferdes!"

In dieſem Augenblick hatte der Elefant den Baum erreicht und wurde durch das Geſchrei des Kleinen aufmerkſam gemacht. Doch beobachtete er zunächſt nicht dieſen, ſondern den Hadſchi, der ſeinem Freunde von oben herab antwortete: „Halte dich feſt, ſehr feſt, ſonſt gilt's dein Leben! Wenn dieſes Huſan dich erwiſcht, ſo zermalmt es dich!"

Der Elefant blinzelte den Sprecher mit ſeinen kleinen Augen an, ſtieß einen drohenden Trompetenton aus und richtete dann den Rüſſel auf, um den Feind zu ergreifen. Glücklicherweiſe konnte er ihn nicht ganz erreichen, denn der „Vater des Gelächters" ſaß zwei Ellen zu hoch und zog außerdem die Beine an den Leib, wobei er halb ängſtlich und halb ſchadenfroh ausrief: „Verſuche es nur, du Sohn eines ehrloſen Vaters! Ich ſpotte deiner Stärke und verachte deine Klugheit. Komm doch herauf, wenn du mich haben willſt!"

Der Elefant ſah das Nutzloſe ſeiner Bemühung ein und richtete ſeine Augen auf den „Vater der elf Haare". Er trat bis an das Waſſer und ſtreckte den Rüſſel aus, um den Genannten zu ergreifen, konnte aber auch dieſen nicht erreichen. Der Kleine bemerkte das mit hoher Befriedigung und ſchrie ihm ſpottend zu: „Haſt du Appetit nach mir, du Urahne des Rüſſels und der großen Ohren? Klettere doch herauf, damit wir uns liebkoſen können! Ich möchte dich gern — —"

Er kam nicht dazu, auszuſprechen, was er ſo gern tun wollte, denn der Elefant hatte einen ſchnellen und für den Kleinen ſehr verhängnisvollen Entſchluß gefaßt. Er war zu der Einſicht gekommen, daß er ſeinen Zweck auf eine andre als die bisherige Weiſe zu erreichen

ſuchen müſſe. Darum ſchlang er den Rüſſel um den Aſt und ſchüttelte dieſen mit ſolcher Kraft, daß der „Vater der elf Haare“ ſich nicht feſtzuhalten vermochte und weit hinaus in die Luft und dann in das Waſſer geſchleudert wurde.

Die Anſtrengung des Elefanten war ſo groß geweſen, daß er ſelbſt das Gleichgewicht verlor. Er rutſchte mit den Vorderbeinen von dem ſchlüpfrigen Ufer ab. Zwar verſuchte er, ſich mit dem Rüſſel an dem Aſt feſtzuhalten, doch vergeblich, denn das Gewicht ſeines Körpers war zu ſchwer; der Aſt brach ab, und das Tier ſtürzte in das Waſſer, das hoch aufſpritzte und ſich dann über ihm ſchloß.

Aber ſchon im nächſten Augenblick tauchte er wieder auf, das heißt, zunächſt war nur der kerzengerade emporgeſtreckte Rüſſel zu ſehen, der im Nu von ſeinem Schickſal ereilt wurde. Der Elefant war nämlich nicht weit von dem Nilpferd in das Waſſer geſtürzt; dieſes ſchoß herbei, öffnete den breiten Rachen, klappte ihn um den Rüſſel wieder zu und tauchte unter. Einige Sekunden lang ſchlug das Waſſer in hohen, blutigen Wellen und Kämmen auf, dann erſchien der Elefant ohne Rüſſel, denn dieſer war ihm abgebiſſen worden. Er ſtieß vor Wut und Schmerz Töne aus, die jeder Beſchreibung ſpotten, und ſah ſich nach dem Gegner um. Jetzt erſchien dieſer an der Oberfläche, nur wenige Ellen entfernt von ihm; der Elefant holte zum gewaltigen Stoß aus und rannte dem Nilpferd den Zahn, ſo lang dieſer war, in den Leib; dann verſchwanden beide abermals.

Im weiteren, doch nur kurzen Verlauf des Kampfes erſchien bald der Hinterteil des Elefanten, bald die eine Seite des Hippopotamus über dem Waſſer. Der erſtere konnte nicht von dem letzteren loskommen, und

das Nilpferd strengte alle seine Kräfte an, den Feind unten zu halten und zu ersticken. Die Wogen stiegen zu kleinen Bergen auf, zwischen denen hohe Sprudel emporgespritzt wurden, so daß man die einzelnen Bewegungen der Tiere nicht zu unterscheiden vermochte.

Während dieses Kampfes der Riesen der Tierwelt hielten sich die andern Bewohner der Maijeh wohlweislich fern, und das war ein Glück für den „Vater der elf Haare", der so weit hinausgeflogen war, daß die Krokodile bei ihm gewesen wären, bevor er das Ufer hätte erreichen können. Er hatte sich schnell an die Oberfläche gearbeitet und gab sich alle Mühe, so rasch wie möglich an das Land zu kommen. Als er es erreichte und triefend aus dem Wasser stieg, wendete er sich um, streckte die Fäuste aus und rief: „Hamdulillah, ich bin gerettet! Ich sollte gefressen werden; nun aber wird euch der Scheïtan verschlingen mit samt eurer ganzen Nachkommenschaft! Eilt schnell herbei und seht, wie ich des Elefanten und des Nilpferdes Herr geworden bin!"

Dieser letztere Ruf galt Schwarz und dem „Vater des Storches", die soeben von seitwärts herbeikamen.

„Ja, kommt, kommt rasch!" rief auch der Hadschi vom Baum herab. „Wir brauchen sie gar nicht zu töten, denn sie bringen sich gegenseitig selber um. Seht den ‚Vater des Rüssels'! Er bringt das Nilpferd an das Land, kann aber nicht von ihm los und muß elendiglich aus dem Leben scheiden."

Das Nilpferd war tot; der Elefant hatte mit den Füßen Grund bekommen und schleppte es, indem er rückwärts ging, an seinem Stoßzahn dem Ufer zu. Er konnte sich trotz aller Anstrengung nicht befreien und schrie vor Grimm in einem Atem fort, wobei ihm das Blut armesstark aus der tödlichen Wunde strömte.

„Da ist die G'fahr also für uns vorüber," meinte Pfotenhauer. „Bringen wir die G'schicht nun vollends zu End'!"

Er legte sein Gewehr auf den Elefanten an und drückte los. Beim ersten Schuß wankte das Tier; beim zweiten schlug es hinten aus und brach dann nieder, indem es im Wasser verschwand. Dies sehen und vom Baum herabrutschen war für den Hadschi das Werk nur eines Augenblicks. „Fachrulillah, Ruhm sei Gott!" rief er triumphierend. „Die sind durch meine List gefällt und durch meine Kühnheit überwunden worden. Alle Gefährten werden mich preisen und loben, wenn sie das Fleisch des Riesen verzehren."

„Schweig!" antwortete der „Vater der elf Haare". „Was hast du denn eigentlich getan? Du bist auf den Baum geklettert und hast gewartet, bis die Tiere tot waren; erst dann kamst du wieder herunter. Halte meinen Heldenmut dagegen, so wird dein Ruhmgeschrei augenblicklich verstummen müssen!"

„So?" fragte der Hadschi, indem er vor Aerger ein Gesicht zog, als ob er vor lauter Wonne vergehen wolle. „Zähle doch einmal deine Heldentaten auf! Auch du bist auf den Baum geflohen, sogar fast bis an die äußerste Spitze des Astes. Dann hat der Elefant dich in das Wasser geschüttelt, und nun stehst du pudelnaß vor mir, daß es mich erbarmen könnte!"

„Sprich nicht solche Albernheiten! Habe ich denn nicht durch meinen Sprung in die Maijeh den Elefanten listigerweise verführt, auch in das Wasser zu gehen, worin er den Tod gefunden hat? Bin nicht also ich es, dem der Sieg zugeschrieben werden muß?"

Die beiden wären wahrscheinlich noch heftiger aneinander geraten, doch wurde ihrem Wortwechsel durch

ein rundum ſich erhebendes Freudengeheul ein Ende gemacht. Die vor dem Elefanten geflüchteten Leute hatten die Schüſſe gehört und Mut gefaßt; ſie waren vorſichtig herbeigekommen und ſahen, daß nichts mehr zu befürchten ſei. Sie tanzten und ſprangen vor Entzücken, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe es Schwarz und Pfotenhauer gelang, Ruhe und Ordnung in die Geſellſchaft zu bringen.

Nun wurden Seile von den Schiffen geholt, mit deren Hilfe man die beiden Tiere, allerdings unter großer Anſtrengung, an das Land zog, um ſie auszuſchlachten und zu zerlegen. Während ein Teil der Leute mit dieſer Arbeit beſchäftigt war, kehrten Schwarz und Pfotenhauer mit den andern zum Lagerplatz zurück, weil zu befürchten ſtand, daß die Elefanten wiederkommen und ihre Weibchen ſuchen würden.

Sechzehntes Kapitel.

Der Entscheidung entgegen.

Die Erwartung der beiden Deutschen, daß die männlichen Elefanten wiederkehren würden, erfüllte sich glücklicherweise nicht. Kaum aber waren die beiden beim Lagerplatz angelangt, als einer der am Ufer beschäftigten Männer herbeieilte und meldete, daß man soeben draußen auf dem Flusse ein Boot gesehen habe, das nach der Maijeh einlenke. Schwarz und Pfotenhauer eilten sofort nach dem Wasser, gefolgt von den ihnen näherstehenden Gefährten. Auf dem schmalen Streifen des Niles, der dahinter sichtbar war, kam das Boot von mehreren Rudern getrieben, herbeigeflogen. Schwarz nahm, um es zu betrachten, das Fernrohr zur Hand und reichte es dann dem „Vater des Storches". Kaum hatte dieser letztere einen Blick durch die Gläser geworfen, so rief er, zu dem „Sohn der Treue" gewendet, aus: „Das ist ein Fahrzeug der Niamah-niam[1]). Was hat das zu bedeuten? Nimm das Rohr, und sieh hindurch!"

Ben Wasa folgte dieser Aufforderung und antwortete dann: „Ein Kriegsboot unsres Stammes! Wie und warum kommt dies hierher? Am Steuer sitzt Wahasi, der listigste Krieger meines Volkes, der die Ufer des Flusses kennt bis hinab zum See Ombaj. Ich muß ihn fragen."

[1]) Mehrzahl von Niam-niam.

Er rannte fort, entlang dem linken Ufer der Maijeh bis zu deren Eingang, und kam gerade in dem Augenblick dort an, als das Boot an dieser Stelle kreuzte. Man hörte, daß er den Insassen etwas zurief, worauf sie ein Freudengeschrei erhoben und sich dem Lande näherten. Er sprang zu ihnen in das Fahrzeug, und dann kamen sie über die Maijeh herbeigerudert. Wahafi, der Steuerer, erkannte den „Vater des Storches" von weitem.

„Herr, wie freue ich mich, dich zu sehen!" rief er ihm zu. „Wir kommen nicht allein, sondern es folgen uns viele Krieger nach." — „Warum?" fragte Pfotenhauer, während das Boot anlegte und die Leute ausstiegen. — „Es kam ein Händler aus Metambo zu uns. Er war vorher auf der Seribah Abu el Mots gewesen und hatte da gehört, daß dieser nicht anwesend sei und uns gleich nach seiner Rückkehr überfallen werde. Da beschloß der König, ihm zuvorzukommen. Er rief alle seine Krieger zusammen und sandte mich voraus, um zu erfahren, wie es auf der Seribah stehe." — „Das kannst du hier bei uns ganz genau und schneller erfahren. Wohin sollst du dem König die Botschaft bringen?" — „Nach dem kleinen Flüßchen, das oberhalb Nirrheh in den Nil mündet. Dort will er sich mit seiner Flotte verstecken, bis ich komme." — „Wie stark ist die Macht, die er bei sich hat?" — „Es sind über fünfmalhundert tapfere Männer, auf viele Boote verteilt." — „Das ist gut. Wir sind zwar stark genug, aber wenn ihr euch zu uns gesellt, wird uns nicht ein einziger Feind entgehen können. Wie lange rudert ihr von hier aus, um den König zu erreichen?" — „Nicht länger als einen Tag." — „So kommt mit uns zum Lager! Wir haben dir sehr viel zu erzählen."

Es wurde eine Beratung abgehalten, deren Ergebnis war, daß Wahafi sofort mit seinen Leuten zurückfahren solle, um dem König von dem Stande der Dinge Nachricht zu bringen. Die Niamah-niam sollten von ihrem Aufenthaltsort direkt nach Ombula marschieren und dort mit Pfotenhauer, Schwarz und ihren Leuten zusammentreffen.

Eben wollte Wahafi aufbrechen, als man einen Reiter bemerkte, der von Süden her langsam herangeritten kam. Pfotenhauer richtete das Fernrohr auf ihn. „Ein Weißer," sagte er, „und bis an die Zähne bewaffnet. Wer mag es sein?"

Wahafi nahm das Fernglas und sah ebenfalls hindurch. Er mochte von Pfotenhauer während dessen Aufenthalt bei den Niam-niam gelernt haben, mit diesem Instrument umzugehen. Als er das Gesicht des Reiters erblickt hatte, sagte er: „Das ist ja Dauwari, der Sucher! Wo der hinkommt, da folgt ihm Mord und Elend nach." — „Du kennst ihn?" fragte Schwarz. — „Nur zu gut, obwohl er mich nicht kennt. Ich habe ihn bei den Moro gesehen. Kaum war er von ihnen fort, so kam die Sklavenkarawane und überfiel das Volk. Er verkehrt auf den Seriben und kennt alle Menschenjäger, weil er mit ihnen Geschäfte macht."

Der Ankömmling ließ nicht die geringste Unsicherheit bemerken. Er kam stracks herbei, stieg vom Pferd, grüßte und sagte dann zu Schwarz: „Ich bin zu euch gesandt. Ihr seid doch die Leute, die zu Abd el Mot gehören?" — „Wer bist du?" erkundigte sich Schwarz, ohne die Frage zu beantworten. — „Ich bin Soldat und traf auf die Sklavenkarawane, welche Abd el Mot befehligt. Er nahm mich in seinen Dienst und sandte mich ab, um euch aufzusuchen. Ihr sollt sofort nach den Guta-

bergen ziehen, wo ihr ihn in der Schlucht es Suwar finden werdet." — „Warum zieht er dorthin?" — „Weil er dort einige Dörfer der Mundo überfallen will. Er wird übermorgen dort eintreffen. Wenn ihr euch sputet, könnt ihr einen Tag später auch dort sein." — „Wie lautet dein Name?" — „Amar Ben Suba."

Schwarz sah ihm scharf in das Gesicht. Der Mann hielt diesen forschenden Blick lächelnd aus. Seine Züge waren die eines kühnen Mannes, aber nicht vertrauenerweckend. „Weshalb lügst du?" fragte Schwarz.

Da zog der Mann ein Pistol aus seinem Gürtel und antwortete drohend: „Sage das ja nicht zum zweitenmal, sonst schieß' ich dich nieder! Ich lasse mich nicht beleidigen!"

Wenn er der Meinung gewesen war, den Deutschen zu schrecken, so hatte er sich geirrt. Dieser schlug ihm die Waffe aus der Rechten, riß ihm die Flinte aus der Linken, holte damit aus und versetzte ihm einen Kolbenhieb gegen den Kopf, daß der Getroffene zu Boden stürzte. Einige Augenblicke später war dieser entwaffnet und gebunden. — Der Hieb hatte ihm für kurze Zeit die Besinnung geraubt. Als er wieder zu sich kam und sich gefesselt sah, rief er aus: „So behandelt ihr den Boten und Vertrauten eures Vorgesetzten? Abd el Mot wird das zu bestrafen wissen!"

„Schweig! Wir lachen deiner Drohung," antwortete Schwarz. „Du bist ein Lügner und als solcher behandelt worden; du kommst nicht von Abd el Mot." — „So hast du mich gar nicht verstanden?" — „Ich verstehe dich besser, als du ahnst und denkst. Wir kennen dich: du bist Dauwari, der Agent der Sklavenjäger." — „Du irrst dich. Es ist alles genau so, wie ich gesagt habe, und wenn ihr dem Befehl, den ich euch überbracht habe,

nicht Gehorsam leistet, so habt ihr es mit Abd el Mot zu tun." — „Du meinst mit Abu el Mot!" — „Nein; mich sendet Abd el Mot!" — „So? Wann hat er denn den vorigen Boten geschickt?" — „Das weiß ich nicht; er hat nicht davon gesprochen. Hat er euch schon einen Mann gesandt?" — „Ja. Kämst du wirklich von ihm, so würde er dir gesagt haben, daß er tags vorher eine ganz andre Weisung abgehen ließ. Wo hast du ihn denn getroffen?" — „In Ombula." — „Dort ist er gar nicht mehr. Du wirst jetzt die Bastonnade bekommen, so viele Schläge auf die Fußsohle, bis du die Wahrheit bekennst." — „Das wage nicht! Meine Rache würde schrecklich sein!" — „Wurm, du wagst es, mir zu drohen? Das ist eine Frechheit, auf welche die sofortige Strafe zu folgen hat. Wer von euch versteht es, die Bastonnade zu geben?"

Auf diese Frage meldeten sich gleich mehr als zwanzig der umstehenden Männer. Es wurde ein starker Ast aus dem Gesträuch geschnitten. Dauwari lag auf dem Rücken; einer setzte sich ihm auf den Leib; dann richtete man seine Füße aufwärts und band sie an den Ast, den zwei Männer hielten; ein andrer holte einige fingerstarke Ruten aus den Büschen und hieb auf die entblößten Fußsohlen los.

Der Gezüchtigte biß die Zähne zusammen; er wollte den Schmerz beherrschen und keinen Laut von sich geben, brachte das aber nicht fertig. Schon beim dritten oder vierten Schlag schrie er laut auf; aus dem Schreien wurde ein tierisches Gebrüll, und dann bat er: „Haltet ein, laßt mich los! Ich will alles gestehen; ich will die Wahrheit sagen."

Schwarz winkte, einzuhalten, und erwiderte: „Beantworte meine Fragen aufrichtig, sonst wirst du geschlagen, bis man die Knochen sieht! Du warst nicht in

Ombula bei Abd el Mot?" — „Nein," stöhnte der Gefragte. — „Sondern du trafst Abu el Mot und seine Homr-Araber unterwegs?" — „Ja." — „Er sandte dich mit dem Auftrag, den du ausgerichtet hast, hierher?" — „So ist es." — „Zu welchem Zweck? Was beabsichtigt er?"

Dauwari zögerte mit der Antwort; darum fuhr Schwarz fort: „Besinne dich nicht und antworte schnell, sonst fahren wir mit der Bastonnade fort! Ich weiß auch, ohne daß du es mir sagst, um was es sich handelt. Abu el Mot will uns in eine Falle locken. Ist es so oder nicht?"

Der Gefragte schwieg noch immer und hielt die Augen mit grimmigem Ausdruck auf den Deutschen gerichtet. Wie gern hätte er diesen und diejenigen, die ihn jetzt züchtigten, in das Verderben geführt; aber der Sudanese, der die Streiche gab, versetzte ihm zwei so kräftige Hiebe, daß er, vor Schmerz brüllend, gestand: „Haltet ein, haltet ein! Ja, es ist so. Ihr sollt nach der Schlucht es Suwar gelockt und dort vernichtet werden." — „Von wem? Abu el Mot hat doch nur wenige Männer bei sich. Will er zu Abd el Mot, um diesen und die Sklavenjäger nach der Schlucht zu führen?" — „Ja." — „Aber er weiß, daß er selbst dann zu schwach gegen uns ist. Er muß sich also um noch andre Hilfe kümmern. Ich vermute, daß er einen seiner Homr ausgesandt hat, um Verbündete zu holen; da er aber unter den Negern keine solchen findet, so hat er nach irgend einer Seribah geschickt. Gestehe es!"

Dauwari zögerte abermals; als er aber sah, daß der Sudanese zum Hieb ausholte, rief er: „Halt, ich antworte ja! Abu el Mot hat zwei Homr nach der Seribah Ulambo gesandt, deren Besitzer sein Freund ist." —

„Gut! Ich rate dir, klug zu sein. Du befindest dich in meiner Gewalt und wirst erkennen, daß ich nicht scherze. Du kamst als Verräter zu uns und hast also den Tod verdient. Gibst du aber alle Hintergedanken auf, so wird dir nichts weiter geschehen, und ich lasse dich später laufen." — „Ist das wahr?" fragte Dauwari schnell. „Schwöre es mir!" — „Ich bin ein Christ; mein Wort ist so gut wie ein Schwur. Hat Abu el Mot sich etwa auf die Ruehrs verlassen, die in unsre Hände gefallen sind?" — „Ja. Da du mir die Freiheit versprichst, will ich dir die volle Wahrheit gestehen. Abu el Mot vermutet, daß du die Ruehrs überredet hast, es mit dir zu halten. Ich soll unterwegs heimlich mit ihnen reden und ihnen alles versprechen, was sie nur wünschen können, damit sie von dir abfallen und sich mit gegen dich wenden." — „Was meinst du mit dem Wort ‚unterwegs'? Wie hat Abu el Mot sich diesen Weg gedacht?" — „Ich sollte euch überreden, die Schiffe einstweilen zurückzulassen und zu Lande nach der Schlucht zu marschieren." — „Das wäre ein Marsch von zwei Tagen, während welcher Zeit allerdings sehr viel gegen uns geschehen könnte. Ich weiß genug und will nicht weiter in dich dringen. Du wirst gefesselt bleiben, bis die Zeit gekommen ist, daß du mir nicht mehr schaden kannst, und dann gebe ich dir die Freiheit. Die Streiche aber, die du erhalten hast, sind mehr als wohlverdient."

Dauwari wurde zur Seite geschafft, wo er allein lag und mit niemand sprechen konnte. Dann traten die beiden Deutschen mit dem „Vater der Hälfte", Wahafi, Hasab Murat und den andern ihnen treu Ergebenen zu einer kurzen Beratung zusammen.

Es stellte sich heraus, daß sowohl Wahafi als auch der „Sohn der Treue" und Abd es Sirr die Gutaberge

und die Schlucht es Suwar sehr gut kannten. Suwar ist die Mehrzahl von Sure; das Wörtchen „es" ist der Artikel. Die Schlucht es Suwar heißt also zu deutsch die Schlucht der Suren, der Korankapitel. Wahafi erklärte diesen Namen folgendermaßen: „In dieser Schlucht wohnte einst ein frommer Prediger des Islam, der die Schwarzen zu Allah bekehren wollte; diese aber wollten ihn nicht hören und erschlugen ihn. Sterbend verfluchte er den Ort seines Todes, und darauf gingen alle Bäume ein, die in der Schlucht standen. Das Wasser versiegte; kein Tropfen Tau fiel vom Himmel, und die Tiere flohen die traurige Stätte, bis ein andrer Imam kam, der den Fluch von dem Ort nahm. Er pflanzte so viel Talebpalmen, wie der Koran Suren hat, also einhundertundvierzehn, und sprach bei einer jeden das Hamdulillah issai' jid eddinji[1]), und siehe da, sie wuchsen und gediehen. Nun ist der Ort ein heiliger, und wenn Abu el Mot uns dort vernichten will, so ist sein Beginnen eine doppelt sträfliche Sünde. Allah wird ihn dafür in unsre Hände liefern."

„Bist du hiervon so sehr überzeugt?" fragte Schwarz.

„Ja. Er kann uns nicht entgehen. Wir werden nicht den Landweg einschlagen, sondern zu Schiff hingelangen und viel schneller dort sein, als er ahnt und vermutet. Ich rate euch, sofort aufzubrechen. Abd es Sirr und Ben Wafa kennen den Strom genau und werden euch als Piloten dienen. Ich aber kehre unverzüglich zurück, um den König zu benachrichtigen. Der Ort, wo er mit seinen Kähnen und Leuten liegt, beherrscht die Seribah Ulambo, woher Abu el Mot Hilfe erwartet. Sollten die dortigen Menschenjäger sein Begehr erfüllen

[1]) Preis sei Gott dem Weltenherrn. Anfang des Koran.

und ihm zu Hilfe eilen, so werden wir uns ihnen in den Weg stellen."

„Wir können nicht sofort aufbrechen, da wir die Krieger unsres ‚Vater der Hälfte' erwarten müssen."

„Die werden hier sein, bevor eine Stunde vergangen ist," antwortete der genannte Häuptling.

„Aber sie sind beritten und müßten doch mit uns in die Schiffe?"

„So lassen sie ihre Tiere hier! Ihr könnt ja eure Herde auch nicht mitnehmen und müßt sie einer Anzahl von Leuten anvertrauen, die hier warten müssen, bis wir zurückkehren. Da, blicke hinaus gegen die Ebene! Siehst du den langen Reiterzug? Das sind meine Männer; du brauchst also nicht einmal die angegebene Stunde auf sie zu warten."

„So ist ja alles recht, und ich werde also nach meinem Boote gehen, damit ich keine Zeit verliere," meinte Wahafi. „Morgen abend werdet ihr uns erreichen, und übermorgen früh können wir uns in der Schlucht es Suwar befinden. Wir kamen hierher, um uns in der Maijeh ein Wild zu schießen und dann weiter zu fahren. Beides ist unnötig geworden, da wir vom Fleisch des Elefanten nehmen und die Rückkehr antreten können. Allah begleite euch und halte jeden Ueberfall von euch fern!"

Die jetzt herbeikommenden Krieger waren durch die ihnen entgegengesandten Boten schon von allem benachrichtigt; sie wunderten sich also nicht, anstatt des Feldwebels und seiner wenigen Leute ein Lager zu finden, wo es von Menschen wimmelte. Es waren lauter kräftige, wilde und wohlbewaffnete Gestalten, die als Kampfgenossen gern willkommen geheißen wurden.

Am andern Nachmittag, als die Sonne fast den Horizont berührte, erreichte das kleine Geschwader eine Stelle, wo sich der Fluß scharf ostwärts bog und von Süden her ein kleinerer, aber hier doch ziemlich breiter Wasserlauf hinein mündete.

„Das ist der Arm, in den wir uns rudern lassen müssen," sagte Abd es Sirr, der neben Schwarz und Pfotenhauer auf dem vordersten Schiffe stand. „Ich kenne ihn und weiß auch die Stelle, wo uns der König der Niamah-niam erwartet."

Noch bevor er eine Antwort erhielt, hörte man von vornher einen lauten, durchdringenden Schrei, und zugleich sah man ein Boot, das aus der Mündung des Nebenflusses herbeigeschossen kam. Diesem ersten folgten mehrere, viele, eine ganze, große Flottille von Kriegskähnen. Im vordern stand Wahasi am Steuer, der den andern durch den erwähnten Schrei das Zeichen gegeben hatte, ihm zu folgen.

Die Schiffe hatten guten Wind gehabt und sich also ihrer Segel bedient, waren aber außerdem auch noch durch Ruderboote gezogen worden. Zu diesen letzteren spannten sich jetzt die Kähne der Niam-niam vor, mit deren Hilfe die Schnelligkeit eine verdoppelte wurde. Das Geschwader fuhr in den Nebenfluß ein und dann noch eine Strecke darin aufwärts, bis auch hier ein noch kleineres Flüßchen von seitwärts kam, dessen Tiefe und Breite gerade für die Dahabiëh genügte. In diesen Wasserlauf bugsierte man die Schiffe, die dann hintereinander Anker warfen.

Dies geschah gerade noch zur rechten Zeit, als die Sonne verschwand und die nur wenige Minuten lange Dämmerung hereinbrach. Das Flüßchen wurde zu beiden Seiten von Büschen eingerahmt, hinter denen sich

ein hoher Sunutwald ausdehnte. Da, wo die Schiffe lagen, waren am linken Ufer die Sträucher mit derben, scharfen Messern niedergeschlagen worden, um Raum für einen Lagerplatz zu gewinnen. Die Aeste und Zweige hatte man zum Bau von Hütten verwendet, die ein gegen den Fluß offenes Viereck bildeten. In dessen Mitte brannte, obgleich es noch nicht vollständig dunkel war, ein großes Feuer. Zwischen diesem und dem Wasser stand ein Kreis von Kriegern, die unter freudigen Willkommrufen ihre Waffen schwangen. Sie hatten sich um eine aus Erde und Zweigen errichtete Erhöhung gruppiert, auf welcher ein Mann saß, der in jeder Hand etwas hielt. Welche zwei Gegenstände das waren, konnte man nicht erkennen.

„Das ist der König der Niam-niam," erklärte Pfotenhauer, zu Schwarz gewendet. „Er liebt es, Fremde wie auf einem Thron sitzend zu empfangen." — „Und was hat er in der Hand?" — „Das Zepter und den Reichsapfel." — „Alle Wetter! Also ganz wie der König auf einer deutschen Skatkarte." — „Ja. Er hat von irgend wem derfahr'n, daß europäische Herrscher diese Gegenstände als Zeichen ihrer Macht und Würde b'sitzen, und sich infolgedessen auch Zepter und Reichsapfel anfertigen lassen. Bei Audienzen hält er beides in den Händen. Lassen S' uns aussteigen; er erwartet uns." — „Wie habe ich ihn zu grüßen, ohne mich zu erniedrigen und ihn zu beleidigen?" — „Wie einen biederen Deutschen. Tun S' ganz so, wie i es mach', und haben S' keine Sorge. Er spricht leidlich arabisch, so daß die Unterhaltung Ihnen keine Schwierigkeit bereiten wird."

Sie gingen über das vom Bord nach dem Ufer gelegte Brett aufs Land, und ihre gewöhnlichen Begleiter

folgten ihnen. Die andern mußten noch an Bord bleiben, nur die Niam-niam hatten ihre Boote an das Land gelegt und waren ausgestiegen; sie bildeten eine ebenso zahlreiche wie malerische Ehrengarde, die von Wahafi angeführt wurde.

Als der Zug den Thron erreicht hatte, schlossen die Niam-niam einen Kreis um diesen, und die andern erstiegen die vier Stufen, die hinauf führten. Oben angekommen, trat Pfotenhauer ohne alle Umstände auf den König zu, streckte ihm die Rechte entgegen und sagte: „Massik bilchair ja malik; kif chatrak — guten Abend, o König; wie geht es dir?"

Der König legte das Zepter zur Seite, ergriff und schüttelte die ihm dargereichte Hand und antwortete in gemütlichem Ton: „Ilhamd'illa bchair; w'int kif halak — Gott sei Dank, gut; und du, wie geht es dir?"

„B'anzahrak fi chair kamahn; bischkur afdalak — unter deinen Blicken auch gut; ich danke!" antwortete Pfotenhauer und fügte dann hinzu, indem er auf Schwarz deutete: „Hier bringe ich dir meinen Freund, den ich deiner Liebe empfehle. Er ist der Bruder Aswads, mit dem ich bei dir weilte."

„Wahafi hat mir schon von ihm erzählt. Er sieht seinem Bruder ähnlich und wird, wie ich hörte, Abu 'l arba ijun, ‚Vater der vier Augen' genannt. Er ist mir herzlich willkommen."

Nun legte er, indem er die Hand Pfotenhauers noch immer fest hielt, auch den Reichsapfel weg und reichte Schwarz die jetzt frei gewordene linke Hand. Das Schütteln begann von neuem, und dabei sagte der gemütliche Herrscher, indem er dem Slowaken und dessen Freunde zunickte: „Jedenfalls ist das der ‚Vater der elf Haare'

mit dem ‚Vater des Gelächters'. Wahafi hat auch diese zwei erwähnt und —"

Er kam nicht weiter, denn der „Vater des Gelächters" trat rasch vor und sagte: „Verzeihe, o König! Man nennt mich zwar so, wie du gesagt hast, aber ich gestatte das nur meinen nächsten Freunden. Ich bin nämlich Hadschi Ali Ben Hadschi Ishak al Fareſi Ibn Hadschi Otaïba Abu l'Oscher Ben Hadschi Marwan Omar el Gandeſi Hafid Jacub Abd'allah el Sandschaki!"

„Schon gut, schon gut!" lächelte der König. „Dieser Name ist für meine Zunge zu lang, und da ich mich auch als deinen Freund betrachte, so werde ich dich so nennen wie vorher."

Der „Vater der Hälfte" und Hasab Murat wurden ihm auch vorgestellt und in derselben freundlichen Weise bewillkommnet. Als nun der nächstliegenden Höflichkeit Genüge geschehen war, hielt er es für erlaubt, Ben Wasa, seinen Sohn, zu begrüßen. Er umarmte und küßte ihn herzlich und zog dann auch den „Sohn des Geheimnisses" an seine Brust. Das geschah ganz so, wie ein deutscher Vater es mit seinem Kinde und dessen Freunde getan hätte. Die Liebe zu dem Sohn und das aufrichtige Wohlwollen für die Fremden lagen so deutlich in seinen Zügen, daß der Eindruck seines Verhaltens ein außerordentlich gewinnender war.

Sein Gesicht war rund und voll, die Farbe dunkelbraun. Seine breite, nicht zu hohe Gestalt stak in einem einfachen schlafrockähnlichen Gewand, um das ein Säbel gegürtet war; eine andre Waffe trug er jetzt nicht. Den einzigen Schmuck bildete sein Haar, welches in viele dünne Zöpfchen geflochten war, die, nach oben gerichtet, eine Art Trichter bildeten, auf dessen Spitze ein ausgestopfter Prachtfink befestigt war.

Der Sitz des Thrones nahm drei Seiten ein und hatte Platz für mehrere Personen. Schwarz und Pfotenhauer mußten sich zu beiden Seiten des Königs setzen, und die andern ließen sich rechts und links von ihnen nieder. Nun erzählten die beiden ersteren. Der König hörte ihnen aufmerksam und schweigend zu und sagte, als er alles erfahren hatte, zu Schwarz: „Hoffentlich lebt dein Bruder noch und der Elefantenjäger auch. Sollten sie ermordet worden sein, so werden Abu el Mot und Abd el Mot es mit tausend Schmerzen zu bezahlen haben. Morgen um diese Zeit werden wir wissen, woran wir sind, denn wir erreichen noch vor Anbruch des Tages die Schlucht es Suwar." — „So meinst du, daß wir noch während der Nacht marschieren werden?" — „Wir gehen nicht, sondern wir fahren. Dieses Flüßchen führt so nahe an die Schlucht, daß wir nur eine halbe Stunde lang durch den Wald zu gehen haben, um sie zu erreichen." — „Und wie steht es mit der Seribah Ulambo? Abu el Mot hat zwei Boten um Hilfe dorthin gesandt." — „Die Boten sind zurück. Sie haben dort gar nicht verweilt." — „Und welchen Erfolg haben sie gehabt?" — „Das weiß ich nicht; sie haben es mir nicht sagen wollen." — „So hast du mit ihnen gesprochen?" — „Ja. Wir haben sie ergriffen. Ich wollte sie nicht zur Rede zwingen, sondern lieber eure Ankunft erwarten. Ich habe sie dort hinten an die Bäume binden lassen und zwei Wächter zu ihnen gestellt. Wenn ihr es wünschet, werde ich sie holen lassen." — „Tue das, und zwar sofort!"

Es waren noch mehrere Feuer angebrannt worden, um die sich die Niam-niam jetzt gelagert hatten. Diese Leute waren mit langen, sichelartigen Messern, Bogen und Pfeilen, Lanzen und Tarambisch[1]) bewaffnet. Auf

[1]) Plural von Trumbasch, Wurfeisen.

den Befehl des Königs entfernte sich einer von ihnen, um die beiden Homr und deren Wächter herbeizuholen.

Als sie gebracht wurden, erkannte Schwarz sie sofort. Er sah deutlich, wie sie erschraken, als sie ihn erblickten. Der „Vater der elf Haare" geriet in zornige Aufregung, drohte ihnen mit den Fäusten, verschmähte aber, sie anzureden, und rief vielmehr Schwarz und Pfotenhauer zu: „Das seinte Homr, verfluchtige und gemörderigte. Laßte wir sie nicht wieder entflohente und ausgereißte. Sie muß treffte Strafe, gerechte!"

„Habe keine Sorge; sie entkommen uns gewiß nicht wieder," antwortete ihm Schwarz. Und sich zu den Homr wendend, fuhr er fort: „Ich sehe, daß ihr mich erkennt. Euer Schicksal hängt von eurem Verhalten ab. Was habt ihr auf der Seribah Ulambo erreicht?"

Sie sahen ihn finster an, flüsterten sich einige Worte zu, und dann antwortete der eine von ihnen: „Wir sind nicht in Ulambo gewesen." — „Ich weiß genau, daß Abu el Mot euch hingesandt hat. Leugne nicht, sonst könnte es dir ergehen, wie es Dauwari ergangen ist." — „Dauwari?" rief der Mann aus. — „Ja. Ihr habt gemeint, daß wir ihm Glauben schenken und in die Falle gehen würden. Die Sonne muß euch das Gehirn verbrannt haben, da ihr uns für so albern halten konntet. Ich habe ihm die Bastonnade geben lassen, und er hat alles gestanden." — „Dieser Hund!" — „Pah! Jetzt schimpfest du auf ihn; aber wenn auch ihr die Hiebe auf euren Füßen fühlt, werdet ihr ebenso offenherzig werden." — „Wage es! Wir sind wahre Gläubige und Anhänger des Propheten; du aber bist nur ein Christ!" — „Ich behandle euch nicht nach eurem Glauben, sondern nach euren Taten. Und wollt ihr meinen Glauben schmähen, nun, so mögt ihr es tun, wenn es

euch Vergnügen macht, doppelte Streiche dafür zu erhalten." — „Zeige uns Dauwari, damit wir dir glauben können!" — „Ich habe nicht nötig, dieses Verlangen zu erfüllen, da ich euch durch die Bastonnade zur Antwort zwingen kann; doch will ich euch den Gefangenen zeigen, um euch durch Milde gefügig zu machen."

Er schickte den Slowaken und den Hadschi fort, um Dauwari bringen zu lassen. Einige Nuehrs brachten ihn und setzten ihn neben den Homr nieder. Diese warfen ihm einen verächtlichen und zornigen Blick zu und wendeten sich dann von ihm ab.

„Ah, ihr seid hochmütig gegen ihn?" meinte Schwarz. „Nun, ihr sollt schnell demütig werden. Wollt ihr gestehen, was auf der Seribah ausgemacht worden ist?" — „Wir gestehen nichts." — „Wollen sehen, ob ihr Wort haltet."

Sie wurden ebenso behandelt wie Dauwari gestern. Man band ihre Füße an eine Lanze und hielt die nackten Sohlen nach oben. Schon die ersten Hiebe brachten die gewünschte Wirkung hervor: sie gestanden, daß sie auf der Seribah abgewiesen worden seien. Das konnte freilich eine hinterlistige Ausrede sein, aber Schwarz glaubte ihren Worten. Hätten sie Hilfe erlangt und Mannschaften bekommen, so wären sie jedenfalls nicht allein zu Abu el Mot aufgebrochen. Sie wurden mit Dauwari zur Seite geschafft.

Der König hatte mehrere Leute bei sich, die den Weg nach der Schlucht es Suwar genau kannten. Eine genügende Anzahl der Niam-niam, um die Schiffe zu bewachen, sollte bei diesen zurückbleiben. Für die übrigen waren Boote genug vorhanden, wenn man sich etwas enger als gewöhnlich setzte. Es wurde beschlossen, zu essen und dann aufzubrechen.

Nahrung gab es genug. Die Niam-niam hatten sich mit Vorrat versehen, und die andern besaßen noch mehr als genug Nilpferd- und Elefantenfleisch, das nicht verdorben war. Das noch vorhandene Fleisch wurde an den Feuern gebraten, da es sich dann länger hielt als in rohem Zustande. Dann bestimmte der König die Leute, welche bei den Fahrzeugen zu bleiben hatten. Als dies geschehen war, wurden die Boote beladen und bemannt. Die Niam-niam hatten in sicherer Erwartung der nächtlichen Fahrt Fackeln angefertigt, die den Fluß beleuchten sollten. Der König bestieg mit den namhaftesten Teilnehmern das vorderste Boot, das fast vierzig Personen faßte und in dessen Schnabel auf zusammengefügten Steinen ein Feuer brannte. Es stieß vom Ufer, und die andern folgten. Den alten Feldwebel und seine Leute hatte man auf den Schiffen zurückgelassen. Dauwari aber und die beiden Homr hatte man mitgenommen, da man ihrer zu bedürfen glaubte. Die beiden letzteren waren höchst kleinlaut geworden, seit sie gesehen hatten, welch eine mächtige Ueberzahl gegen Abu el Mot vorhanden war.

Es war eine eigentümliche Fahrt durch den nächtlichen Urwald. Das Tierleben, wenigstens das höhere, schlief; aber Tausende von Leuchtkäfern schossen durch die Finsternis, und Hunderttausende, ja Millionen von Stechfliegen und Mücken flogen in das Feuer und die Flammen der brennenden Fackeln, so daß es schien, als ob es diese Insekten förmlich regne.

Der König saß am Feuer und achtete der Quälgeister nicht; Schwarz und Pfotenhauer hatten ihre Moskitonetze über die Köpfe gezogen. Hinter ihnen saß der Slowak, der mit dem Hadschi leise flüsterte. Das Feuer beleuchtete die nahen Ufer und warf flimmernde

Lichter auf die tropischen Pflanzenformen, die aus dem Wasser ihr Leben sogen.

„Wissen S'," sagte der „Vater des Storches", „es kommt mir halt vor, als ob i im Theater sei, wo die Malerei einen Wald vorstellt, worin Feen und Elfen wohnen. Schaun's nur, wie das Licht da an der Palme emporklettert und rund um die Krone läuft! Diese südlichen Gewächs' haben einen andern Charakter als unser nördlicher Pflanzenwuchs. Und doch ist mir a heimischer Tannen- oder Buchenwald tausendmal lieber als so an Palmenwald — — — hurrje! Was war das? Haben S' den Kerl gesehen?"

Es war ein großer, dunkler Vogel mit fast unhörbarem Flügelschlag vom rechten Ufer gerade über das brennende Feuer hinweg nach dem linken geflogen. Der „Vater des Storches" war überrascht aufgesprungen und wiederholte seine Frage, indem er mit der Hand nach der Gegend deutete, wo der Vogel verschwunden war. Sein Gesicht war hell beleuchtet, und so sah man deutlich, daß seine Nase sich nach der linken Wange neigte, als ob sie auch unabhängig vom Besitzer die ganz selbständige Absicht habe, dem Vogel nachzublicken.

„Freilich habe ich ihn gesehen," antwortete Schwarz. „Es war ein Uhu, hier ein außerordentlich seltenes Tier."

„Ja, er kommt nit allzuhäufig vor; wenigstens hab' i ihn hier noch nit gesehen. Wissen S', wie er hier g'nannt wird?"

„Der Zeuge."

„Weshalb?"

„Seiner Stimme wegen. Er schreit ‚schuhud'; das ist die Mehrzahl von ‚schahid, der Zeuge'."

„Richtig! Und wie ist sein lateinischer Name?"

„Bubo maximus.“

Nun war der Graue glücklich bei seinem Lieblingsthema angelangt, aus dem er Schwarz nicht so schnell wieder entließ. Gegen Mitternacht aber schlossen alle, die nicht zu arbeiten hatten, die Augen, und die Ruderer plätscherten im Takt ihr eintöniges und ununterbrochenes Schlummerlied dazu.

Als Schwarz und Pfotenhauer geweckt wurden, war es noch finstere Nacht; die Ruder lagen still, denn die Fahrt war zu Ende, und man hatte die Boote an das Ufer befestigt; es wurde ausgestiegen. Auch hier mußte man Leute zurücklassen, welche die Fahrzeuge zu bewachen hatten; es wurden noch mehr Fackeln angebrannt; jeder griff nach seinen Waffen und nach dem Mundvorrat, den er zu tragen hatte, und dann wurde die Wanderung angetreten.

Der Weg führte durch einen weiten Arabebahwald[1]), dessen Stämme in solcher Entfernung voneinander standen, daß sie dem Marsch keine besondere Schwierigkeit entgegensetzten. Fackeln brannten genug, so daß die Führer sich nicht irren konnten. Da es aber immerhin möglich war, daß sich jemand von der Schar Abd el Mots schon in der Nähe befand, wurde alles Geräusch vermieden.

So ging es still und langsam vorwärts, nicht ganz eine Stunde lang; dann blieben die voranschreitenden ortskundigen Männer halten und machten dem König eine leise Meldung. Dieser teilte den Deutschen mit, daß man in der Nähe der Schlucht angekommen sei, und fragte, ob man hinabsteigen solle.

„Nein, auf keinen Fall,“ antwortete Schwarz. „Entweder sind die Feinde schon unten, was freilich

[1]) Tamarindus indica.

nicht zu erwarten ist; dann würden wir ihnen geradezu in die Hände laufen. Oder sie kommen erst noch, und dann können wir recht gut warten, bis der Tag angebrochen ist. Laßt die Fackeln auslöschen! Wir setzen oder legen uns hier nieder. Das ist das klügste, was wir tun können."

Dieser Rat wurde befolgt, die Leuchten verloschen, und nun hätte niemand, der zufällig vorübergekommen wäre, vermuten können, daß hier so viele hundert Menschen in Erwartung baldiger kriegerischer Ereignisse lagerten.

Wie die Abenddämmerung, so ist auch die Morgendämmerung im Sudan eine sehr kurze. Es erhob sich eine laute Vogelstimme unten im Grunde, und als ob diese den Morgen wachgerufen habe, so wich die Finsternis plötzlich einer grauen Helle, welche schnell lichter und lichter wurde. Man konnte zuerst die Stämme der Bäume unterscheiden, dann auch die Aeste, bald die kleineren Zweige, die einzelnen Blätter und Blüten, und während noch vor kaum drei Minuten das tiefste Dunkel geherrscht hatte, war es nun heller, lichter Tag geworden, und anstatt der einen, ersten Vogelstimme erklangen tausende durch den morgenfrischen Wald.

Schwarz hatte sich erhoben und trat mit Pfotenhauer weiter vor. Die Führer waren ihrer Sache außerordentlich sicher gewesen. Nur noch hundert Schritte weiter, so wäre man über eine fast lotrechte Felswand aus Granitgestein gefallen, aus welcher Gesteinsart die Guta-Berge alle bestehen.

Noch immer befand man sich unter Arabebahbäumen, deren Kronen sich so vereinigten, daß man den Himmel kaum erblicken konnte. Aber geradeaus, vor den beiden Deutschen, gab es kein Laub- oder

Nadeldach, denn da lag die Schlucht, die man übersehen konnte.

Sie war an ihrem Anfang und Ende vielleicht achtzig Schritte breit, in der Mitte etwas mehr, und ihre Länge konnte das Zehnfache betragen. Die Wände stiegen an den Längsseiten so steil empor, daß es unmöglich schien, sie zu erklimmen. Hier, wo sich die Lagernden befanden, war es jedenfalls auch schwierig, hinabzukommen; aber gegenüber befanden sich der Eingang, der zwar nur sehr schmal war, aber mit der Sohle des Tales in derselben Höhe lag, so daß der Zutritt zu der Schlucht von dort aus ohne die allermindeste Schwierigkeit zu bewerkstelligen war. Die Bäume des Waldes traten bis an den Rand der Schlucht heran; dort hörte der Pflanzenwuchs vollständig auf, und an den Wänden und Abhängen des Felsens war nicht ein Grashalm zu sehen. Aber unten im Grunde wehten die Wipfel zahlreicher und sehr hoher Palmen im leisen Morgenwind; es mußte also dort Wasser vorhanden sein.

Jetzt traten der König und Wahafi auch herbei. Dieser letztere deutete hinab und sagte: „Dort seht ihr die hundertundvierzehn Nachl es Suwar[1]), die der Imam pflanzte, um den Fluch von der Schlucht zu nehmen. Sonst gibt es keine einzige Palme in der Nähe, woraus ihr ersehen könnt, daß seine Gebete mächtig gewesen sind und ein Wunder bewirkt haben."

„Es scheint sich noch kein Mensch unten zu befinden," antwortete Schwarz. „Wir sind Abu el Mot also wirklich zuvorgekommen und haben vielleicht genügend Zeit, die Schlucht in Augenschein zu nehmen. Wo führt ein Weg hinab?"

„Es gibt nur einen einzigen; er führt hinein und

[1]) Palmen der Koranabschnitte.

auch hinaus, kein andrer. Das ist da vorn, uns gegenüber. Ich werde jetzt vorangehen und euch nach dem Eingang hinabführen. Gebt also Befehl, daß aufgebrochen werde!"

„Halt, nicht so schnell! Du meinst, daß wir alle, die wir hier sind, in die Schlucht gehen und dort die Ankunft Abu el Mots erwarten?"

„Ja."

„Dann wären wir ja verloren! Abu el Mot käme durch den Eingang, würde uns bemerken und dort halten bleiben; wir wären von ihm und den Felsen eingeschlossen, könnten nicht herauf und es käme zum Kampf. Nein, ich werde es zu ermöglichen suchen, daß keiner von uns getötet oder verwundet wird."

„Herr, das ist unmöglich!

„Streiten wir uns darüber jetzt lieber nicht! Was zu tun ist, werde ich erst dann wissen, wenn ich die Schlucht gesehen habe. Ich werde also mit einigen, hörst du, nur mit einigen hinabgehen, um sie zu untersuchen; die übrigen haben hier auf meine Rückkehr zu warten. Auf keinen Fall aber werde ich zugeben, daß wir alle hinabsteigen und uns dort lagern; denn wenn wir das täten, so wäre geschehen, was Abu el Mot wünscht: wir wären in eine Falle geraten."

„Aber auf welche Weise willst du ihn denn besiegen?"

„Das muß sich erst noch zeigen. Vielleicht betritt er selbst die Schlucht, um darin zu lagern. Dann würden wir den Eingang besetzen, und er steckte in seiner eigenen Falle. Allerdings halte ich ihn nicht für so dumm."

„Warum sollte das so undenkbar sein?" fragte Pfotenhauer. „Er glaubt doch, daß wir frühestens erst mor-

gen kommen können. Ist es da nicht denkbar, daß er den Platz heute für sich in Anspruch nimmt?"

„Hm, das ist richtig; daran dachte ich nicht. Aber nun wollen wir rasch die Schlucht besichtigen."

Die Truppen mußten noch halten bleiben; die Anführer gingen weiter, hart an dem linken Rande des Abgrunds hin. Sie konnten hinabsehen. Zu beiden Seiten der Talsohle und auch vorn und hinten standen Palmen; in der Mitte lag eine grüne Grasfläche.

Als man sich oberhalb des Eingangs befand, brach der Felsen senkrecht ab und man mußte also ein Stück in den Wald hinein, um da nach links auf einem Umweg hinabzukommen. Das war übrigens gar nicht schwer, und nach Verlauf von beiläufig zehn Minuten senkte sich der Boden als nicht allzu steile Böschung abwärts. Der Wald hörte auf; man kam durch einiges Buschwerk, und dann sah man eine ebene, grasbedeckte Flur vor sich liegen, aus welcher sich der hufeisenförmige Berg, der in seinem Innern die Schlucht bildete, erhob.

Der Eingang in die letztere war, wie Schwarz abmaß, zwölf Schritte breit. Als sie ihn durchschritten hatten, konnten sie den langen Kessel bis an die hintere Wand überblicken. Er bot einen eigenartigen, überraschenden Anblick dar.

Von hoch oben winkten die Wipfel der Aradebahbäume herab; dann kamen die Felsen in einer Höhe von vielleicht hundert Fuß; sie waren vollständig nackt. An deren Fuß lief eine dammartige Erhöhung rund um das Tal; sie trug eine Rinne, worin sich das von der Höhe sickernde Wasser sammelte und ein Bächlein bildete, das in der Nähe des Eingangs in einem Steinloch einen unterirdischen Abfluß nahm. Dieses Wasser speiste die

Talebpalmen, die auf dem Damm in genau abgemeſſenen Entfernungen voneinander ſtanden.

„Zähle ſie!“ ſagte Wahaſi zu Schwarz. „Rechts fünfzig, links fünfzig, im Hintergrund ſieben und hier vorn am Eingang auch ſieben. Das gibt hundertundvierzehn. Und nun tritt näher, um nachzuſehen, wie eine jede heißt!“

Er zog ihn zu der nächſten Palme. Nicht ganz manneshoch zeigte deren Stamm ein Wort in arabiſcher Schrift, das vor langer Zeit eingeſchnitten worden war. Die Züge waren zu mehr als fingerdicken Wülſten aufgequollen, und ſo fiel es nicht ſchwer, das Wort zu leſen.

„El Fathcha,“ ſtand da geſchrieben; auf dem nächſten Stamm las Schwarz das Wort „el Bakara“; am dritten ſtand „'l Ajli el Amran“, am vierten „en Niswan“ und am fünften „et Tauli“. Das heißt zu deutſch „die Einleitung“, „die Kuh“, „die Familie Amrans“, „die Weiber“ und „der Tiſch“. Das ſind die Ueberſchriften der erſten fünf Kapitel des Korans. Der Imam hatte ſie nicht genau nach dem Buch des Propheten, ſondern nach ſeiner eigenen Mundart eingeſchnitten, und es verſtand ſich ganz von ſelbſt, daß ein ſo abgeſchloſſener Ort, deſſen hundertvierzehn Bäume die Kapitelüberſchriften des Korans trugen, jedem Mohammedaner als Heiligtum gelten mußte. Die Niam-niam waren keine Anhänger des Propheten, hatten ſich aber doch im Verkehr mit ſolchen ſo viel vom Islam angeeignet, daß auch ſie eine Art heiliger Scheu vor der Schlucht empfanden. Die Führer blieben ſtehen und begnügten ſich, dieſe zu überblicken; die beiden Deutſchen ſchritten weiter. Als auch der König mit den übrigen folgen wollte, bat Schwarz: „Bleibt zurück! Hier am Eingang gibt es ſo viel Felsgeröll und Schutt, daß die Eindrücke eurer

Füße nicht geſehen werden können; weiterhin im Graſe aber würdet ihr eine Fährte machen, die uns an Abu el Mot verriete. Er ſoll nicht ahnen, daß ſich heute ſchon jemand hier befunden hat. Wir beide aber verſtehen es, einen nur geringen Fußeindruck zu machen und auch dieſes Wenige zu verwiſchen."

Sie gingen nur bis ungefähr in die Mitte der Schlucht. Das genügte, um ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß es ſelbſt dem geübteſten und kühnſten Tiroler Gemsjäger nicht gelungen wäre, an irgend einer Stelle der Granitwand emporzuklimmen. Das hatten ſie wiſſen wollen und nun kehrten ſie zurück, wobei ſie nicht unterließen, die im Graſe eingedrückten Spuren ſorgfältig zu verwiſchen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Schlucht der Suren.

Wie klug Schwarz und Genoſſen mit ihren Maßregeln gehandelt hatten, ſollten ſie ſofort erkennen, denn eben als ſie nun die Schlucht wieder verließen, deutete der „Vater der elf Haare“ nach der Ebene hinaus und rief in ſeinem wunderbaren Deutſch: „Achtung gebte, aufgepaßte! Dort ſein erſcheinte Punkte, ſchwarze und ſich bewegte. Was mag da kommte für Leute, nicht freundliche, ſondern feindliche? Wir wollt uns verſteckte, damit ſie nicht kann ſehente auch Punkte, unſrige!“

Die Männer zogen ſich ſchnell in das Gebüſch und dann unter die Bäume zurück. Da, am Rande des Waldes und von den Sträuchern verdeckt, konnten ſie ſehen, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

Es waren erſt nur vier oder fünf Punkte geweſen; ihnen folgten aber mehr und immer mehrere, und nach kurzer Zeit ſah man eine ſehr lange und ſchmale Linie, die ſich ſchnurgerade, wie mit dem Lineal gezogen, auf die Schlucht zu bewegte. Die Punkte wurden größer. Schon nach zehn Minuten konnte man erkennen, daß voran fünf Reiter waren, denen mehrere Fußgänger folgten. Nach abermals fünf Minuten überblickte man bereits den ganzen Zug, der ſich in der Ordnung fortbewegte, daß hinter zehn oder noch mehr einzeln ein-

ander folgenden Fußgängern immer einige Reiter kamen.

„Das ist Abu el Mot mit seinen Menschenjägern und den geraubten Negern," sagte Pfotenhauer. „Wie gut, daß wir nicht lange auf sie zu warten brauchen! Nun wird der Tanz ja bald beginnen!"

„Ein trauriger Tanz, wenn auch nicht für uns, so doch für unsre Gegner," antwortete Schwarz. Und sich zum König wendend, fügte er hinzu: „Ich bleibe mit meinem Freunde hier, um die Karawane zu beobachten; ihr aber kehrt zu unsern Leuten zurück, um sie von der Ankunft der Erwarteten zu benachrichtigen. Sie sollen bleiben, wo sie sind, und den Platz ja nicht eher verlassen, als bis wir kommen. Den beiden Homr und Dauwari steckt ihr Knebel in den Mund, damit sie nicht etwa durch Geschrei ihre und unsre Anwesenheit vorzeitig verraten können."

Der König folgte mit den andern dieser Aufforderung und entfernte sich, und die beiden Zurückbleibenden richteten ihre Aufmerksamkeit wieder auf den nahenden Zug. Sie sahen einen Reiter, der von dessen Ende nach der Spitze galoppierte, jedenfalls um den dort Befindlichen einen Befehl zu erteilen.

„Das ist Abu oder Abd el Mot," sagte Pfotenhauer. „Er wird halt jemand vorausssenden, um nachschauen zu lassen, ob hier in dera Schlucht alles in Ordnung ist."

Er hatte sich nicht geirrt, denn zwei von den fünf Reitern trennten sich von dem Zug und kamen im Galopp herbei; es waren bärtige Kerls mit sonnverbrannten Gesichtern. Sie schienen die Anwesenheit eines Menschen für unwahrscheinlich zu halten, denn sie beobachteten nicht die geringste Vorsicht, sondern sprengten ganz offen heran und in die Schlucht hinein. Nach kur-

ser Zeit kamen sie wieder heraus und ritten zurück, um ihrem Anführer Meldung zu machen.

Der Zug war inzwischen so nahe herangekommen, daß man jede einzelne Gestalt, wenn auch nicht die Gesichtszüge, erkennen konnte. Schwarz atmete tief und hörbar; er ballte die Hände und sagte: „In zehn Minuten werde ich wissen, ob mein Bruder dabei ist, also ob er noch lebt oder nicht."

Nun bot sich den beiden ein Anblick, der ihre Herzen erzittern machte. Sie hatten eine Ghasuah, eine Sklavenkarawane vor sich.

Von dem Pferde eines der vorderen Reiter ging ein Seil aus, das um die Hälse von fünfzehn hintereinander schreitenden männlichen Negern, deren Hände man auf den Rücken gebunden hatte, geschlungen war. Die Schwarzen waren vollständig unbekleidet und ihre Körper mit aufgesprungenen Schwielen bedeckt. Sie hatten wohl nicht die verlangte Fügsamkeit gezeigt und infolgedessen die Peitsche bekommen.

Nun folgten drei Reiter und hinter ihnen zwölf Neger, die ebenso gefesselt waren. Außerdem trug oder vielmehr schleppte jeder einen schweren Holzklotz je an einem Fuß. Auch sie waren mit Schwielen bedeckt und konnten sich kaum mehr fortbewegen.

Hinter diesen und wieder andern Reitern kam eine Reihe von Sklaven, welche die gefürchtete Schebah trugen, die schwere Holzgabel, worin der Hals des Gefangenen steckt.

Dann nahten schwache Frauen und Mädchen, welche Lasten schleppten, unter denen sie fast zusammenbrachen. Dabei waren ihnen kurze Stricke an die Fußknöchel gebunden, so daß sie nur kleine Schritte machen und an Flucht nicht denken konnten. Ihnen folgten eng ge-

fesselte Knaben, deren Gesichter zum Erschrecken unförmlich geschwollen waren. Man hatte ihnen die Guluf geschnitten, das heißt drei Messerschnitte in jede Wange gemacht, als dauernd sichtbares Zeichen der Sklaverei. Die Wunden eiterten und wurden von Insekten durchwühlt.

Ein weiteres Glied des Zuges bildete eine Anzahl von Negern, denen die Hände an die Knie festgebunden waren, so daß sie in gebückter Stellung, mit wagerechtem Oberkörper gehen mußten. Kurz, die Feder sträubt sich, die Qualen zu schildern, die man angewendet hatte, um die Gefangenen gefügig zu machen und sie an der Flucht zu verhindern. Man sah es allen an, daß sie ermüdet waren und vor Hunger und Durst fast verschmachteten. Sie hatten während der ganzen Nacht marschieren müssen.

Der Zug verschwand mehr und mehr im Eingang der Schlucht, und noch hatte Schwarz seinen Bruder nicht entdeckt. Sein Puls begann zu fiebern und sein Atem zu fliegen. Er knirschte mit den Zähnen, daß Pfotenhauer es hörte. Dieser versuchte ihn zu beruhigen: „Verlieren S' nur die Hoffnung nit! Noch sind die Anführer nit vorüber, und grad bei diesen, denk' i, müssen sich solche Gefangene befinden, wie Ihr Bruder und der Elefantenjäger sind."

Jetzt näherten sich zwei Reiter, welche weiße Haïks trugen und nebeneinander ritten. Kaum hatte Schwarz das Gesicht des einen, wenn auch nur erst von weitem, erblickt, so stieß er hervor: „Abu el Mot! Da ist er endlich!"

„Ja, das ist er," nickte Pfotenhauer, „und der andre ist Abd el Mot. Und schauen S', wer kommt da gleich hinter ihnen! Er lebt, er lebt! Sehen S' ihn neben dem Sejad ijjal?"

Sie waren es, Joſef Schwarz und der Elefantenjäger. Sie ſahen verhältnismäßig wohl aus, trugen ihre Anzüge noch und ſchauten ziemlich trotzig drein. Von Ergebung in ihr Schickſal fand ſich in ihren Zügen keine Spur.

„Gott ſei Dank!“ hauchte Schwarz. „Ich möchte hinſpringen und ihn herausreißen!“ — „Da verderben S' alles!“ — „Das weiß ich wohl. Ich muß mich beherrſchen. Aber ſagen will ich es ihm, daß ich da bin.“ — „Um des Himmels willen, verraten Sie uns nit!“ raunte ihm der Gefährte ängſtlich zu. — „Haben Sie keine Sorge! Ich gebe ein Zeichen, das nur Joſef verſtändlich iſt.“

Der Elefantenjäger und ſein Leidensgenoſſe waren Seite an Seite ſo aneinander gefeſſelt, daß ſie nicht auseinander und auch die Arme und Hände nicht bewegen konnten. Außerdem hatte man jedem einen Strick um den Leib geſchlungen und an die Steigbügel Abd el Mots befeſtigt. Schon waren ſie der Schlucht nahe, da ließ ſich das eigentümliche Gekrächze eines Geiers hören. Niemand achtete darauf, denn Geier gibt's im Sudan maſſenhaft; Joſef Schwarz aber warf ſofort den Kopf empor; ſeine Wangen röteten ſich und ſeine Augen leuchteten auf. Er ſah rechts über die Büſche hinüber, woher der Laut gekommen war, und erblickte zwiſchen den vorderſten Bäumen einen Arm, der ein Gewehr ſchwang. Er hatte ſeinen Schritt nicht für einen Augenblick inne gehalten und ſenkte nun den Kopf wieder nieder. Er beſaß Selbſtbeherrſchung genug, ſein Entzücken zu bemeiſtern. Ganz, ganz leiſe aber flüſterte er ſeinem Gefährten, mit dem er eben durch den Eingang ſchritt, zu: „Welch ein Glück, daß Abu el Mot nicht auf den Schrei dieſes Geiers achtete!“

„Warum?“ fragte der andre ebenso leise.

„Es war kein Vogel, sondern mein Bruder.“

„Allah ja Allah! Wer soll — — —“

„Still, nicht so laut! Man hört es ja! Ich kenne dieses Krächzen ganz genau; es hat uns auf unsern Reisen in fernen, gefährlichen Ländern oft als Mittel gedient, uns zusammenzufinden, ohne uns rufen zu müssen, wenn wir uns für kurze Zeit getrennt hatten. Ist er allein, oder hat er noch andre mit, das ist ganz gleich: er holt uns heraus, mitten aus dem Lager, und zwar gewiß noch heute abend oder spätestens in der Nacht. Lassen wir aber nichts von unsrer Hoffnung merken!“

Emil Schwarz hatte gesehen, daß sein Zeichen gehört und erkannt worden war; er wartete, bis die letzten Sklaven und ihre Peiniger in der Schlucht verschwunden waren, und kehrte dann mit Pfotenhauer nach der Höhe zurück. Als beide oben ankamen, waren alle Leute zur Stelle, und keiner hatte den Platz verlassen. Der „Sohn des Geheimnisses“ trat auf Schwarz zu und fragte: „Herr, ich habe mich über meinen Vater sehr geängstigt. Die Sklavenkarawane ist angekommen. Ist der Elefantenjäger dabei?“ — „Ja; wir haben ihn gesehen.“ — „Und wie ging es ihm? Wie sah er aus?“ — „Sehr gut, unter den gegebenen Verhältnissen.“ — „Allah sei Dank! Wehe den Sklavenjägern, wenn es uns nicht gelingt, ihn unverletzt zu befreien! Glücklicherweise haben diese keine Ahnung von unsrer Anwesenheit. Wenn wir plötzlich über sie herfallen, so wird der Schreck sie so lähmen, daß wir Sieger sind, ehe sie an Widerstand gedacht haben.“ — „Selbst wenn diese deine Voraussetzung sich bewahrheitete, würde Menschenblut fließen, und das möchte ich vermeiden. Ich denke aber, daß die beiden Anführer der Karawane zwar überrascht sein,

aber ihre Besinnung keineswegs verlieren würden. Das erste, was sie tun würden, wäre, daß sie deinen Vater und meinen Bruder töteten. Sollen wir diese beiden einer solchen Gefahr aussetzen?" — „Nein, Herr, nein," antwortete der Jüngling schnell. „Aber wie willst du es denn anfangen, sie zu retten?" — „Das werdet ihr jetzt hören."

Er teilte seinen Plan mit, und nach kurzer Beratung wurde dieser angenommen, denn man sah ein, daß man nichts Besseres tun könne.

Nun setzten sich die Krieger in Bewegung, um die Schlucht zu umzingeln. Das geschah so leise und vorsichtig, daß die darin Befindlichen nichts davon bemerkten. Nach zehn Minuten war der Rand der Felsen rundum mit Leuten besetzt, die für alles, was geschehen konnte, ihre bestimmten Weisungen erhalten hatten.

Von allen Untergebenen waren die Soldaten aus Faschodah jedenfalls die zuverlässigsten, und darum hatte Schwarz die Bestimmung getroffen, daß diese den Eingang der Schlucht besetzen sollten. Der König, Hasab Murat und der „Vater der Hälfte" erhielten den Befehl über die Truppen, die hier oben standen. Schwarz marschierte mit den Soldaten hinunter. Bei ihm befanden sich Pfotenhauer, der Slowak, der Hadschi und der „Sohn des Geheimnisses". Der „Sohn der Treue" hatte bei seinem Vater oben bleiben wollen.

Dauwari und die beiden Homr wurden mitgenommen. Sie konnten infolge der Bastonnade den Berg nicht hinuntersteigen und mußten getragen werden. Sie hatten die getroffenen Vorbereitungen beobachtet und wußten also, daß es für Abu el Mot keine Hoffnung auf Entkommen gab.

Die Sorglosigkeit, womit dieser Mann heute ver-

fuhr, war wirklich erstaunlich. Als Schwarz mit seinen Leuten unten ankam, sah er, daß nicht einmal der Eingang besetzt worden war. Er näherte sich ihm noch nicht, sondern blieb zunächst unter den Bäumen halten, um den genannten drei Gefangenen die notwendigen Weisungen zu erteilen.

„Ich gebe euch Gelegenheit, eure Sünden wenigstens so weit gut zu machen, daß ich euch später eure Freiheit zurückgeben kann," sagte er zu ihnen. „Ich werde jetzt eure Fesseln lösen lassen, damit ihr zu Abu el Mot in die Schlucht gehen könnt. Eure Füße werden euch wohl für diese kurze Strecke tragen. Sagt ihm, daß er vollständig eingeschlossen ist; sagt ihm auch, welche Waffen wir tragen und wieviel Köpfe wir zählen. Das wird ihn veranlassen, klug und nachgiebig zu sein. Ich stelle ihm folgende Bedingungen: er hat den Elefantenjäger und meinen Bruder sofort auszuliefern, und zwar nebst ihrem Eigentum, das er ihnen abgenommen hat; ferner soll er sich selbst und Abd el Mot gefangen geben; tut er das, so soll beider Leben von uns geschont werden. Geht er auf diese Bedingungen ein, so werden wir alle seine Leute entlassen, ohne daß ihnen etwas Uebles geschieht. Weist er aber meine Forderungen von sich, so werden wir keine Gnade walten lassen. Es ist zu eurem eigenen Vorteil, ihn zur Annahme meiner Bedingungen zu bewegen, da sein Schicksal auch das eurige sein wird. Fügt er sich, so werdet ihr frei; zwingt er uns aber zum Kampf, so werdet ihr mit erschossen."

Die drei blickten finster vor sich hin; sie waren überzeugt, daß Abu el Mot nicht auf diese Bedingungen eingehen werde. Darum meinte der eine Homr: „Kannst du nicht mildere Forderungen stellen? Ich bin überzeugt, daß er sich weigern wird." — „So rennt er ins

Verderben." — „Dürfen seine Krieger erfahren, was du von ihm verlangst?" — „Ja. Es ist mir sogar sehr lieb, wenn ihr es ihnen mitteilt. Vielleicht besitzen einige von ihnen so viel Verstand, ihm zuzureden und zur Ergebung zu bewegen." — „Und auf welche Weise soll dir mitgeteilt werden, was er beschlossen hat?" — „Er mag mir einen Mann senden, welcher Vollmacht zur Unterhandlung hat. Ich gebe die Versicherung, daß dieser unbehelligt zurückkehren kann." — „Wie aber, wenn Abu el Mot sich entschlösse, selbst zu kommen?" — „Ich würde auch in diesem Fall mein Wort halten. Wir würden ihn als Unterhändler betrachten, dessen Person, Freiheit und Eigentum unverletzlich sind, und also seiner Rückkehr nicht das geringste in den Weg legen."

Er nahm ihnen die Fesseln ab und sie hinkten auf ihren verletzten Füßen davon. Sobald sie im Eingang verschwunden waren, wurde dieser von den Soldaten besetzt. Eine Anzahl derselben mußte schleunigst Büsche fällen, mit denen er verrammelt werden sollte.

Schwarz stellte sich mit Pfotenhauer so auf, daß er einen freien Blick in die Schlucht hatte. Er sah, daß die geraubten Neger nach dessen hinterm Teil geschafft worden waren. Vorn waren die Sklavenjäger fleißig beschäftigt, diejenigen Vorkehrungen zu treffen, die bei der Errichtung eines Lagers gebräuchlich sind. Rechts oben auf dem Damme spannte man ein Zelt auf, das jedenfalls für die beiden Anführer bestimmt war. Die Leute schwärmten wirr durcheinander, und jeder war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß man zunächst das Nahen der drei Abgesandten gar nicht bemerkte und ebensowenig es beachtete, daß fremde Krieger sich vorn am Eingang festgesetzt hatten.

Nun aber waren die drei nahe hinzugekommen und

sprachen einen der Jäger an. Schwarz sah, daß sie nach rückwärts zeigten. Der Blick des Mannes folgte dieser Richtung — — ein lauter Ruf des Schrecks und der Warnung, und aller Augen richteten sich nach dem Eingang, wo Schwarz seinen Soldaten befahl, die Gewehre anzulegen, als ob sie zu schießen beabsichtigten.

Jetzt gab es einen unbeschreiblichen Wirrwarr in der Schlucht. Man schrie; man eilte zu den Waffen; man rannte ratlos hin und her; jeder wollte etwas zu seiner Verteidigung, zu seinem Schutz tun und wußte doch nicht, was. Die drei Boten waren nicht mehr zu sehen; sie waren in dem Menschenknäuel verschwunden.

Da ertönte eine laute Stimme; sie klang dumpf und hohl, war aber durch die ganze Schlucht zu hören.

„Das ist Abu el Mot," sagte Schwarz. „Er gebietet Ruhe."

Das angstvolle Rufen und Laufen hörte auf; jeder blieb da stehen, wo er sich gerade befand. Schwarz gebot seinen Leuten, die Gewehre in Ruhe zu setzen. In der Schlucht herrschte jetzt die tiefste Stille, wohl eine ganze Viertelstunde lang; aber es schien das die Stille vor dem Sturm zu sein, denn jeder hatte seine Waffen ergriffen, und alle warfen den am Eingang Stehenden drohende Blicke zu.

Da gab sich eine kleine Bewegung zu erkennen. Die Leute wichen an einer Stelle zurück, und es trat ein Mann hervor, der sich langsam und zögernd den Belagerern näherte. Er hatte keine Waffen bei sich, und trug als Zeichen des Friedens einen Palmenwedel in der Hand. Als er bis auf ungefähr zwanzig Schritte herangekommen war, blieb er stehen, schwenkte den Wedel und grüßte: „Sallam! Darf ich zu euch kommen und frei wieder gehen?"

„Ja, denn ich habe es versprochen," antwortete Schwarz. „Komm also getrost!"

Der Mann trat vollends herbei. Er war ein gewöhnlicher Askari, den Abu el Mot jedenfalls nur zur Probe abgesendet hatte, um zu erfahren, ob seine Gegner nicht vielleicht hinterlistig handeln würden. „Mich sendet Abu el Mot," sagte er. „Er möchte selbst mit euch sprechen und läßt fragen, ob er wirklich ohne Hindernis zurückkehren darf, falls er nicht einig mit euch wird."

„Sag ihm, daß ich es versprochen habe und mein Wort halten werde. Aber er darf keine Waffe bei sich haben, wie sich das ja ganz von selbst versteht."

„So kehre ich zu ihm zurück, um ihm diese Botschaft auszurichten. Sallam!"

Er drehte sich um und schritt von dannen, zögernd und langsam; dann drehte er sich um, warf einen froherstaunten Blick zurück und rannte nun fort, als ob er einer ganz entsetzlichen Gefahr entgangen sei. Er hatte also doch nicht getraut, sondern vielmehr geglaubt, daß man ihn festhalten und nicht wieder fortlassen werde.

„Lieber Himmel, wirft dieser Kerl seine Beine, als ob er's bezahlt bekäm'!" lachte Pfotenhauer. „Der ist höllisch froh, daß wir ihn nit aufg'fressen haben."

„Wer freßte Schlingel, solchen, der seinte nicht bei Sinnen, gesundheitlichen," antwortete der „Vater der elf Haare". „Da seinte viel besser ein Stück Braten, schweiniger, oder ein Schnitzel mit Paprika, kalbfleischiges. Schaunte Sie, schaunte! Da kommte Abu el Mot in Person, eigener."

Er hatte recht. Die Schar der Sklavenjäger öffnete sich wieder, und der Genannte trat hervor. Seine lange, schmale Gestalt stolz und aufrecht haltend, kam er

langsam und würdevoll näher. Er trug keine Waffe in seinen Händen und hielt den Blick zu Boden gerichtet. Erst als er fast unmittelbar vor Schwarz stand, blickte er auf. „Sallam!“ grüßte er ebenso kurz, wie vorhin sein Bote. „Ich hoffe, daß du dein Wort wahr machen und mich nicht zurückhalten wirst! Ich bin unbewaffnet. Schau her!“

Er schlug seinen Haïk auseinander. Schwarz winkte ab und antwortete: „Ich glaube dir. Du kannst also, sobald unser Gespräch zu Ende ist, zu den Deinen zurückkehren.“

„Auch wenn ich nicht auf deine Wünsche eingehe?“

„Auch dann.“

„So wollen wir hinausgehen und draußen beraten!“

„Gut. Falls du aber etwa die Flucht versuchen solltest, würdest du eine Kugel erhalten.“

Der Sklavenjäger lachte höhnisch auf. „Entfliehen? Was fällt dir ein! Selbst wenn es mir dadurch gelänge, daß ich schnell in die Büsche spränge, so hätte ich damit allem meinem Eigentum entsagt und müßte, da ich weder Waffen noch Sonstiges bei mir trage, in dieser Wildnis elend umkommen.“

„Pah! Du würdest dich einige Tage lang von Früchten nähren und irgend eine Seribah aufsuchen. Uebrigens aber bist du nicht so arm und so waffenlos, wie du es scheinen lassen willst. Du hast nur die Sklaven bei dir, wo aber sind die geraubten Herden?“

Ueber das todeshagere Gesicht des Alten ging ein ärgerliches Zucken, dann antwortete er: „Herden? Ich begreife dich nicht!“

„Glaube nicht, mich irre machen zu können. Du wolltest uns hierher locken, um uns zu vernichten. Dabei wären dir die in Ombula geraubten Herden im Weg

gewesen. Darum und weil sie dich außerdem am schnellen Fortkommen hinderten, hast du sie zurückgelassen."

„Welche Klugheit, welche großartige Klugheit du da entwickelst!" höhnte Abu el Mot. Aber es war ihm anzusehen, daß dieser Hohn ihm nur als Maske diente, seinen Aerger und seine Enttäuschung zu verbergen.

„Wenn es dir also gelänge, uns jetzt zu entkommen," fuhr Schwarz fort, „so würdest du zu diesen Herden eilen. Die Leute, die du zur Bewachung zurückgelassen hast, könnten dich mit Waffen versehen. Es würde dir dann leicht sein, den heutigen Verlust zu verschmerzen und dein altes, verbrecherisches Leben von neuem zu beginnen."

„Und das willst du wohl nicht dulden?"

„Allerdings nicht."

„Ich lache deiner! Mir wurde gesagt, du habest so viele Krieger bei dir, daß es dir leicht sei, uns hier in der Schlucht zu erdrücken. Kannst du das beweisen?"

„Sehr leicht. Wenn du willst, führe ich dich rund um die Schlucht, um dir zu zeigen, daß du vollständig eingeschlossen bist."

„So tue es!"

Auf einen Wink des Deutschen nahmen vier Soldaten den Sklavenjäger in ihre Mitte, und dann begann der Rundgang, woran sich nur Schwarz mit beteiligte. Pfotenhauer blieb aus Vorsicht bei den Soldaten zurück. Während Abu el Mot oben am Rande der Schlucht entlang geführt wurde und die dort stehenden Leute zählte, verfinsterte sich seine Miene immer mehr. Er betrachtete ihre Waffen; er sah die drohenden Blicke, die auf ihn geworfen wurden, und gewann die Ueberzeugung, daß er mit Gewalt nichts ausrichten könne und sich nur auf seine List und Verschlagenheit verlassen müsse.

Als er an den Nuehrs vorüberkam, die er doch für sich angeworben hatte, spuckte er vor deren Häuptling aus und rief: „Haif alaik — Schande über dich!“

Aber die Strafe folgte dieser Beleidigung sofort. Der Häuptling trat herbei, schlug ihm die Faust in das Gesicht, daß ihm das Blut sofort aus Mund und Nase lief, und antwortete: „Die Schande ruht auf dir, du Hund und Verräter! Denke an die Waka'a en nahr, an die Schlacht im Flusse! Hast du uns da nicht hinterlistig und feig verlassen? Wenn dieser Vater der vier Augen', welchen Allah dafür segnen wolle, nicht ein so wohlwollendes und freundliches Herz besäße, so wären wir verloren gewesen. Nun willst du mich beschimpfen, weil wir ihm dankbar sind? Dein Weg führt ins Verderben und in die Hölle.“

„Herr, duldest du, daß ich von deinen Leuten geschlagen werde!“ fuhr Abu el Mot Schwarz an. „Hast du mir nicht versprochen, daß mir nichts geschehen solle!“

„Jedem das, was er verdient,“ antwortete Schwarz ruhig. „Ich habe natürlich angenommen, daß du nicht den Zorn meiner Leute herausforderst. Beleidigst du sie, so magst du die Folgen tragen.“

Man ging weiter und kehrte, als der Rundgang beendet war, nach unten zurück, wo Pfotenhauer die indessen verflossene Zeit vortrefflich benutzt hatte, den Eingang mit Hindernissen vollständig auszufüllen. Es war nur eine einzige kleine Lücke gelassen worden, gerade groß genug, daß ein Mann hindurchschlüpfen konnte. Die Soldaten flochten aus Zweigen Wände, um diese aufzustellen und mit Erde auszufüllen, damit keine Kugel hindurchdringen könne. Abu el Mot sah das und rief grimmig lachend: „Ihr müßt euch doch entsetzlich

vor uns fürchten, da ihr mit solchem Eifer arbeitet, als gelte es eine Kal'a[1]) zu errichten."

„Von Furcht ist keine Rede; nur von Vorsicht. Aber es ist Zeit, daß wir uns besprechen. Setzen wir uns also nieder!"

„Der Kerl g'fallt mir gar nit," meinte Pfotenhauer in deutscher Sprache. „Er macht a so zuversichtliches, eigentlich unverschämtes G'sicht, daß i glauben muß, er hat irgend was Böses, woran wir gar nit denken, im Rückhalt."

„Wüßte nicht, was es sein könnte," antwortete Schwarz.

„I eben auch nit; aber irgendwas hat er; das ist so g'wiß wie der Boden im Bierseidel. Wir müssen halt vorsichtig sein."

„Warum redet ihr in einer Sprache, die ich nicht verstehe?" fragte Abu el Mot. „Wißt ihr nicht, daß dies unhöflich ist? Oder fürchtet ihr euch vor mir?"

„Hat einer von uns Furcht, so scheinst du es zu sein," antwortete Schwarz. „Nur der Furchtsame ist mißtrauisch. Und wenn du Höflichkeit von uns forderst, so verlangst du zu viel. Ich rate dir überhaupt, den Ton, in welchem du mit uns sprichst, etwas herabzustimmen, da wir sonst die Rücksichten, die wir jetzt noch nehmen, fallen lassen würden!"

„Rücksichten?" lachte der Alte. „Sind etwa die Forderungen, die du an mich gestellt hast, rücksichtsvoll? Ich soll nicht bloß deinen Bruder und den Elefantenjäger ausliefern, sondern auch mich und Abd el Mot. Hast du das nicht verlangt?"

„Allerdings, ja. Ich habe dir erlaubt, zu uns zu

[1]) Festung.

kommen, um zu erfahren, ob du auf meine Bedingungen eingehest oder nicht."

„Das kannst du gleich erfahren, ja, das konnte ich dir sofort, als ich kam, schon sagen: ich belache dein Verlangen."

„So! Hast du mir sonst noch etwas zu sagen?"

„Nein."

„So ist unsre Unterredung kürzer geworden, als ich dachte, und wir sind fertig." Er stand auf.

„Ja, wir sind fertig," stimmte Abu el Mot bei, indem er sich auch erhob. „Ich kann also gehen?"

„Ja."

„M'assalahmi; fat wakhti — lebe wohl; meine Zeit ist um!" Er wendete sich, ohne daß ihn jemand hinderte, nach der Oeffnung, die im Verhau gelassen worden war. Dort angekommen, drehte er sich um und fragte: „Was werdet ihr nun tun?"

„Das wirst du sehr bald erfahren."

„Sobald von euch der erste Schuß fällt, werde ich deinen Bruder töten lassen!"

„Und beim zweiten Schuß wird wohl der Elefantenjäger ermordet?" fragte Schwarz lachend, obgleich es ihm nicht sehr lustig zu Mute war.

„Allerdings. Und dann kommt es noch anders."

„Wie denn?"

„Bei jedem nächsten Schuß wird einer der Sklaven erstochen, die ihr doch befreien wollt. Ihr werdet also ganz das Gegenteil von dem erreichen, was ihr beabsichtigt." Er machte eine höhnische Gebärde und fügte dann hinzu: „Seht ihr nun, wer sich in der Hand des andern befindet, ich in der eurigen oder ihr in der meinigen?"

„Du befindest dich in einer großen Täuschung, denn

der erste, den meine Kugel trifft, wirst du sein, und der zweite ist Abd el Mot. Mir scheint, du weißt bereits, wie gut ich schieße!"

„Schieße meinetwegen wie der Scheïtan; ich kehre mich nicht daran! Oder meinst du, daß ich mich so hinstelle, daß du nur auf mich zu zielen brauchst? Ich lache über deine Drohung!"

„So verstecke dich und morde, so viele Personen du morden willst! Wir werden es also anders machen. Wir werden deine Leute erschießen, einen nach dem andern. Du und Abd el Mot werdet übrig bleiben. Welchen Todes ihr dann aber sterben werdet, danach frage nicht!"

„Drohe nur immerzu! Aber hüte dich vor meiner Rache; ich scherze nicht!"

Er drängte sich durch die schmale Oeffnung des Verhaues und schritt hocherhobenen Hauptes in die Schlucht hinein. Der Slowak nahm sein Gewehr auf und fragte: „Soll ich erschießte Kerl, frechen und unverschämigten? Seinte dann sofort aus Geschichte, ganz und alle!"

„Nein," wehrte Schwarz ab. „Ich habe ihm mein Wort gegeben, und das gilt."

„G'wiß!" stimmte Pfotenhauer bei. „Das gegebene Wort müssen wir leider halten, doch auch i möcht ihm am liebsten gleich einige Kugeln auf den Pelz brennen. War das a frecher und unverschämter Tropf! Anstatt klein beizugeben, hat er halt grad so getan, als ob er nur lauter Bittschriften zu unterzeichnen hätt'. Was soll denn nun g'schehen? Meinen S', daß er wirklich tut, was er g'sagt hat?"

„Nein, weil er dann auch unserseits auf keine Gnade zu rechnen hätte. Ich habe ihn scharf beobachtet. In seinen Händen liegt nur ein einziger Trumpf; er hat ihn uns gezeigt, doch zweifle ich sehr daran, daß er ihn

auch wirklich ausspielen wird. Es wäre sein sicherer Untergang."

„Möglich, daß er es unterläßt, doch ist ihm alles zuzutrauen und — — was ist das? Da kommt er ja schon wieder!"

Es war so; Abu el Mot kam zurück, aber nicht ganz heran. Er blieb vielmehr in Rufweite stehen und fragte: „Darf ich wieder frei zurück, wenn ich noch einmal hinkomme?"

„Ja," antwortete Schwarz.

„Dummheit!" raunte Pfotenhauer ihm zu. „Jetzt hatte er unser Wort nicht, und so konnten wir ihn wegputzen!"

„Dazu ist es nun zu spät. Ich habe mein Versprechen erneuert. Uebrigens ist seine Rückkehr ein Beweis, daß ich ganz richtig geurteilt habe."

Der Alte kam bis an die Lücke heran und fragte: „Was würdet ihr mit mir tun, wenn ich mich euch gefangen gäbe?"

„Ich würde dich nach Faschodah abliefern," antwortete Schwarz.

„Ah! Zum ‚Vater der Fünfhundert'?"

„Ja. Ich habe es ihm versprochen."

„Du bist sehr aufrichtig. Ich danke dir. Tue, was du willst; du wirst mich nicht lebendig in deine Hand bekommen!" Er ging wieder fort, ohne ein einziges Mal den Kopf zu wenden. Er mußte sehr fest überzeugt sein, daß man ihm keine Kugel nachsenden werde.

„Das ist die Frechheit doch allzuweit getrieben!" zürnte Pfotenhauer. „Die Sicherheit dieses Halunken könnt' mir die ganze Gall' in den Magen treiben. Hätten S' nur nit so gar schnell ja g'sagt, so läg' er jetzund dort im Gras, mit meiner Kugel im Leibe!"

„Laſſen Sie es gut ſein!“ bat Schwarz. „Warum Gewalt anwenden, wenn man mit ein wenig Liſt ebenſo zum Ziel gelangen kann?“

„Welche Liſt iſt's denn da, von der S' reden?“

„Die, von der wir ſchon geſprochen haben. Wir holen meinen Bruder und den Elefantenjäger heraus. Gelingt uns das, ſo brauchen wir dann keine Rückſicht mehr zu nehmen, da ſich der einzige Trumpf des Alten in unſern Händen befindet.“

„Alle Teufel! Iſt das Ihr Ernſt? Wir wollen uns verkleiden und Theater ſpielen?“

„Ich wenigſtens bin feſt entſchloſſen dazu. Ich will Sie keineswegs bereden, denn die Sache iſt ſehr gefährlich, aber ich — — —“

„Laſſen S' die Faxerei, und reden S' vernünftig!“ unterbrach ihn der „Vater des Storches“. „Was Sie können, das kann i auch, und Ihr Bruder iſt mir ſo a lieber Freund, daß i um ſeinetwillen ganz gern ſo a bißchen Faſtnachtsſcherz mitmachen tu'.“

„Nun, es iſt nichts weniger als ſcherzhaft. Wenn wir erwiſcht werden, ſo iſt es nicht nur aus mit uns, ſondern auch mit denen, die wir retten wollen.“

„Das weiß i ſelber auch, und i denk', grad eben deshalb werden wir uns nit derwiſchen laſſen. Wann ſoll's denn g'macht werden? Doch alſo erſt heute abend?“

„Ja. Dieſer Plan kann nur in der Dunkelheit ausgeführt werden.“

„Aber bis dahin kann gar viel g'ſchehen!“

„Ich bin überzeugt, daß wenig oder gar nichts geſchehen wird. Abu el Mot wird nichts unternehmen, ſondern ganz froh ſein, wenn wir ihn in Ruhe laſſen.“

„So handelt es ſich nur um das Wie. Verkleiden wir uns als Neger?“

„Ja.“

„Dazu möcht' i aberſt nit raten. Erſtens wird es mir bei meinem langen und großen Bart, ſelbſt wenn i ihn und das G'ſicht ſchwarz mach, nit gelingen, denen Leuten weiszumachen, daß i ein Neger bin, denn a Schwarzer hat keinen ſolchen Bart. Und zweitens dürften wir uns nur da bewegen, wo die geraubten Sklaven ſind, während die beiden, die wir holen wollen, ſich ganz g'wiß bei Abu el Mot befinden. Beſſer wird's ſein, wir färben die G'ſichter nur braun und kleiden uns ſo, daß wir für Sklavenjäger g'halten werden.“

„Auch da würde man uns leicht erkennen. Es gibt übrigens auch unter den Leuten Abu el Mots Schwarze genug. Doch fragt es ſich überhaupt, ob wir uns ſehen laſſen müſſen. Vielleicht haben wir uns nur in der Weiſe anzuſchleichen, wie ſich Indianer an ihre Feinde ſchleichen. Und da iſt es von großem Vorteil, wenn wir uns ſchwarz gefärbt haben, weil man uns da nicht von der Umgebung zu unterſcheiden vermag.“

„Ganz wie Sie denken. I tu' halt alles mit, denn Sie ſind weit erfahrener und gewandter als i.“

Der Slowak war Zeuge dieſes in deutſcher Sprache geführten Geſprächs geweſen und hatte alles gehört. Jetzt ſagte er: „Auch ich wollt ſchmierte Ruß in Geſicht meiniges, daß ich wernte Neger, ſchwarzigter, und gedürfte mitgehen, zu holen die beiden Freunde, gefangenſchaftliche.“ — „Du?“ lachte Schwarz. „Du wärſt der Kerl dazu!“ — „Ja, ich wernte ſein der Kerl, dazu gehörigter! Ich hatte gefürchte mich vor niemand!“ — „Das glaube ich. Aber zu dem, was wir vorhaben, gehört mehr.“ — „O, ich hatt gekönnte alles und jedwedigtes. Ich bitt, zu dürften mitmachte die Schleicherei, entzückende!“ — „Nein, ich muß dir dieſe Bitte abſchla-

gen. Du würdest nicht nur dein Leben, sondern auch das unsrige auf das Spiel setzen."

Der Kleine wandte sich enttäuscht ab. Die andern sahen sein betrübtes Gesicht und fragten, da sie das deutsche Gespräch nicht verstanden hatten, was es gegeben habe. Er sagte es ihnen. Als der „Sohn des Geheimnisses" hörte, was die beiden Deutschen vorhatten, wollte er sich ihnen anschließen, da es sich um seinen Vater handelte. Auch er wurde abgewiesen.

Nach einiger Zeit sollte Fleisch für die Soldaten geholt werden und zugleich der Speck zur Rußverfertigung. Der Slowak bekam den Auftrag, mit einigen Asakern auf die Höhe zu steigen, um das Verlangte zu bringen. Der „Sohn des Geheimnisses" und der Hadschi erhielten von ihm einen Wink und gingen infolgedessen mit.

Sie ließen die Asaker etwas voransteigen, um nicht von ihnen gehört zu werden, und der Kleine sagte: „Warum sollen nicht auch wir uns als Neger verkleiden? Ist nicht der Elefantenjäger dein Vater? Und hast du nicht zu allererst die Verpflichtung, ihn zu befreien?"

Es war bei ihm die reine Abenteuerlust, die ihn veranlaßte, sich gegen das Verbot aufzulehnen. Abd es Sirr hingegen wurde von der kindlichen Liebe getrieben, ihm beizustimmen. Der Hadschi seinerseits war stets bereit, das zu tun, was sein Freund tat. Als dieser letztere sich dieses Einverständnisses versichert hatte, fuhr er fort: „Was hindert uns also, auch Ruß aus Speck zu machen und uns in Schwarze zu verwandeln. Wir warten, bis der ‚Vater des Storches' mit dem ‚Vater der vier Augen' verschwunden ist, schwärzen uns auch an und folgen ihnen nach."

Nun besprachen sie sich weiter, bis eine regelrechte Verschwörung gegen die beiden Deutschen zu stande kam.

Droben lagen die in Palmenfasermatten gewickelten Fleischvorräte, von denen so viel aufgepackt wurde, wie man zu brauchen gedachte. Eine hohle Kürbisschale wurde mitgenommen, worin der Speck gebrannt werden sollte. Als sie zurückgekehrt waren, erbot sich der „Vater der elf Haare", den Ruß herzustellen, und er war so glücklich, die Erlaubnis dazu zu erhalten. Er machte sich auf die Seite und errichtete ein kleineres Feuer, über dem er den Speck an eingesteckte Zweige hing, um das Fett in den Kürbis tropfen zu lassen. Als dies geschehen war, setzte er ihn auf die Erde, brannte das Fett an, steckte mehrere Aeste senkrecht in den Boden und breitete eine der Matten darüber aus. Die Matte fing den schwarzen Qualm auf, der sich als Ruß ansetzte. Nach Verlauf einer Stunde war so viel Schwärzstoff vorhanden, daß man mit seiner Hilfe zehn Weiße in Neger hätte verwandeln können.

Indessen war Schwarz auf die Höhe gestiegen, um den dort Kommandierenden zu erzählen, welchen Erfolg seine Unterredung mit Abu el Mot gehabt hatte, und ihnen neue Weisungen zu geben. Die hauptsächlichste war, nicht zu schießen, möge unten geschehen, was da wolle, außer wenn er ihnen den Befehl dazu durch einen Boten erteile.

Als er dann wieder herunterkam, machte er sich auf, um Wasser zu suchen, das ihm und seinen Soldaten nötig war. Es gelang ihm, nicht weit vom Standort derselben, den Abfluß des Grabens zu finden, dessen Wasser innerhalb der Schlucht in dem schon erwähnten Loch verschwand. Nun war man für die nächste Zeit mit allem Nötigen versorgt.

Achtzehntes Kapitel:

Vergeltung.

Der Vormittag verging und ebenso auch der Nachmittag, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Die Leute Abu el Mots verhielten sich sehr ruhig. Die Anführer der Sklavenkarawane sannen auf Rettung und konnten doch auf keinen Plan kommen, der Hoffnung auf Erfolg erregt hätte.

So wurde es Abend. In der Schlucht, ungefähr in deren Mitte, brannte man ein Feuer an, das von dürren Palmenwedeln, deren es eine ganze Menge gab, genährt wurde. Da kamen Lobo und Tolo, die beiden Belandaneger, von oben herabgestiegen. Als Schwarz sie fragte, in welcher Absicht sie die Höhe verlassen hätten, antwortete der erstere: „Lobo und Tolo sein Belanda; arm Neger aus Ombula sein auch Belanda. Lobo und Tolo wollen gehen, um Belandafreunde zu trösten und ihnen zu helfen, wenn in Gefahr.“ — „Wie? Ihr wollt hinein in die Schlucht?“ — „Ja, gehen in Schlucht.“ — „Man wird euch erwischen!“ — „Nicht erwischen. Abend sein schwarz; Schlucht sein schwarz, und Lobo und Tolo auch schwarz; man sie gar nicht sehen. Wenn nicht erhalten Erlaubnis, dann sie beide sehr weinen.“ — „Aber ihr seid verloren, wenn man euch sieht! Bedenkt, daß ihr Abd el Mot entflohen seid!“ — „Lobo und Tolo sich

schleichen zu Gefangenen, und man uns gar nicht beachten. Wir mithaben scharf Messer und losschneiden Strick von Gefangenen."

Als Schwarz dieses letztere hörte, kam ihm der Plan dieser beiden, die ihr Leben für ihre Landsleute wagen wollten, gar nicht mehr so zwecklos vor. Er überlegte, besprach sich kurze Zeit mit Pfotenhauer und gab den Bittstellern dann den Bescheid: „Gut, ich habe nichts dagegen; aber ihr müßt euch genau so verhalten, wie ich es euch vorschreibe." — „Lobo und Tolo alles tun, was guter, weißer Herr befehlen!" — „Ihr schleicht euch also zu euren Landsleuten und befreit sie von ihren Banden; sie müssen aber diese Fesseln scheinbar weiter tragen, damit die Wächter nichts bemerken. Sobald ihr nun von hier aus einen Schuß hört, haben alle ihre Stricke und Gabeln abzuwerfen und nach dem Ausgang zu fliehen. Verstanden?" — „Haben verstanden." — „Jetzt will ich aber erst einmal durch das Loch kriechen, um mich zu überzeugen, wie weit der Weg für euch frei ist." — „Nein. Nicht Herr, sondern Lobo kriechen durch Loch. Lobo sein schwarz und können gut kriechen; sein auch schon auf Seribah krochen bis an Haus von Abd el Mot."

Schwarz wußte das und traute dem Neger zu, seine Sache gut zu machen. Darum gab er ihm die Erlaubnis, und Lobo verschwand in der Lücke des Verhaues. Drinnen konnte er nicht leicht gesehen werden, da Schwarz beim Anbruch des Abends das Feuer hatte verlöschen lassen und der Eingang also in tiefem Dunkel lag. Nach ungefähr einer Viertelstunde kehrte er zurück und meldete: „Sein alles gut. Arm Belanda ganz hinten. Dann die Jäger. In der Mitte Feuer. Rechts oben sein dann Zelt von Abu el Mot. Dann nur sechs Jäger,

nicht weit von hier; sollen aufpassen auf uns. Sitzen aber nebeneinander auf Erde und erzählen. Lobo zweimal an ihnen vorüber, ohne ihn sehen. Dürfen Lobo mit Tolo nun fort?"

„Ja, geht in Gottes Namen; aber seid vorsichtig, macht keine Dummheiten, und tut genau so, wie ich euch gesagt habe!"

Sie krochen durch das Loch, und nun lauschten die Zurückgebliebenen mit Spannung, ob vielleicht irgend ein Lärm verraten werde, daß die kühnen Neger erwischt worden seien; aber es herrschte nach wie vor die tiefste Stille in der Schlucht.

„Das sind nun zwei lebendige Beispiele von den verachteten Menschen, denen man in Europa nachsagt, daß sie fast auf der Stufe der Tiere stehen," sagte Schwarz. „Doch ich denke, daß es nun auch Zeit für uns geworden ist. Wollen wir unsre Umwandlung vornehmen?"

„Ja," antwortete Pfotenhauer. „Jetzt sind wir wohl noch ziemlich sicher. Wann die da drin ja vermuten, daß wir etwas vornehmen, so meinen sie g'wiß, daß es zu späterer Zeit g'schehen wird. Gehen wir also ans Werk!"

Sie ließen sich von dem Slowaken die schwarze Matte kommen, zogen sich aus und legten jeder nur einen Schurz um die Lenden. Der ganze übrige Körper wurde mit Ruß geschwärzt. Der „Vater des Storches" sah schrecklich aus. Ganz abgesehen von seinem langen, grauen Vollbart, der natürlich auch eingerußt worden war, hatte sicher, so lange die Erde steht, noch kein Neger eine solche Nase gehabt wie dieser merkwürdige Mohr. Nun steckten die beiden ihre Messer und Revolver in die Schürze und verschwanden durch das Loch.

Kaum waren sie fort, so brachte der Slowak eine zweite Rußmatte herbei, die er gefertigt und versteckt hatte, als Schwarz oben auf dem Berg gewesen war. Er, der Hadschi Ali und der „Sohn des Geheimnisses" zogen sich auch aus und rieben sich ein. Der Hauptmann der Asaker, der sich nun hier für den Befehlshaber hielt, fragte was sie vorhätten. Der „Vater der elf Haare" beruhigte ihn mit der Versicherung, daß sie im Auftrag der beiden Deutschen handelten, denen sie schnell nachfolgen sollten. Da krochen auch sie durch das Loch.

Als Schwarz und Pfotenhauer sich jenseits des Verhaues befanden, legten sie sich auf die Erde nieder und schoben sich leise und langsam vorwärts. Sie waren noch nicht weit gekommen, so erblickten sie vor sich die sechs Wächter, von denen Lobo gesprochen hatte. Sie wendeten sich also mehr nach rechts und kamen glücklich vorüber. Die schwarze Farbe war ein vortrefflicher Schutz für sie.

Sie krochen den Damm hinauf, wo das Zelt Abu el Mots stand. Dieses wollten sie erreichen, da sie glaubten, daß sich in seiner Nähe die beiden befänden, die sie retten wollten.

Unten zur linken Hand, aber weiter vorwärts, brannte das Feuer. Zwischen diesem und dem Eingang lagerten nur die erwähnten Wächter. Am Feuer aber und weiter rückwärts hatten es sich die Sklavenjäger bequem gemacht. Noch weiter hinten, wo sich die Sklaven befanden, war es dunkel.

Ueber den beiden Deutschen rauschten leise die Wipfel der Palmen. Vor sich erblickten sie etwas Helles, was vom düstern Felsen abstach. Es war das gesuchte Zelt. Sie erreichten es, ohne durch einen Menschen oder etwas andres gestört worden zu sein. Das Gerüste des Zeltes bestand aus einer langen Mittel- und zwölf Sei-

tenstangen, die unten rund im Kreise in die Erde gesteckt und oben mit der ersteren verbunden waren. Darüber hatte man die helle Leinwand gezogen. Vorn, dem Feuer zu, befand sich der Eingang. Hinten war die Leinwand nicht wie vorn gerade an den Stangen mit Pflöcken in die Erde befestigt worden, sondern man hatte mehrere vielleicht drei Fuß hohe Hölzer ein- und Latten darüber geschlagen und den untern Saum des Zelttuches darauf gelegt. Dadurch war ein an die Felswand stoßender, niedriger und bedeckter Raum entstanden, worin man allerlei Gegenstände aufbewahren konnte, die in der Mitte des Zeltes im Wege gewesen wären.

Im Innern des letzteren erklang eine Stimme; eine andre antwortete darauf.

„Das ist Abu el Mot mit Abd el Mot," flüsterte Schwarz, der hart am Zelt lag.

„Hab' sie auch an der Stimm' erkannt," antwortete Pfotenhauer. „Diese Kerls müssen doch ganz sicher sein, daß wir nix zu unternehmen wagen, da sie nicht mal Wache vor der Tür haben."

„Sie verlassen sich darauf, daß sie zwei Geiseln besitzen. Horch!"

Wieder hörte man die Grabesstimme Abu el Mots. Darauf erklang eine andre, die aber nicht Abd el Mot angehörte.

„Gott, das war mein Bruder!" hauchte Schwarz. „Die Gefangenen befinden sich also bei ihm!"

„Welch ein Glück! Schnell, holen wir sie heraus!"

„Nur langsam! Erst spähen, sehen, hören und dann handeln. Vermeiden Sie aber vor allem auch das geringste Geräusch!"

Er hob das Zelttuch da, wo es nach hinten wagrecht auf den Latten lag, ein wenig empor und sah hinein.

Vor sich hatte er einen dunkeln, niedrigen Raum; aber weiter nach vorn war es hell. Einige Pakete lagen seitwärts unter dem Tuch. Im Zelt saßen vier Menschen, von denen er aber jetzt nur die Beine und den Unterleib erblickte.

„Kommen Sie!“ raunte er dem Gefährten zu; „aber um Gottes willen leise, ganz leise!“

Er schob sich vorwärts, unter das Tuch und die Latten hinein. Pfotenhauer tat an seiner Seite dasselbe. Nun erreichten ihre Gesichter fast die Stelle, wo das Tuch auf den Zeltstangen lag und also nun nach oben gerichtet war. Schwarz lugte vorsichtig hervor. Sein geschwärztes Gesicht blieb noch im Schatten und war also nicht zu sehen. Er erblickte die vier anwesenden Personen genau.

Sein Bruder und der Elefantenjäger saßen an der Mittelstange, an die sie angehängt waren. Man hatte ihnen die Füße zusammen- und die Hände auf den Rücken gebunden. Zu ihrer Rechten saß Abd el Mot, zu ihrer Linken, mit dem Rücken nach Schwarz gewendet, Abu el Mot. Eben sagte dieser letztere: „Allah soll mich strafen, wenn ich euch täusche! Wir befinden uns ganz allein hier und werden morgen aufbrechen, um nach meiner Seribah zu ziehen.“

„Lüge nicht!“ antwortete Josef Schwarz. „Wenn du nach deiner Seribah willst, warum hast du da den Umweg nach dieser Schlucht eingeschlagen?“

„Bin ich euch etwa Rechenschaft von meinem Tun und Lassen schuldig?“

„Vielleicht kommt die Zeit, wo wir diese Rechenschaft fordern. Ich meine sogar, daß diese Zeit sehr nahe ist.“

„Meine, was du willst! Ich lache darüber.“

„Dein sorgenvolles Gesicht sieht nicht wie Lachen aus. Heute früh befandest du dich in besserer Stimmung. Warum warst du heute so viel strenger gegen uns? Weshalb sollen wir hier in dem erbeuteten Zelt schlafen, was noch nie geschehen ist? Du willst uns ganz sicher haben, und so vermute ich mit Recht, daß jemand hier ist, der uns befreien will."

„Ah! Wer sollte das sein?"

„Mein Bruder."

„Hund! Wer hat dir das verraten?" fuhr der Alte auf.

„Verraten? Du selbst hast dich soeben verraten!"

„Juble nicht! Ich töte euch lieber, als daß ich euch freigebe!"

„Pah! Da kennst du meinen Bruder nicht. Er wiegt hundert Kerle deiner Art auf."

„Gib ihm doch das Messer in den Leib!" forderte Abd el Mot seinen Vorgesetzten auf. „Wie kannst du dich von einem Giaur verhöhnen lassen?"

„Schweig!" antwortete der Alte. „Ich weiß selbst, was ich zu tun habe. Was sitzest du da und gibst mir gute Lehren! Gehe lieber hinaus und sieh nach, ob die Wachen ihre Schuldigkeit tun! Schlafen sie etwa, so laß sie peitschen!"

Abd el Mot stand auf und entfernte sich brummend. Man hörte ihn die Richtung auf dem Damm einschlagen, woher Schwarz und Pfotenhauer gekommen waren.

Abu el Mot hielt seine Augen drohend auf seine Gefangenen gerichtet und fragte: „Wer hat euch verraten, daß dein Bruder da ist? Einer meiner Leute muß es gewesen sein."

„Ich nenne ihn dir nicht."

„Du wirst es mir sagen, sonst laß ich dir die Bastonnade geben!“

„Wage es! Ich lasse dich dafür zu Tode peitschen.“

„Wann? Wenn dich der Scheïtan in die Hölle entführt hat? Das wird vielleicht noch in dieser Nacht geschehen.“

„Im Gegenteil! Vielleicht werden wir noch in dieser Nacht unsre Freiheit erhalten.“

„Von wem?“

„Von mir!“ ertönte es hinter ihm.

Emil Schwarz hatte sich weiter vorgeschoben, so daß er sich hinter Abu el Mot aufrichten konnte. Dieser erschrak, als er die Stimme hinter sich hörte, und wollte sich hastig umdrehen, wurde aber von zwei Händen so fest an der Kehle gepackt, daß ihm der Atem verging und er vor Todesangst mit den Beinen um sich schlug.

Pfotenhauer kroch auch schnell hervor. Die beiden Gefangenen erblickten zwei schwarze, fast unbekleidete Gestalten, auf die der Schein der Fettlampe fiel, die von einer der Zeltstangen herniederhing. Zwei Neger, aber mit langen Bärten! Der eine mit einer Riesennase, die Josef Schwarz trotz ihrer dunklen Farbe sofort erkannte. Auch die Stimme des andern hatte er erkannt, obgleich derselbe nur zwei einsilbige Worte gesprochen hatte.

„Emil, du! Nazi! Ist es möglich! So schnell!“ rief er aus.

„Leise, leise!“ warnte sein Bruder. „Pfotenhauer, schneiden Sie die beiden los! Ich habe hier mit dem Alten zu tun.“ Er hielt Abu el Mot mit der einen Hand noch immer beim Hals und versetzte ihm mit der andern Faust mehrere Schläge gegen den Kopf, bis er sich nicht mehr rührte. „So, das nenne ich ein Glück!“ sagte er dann. „Ich habe nicht nur euch, sondern auch diesen

Halunken. Das bedeutet einen unblutigen Sieg, denn nun muß sich die Karawane ergeben. Kriecht hier hinter mir hinaus! Vorn dürfen wir uns nicht sehen lassen, sonst haben wir die Verfolger sofort auf den Fersen!"

Er kroch an derselben Stelle, wo er in das Zelt gekommen war, wieder hinaus und zog Abu el Mot hinter sich her. Die andern folgten ihm, denn Pfotenhauer hatte die Gefangenen losgeschnitten. Diese holten laut und tief Atem, und reckten und dehnten die Glieder.

„Gott sei Dank, endlich, endlich frei! Emil, Nazi, das vergesse ich euch nie!"

„Still jetzt!" mahnte sein Bruder. „Noch sind wir nicht in Sicherheit. Der Schein des Feuers dringt bis hier herauf. Legt euch zur Erde! Wir müssen kriechen, zumal da ihr beide helle Kleider habt. Helft mir den Alten schieben!"

Sie krochen nach dem Eingang hin. Dabei zog Emil Schwarz den besinnungslosen Abu el Mot hinter sich her, und die andern schoben. Sie waren noch nicht weit gekommen, da ertönte von der Stelle her, wo die sechs Wächter saßen, eine laute Stimme: „Wakkif, la lakuddam, imfik — halt, nicht weiter, haltet ihn fest!"

Mehrere Stimmen fielen ein, und ein Schuß krachte. Zugleich sahen sie eine Strecke vor sich mehrere Gestalten, die etwas Schweres, Helles trugen und dem Ausgang zustrebten.

„Was ist das?" fragte Emil Schwarz. „Da unten kommen die Wächter. Sie wollen herauf. Wer sind die da vorn? Ah, mir ahnt es! Der Slowak wollte sich auch färben. Josef, Sejad ifjal, nehmt den Alten, und rennt nach dem Eingang! Dort ist ein Loch, durch das ihr kriechen könnt. Draußen sind unsre Soldaten. Pfoten-

hauer, heraus mit dem Messer und dem Revolver; mir schnell nach auf die Wächter!"

Er rannte vom Damm hinab, und der „Vater des Storches" folgte ihm auf dem Fuße. Vorn krachten zwei Pistolenschüsse. Die Wächter, die sich bereits in der Nähe des Verhaues befanden, wichen zurück. Sie sahen zwei Schwarze auf sich zukommen und hielten sie für Freunde.

„Helft!" rief einer der Wächter ihnen zu. „Die Feinde sind eingebrochen. Dort fliehen sie wieder hinaus. Sie haben einen von uns gefangen. Und — o Allah, dort, da oben laufen auch zwei, die einen tragen."

„Lauft auch ihr, ihr Schufte!" antwortete Schwarz, indem er den Sprecher niederschlug, einem zweiten Wächter einen Hieb gegen den Kopf versetzte, daß er zur Seite taumelte und sich dann auf den dritten warf.

Da er nicht schoß, so schoß auch Pfotenhauer nicht. Dieser faßte nach der Flinte des vierten, dem einzigen Gewehr, das die Wächter bei sich zu haben schienen, entriß es ihm und stieß ihn mit dem Kolben nieder. Er wollte sich gegen den fünften wenden, aber dieser und der sechste rannte bereits dem Feuer zu. Nummer eins bis vier rafften sich auch auf und schossen eiligst davon. Aber jetzt erhob sich im Hintergrund der Schlucht ein wahrhaft entsetzliches Geheul, als ob alle möglichen wilden Tiere sich zu einem Satanskonzert zusammengefunden hätten.

„Herrgott, die Sklaven sind los!" rief Schwarz. „Die Schüsse, die Schüsse! Ich hatte zu Lobo gesagt, daß ein Schuß das Zeichen sein werde, daß die Gefangenen nach dem Ausgang fliehen sollten. Ich befürchte, es kommt anders. Sie fliehen nicht, sondern fallen über ihre Peiniger her. Welch ein fürchterliches Gemetzel wird das geben! Kommen Sie hinaus zu unsern Leuten,

die nicht wissen werden, wie sie sich zu verhalten haben! Dort werden wir wohl auch weitere Erklärung finden."

Diese Erklärung war nun folgende: Als der unternehmende „Vater der elf Haare", ganz erpicht darauf, einmal auf eigene Rechnung den Helden zu spielen, das Loch durchquert hatte, wendete er sich, gerade wie vor ihm Schwarz und Pfotenhauer, nach rechts, dem Damm zu. Sie krochen diesen hinauf und kamen gerade oben an, als Abd el Mot vom Zelt her an derselben Stelle anlangte. Der kleine Slowak richtete sich auf und fragte ihn: „Wer bist du?"

„Ich bin Abd el Mot. Und ihr, was treibt ihr schwarzen Hunde euch hier umher! Ich werde — — —"

Er konnte seine Drohung nicht vollenden, denn der Kleine sprang ihm an die Kehle, krallte ihm beide Hände um den Hals, drückte diesen aus Leibeskräften zusammen, riß den Gegner zu Boden und sagte zu seinen zwei Gefährten: „Haltet ihn; ich hämmere ihm den Kopf."

Das hatte natürlich nicht geschehen können, ohne daß die Wächter darauf aufmerksam wurden. Sie erhoben sich von der Erde und schauten nach der betreffenden Stelle. Abd el Mot hatte wirklich die Besinnung verloren.

„Das ist ein Fang!" meinte der Kleine. „Schleifen wir ihn nach dem Loch. Dann kehren wir zurück."

Sie faßten den Ohnmächtigen an und zogen ihn fort. Als die Wächter das sahen, rief einer von ihnen die Gruppe an, und da dies keinen Erfolg hatte, so schoß er sein Gewehr ab, glücklicherweise ohne daß die Kugel traf. Nun sprangen die sechs Sklavenjäger den dreien nach. Diese letzteren aber waren trotz ihrer Last so behend, daß sie eher am Verhau ankamen. Die Verfolger kehrten also um und rannten gegen Schwarz und

Pfotenhauer, um von diesen noch viel nachdrücklicher in die Flucht getrieben zu werden.

Als die beiden letztgenannten dann auch die Lücke passiert hatten, gebot Schwarz, schnell das Feuer anzuzünden. Der Slowak erkannte ihn an der Stimme und rief triumphierend: „Seinte Sie auch schonte da? Hatt wohl nichts gefangte? Ich hatt gefangte einen Feind berühmten und geklopfte ohnmächtigen." — „Wen denn?" fragte Schwarz. — „Abd el Mot. Ich hatt ihn packte bei Gurgel, atemholigter, und ihn würgte bis ohne Besinnigtung und ihn schaffte dann hierher." — „Ist das möglich! Du hättest wirklich Abd el Mot?" — „Sie kann glaubte es. Es seinte Abd el Mot, wirklichter und wahrhaftigkeitlichter." — „Teufelskerl! Das konnte dir und uns auch schlecht bekommen. Hörst du das Brüllen und Heulen da hinten in der Schlucht? Daran bist du allein schuld! Macht schnell Feuer!"

Die Flamme leuchtete auf. Ihr Schein fiel auf das Gesicht Abd el Mots. Die drei, die ihn gefangen hatten, standen neben ihm. Der „Sohn des Geheimnisses" sah das Gesicht mit den jetzt geschlossenen Augen, das einzige Gesicht, das sein Gedächtnis aus früher Jugendzeit festgehalten hatten. „Ebrid Ben Lassa el Bagirmi!" schrie er auf. „Ich erkenne ihn!"

Da ertönte eine Stimme in der Nähe: „Wer ruft diesen verfluchten Namen? Wer von euch kann ihn kennen?"

Es war der Elefantenjäger, der diese Frage aussprach. Der „Sohn des Geheimnisses" blickte ihm starr in das Gesicht und antwortete: „Ich bin's gewesen. Wer aber bist du? Bist du etwa der Mann, den sie Sejad issal, den Elefantenjäger nennen? Bist du Barak el Kasi, der Emir von Kenadem?"

„Ich bin es.“

„O Allah, Allah, Allah! Er ist's, mein Vater, mein Vater!“ Er flog auf ihn zu und warf sich an seine Brust.

„Du — — du mein Sohn? Wäre es möglich? Täte Allah mir zuliebe solch ein Wunder?“ fragte der Emir ganz fassungslos.

„Ich bin es, ich bin es. Glaube es nur! Später werde ich es dir erklären.“

„Ich glaube es; ich glaube es gern! Hamdulillah! Nun bin ich nicht mehr ‚Bala-Ibn, der ‚Vater ohne Sohn‘. Nun ist mir die Heimat nicht mehr verschlossen; mein Schwur ist erfüllt, und ich darf zurückkehren nach Kenadem, in das Land meiner Väter!“

„Ja, nach Kenadem, nach Kenadem! Nimm mich mit! Warst du Bala-Ibn, so war ich Bala-Ab, der ‚Sohn ohne Vater‘. Nun haben wir uns gefunden; nun haben wir uns wieder, und nichts, nichts soll uns mehr trennen!“

Sobald die Flamme hell genug aufloderte, daß man sich gegenseitig erkennen konnte, eilte Emil Schwarz auf seinen Bruder zu, um ihn zu umarmen, wozu bis jetzt keine Zeit gewesen war. Er drückte ihn mehrmals an sich, schob ihn dann von sich ab, um das liebe Gesicht recht deutlich vor sich zu haben, rief aber erschrocken aus: „Alle Wetter, Josef, was ist mit dir? Wie siehst du aus?“

„Wie soll ich denn aussehen? Doch wohl wie sonst, wie gewöhnlich!“ antwortete Josef, der vor den Zärtlichkeiten Emils noch gar nicht zu Worte hatte kommen können.

„Nein, ganz und gar nicht wie sonst. Diese Faulflecke hast du früher nicht in deinem Gesicht gehabt. Du scheinst bei diesem Abd el Mot eine ganz verwahrloste Behandlung — — —“

„Ist es das?“ unterbrach ihn der Bruder lachend. „Hat dieser Mensch sich das Gesicht und den ganzen Körper mit Ruß bestrichen, umarmt und küßt mich ein Dutzendmal und wundert sich dann noch, daß ich schwarzfleckig geworden bin!“

„Ah, ja! Ich hab' vor Entzücken über das Wiedersehen und deine Rettung den ganzen Ruß vergessen. Da steht unser Pfotenhauer. Sehe ich etwa auch so schrecklich aus wie er?“

Da drängte sich der „Vater der elf Haare“ herbei und rief: „Schaunte an auch Gesicht, meinigtes. Seinte ich nicht auch Neger, schwarzer und wirklicher?“

Schwarz und Pfotenhauer brachen in ein wirklich erschütterndes Gelächter aus, was bei dem Aussehen des Kleinen auch gar kein Wunder war. Und nun schob sich der „Vater des Gelächters“ heran, zog sein geschwärztes Gesicht in die lächerlichsten Falten und sagte: „Auch ich war dabei, Hadschi Ali; ich habe diesen Abd el Mot mit gefangen genommen.“

„Ihr beide also. Aber ich habe ja drei Personen gesehen. Wer war denn der dritte?“

„Abd es Sirr, der dort steht.“

Er deutete nach der Stelle, wo der Genannte sich befand. Sein Vater hatte ihn bei den Schultern gefaßt, hielt ihn weit von sich ab und rief eben jetzt im Ton schmerzlicher Enttäuschung aus: „Ich habe von Aswad, meinem Freund, erfahren, daß ich meinen Sohn finden werde. Du gabst dich für diesen aus, und da das Feuer noch nicht hell brannte, so erkannte ich dein Gesicht nicht deutlich und glaubte dir. Nun aber sehe ich, daß du dich täuschest. Du bist ein Neger; mein Sohn aber trägt das reinste arabische Blut in seinen Adern.“

„Seine Haut ist hell,“ erklärte Emil Schwarz. „Er

hat sich mit Ruß bestrichen, um als Neger zu dir zu schleichen und dich zu retten."

„Wie?" fragte der Emir. „Das tatest du? In solche Gefahr begabst du Kühner dich, um deinen Vater zu befreien? Komm nochmals an mein Herz!"

Er wollte ihn wieder umarmen, ließ ihn aber los, tat einen Sprung zur Seite und rief: „Halt, da will einer fliehen, gerade der ‚Sohn der Hölle', dem wir alles Leid verdanken! Bleib bei uns, Hund, denn wir brauchen dich!"

Abd el Mot war wieder zu sich gekommen, hatte bemerkt, daß er gerade jetzt nicht beobachtet wurde, und diese Gelegenheit benutzt, davonschleichen zu wollen. Der Emir ergriff ihn und warf ihn mit furchtbarer Gewalt zu Boden.

„Ja, wollen nicht nachlässig sein," meinte Emil Schwarz. „Diese beiden Kerls sind zu kostbar für uns, als daß es uns einfallen sollte, ihnen Gelegenheit zum Entkommen zu geben. Bindet sie fest! Aber horcht doch nach dort hinten! Dort geht es schrecklich her. Ich glaube, da hält die Vergeltung eine entsetzliche Ernte."

Das Brüllen und Heulen war jetzt so stark geworden, daß man gar nicht vermochte, einzelne Stimmen und Töne zu unterscheiden. Wenn man durch die Lücke des Verhaues blickte, so sah man nichts als dunkle, gespenstige Schatten, welche einander am hellodernden Feuer heulend vorüberjagten.

„Was sollen wir tun? Müssen wir nicht eingreifen?" fragte Pfotenhauer.

„Das würde vergeblich sein," antwortete Josef Schwarz. „Ist der Neger einmal losgelassen, so läßt er sich nicht eher wieder anketten, bis seine Kraft aufge-

rieben ist. Uebrigens würden wir das Uebel ärger machen, da es für uns ganz unmöglich wäre, den Freund vom Feind zu unterscheiden."

Er hatte vollständig recht; das mußte man einsehen, und darum lagerte man sich um das Feuer, um den Ausgang des Kampfes abzuwarten.

Nach und nach wurde das Heulen schwächer. Nur vereinzelt noch ertönte ein schriller Todesschrei und der darauf folgende Jubelruf des Siegers. Endlich wurde es still, und man sah eine Masse schwarze Gestalten, welche zusammengedrängt standen und wohl eine Beratung hielten. Eine derselben trennte sich vom Haufen, kam näher und kroch durch das Loch. Es war Lobo.

„Nun," fragte Pfotenhauer, „was hast du zu berichten?" — „Tot," antwortete der Schwarze einfach. — „Wer?" — „Alle Sklavenjäger. Lebt keiner mehr." — „Entsetzlich! Das hatten wir freilich nicht beabsichtigt. Wie ist das denn gekommen?" — „Lobo schleichen mit Tolo hinein und werden nicht gesehen. Kommen zu arm, gut Belandaneger; alle gebunden, schneiden aber alle ab und warten. Da fallen ein Schuß und fallen noch zwei Schuß; nun also Zeit. Neger werfen weg Fesseln und stürzen sich auf Jäger, würgen sie mit Hand tot, erschlagen sie mit Sklavengabel, erstechen sie mit eigen Messer, bis tot sind, alle tot!" — „Aber euch muß es doch auch viele Opfer gekostet haben!" — „Viele tot auch und verwundet, sehr viele; aber Sklavenraub gerächt. Werden nicht wieder fangen arm Belandaneger!" — „Hat man dich zu uns geschickt?" — „Ja. Soll hergehen und sagen, daß Kampf zu Ende. Freund soll kommen und Hand drücken tapfer und dankbar Neger." — „Wir werden kommen. Habt ihr sonst dringende Wünsche? Habt ihr Hunger?" — „Kein Hunger. Abu el Mot bei

sich viel Fleisch und Mehl. Neger es tragen müssen, nun es essen werden."

Er kehrte zu seinen Landsleuten zurück. Die Deutschen und ihre Freunde folgten ihm. Sie wurden von den Negern mit brausendem Jubel empfangen. Lobo hatte erzählt, was man diesen fremden Männern zu verdanken hatte. Die Beschreibung des Kampfplatzes ist geradezu unmöglich; er war eine Stätte des Grauens und ganz unmöglich ein weiterer Aufenthalt für die Ueberlebenden. Auf den Rat der Weißen zogen die Neger, nachdem der Verhau beseitigt worden war, aus der Schlucht heraus aufs freie Feld, um dort zu lagern. Man mußte Abu und Abd el Mot einstweilen vor ihnen verstecken, sonst wären beide zerrissen worden.

Die befreiten Schwarzen wollten früh aufbrechen und in die Heimat zurückkehren. Sie hatten schon jetzt alles, was die Karawane bei sich führte, auch die Tiere, mit sich aus der Schlucht genommen. Ganz so, wie Schwarz vermutet hatte, waren die geraubten Herden und alle andern nicht leicht beweglichen Gegenstände unter der Bedeckung von fünfzig Mann zurückgeblieben. Die Neger kannten den Ort und waren natürlich entschlossen, sich während des Rückmarsches wieder in den Besitz dieses ihres Eigentums zu setzen. Wehe den fünfzig Sklavenjägern! Sie waren verloren, besonders da die Schwarzen sich die Waffen der Jäger angeeignet hatten.

„Es ist wirklich grauenhaft," sagte Emil Schwarz, als sie wieder am Feuer saßen. „Gegen fünfhundert Menschen tot! Aber die Sklavenjagden werden für lange Zeit eine Unterbrechung erleiden. Das ist die glückliche Folge dieser entsetzlichen Nacht."

„Ich bedaure die Kerls nicht, denn ich bin ihr Be-

fangener gewesen," antwortete sein Bruder. „Ich weiß, was für Teufel sie waren. Und wer hat sie dazu gemacht? Wer allein trägt die Schuld an dem heutigen Massenmord? Die beiden Halunken, die da bei uns liegen und gar noch die Frechheit haben, einander durch Blicke Zeichen zu geben."

„Sie sind nicht wert, von uns angesehen zu werden. Bindet sie dort an den Baum, damit sie uns aus den Augen kommen!"

Sein Bruder wollte einen Einspruch erheben; Emil aber sagte ihm in deutscher Sprache, während sie sich jetzt der arabischen bedient hatten, so daß sie von den Gefangenen verstanden worden waren: „Laß mich nur machen! Ich will wissen, was sie einander mitzuteilen haben. Schaffe sie also nach dem Baum und binde sie so an, daß sie sich nicht bewegen, wohl aber miteinander sprechen können. Indessen schleiche ich mich in ihre unmittelbare Nähe und belausche sie."

„Dieser Plan ist nicht übel. Also fort mit ihnen!"

Man hatte die Gefangenen erst vor den Negern versteckt, dann wieder an das Feuer bringen lassen. Jetzt wurden sie nach dem von Schwarz bezeichneten Baum geschafft, neben dem ein Busch stand. Während man sie dort festband, kroch Schwarz hinzu und legte sich unter diesen Strauch. Er war ihnen so nahe, daß er sie mit dem Kopf hätte stoßen können, mußte sie also verstehen, selbst wenn sie nur im Flüsterton sprachen. Uebrigens durften sie, da sie an den einander entgegengesetzten Seiten des Baumes angebunden wurden, nicht allzu leise sprechen, wenn sie einander verstehen wollten. Bis hin zum Feuer konnten sie nicht blicken und also auch nicht sehen, daß Schwarz sich nicht mehr dort befand. Der Wächter, ein Soldat, war absichtlich in einer gewissen Ent-

fernung aufgestellt worden, um die beiden sicher zu machen. Als sie nun glaubten, allein zu sein, sagte Abd el Mot leise: „Welch ein Tag! Der unglücklichste meines Lebens. Heute ist die Hölle los, und diese Deutschen sind die Obersten des Teufels. Wie konntest du dich ergreifen lassen?“

„Und wie du dich?“ antwortete Abu el Mot zornig.

„Es fielen auf dem Damm drei über mich her.“

„Und mich ergriffen sie gar im Zelt, wohin sie sich geschlichen hatten. Die Wächter müssen geschlafen haben. Nun sind sie tot und haben ihren Lohn. Allah lasse sie in der Ewigkeit auf einer rollenden Kugel sitzen, daß sie nie mehr die Süßigkeit des Schlafes schmecken!“

Sie erzählten nun einander, wie es bei ihrer Ergreifung zugegangen war, und dann zischte Abu el Mot ingrimmig: „Verflucht sei der Tag, an dem ich mich entschloß, mit diesem ‚Vater der vier Augen‘ anzubinden! Er ist ein Gelehrter, und da diese Leute ihren Verstand stets nur in den Büchern und niemals im Kopf haben, so glaubte ich leicht mit ihm fertig zu werden. Bei Allah, es ist ganz anders gekommen! Er hat mich vernichtet.“

„Hältst du unsre Lage wirklich für so hoffnungslos?“

„Die meinige allerdings. Weißt du, was mit mir geschehen soll? Dieser deutsche Hund will mich dem Ali Effendi in Faschodah ausliefern.“

„Dem ‚Vater der Fünfhundert‘? O Allah! Tut er es wirklich, so bist du verloren.“

„Ja, ich werde einfach zu Tode gepeitscht wie meine Homr, die der ‚Vater der vier Augen‘ gefangen genommen und nach dort abgeliefert hatte.“

„Aber bis hinab nach Faschodah braucht man eine

lange Zeit, und da wird sich wohl eine Gelegenheit zur Flucht ergeben."

„Das glaube ich nicht! Man wird mich so gut verwahren und so unausgesetzt bewachen, daß an ein Entkommen nicht zu denken ist. Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, die Freiheit wieder zu erlangen."

„Welche?"

„Nicht unterwegs, sondern erst in Faschodah, wenn ich an den ‚Vater der Fünfhundert' ausgeliefert worden bin. Er liebt die Gerechtigkeit, noch mehr aber das Geld. Verstehst du mich?"

„Ja. Du willst dich loskaufen. Dann aber mußt du ihm den Ort mitteilen, wo du es aufbewahrst!"

„Fällt mir nicht ein! Er würde es holen und mich dennoch totpeitschen lassen. Nein, ich bedarf eines Vertrauten, der ihn bezahlt, erst die Hälfte und dann, wenn ich frei bin, das übrige."

„Dieser Vertraute fehlt dir aber."

„Nein. Du bist es."

„Aber ich bin doch selbst gefangen."

„Wir werden dem ‚Vater der Fünfhundert' sagen, daß du allein imstande bist, das Lösegeld für mich zu holen."

„Denke an den Elefantenjäger! Es ist mehr als Blutrache, was er gegen mich hat."

„Er hat seinen Sohn wieder und im Entzücken darüber wird er dir verzeihen. Bitte ihn nur demütig; weine und heuchle Reue! Dann stehen diese deutschen Christen dir sicher bei und legen ein gewichtiges Fürwort ein."

„Ach, wenn sie das täten, wäre ich allerdings gerettet! Dieser Rat ist gut."

„Sie tun es gewiß, wenn du dich recht reumütig

zeigst. Sage ihnen, daß du Christ werden willst! Glauben sie das, so bist du sicher frei. Dann gehst du nach der Seribah und holst das Geld."

„Ich weiß nicht, wo es liegt."

„Ich werde es dir sagen. Ich weiß, daß du mir treu bist, mich nicht betrügen und alles tun wirst, mich zu retten. Willst du mir das zuschwören?"

„Ich schwöre es bei mir und meinen Vätern, bei dem Bart des Propheten und aller Kalifen!"

„Das genügt! Jetzt kann ich es sagen und will es schnell tun, denn wir wissen nicht, wie bald man uns auseinander reißt. Als ich nach dem Brande die Seribah erreichte, hatte der Schech mit seinen Leuten schon sämtliche Trümmer durchsucht. Er ahnt, daß ich Geld vergraben habe. Wo sollte der Gewinn der vielen Jahre sonst stecken! An den richtigen Ort sind sie aber nicht gekommen und werden ihn auch nicht entdecken. Südwärts von der Umzäunung lagen des Nachts die Herden; dort brannte ein Feuer. Grabe unter der Feuerstätte nach, so wirst du auf vermeintlichen Felsen stoßen; es ist aber keiner, sondern Sand, Kalk und Lehm, gut gemischt und festgerammt. Unter dieser Schicht liegen sechs Daruf[1]), wohlgefüllt mit lauter glänzenden Abu Noktah[2]). Das ist mein Vermögen. Einer dieser Schläuche soll dein sein, wenn es dir gelingt, mich zu retten; doch darfst du — —"

„Und wenn er dich nicht retten will, so nimmt er wohl alle?" ertönte es neben ihm. „Aber weder du noch er selbst soll einen einzigen Abu Noktah haben, sondern ich werde sie holen und unter meine Leute verteilen, welche auch die Herden erhalten, die dein Feldwebel von der Seribah entführt hat."

---

[1]) Große Wasserschläuche. — [2]) Mariatheresientaler.

Schwarz war der Sprecher. Er richtete sich auf und ging nach dem Feuer, um nach einem zweiten Wächter zu senden, da die Gefangenen nun nicht mehr miteinander sprechen sollten.

Abu el Mot stieß einen Schrei des Entsetzens aus; dann senkte er den Kopf. Es war ihm genau so zu Mute, als ob er am Rande seines offenen Grabes sitze. — —

Am andern Morgen, kurz nachdem die Sonne aufgegangen war, traten die befreiten Belandaneger ihren Heimmarsch an. Glücklich, der Sklaverei entgangen zu sein, dachten sie doch mit Trauer der Ankunft in ihrer verwüsteten Heimat. Sie nahmen die Leichen ihrer Gefallenen mit, um sie bei und mit den Ermordeten in Ombula zu begraben. Ihr Abschied von ihren Rettern war ein außerordentlich bewegter.

Später zogen die Sieger ab, denselben Weg, den sie gekommen waren, da sie zu ihren Kähnen und Schiffen mußten. Man ging sofort an Bord, um zunächst nach der Majeh Husan el bahr zu fahren. Der König von Niam-niam fuhr mit seinen Booten und Leuten mit. Dort angekommen wurden mehrere Stücke der hier zurückgelassenen Tiere geschlachtet. Die übrigen erhielt der Schech Abu en Nuhß, der „Vater der Hälfte", als Belohnung für sich und seine Leute. Er nahm herzlichen Abschied von seinen Verbündeten und kehrte befriedigt in die Heimat zurück.

Das Geschwader fuhr dann flußabwärts nach der berüchtigten Seribah Abu el Mots. Dieser mußte dabei stehen, als man die Schläuche ausgrub und ihren Inhalt so verteilte, daß jeder mit seinem Betrag neidlos zufrieden war.

Nun ging es an das eigentliche Scheiden. Die Gebrüder Schwarz und ihr Freund Pfotenhauer mußten

mit den Niam-niam südwärts. Sie wollten weiter forschen und sammeln, Emin Paschas Gebiet aufsuchen und dann über Sansibar in die Heimat gehen. Die andern fuhren nach Norden.

Abu und Abd el Mot wurden dem Elefantenjäger als dem sichersten und strengsten Hüter übergeben. Er wollte mit der Dahabiëh bis Faschodah fahren und dort Abu el Mot nebst dem Feldwebel und dessen Leuten an den „Vater der Fünfhundert" ausliefern. Von Abd el Mot aber erklärte er: „Den nehme ich mit nach Kenadem. Dort hat er meinen Sohn geraubt, und dort soll ihn auch die Strafe Allahs treffen. Seit ich mein Kind wiedergefunden habe, ist mein Herz weich geworden; dieser Satan aber soll erkennen, daß ich gegen ihn noch derjenige sein kann, der ich früher war, nämlich ‚Barak der Strenge'."

Emil Schwarz schrieb ihm seine Adresse auf und bat ihn, ihm einmal zu schreiben, wenn die Gelegenheit eine passende Verbindung biete. So war nun alles geordnet, und der Wadscha el wida[1]) mußte getrunken werden. Der Slowak und der „Vater des Gelächters" hatten gebeten, bei den Deutschen bleiben zu dürfen, und die Erlaubnis gern erhalten. Am schmerzlichsten war das Scheiden für den „Sohn des Geheimnisses" und den „Sohn der Treue", doch ging auch das vorüber; dann segelten die Schiffe nach Norden, während die Ruderer der Niamniam ihre Boote gen Süden trieben. Die Sklavenkarawane war vernichtet; die Sieger gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander, und jeder nahm die Ueberzeugung mit, seine Pflicht getan und dem Sklavenhandel, wenigstens in dieser Gegend, eine schwere Wunde beigebracht zu haben. Auch Hasab Murat war

[1]) Schmerz des Abschieds.

vom Sklavenhandel bekehrt: die erlebten Szenen waren nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Wer in einer der bekannten süddeutschen Universitätsstädte das Adreßbuch in die Hand nimmt und den ersten Buchstaben, also A aufschlägt, dem fällt sofort ein ungewöhnlich langer Name auf. Dieser lautet: Hadschi Ali Ben Hadschi Ishak al Fareſi Ibn Hadschi Otaïba Abu l'Oſcher Ben Hadschi Marwan Omar el Gandeſi Hafid Jacub Abdallah el Sandſchaki. Hinter dieſem Namen ſteht die Auskunft: Händler in Orientalien, Gartenſtraße 6, Erdgeſchoß.

Wer durch dieſe Adreſſe veranlaßt wird, ein Fläſchchen Roſenöl, einen türkiſchen Tſchibuk oder ſonſt dergleichen zu kaufen, und ſich nach dem betreffenden Hauſe begibt, der ſieht in der Nummer 6 ein großes palaſtähnliches Gebäude, deſſen linke Parterrehälfte der erwähnte Laden mit den daran ſtoßenden Wohnräumen einnimmt. Das darüber angebrachte Schild trägt in goldener Schrift die etwas falſche Bezeichnung: „Hadſchi Ali, Orientaliſt".

Ferner kann man im hohen, ſchön gemalten Hausflur auf einer Tafel leſen: Uszkar Iſtwan, Hausmann, Sprachlehrer und ornithologiſcher Autor Erdgeſchoß rechts — Profeſſor Dr. Emil Schwarz, I. Stock — Profeſſor Dr. Joſef Schwarz, II. Stock — Profeſſor Dr. Ignatius Pfotenhauer, III. Stock. Und wer zur richtigen Zeit vorübergeht und nach dem dritten Stock emporblickt, kann da ein Fenſter offen ſehen, aus dem unter einem roten Fes eine rieſige Naſe ſchaut, die ſich über dem vorgeſtreckten Rohr einer Maſu'ra[1]) lebhaft

[1]) Sudaneſiſche Tabakspfeife.

hin und her bewegt, um sich von dem, was unten auf der Straße geschieht, nichts entgehen zu lassen.

Unten aber, am Fenster rechts neben der Tür, sitzt in allen seinen Mußestunden ein kleines dünnbärtiges Kerlchen, emsig beschäftigt mit der so und so vielten Umarbeitung eines dicken Manuskripts, das den vielversprechenden Titel führt „Warum die Vögel Federn haben". Dieser der Ornithologie Beflissene ist natürlich kein andrer als der „Vater der elf Haare". Seit er mit seinen drei Herren und dem „Vater des Gelächters", zu dem die Kunden ebenso gern seines spaßhaften Gesichts wie seiner Waren wegen gehen, aus dem Sudan zurückgekehrt und als Hausmann des gemeinschaftlich bewohnten Gebäudes angestellt worden ist, nennt er sich Sprachlehrer, ohne aber einen Schüler zu bekommen, und hat es sich in den Kopf gesetzt, dem „Vater des Storches" durch die Herausgabe eines gelehrten Werkes zu beweisen, daß er auch Vögel gesehen und über diese nachgedacht habe. Darum nennt er sich „ornithologischer Autor" und hat sich als Thema seiner Arbeit gerade die berühmte Frage aus der ebenso berühmten Erzählung Pfotenhauers, die auch heute noch nicht zu Ende gelangt ist, vorgenommen.

Eben sitzt er wieder beim Manuskript, das er schon an etliche zwanzig Verlagsbuchhändler gesandt und stets mit der Bemerkung zurückerhalten hat, daß sein Deutsch der Gelehrsamkeit des Inhaltes nicht entspreche, da klappt neben ihm das kleine Hausfensterchen auf und der Briefträger legt einen Brief herein. Der Hausmann und Autor nimmt ihn weg und liest neben mehreren fremden Briefmarken, die wie von Kinderhand geschriebene Adresse von Emil Schwarz. Auf der Rückseite aber ist in arabischer Schrift der Name Barak el Kasi zu sehen.

Da springt der Kleine auf, rennt hinüber in den Laden und schreit den Hadschi an: „Seinte drei Professoren noch im Garten, hintendraußigem?"

„Ja; ich hab' ßie ßoeben noch ßehen," antwortete der Kenner aller Völker und Dörfer in leidlichem Deutsch, das er sich im Lauf von zwei Jahren angeeignet hat.

„Kommte mit hinaus, schnellte, schnellte! Sein ankommte Brief, afrikanigter, vom Elefantenjäger, schreibendem!"

Er rennt nach dem Garten, der Hadschi hinter ihm her, mit seinem wonnevollsten Gesicht. Die drei genannten Herren sitzen rauchend in der großen Laube. Als sie die ihnen laut entgegengebrüllte Botschaft hören, springen sie auf. Der Brief wird von allen Seiten betrachtet und dann geöffnet. Der Inhalt ist natürlich arabisch und lautet in deutscher Uebersetzung:

„Kenadem, am 12. Rewi ul achir.

Meinem Freunde, dem berühmten M'allim, ‚Vater der vier Augen'!

Allah ist groß und gibt der Nacht Tau. Ich versprach Dir, darum schreibe ich. Der Menschen sind viele, und mir geht es wohl. O Sohn meiner Wonne, daß ich dich fand in der Schlucht der Gebete! Trost meiner Augen, Liebling meiner Seele; die Datteln tragen reichlich dieses Jahr, und er ist gut, groß und stark geworden. Mein Lieblingskamel ward auf einem Auge blind, und wie geht es Dir, Deinem Bruder und dem ‚Vater des Storches'? Der Prophet fastete in der Wüste, so auch ihr für mich und ich für euch. Wohl dem, der einen Sohn hat! Er ward zu Tode gepeitscht. Du weißt, daß er es verdient hat, dieser Abu el Mot. Ich fluche ihm nicht. Mögen auch Deine Kamele gedeihen und die

Palmen Deines Feldes! Dennoch hat den Feldwebel und seine Leute das Schicksal ereilt. Nur die Kinder des Gehorsams tragen gute Früchte. Sie wurden nämlich gepeitscht und dann ins Gefängnis geworfen, wo sie noch stecken. Mein Reichtum mehrt sich, Allah sei gepriesen, von Tag zu Tag. Auch Abd el Mot ist tot. Frage nicht, wo und wie! Hier sende ich ihn Dir. Nun schreibe auch Du! Von nächstem Freitag an blicke ich nach Süd und Ost, ob Deine Antwort kommen wird. Schreibe deutlich, denn das Auge erblickt vieles, was der Verstand nicht sieht. Auch sind zwei Zelte zerrissen und mehrere Schafe verirrt. Ziehe die Schuhe aus, wenn Du die Moschee betrittst, und gib fleißig Almosen, denn ich bin Dein Freund

Barak el Kasi,
Emir von Kenadem."

Karl May's Geſammelte Werke

Bisherige Auflage: 5 Millionen Bände!

Band	
1	Durch die Wüſte
2	Durchs wilde Kurdiſtan
3	Von Bagdad nach Stambul
4	In den Schluchten des Balkan
5	Durch das Land der Skipetaren
6	Der Schut
7/9	Winnetou. 3 Bände
10	Orangen und Datteln
11	Am Stillen Ozean
12	Am Rio de la Plata
13	In den Kordilleren
14/15	Old Surehand. 2 Bände
16/18	Im Lande des Mahdi. 3 Bände
19	Kapitän Kaiman
20/22	Satan und Iſchariot. 3 Bände
23	Auf fremden Pfaden
24	Weihnacht
25	Am Jenſeits [4 Bände
26/29	Im Reiche des ſilbernen Löwen.
30	Und Friede auf Erden
31/32	Ardiſtan und Dſchinniſtan.
33	Winnetous Erben [2 Bände

Band	
34	„Ich“
35	Unter Geiern
36	Der Schatz im Silberſee
37	Der Ölprinz
38	Halbblut
39	Das Vermächtnis des Inka
40	Der blaurote Methuſalem
41	Die Sklavenkarawane
42	Der alte Deſſauer
43	Aus dunklem Tann
44	Der Waldſchwarze
45	Zepter und Hammer
46	Die Juweleninſel
47	Profeſſor Vitzliputzli
48	Das Zauberwaſſer
49	Himmelsgedanken (Gedichte)
50	In Mekka
51	Schloß Rodriganda
52	Vom Rhein zur Mapimi
53	Benito Juarez
54	Trapper Geierſchnabel
55	Der ſterbende Kaiſer

Preis geheftet je M. 3.50,
grün gebunden mit farbigem Deckelbild
je M. 5.—

Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden

Karl-May-Jahrbücher 1918, 1919 und 1920
(I., II. und III. Jahrgang) sind vergriffen.

Karl-May-Jahrbuch 1921. IV. Jahrgang.
384 Seiten. 6 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1922. V. Jahrgang.
368 Seiten. 6 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1923. VI. Jahrgang.
384 Seiten. 8 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1924. VII. Jahrgang.
368 Seiten. 10 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1925. VIII. Jahrgang.
368 Seiten. 12 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1926. IX. Jahrgang.
480 Seiten. 20 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1927. X. Jahrgang.
496 Seiten. 23 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1928. XI. Jahrgang.
480 Seiten. 23 Kunstdruckbilder.

Jahrbuch 1921—1925 Preis je M. 3.—, Jahrbuch 1926—1928 Preis je M. 4.—

Jeder Band mit bisher noch unbekannten Erzählungen, Gedichten und Briefen Karl Mays, mit zahlreichen Beiträgen, Novellen usw. bekannter Schriftsteller. Alljährlich erscheint ein weiteres Jahrbuch.

Mitarbeiter sind u. a.:
Rose v. Aichberger, Dr. Ernst Altendorff, Lisa Barthel-Winkler, Eisenbahninspektor Alfred Biedermann, Geheimrat Prof. Dr. Alfred Biese, Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau, Dr. Charlotte Bühler, Major a. D. Regierungsrat Max Cassella, Dr. Franz Cornaro, Geheimer Regierungsrat Cumme, Studienrat Dr. Adolf Droop, Hauptmann a. D. Dr. Reinhold Eichacker, Redakteur Otto Eicke, Prof. Dr. Eduard Engel, Dr. Curt Floericke, Dr. Georg Fröschel, Max Geißler, Rechtsanwalt Dr. Oskar Gerlach, Strafanstaltslehrer Heinrich Glatzel, Archivrat Hauptmann a. D. Gustav Goes, Univ.-Prof. Dr. Konrad Guenther, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Thea von Harbou, Verlagsdirektor Wirkl. Rat Otto Hartmann, Landgerichtsdirektor Dr. Albert Hellwig, Max Jungnickel, Kaplan Franz Kandolf, Tony Kellen, Fremdenlegionär Max Kirsch, Prof. Wilhelm Kreis, Prof. Dr. Ritter Richard v. Kralik, Geheimrat Dr. Lorenz Krapp, Hauptmann Dr. Paul Leutwein, Dr. Heinrich Lhotzky, Dr. Werner Mahrholz, Dr. Wilhelm Matthießen, Frau Klara May, Amand v. Ozoróczy, Prof. Dr. K. Th. Preuß, Studienrat Fritz Prüfer, Pfarrer W. Richter, Mittelschulrektor Franz Rohrmoser, Verlagsdirektor Dr. E. A. Schmid, Prof. Sascha Schneider †, Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Emil Sehling, Dr. Karl Hans Strobl, Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz, Hauptmann Hans-Erich v. Tzschirner-Bey, Hochschul-Prof. Dr. Benno Wandolleck, Dr. Wolfgang von Weisl, Rechtsanwalt Max Weiß, Minist.-Dir. Dr. Erich Wulffen, Heinrich Zerkaulen.

Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden

Preſſeſtimmen.

So viel wird über dieſen Phantaſten geſchimpft, von Leuten, die offenbar ſelbſt nie weiter gekommen ſind, als Cooks Reiſeführer ſie geleitet hat, daß es mir ein Bedürfnis iſt, einmal die Wahrheit feſtzuſtellen: Ich kenne kein einziges Buch und keinen einzigen Autor, der über den Orient ſoviel Richtiges geſchrieben, der ſeinen Geiſt ſo einſichtig erfaßt und ſo ſicher dargeſtellt hat wie dieſer Mann, der an ſeinem Schreibtiſch, unter Benutzung einer gewaltigen Bibliothek und unter taktſicherer Ausſcheidung der falſchen Berichte über Aſien ſeine Romane entwarf. Wo ich auf meinen Reiſen die Spuren der Helden Karl Mays kreuzte, fand ich — heute, Anno 1927! — die Welt und die Menſchen noch immer ſo, wie ich ſie von der Zeit her, da ich unter der Schulbank heimlich den „May“ las, in Erinnerung behalten hatte. Und dasſelbe ſagten mir alle Deutſchen, die ich hier im Oſten traf: Konſuln und Archäologen und Kaufleute. Und einer — ein ſehr ehrbarer Univerſitätsprofeſſor — geſtand mir errötend, daß ihm eigentlich vor dreißig Jahren der Karl May mehr vom wahren Orient gegeben hatte als alles, was er ſeither darüber zu leſen verpflichtet war ...

Dr. Wolfgang von Weiſſl, Berichterſtatter der „B. Z. am Mittag“.

Was auch die ſtolze Literaturwiſſenſchaft und das ſelbſtbewußte Tagesurteil über Karl May ſagen oder ſchelten mag, eins müſſen ſie alle laſſen ſtahn: Er iſt ſeit reichlich vierzig Jahren der meiſtgeleſene deutſche Erzähler, wobei nicht zu vergeſſen, daß er auch der meiſtüberſetzte iſt, daß alſo ſeine Leſer über faſt alle Länder des Erdballs verſtreut ſind. Karl May iſt ein Volksſchriftſteller mit außergewöhnlicher Verbreitung; es kann daher nicht gleichgültig ſein, in welcher Sprachform ſeine Werke zu den Millionen ſprechen. Karl Mays Deutſch nahm es von jeher an Reinheit mit dem unſerer berühmteſten Erzähler und Wiſſenſchafter auf.

Prof. Dr. Eduard Engel im Karl-May-Jahrbuch 1926.

Ich bin ein alter Freund der May-Bände, weil dieſe, ſittlich und religiös vollkommen einwandfrei, ein vielbegehrter Beſtandteil jeder Jugendbibliothek ſind. Selbſt der Mann im Ernſt des Lebens greift in Mußeſtunden gerne wieder zur Lieblingslektüre der Jugend und verſteht, je länger, je mehr, die Intention des leider vielverkannten Verfaſſers auch pſychologiſch zu würdigen.

Anſtaltsgeiſtlicher Anton Moosbammer, München.

Ich habe mit Freuden eine Anzahl Karl-May-Bände für die Diviſionsbücherei ausgepackt; wenn ich nur mehr davon hätte!

Diviſionspfarrer Rieger im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“.

Karl May war die flatternde Fahne unſerer erſten Jünglingszeit. Er lockte die Phantaſie mit heldenmütigen Taten, er befriedigte aber auch das Gerechtigkeitsgefühl durch den Sieg des Guten und den Untergang des Böſen.

„Peſter Lloyd“, Budapeſt.

Mays Werke ſtehen turmhoch über den gewöhnlichen Skalp-, Büffel- und ſonſtigen Jägererzählungen. Lebhafteſte Phantaſie und gefällige Darſtellung vereinigen ſich hier mit einer vielſeitigen Bildung, und den

Hintergrund der wilden Abenteuer bildet eine ernste Lebensauffassung und gründliche Kenntnis der geographischen und ethnographischen Details. Alles für die Jugend Anstößige ist sorgfältig vermieden, obgleich Mays Werke nicht etwa bloß für diese bestimmt sind; viele tausend Erwachsene haben aus diesen bunten Bildern schon Erholung und Belehrung im reichsten Maße geschöpft ... „Kölnische Volkszeitung."

Die Werke Karl Mays haben den großen Vorzug, daß sie auch von Erwachsenen gern gelesen werden. In der Tat macht es sogar dem Gebildeten Freude, dem Reisedichter durch die interessant, anschaulich und wahr geschilderten Gebiete der Prärien, der Wüsten und Steppen zu folgen, und gar mancher hat sich noch in spätem Alter an der Phantasie Old Shatterhands erfreut. „Berner Tagblatt."

Ich wollte nur feststellen, daß ich als Lehrer an einem Gymnasium eine durchaus achtbare, freudige und im guten Sinne strebsame Jugend für Karl Mays Schriften geradezu begeistert fand ... Die große herrische Pose dieses Mannes, seine Humanität und selbstbewußte Mannhaftigkeit hat es der Jugend angetan ... Jetzt ist er tot; jetzt wird wohl allmählich ein gerechtes Urteil über die phantasiereiche, spannende und witzige Erzählerkunst dieses interessanten Menschen Platz greifen.

Prof. Dr. Ludwig Gurlitt im „Allgemeinen Beobachter"

Karl May ist nicht nur einer der erfolgreichsten, sondern auch einer der einflußreichsten deutschen Volksschriftsteller, und man darf ihm für das 20. Jahrhundert ein blühendes Leben prophezeien. Er war durch und durch Romantiker, und daraus erklärt sich die Begeisterung des Volkes für ihn.

Max Geißler in seinem „Führer durch die deutsche Literatur des 20. Jahrh."

Einer Umfrage des Bergbaulichen Vereins für den Oberbergamtsbezirk Dortmund entnehmen wir, daß die Benutzung einer Zechenbibliothek erheblich nachgelassen hatte, weil „die Zechenverwaltung es versäumte, die wegen starken Verschleißes ausgeschiedenen Schriften Karl Mays neu einzustellen". „Der Bibliothekar".

Karl May ist ein ganz prächtiger Mensch, der in seine Erzählungen einen guten ethischen Kern, Vaterlandsliebe, Humanität und einen gesunden Nationalstolz legte. Ich bin der Ansicht, hätten wir ihn nicht, so müßten wir nach einem, der ihm zumindest ähnlich ist, auf die Suche gehen!

Roseggers „Heimgarten".

Karl May hat das Verdienst, Amerika „entdeckt" zu haben: die zauberischen Schönheiten des Wilden Westens, seine tiefeingefressenen Schluchten, seine weiten Seen, seine dampfenden Geiser ... Mays Naturbeschreibungen sind Meisterstücke der Schilderungskunst und verdienen deshalb alle Beachtung. „Kosmos", Handweiser f. Naturfreunde.

Man ist endlich dazugekommen, in rubiger, objektiver Weise dem seltenen Talent gerecht zu werden. Darüber ist sich jedenfalls die Kritik einig, daß mit Karl May eine unerschöpfliche Phantasie, ein Reichtum an Erfindung, ein Talent dramatischer Erzählweise dahingegangen ist... Die Ausstattung der Bände ist ganz vortrefflich. Wir sind überzeugt, daß man sie auch heute der reiferen Jugend in die Hand geben kann und daß sie dort ebensowenig Schaden anrichten werden wie in unseren Jugendtagen, da wir diese Bücher „verschlangen". „Deutsches Lehrerblatt".